Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

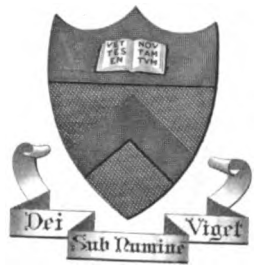
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Princeton University Library
32101 064469008

Digitized by Google

902
2957
1918
ANNEX LIB.

Library of



Princeton University.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von .....

Richard Fleischer

Dreiundvierzigster Jahrgang. Erster Band

Januar bis März 1918

Stuttgart und Leipzig 1918 Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

(RECAP)

0902
.2957
v.43, pt.1-2
1918

Digitized by Google

Inhalt

des

Ersten Quartal-Bandes des Jahrgangs XLIII

(Januar bis März 1918)

Seite

Freiherr v. Macchio, k. u. k. Wirkl. Geheimer Rat und Botschafter a. D.: Wird Italien das Geschick Rußlands teilen? 1

Hermann Diez: Der Friedensfeind 4

Isolde Kurz: Lebensmorgen. Jugenderinnerungen 12

Professor Richard Eickhoff, Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses: Der Reichskanzler Graf Hertling und seine Mitarbeiter . 26

Generalleutnant z. D. v. Görtz: Der Waffenstillstand 29

Otto Wiener: Märchen und Physik 31

Dr. Freiherr v. Jettel: Das Selbstbestimmungsrecht der Völker 43

Geh. Justizrat Prof. Dr. Rießer, M. d. R.: Groß-Berlin. Ein Beitrag zur Geschichte der Selbstverwaltung 46

H. Wittmaack, Reichsgerichtsrat a. D.: Hat das Seekriegsrecht in neuerer Zeit Fortschritte gemacht? 56. 152

John L. Stoddard (Meran): Das Rote Kreuz entweiht! 66

C. Bezold, Geh. Rat und Professor a. d. Universität Heidelberg: Die deutsche Wissenschaft vom Morgenland 68

R. Krauel, Kaiserl. Gesandter a. D.: Eine amerikanische Kapuzinade. 74

Aus den Jugenderinnerungen A. v. Werners. Karlsruhe 1866 78. 145

Wolfgang Windelband: Aus dem Briefwechsel Friedrich Eichhorns 87. 179

Kurd v. Strantz: König Ferdinand von Rumänien. Eine Jugenderinnerung 95

Zu den Verhandlungen in Brest-Litowsk. Von einem früheren österreichisch-ungarischen Diplomaten 101

Archivrat Dr. Lulvès (in Berlin): Lloyd Georges Reden und Englands Eroberungskriege seit hundert Jahren 104

Albert Leitzmann: Beethoven und Bettina. Mit Benutzung ungedruckten Materials 109

Freiherr v. Macchio, k. u. k. Wirkl. Geh. Rat und Botschafter a. D.: Der Chauvinismus als eine der Hauptursachen des Weltkrieges .. 120

August Fournier: Londoner Präludien zum Wiener Kongreß. (Geheime Berichte Metternichs an Kaiser Franz) 125. 205

579148

Digitized by Google

Seite

General der Infanterie Freiherr v. Woinovich: Große Worte und leere Taten unserer Feinde 136
Matthias Salm: Georges Clemenceau 141
Prof. Dr. R. Gaupp (Tübingen): Krieg und Seelenleben! 162
Generalleutnant z. D. v. Görtz: Weshalb marschiert der allgemeine Friede so langsam? 188
Freiherr Woinovich von Belobreska: Italien als Großmacht 197
Friedrich Fürst Wrede: Die Erinnerungen Freycinets 200
Die Friedenskonferenz. Traumbild eines Diplomaten 216
Friedrich Thimme: Graf Eduard v. Bethusy-Huc, der Gründer der Freikonservativen Partei. Ein Nachruf aus der Feder Wilhelm v. Kardorffs 219
Prof. Dr. A. Galle: Die Figur der Erde. Eine geodätische Betrachtung des Harzes 232
Dr. H. Diez: Der Lügenbau 236
Prof. Dr. Ludwig Sütterlin (Freiburg i. Br.): Fremdwortersatz und Sprachgefühl 240
Dr. M. J. Bonn: Das amerikanische Friedensprogramm 245
Hermann Kirchhoff, Vizeadmiral z. D.: Die Wahrheit über Lloyd Georges Unterseeboots-Kriegsreden 251
Dr. Wolfgang Windelband, Privatdozent in Heidelberg: Frankreichs Streben nach dem Rhein 257
Dr. G. Baron Manteuffel: Über den Adel in Rußland 271
Alexander v. Gleichen-Rußwurm: Physiognomie und Fernwirkungen des Wiener Kongresses 280

Kleine Revuen

Literarische Berichte 97. 193. 289
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 99. 196. 292

Digitized by Google

Wird Italien das Geschick Rußlands teilen?

Von

Freiherrn v. Macchio, k. und k. Wirkl. Geheimer Rat und Botschafter a. D.

Die 40 Monate des Weltkrieges, welche wir bisher durchzuhalten hatten, haben unter vielen anderen auch die Lehre gebracht, daß das Prophezeien mehr denn je ein höchst undankbares Geschäft ist.

So vieles ist ja ganz anders gekommen als man erwartet hatte. Das gilt insbesondere von der Entwicklung der Dinge in Rußland. Erst kurz vorher, nach einem ebenfalls unglücklichen Kriege, war dem Ansturm umstürzlerischer Elemente Einhalt geboten worden, und überraschend rasch hatte sich das Reich wieder zu größerer staatlicher Macht als je früher aufgeschwungen. Jetzt aber war es, sozusagen über Nacht, zu einer gänzlichen Auflösung der bestehenden Ordnung gekommen. Konnte das vorausgesehen werden, wenn auch gewiß manche Anzeichen für die Möglichkeit innerer Erschütterungen sprachen? Soweit die ins Ausland dringenden Nachrichten überhaupt faßbar waren, erlebten wir das Auf und Nieder des in krampfhaften Zuckungen der Revolution sich windenden Riesenreiches, ohne daß man eine halbwegs sichere Prognose des endlichen Ausgangs hätte stellen können.

Man kann es vielleicht auch heute noch nicht, obwohl die zusehends sich festigende Macht der Bolschewiki, deren immer mutigeres und selbständigeres Auftreten gegen die verzweifelten, drohenden Anstrengungen der bisherigen Ententegenossen, ihnen ihren Willen aufzuzwingen, dem Vierbund allmählich Ausblicke eröffnet, welche in dem Waffenstillstands- und Friedensanbote verheißungsvoll sich entwickeln und erhoffen lassen, daß Rußland aus dem aktiven Krieg der Feinde definitiv ausgeschieden sei.

Man darf aber wohl nicht außer acht lassen, daß der Anstoß zu dieser Umformung, deren sich schließlich die in den breiten Schichten des Volkes schlummernden Kräfte bemächtigten, von außen und von oben ausging. Dadurch war es möglich, daß unter dem Impulse der englischen Wühlarbeit, welche eine um so engere Unterordnung der russischen Macht unter den Kriegswillen der Westmächte im Auge hatte, das zaristische Regiment überraschend schnell zu Falle gebracht und — ganz im Gegensatze zu den Absichten der Verbündeten — jenen okkulten Kräften freie Bahn geschaffen wurde, welche nach gewalt-

Copyright 1918 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

samer Wegräumung gegenteiliger Strömungen den durch das Versagen des staatlichen Organismus gestärkten Friedenswillen durchzusetzen vermochten.

Während sich diese Erscheinungen im Osten abspielten, gelang im Südwesten der niederschmetternde Offensivstoß gegen Italien. Zweieinhalbjährige vergebliche Bemühungen, die italienischen Kriegsziele, wenn auch mit Strömen von Blut, zu erreichen, waren endgültig vereitelt, das Sehnen des Irredentismus in unerreichbare Fernen gerückt, große, reiche, fruchtbare Strecken italienischen Landes in Feindeshand gefallen. Schon vorher hatte, soweit man den über die Schweiz zu uns dringenden Nachrichten glauben konnte, die sozialistische kriegsfeindliche Propaganda in Italien immer größere Dimensionen angenommen, je länger die fruchtlosen Massenopfer an der felsenfesten österreichischen Front dauerten; der erschütterte Kampfmut der Söhne Italiens äußerte sich in Massendesertionen von Leuten, die, zu Marodeurbanden sich zusammenschließend, ganze Landschaften unsicher machten. Es war also die Frage wohl naheliegend, wie sich das jetzt erst gestalten würde, wo das vollkommen überraschte italienische Heer, vielfach nach völliger Auflösung seiner Verbände, zurückflutete und den sieggewohnten Feind auf den Fersen fühlte. Der erste Eindruck scheint ja auch allenthalben ein überwältigender gewesen zu sein, und es konnte nicht überraschen, wenn vielfach eine Parallele mit Rußland gezogen wurde, wenn die Ansicht Boden gewann, daß auch der von den fruchtlosen Kriegsleiden schon so sehr erschöpfte Italiener, vermöge seines Temperamentes noch mehr als der apathische fatalistische Russe, sich der auflösenden Wirkung jener Lehren unterordnen würde, welche nur im Umsturz des Bestehenden die Befreiung von dem aufgezwungenen Joche der eigensinnig für ihre verkehrte Kriegspolitik kämpfenden Regierenden erblicken.

Und was sehen wir nun in Wirklichkeit?

Die Kammer tritt zusammen, wieder wird die Größe des Debakel verschleiert. Was sich aber nicht verbergen läßt, was schon die Hunderttausende von Flüchtigen zu erzählen wissen, ist doch arg genug, um das Vaterland in Gefahr zu erklären. Unter diesem Schlagworte, zur Verteidigung des geheiligten Bodens Italiens, treten alle Divergenzen und Parteikämpfe in den Hintergrund, selbst die sonst so rührige sozialistische Partei wagt sich nicht mehr hervor, die nationalistische Note ist Trumpf, niemand will als unpatriotisch erscheinen.

Auch die Staatsmänner, die sich sonst in der parlamentarischen Arena bis aufs Messer befehdeten, sie setzen ihre persönlichen oder politischen Zwiespältigkeiten beiseite. Salandra und Boselli bekunden ihr Einverständnis mit dem Ministerium Orlando, ja es heißt, daß auch Giolitti die jetzige Regierung zu unterstützen sich entschlossen habe.

Giolitti ist der Nestor unter den Staatsmännern Italiens, wenn auch nicht absolut an Jahren, so doch an Bedeutung, Einfluß und Popularität. Auf ihn horcht die Menge. Er hat immer gewußt, sich dies Prestige zu wahren. Schien es ihm gefährdet, so trat er zurück. Über kleinliche Eitelkeiten und

Digitized by Google

Streberein ist er, der längst Saturierte, auch seit langem erhaben. Seine einzige Ambition bleibt nach wie vor, als der providentielle Staatsmann — the great old man — Italiens zu gelten. Vor ihm fürchten sich alle Kleineren unter den Leitern der Regierung. Es ist ja in aller Erinnerung, wie sehr seine Haltung ins Gewicht fiel, als es im Jahre 1915 darauf ankam, mit der künstlichen anglo-französischen Mache um jeden Preis das Losschlagen Italiens zu erzwingen. Damals scheute man selbst vor Gewaltmitteln nicht zurück, um sich seiner als des Mannes, der unbeschränktes Vertrauen in der Bevölkerung genoß, zu entledigen. Er soll über hundert Drohbriefe in einem Tage erhalten haben, um sein Erscheinen in den entscheidenden Parlamentssitzungen zu hintertreiben — und er wich schließlich der Gewalt solcher Argumente! Daß ein solcher Mann es sich und seiner Vergangenheit schuldig ist, seinen Patriotismus zu betonen, scheint mir eigentlich selbstverständlich.

Im Momente, wo das Vaterland in Gefahr erklärt wird, kann Giolitti nicht fehlen, um das allgemeine Vertrauen mit dem Gewicht seiner Persönlichkeit zu verstärken — außer er würde überhaupt von jeder politischen Rolle abdizieren.

Ich glaube keineswegs, daß er damit seine Zustimmung zu allen jetzigen Regierungshandlungen geben wollte — ich glaube ebensowenig, daß damit schon sein aktives Wiedererscheinen am innerpolitischen Kampfplatze angedeutet ist. Er will zunächst nur daran erinnern, daß dort, wo Italien in Gefahr, Giolitti sich zeigen muß. Er wird aber nur dann das Steuer wieder übernehmen, wenn er überzeugt ist, daß er es als Retter seines Landes tun kann und muß. In welcher Form, in welcher Richtung das einmal geschehen wird, ob ihm die Vorsehung überhaupt bei seinem Alter noch eine solche Rolle vorbehält, das, scheint mir, wäre müßig und verfrüht jetzt beurteilen zu wollen.

Das eine aber dürfte aus den obigen Feststellungen hervorgehen, daß der Moment noch nicht gekommen ist, wo die innere Lage Italiens eine Belastung nicht mehr vertrüge. Es muß auch noch diese Periode des Zusammenschlusses, des Aufbäumens eines patriotisch geeinten Nationalstaates gegen das Walten der Nemesis, gegen den unerbittlichen Gang der Weltgeschichte überwunden werden.

Wie lange dieses Zwischenstadium währen wird, bleibe dahingestellt. Jedenfalls ist Italien, schon durch seinen geographischen Zusammenhang mit den Westmächten, deren übermächtigem Einflusse in moralischer und militärischer Hinsicht, aber auch deren wirtschaftlichen Hilfsaktionen viel zugänglicher als das entfernte Rußland.

Das zeigen ebenso die gewaltigen Unterstützungen an modernsten Kriegsmitteln, deren es sich schon in den letzten Isonzoschlachten zu erfreuen hatte, wie nicht minder die Verwendung englischer und französischer Kontingente zur zuverlässigen Unterdrückung von Revolten im italienischen Hinterlande und die Aushilfe mit reichen Zufuhren, welche die direkte Einwirkung der feindlichen Unterseeboote teilweise paralysieren sollte und in der Reich-

Digitized by Google

haltigkeit der jetzt in Venetien gemachten Beute hinlänglich in die Erscheinung trat.

Alle diese Momente, wie auch die weitgehende finanzielle Abhängigkeit werden noch durch die Macht der kriegerischen Tatsachen überwunden werden müssen, bis die endgültige Überzeugung der Unterlegenheit und militärischen Ohnmacht auch über die jetzige nationale Ralliierung obsiegen und neuerlichen Vorstößen der Kriegsgegner den Boden bereiten kann. Revolutionen von unten im Gegensatze zu der russischen sind eben im Zeitalter der unbeschränkten technischen Hilfsmittel des Staates keine so einfache Sache, und selbst im italienischen Volksheere hat sich, im Gegensatze zu der auf früheren Erfahrungen basierten Annahme, das Gefühl der Zusammengehörigkeit viel zu kräftig geltend gemacht, als daß es im Momente versagen sollte, wo es gilt, das eigene Land gegen das Eindringen des Feindes zu verteidigen.

So notwendig also gewiß aus den verschiedensten, ernstesten Ursachen ein offensives Vorgehen der verbündeten Mittelmächte gegen Venetien war, so glänzend es geplant und so glücklich es durchgeführt wurde, so wird es, meines Erachtens, die schon so lange vergebens erwartete innere Zersplitterung nicht zur unmittelbaren Folge haben. Wohl aber dürfte es der erste Anstoß dazu werden, um nach und nach jene subversiven Kräfte auszulösen, gegen welche selbst die Volkstümlichkeit und kluge Selbstbeschränkung eines Giolitti sich als ohnmächtig erweisen mag.

Der Friedensfeind

Von

Hermann Diez

Eine ungeheure Fülle von Menschheitserlebnissen preßt sich jetzt in den Rahmen eines einzigen Jahres, und es wird wohl kaum einen urteilsfähigen Menschen geben, der heute über all die großen Fragen der Gegenwart und der nächsten Zukunft noch ebenso dächte wie vor Jahresfrist. Die Völker der Erde sind zurzeit in einer strengen Schule und lernen in ihrer eisernen Zucht mehr als vorher in Jahrzehnten und Jahrhunderten. Auch ein Staatsmann, der in solchen Zeiten nichts lernen und nichts vergessen wollte, würde damit sicherlich keinen Befähigungsnachweis erbringen. Vergleicht man aber die Friedenskundgebung Wilsons vom 21. Dezember 1916 mit seiner Kongreßbotschaft vom 4. Dezember 1917, so steht man immerhin vor allerlei Rätseln. Damals hat er noch geschrieben: „Vielleicht ist der Friede näher, als wir glauben. Vielleicht sind die Bedingungen, auf denen die beiden kriegführenden Parteien für nötig halten zu bestehen, nicht so unvereinbar, wie manche fürchten; vielleicht könnte ein Meinungsaustausch wenigstens den Weg zu

Digitized by Google

einer Konferenz ebnen, vielleicht könnte so schon die nächste Zukunft auf ein dauerndes Einvernehmen der Nationen hoffen." Einige Wochen später kam die Formel vom „Frieden ohne Sieg". Die Mittelmächte und ihre Verbündeten gaben deutlich zu erkennen, daß ihnen der Schritt Wilsons willkommen sei; England und Frankreich aber und damals auch noch Rußland, ja bezeichnenderweise Rußland in erster Linie, antworteten mit der Aufstellung von Bedingungen, die nur für ein besiegtes, ja für ein zerschmettertes Deutschland überhaupt in Betracht kommen konnten, wiesen also die Formel Wilsons, wenn sie ernst gemeint war, schroff zurück. Weit entfernt, sich dadurch verletzt zu fühlen, trat Wilson aber nunmehr völlig auf die Seite unserer Gegner, sobald ihm die Verkündigung des uneingeschränkten U-Bootkrieges, die nicht nur militärisch, sondern auch moralisch bestbegründete Maßregel, die es jemals gegeben hat, den ärmlichen und erbärmlichen Vorwand dazu bot. Und jetzt in diesem Augenblick, da Rußland die Waffen niederlegt und auf sofortigen Frieden drängt, erklärt Wilson, daß Amerika den Krieg unter allen Umständen fortsetzen werde, bis die „unheilvollen Herren Deutschlands" entfernt seien, bis das deutsche Volk seine Herrscher ausdrücklich preisgebe und sich bereit erkläre, das von ihnen begangene Unrecht gutzumachen, insbesondere auch die Völker Österreich-Ungarns, des Balkans und der Türkei von der „unverschämten Fremdherrschaft der militärischen und Handelsautokratie Preußens" zu befreien, und was dergleichen sinnloses Gerede mehr ist. Herr Wilson erkennt somit das Deutsche Reich in seiner gegenwärtigen Verfassung überhaupt nicht mehr als verhandlungsfähig an; weil er aber doch seiner hohen Mission als Friedensfreund treu bleiben will, sucht er nun nicht allein unsere Verbündeten von uns wegzulocken, indem er speziell Österreich-Ungarn in einem Augenblick den großen Stock der Kriegserklärung und das Zuckerbrot der rücksichtsvollsten Schonung zeigt, was ihm offenbar als der höchste für menschliche Weisheit erreichbare Gipfel der Staatskunst erscheint; auch das deutsche Volk als solches bekommt allerlei Beruhigendes zu hören, und wenn es nur seinen Kaiser ausliefert, so drückt der strenge Richter für die Hälfte seiner Sünden ein Auge zu.

Schon als Wilson zum erstenmal die Welt mit seinem Phrasenschwall überschüttete, haben die Politiker aller Völker die Köpfe geschüttelt und sich gefragt, was dieser schönredende Schaumschläger wohl in Wahrheit leisten werde. In Wahrheit hat er auch von alledem, was er dem Volke der Vereinigten Staaten an Befreiung von der Macht des Mammons verhieß, nichts gehalten, nichts wahrgemacht. Er ist für seine Person und für seine Regierung ein ebenso gefügiges Werkzeug des Mammons geworden wie irgendeiner seiner Vorgänger. Man kann sich also nicht wundern, wenn er auch sonst zwischen den ungeheuren Problemen dieses Krieges haltlos umhertaumelt. Aber es gibt vielleicht doch eine logische Erklärung für alles, was Wilson seit Beginn des Krieges getan und unterlassen hat. Wenn er von allem Anfang an entschlossen war, einen Sieg Deutschlands und seiner Verbündeten nicht zuzu-

Digitized by Google

lassen, sofern er es nämlich verhindern konnte, so kann man verstehen, daß er in demselben Maße gehässiger und feindseliger wurde, in dem die Kriegslage für uns sich besserte. Die Friedenskundgebung vom Dezember 1916 wäre dann der letzte Versuch gewesen, ohne Eintritt Amerikas in den Krieg einen Frieden zustande zu bringen, in dem Deutschland zumindestens auf alle Früchte seiner Siege verzichtete. Als es dazu keine Neigung zeigte, vollzog Herr Wilson den Bruch. Was seiner Staatskunst nicht gelungen war, sollten nun Amerikas Waffen und der — nicht allzu große — Teil seiner Hilfsquellen erzwingen, der nicht schon vorher im Dienste unserer Feinde gestanden hatte. Jetzt „droht der Friede". Der Ring unserer europäischen Gegner ist gebrochen. Italien hat die veränderte Lage empfindlich zu spüren bekommen, und alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß auch noch andere an die Reihe kommen werden. Amerika ist also in Gefahr, nicht nur seine Staatskunst elend scheitern, sondern auch seine Milliarden bedroht und seinen Eintritt in den Krieg zu einer Tragikomödie gestempelt zu sehen. Darum klammert sich Wilson krampfhaft an diesem Kriege fest, darum erklärt er Österreich-Ungarn den Krieg, als ob er Italien die Hilfe zu bringen vermöchte, die er Frankreich nicht leisten konnte, und darum versucht er es gleichzeitig noch einmal mit dem alten Sirenenlied — ob nicht doch vielleicht das deutsche Volk von seinem Kaiser zu trennen oder zum mindesten das Deutsche Reich von seinen Verbündeten loszusprengen wäre.

Man kann sich darüber nicht täuschen, daß Wilson persönlich sich damit auf den Krieg bis zum Äußersten festgelegt hat, und es ist gewiß bedauerlich, daß ihm der Kongreß oder wenigstens dessen große Mehrheit auch jetzt noch folgt. Bedauerlich, aber nicht zu verwundern. Denn um die amerikanische Politik und um die amerikanischen Politiker ist es von jeher ein eigen Ding gewesen. In einem der Bismarckbücher Heinrich v. Poschingers findet sich ein angeblich aus dem Jahre 1878 stammendes Wort des ersten Reichskanzlers verzeichnet, das folgendermaßen lautet: „Bei der Berechnung der zukünftigen Ereignisse müssen wir auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika ins Auge fassen, die sich zu einer jetzt von den meisten noch ungeahnten Gefahr auf wirtschaftlichem Gebiet entwickeln werden und vielleicht noch auf anderem. Das eine wird sich in Zukunft vom anderen nicht mehr trennen lassen. Der Krieg der Zukunft ist der wirtschaftliche Krieg, der Kampf ums Dasein im großen." Die Echtheit dieses Wortes, das an Lothar Bucher gerichtet worden sein soll, ist nicht über jeden Zweifel erhaben, insbesondere scheint die Ausdrucksweise nicht eigentlich bismarckisch. Aber da zu jener Zeit auch kaum ein Anreiz vorlag, ein solches Wort zu erfinden, hat man keinen Grund, daran zu zweifeln, daß Bismarck bei irgendeinem Anlaß so oder ähnlich sich ausgesprochen habe. Und er würde dann auch in dieser Weltrichtung den scharfen und weiten Blick bewährt haben, mit dem Genie und Erfahrung den größten aller Staatsmänner ausgestattet hatten. Bis zum Ausbruche des Weltkrieges waren ja das Deutsche Reich und die Vereinigten Staaten in der Verfolgung

Digitized by Google

ihrer wirtschaftlichen oder politischen Interessen noch nirgends aufeinandergeprallt. Seinen inneren Markt schützte Amerika durch einen ungeheuren Wall von Schutzzöllen, mit denen sich die übrige Welt wohl oder übel abfand. Es ergab sich daraus eine Arbeitsteilung, die auch unseren Kräften vollauf genügenden Spielraum ließ. Der amerikanische Ausdehnungsdrang aber geriet nur ein einzigesmal, und zwar in der Philippinenfrage, in förmlichen Widerspruch mit gewissen deutschen Bestrebungen, nachdem es gelungen war, die Samoakrisis durch eine freundschaftliche Verständigung der beiden Mächte zu lösen. Aber es handelte sich bei den Philippinen doch zu wenig um klare und ausgesprochene Absichten der deutschen Politik, als daß es zu einem eigentlichen Zusammenstoß hätte kommen können. Man lernte bei dieser Gelegenheit indes immerhin den Geist der amerikanischen Außenpolitik kennen, und zwar einen Geist, vor dem man wohl erschrecken konnte.

Dieser Geist ist dem Volke der Vereinigten Staaten nicht von ungefähr und nicht von heute auf morgen angeflogen, sondern ist tief in seiner Geschichte und in seinem Wesen begründet. Die schroffe, trotzige und hochmütige Art des englischen Puritanertums bildet einen seiner wesentlichsten Charakterzüge. Seine innere und äußere Entwicklung aber ist in mehr als einer Beziehung eine Entwicklung zum Größenwahn. Dazu trugen die Eigenarten des Kolonialtandes mit ihrer typischen Geringschätzung der Mutterländer und dem völligen Mangel an wirklichen Kulturmaßstäben das ihrige bei. Außerdem schufen die unvergleich günstigen Voraussetzungen für erfolgreiche wirtschaftliche Arbeit eine materialistische Einseitigkeit, die ihresgleichen in der Welt nicht hat und die man durchaus zutreffend als „Mammonismus" bezeichnet hat. Aller Kulturbesitz, der sich nicht in Dollar und Cent ausdrücken und sich daher weder kaufen noch verkaufen läßt, wird mißachtet. Auch das politische Leben steht einzig und allein unter dem Gesichtspunkt des Geschäfts, und zwar eines wenig reinlichen Geschäfts. Im Innern genügt das leere Wort Freiheit und der bloße Schein der Freiheit, um alle Greuel einer mehr als russischen Korruption zu decken; es genügt dem Amerikaner, daß seine Partei und damit er selbst auch einmal an die Staatskrippe kommen kann, ja daß damit nach gewissen unveränderlichen Gesetzen des politischen Lebens mit ziemlicher Sicherheit zu rechnen ist. So haben die inneren politischen Kämpfe auch nicht das mindeste von einem Kampf der Ideen und der Ideale. Man muß eine der großen Versammlungen, in denen Präsidentschaftskandidaten nominiert werden, mit angesehen haben, um sich einen Begriff davon zu machen, in welchen geradezu kindischen und läppischen Formen dieser wichtigste Akt im Leben eines „politisch mündigen Volkes" sich vollzieht. Bei alledem ist vielleicht etwas von der gewollten Kindlichkeit eines Riesen, der sonst sehr ernste und große Dinge betreibt, dem es aber Vergnügen macht, gerade bei dieser Gelegenheit auch einmal den Hanswurst zu spielen. Auch sonst macht sich eine gewisse Gutherzigkeit, insbesondere im kleinen, geltend, die sich aber auch gelegentlich zu den allergrößten Maßen auswachsen kann, wobei dann freilich die Gutherzig-

Digitized by Google

keit auch sehr deutlich zur Schau getragen zu werden pflegt; ferner eine liebevolle Rücksicht auf die Schwachen und Kleinen, insbesondere auf Frauen und Kinder, die beide in Amerika sich einer Stellung erfreuen wie vielleicht sonst nirgend in der Welt. Zu diesen nicht unsympathischen Eigenschaften tritt nun aber die eherne Unbarmherzigkeit des wirtschaftlichen Kampfes und das banalste Protzentum und der durch Unbildung ins Groteske gesteigerte politische Größenwahn in schroffen Gegensatz. Und dieser Größenwahn, verbunden mit einer ganz rücksichtslosen Interessenpolitik, ist die eigentliche Quelle der Gefahr, die Fürst Bismarck hat kommen sehen, die nun wirklich über die Welt hereingebrochen ist und die neuerwachte Hoffnung der Menschheit auf baldigen Frieden wieder zu verschütten droht. Zu Anfang des Weltkriegs hat das angelsächsische Blut der herrschenden Oberschicht Amerika an die Seite Englands, eine tiefwurzelnde politische Sympathie an die Seite Frankreichs gezogen. Diesen Faktoren gesellte sich das Interesse der Rüstungsindustrie und bald das der Hochfinanz als wichtiger Bundesgenosse, und der Verleumdungsfeldzug des englischen Kabeldienstes tat das Seinige, um die Hemmungen zu beseitigen, die der Einseitigkeit dieser Politik noch im Wege stehen mochten, und die deutschen und deutschfreundlichen Elemente zur Ohnmacht zu verurteilen. So ist nun Wilson, der philosophische Schwätzer, zum eigentlichsten Feinde Deutschlands und des Friedens geworden.

Die sachliche Begründung, die er seinem Verdammungsurteile über die „Herren Deutschlands" gibt, ist im wesentlichen in folgenden Sätzen niedergelegt: „Deutschland baute für sich ein wahres Weltreich von Handel und Einfluß auf, das es sich durch den Weltfrieden gesichert hatte ... Aber in dem Augenblick, wo es die friedlichen Triumphe geerntet hatte, warf Deutschland sie weg, um an ihre Stelle zu setzen, was die Welt nimmer gestatten wird, nämlich die militärische und politische Oberherrschaft durch Waffengewalt, um damit die Rivalen, die es nicht übertreffen konnten und die es am meisten fürchtete und haßte, aus dem Sattel zu heben." Dieser zweite Satz schlägt nicht nur der Wahrheit ins Gesicht, er ist zugleich so namenlos albern und zeugt von einer solchen Unwissenheit hinsichtlich der wirklichen Ursachen des Kriegs, daß man ihm im Grunde viel zu viel Ehre antut, wenn man sich überhaupt damit beschäftigt. Es gibt noch ein anderes Bismarckwort, nach Form und Inhalt bester und echtester Bismarck, ein Wort, nicht nur gesprochen, sondern Jahrzehnte hindurch mit aller staatsmännischen Kraft und Klugheit betätigt, ein Wort, das in seiner leuchtenden Wahrheit auch die Zeit nach Bismarck völlig beherrscht hat; dieses Wort, in den „Gedanken und Erinnerungen", lautet: „Deutschland ist vielleicht die einzige große Macht in Europa, die durch keine Ziele, die nur durch siegreiche Kriege zu erreichen wären, in Versuchung geführt wird. Unser Interesse ist, den Frieden zu erhalten, während unsere kontinentalen Nachbarn ohne Ausnahme Wünsche haben, geheime oder amtlich bekannte, die nur durch Krieg zu erfüllen sind." Für den, der es noch nicht wußte, aber es wenigstens wissen wollte, hat der Suchomlinowprozeß wirklich

Digitized by Google

klar genug gezeigt, wer den Krieg gewollt und wer ihn nicht gewollt hat. Aber auch abgesehen davon, kann man füglich einen Preis von tausend Milliarden ausschreiben für den, der einen halbwegs vernünftigen Grund nachweist, aus dem Deutschland in diesen Krieg sich hätte stürzen sollen. Kein anderes Volk als das deutsche war so stark an der Fortdauer des bisherigen Zustandes, an der ungehemmten Weiterentfaltung seiner Blüte und Größe interessiert; kein anderes Volk hatte so wenig zu gewinnen und so viel zu verlieren wie das deutsche; kein anderes hatte so wenig Anlaß, eine Veränderung der Karte Europas zu wünschen. Und gerade wir, oder wenigstens unsere Führer und Leiter, sollten wahnwitzig diesen Krieg heraufbeschworen haben! Wahrlich, wenn davon die Rede wäre und sein könnte, so würden sie nicht nur verdienen, daß das deutsche Volk weit von ihnen abrückte, sondern es würde schon lang geschehen sein. Das deutsche Volk weiß aber, und zwar herunter bis zum letzten Arbeiter und zum jüngsten Schulknaben, daß gerade der Kaiser und seine Ratgeber bis an die Grenze des Möglichen, ja vielleicht über diese Grenze hinaus, um die Erhaltung des Friedens gerungen haben, und daß die verbrecherischen Kräfte und Strömungen, die den Krieg gewollt und entfesselt haben, ganz wo anders zu suchen sind. Diese Kräfte sind der Panslawismus in Rußland, der Chauvinismus in Frankreich, der Irredentismus in Italien, der See- und Weltherrschaftsanspruch Englands, vier gewaltige Friedensfeinde, vier apokalyptische Reiter. Sie haben den Weltenbrand entfacht, weite Teile Europas in rauchende Trümmerhaufen verwandelt und die Völker der Erde in ein Meer von Blut und Tränen versenkt.

Das Wesen des Panslawismus, der, aus dem ursprünglich rein kulturellen Slawophilismus hervorgegangen, von Katkoff politisiert und zur unbestrittenen Herrschaft im Zarenreich gebracht worden war, bestand bekanntlich darin, daß er mit gewaltiger Kraft und viel Geschicklichkeit die großartige Mission Rußlands in Europa predigte. Rußlands geschichtliche Aufgabe sei es, unter seinem Banner die ganze slawische Rasse zu einem einzigen unüberwindlichen Kulturvolk zu verschmelzen und dieser Kultur auch alle anderen Nationalitäten, die schon unter die Herrschaft Rußlands geraten waren oder noch geraten könnten, unterzuordnen. Diese Partei, die sich ihre innere Bewegungsfreiheit dadurch sicherte, daß sie sich ausdrücklich zum Selbstherrschertum bekannte, hat Alexander II. in den Krieg mit der Türkei getrieben, und die ganze russische Balkanpolitik bis zur Gründung des Balkanbundes ist mit ihrem Geist erfüllt. Sie hat das Mürzsteger Abkommen, das zum erstenmal eine Verständigung zwischen Rußland und Österreich-Ungarn zu verheißen schien, durchkreuzt und aufgehoben, wie sie nachher die Besprechungen von Potsdam und Baltischport zunichte gemacht hat. Der Panslawismus war der eigentliche Bundesgenosse des französischen Chauvinismus, der gleich ihm ununterbrochen vom Kriege träumte, den Krieg schürte und, seit Poincaré ans Ruder gekommen war, die beiden Völker in brüderlicher Übereinstimmung mit hysterischem Kriegsgeschrei erfüllte. Nun gehört es zum Wesen der

Digitized by Google

Hysterie, daß sie zwischen Extremen hin und her schwankt, und es war dem ernsten Friedenswillen Deutschlands und der Achtung vor seinem scharfen Schwerte immer gelungen, die Kriegsgefahr abzuwenden, bis England mit seiner ganzen Macht hinter sie trat und ihnen einen leichten Sieg zu verbürgen schien. Bei Frankreich beruhte die nach einem Jahrzehnt der Besserung plötzlich wieder aufflammende Kriegswut auf der sattsam bekannten pathologischen Anlage, die den Höhepunkt der durch rohe Gewalt geschaffenen französischen Macht als den Normalzustand der Menschheit und die ideale Weltordnung betrachtet, an der zu rütteln ein unerhörtes Verbrechen an der Kultur sei. Der bekannte Satz Victor Hugos, ein Frankreich, das den Verlust zweier Provinzen verschmerzen würde, würde nicht mehr Frankreich sein, kennzeichnet diesen Seelenzustand aufs schärfste. Mit den englischen Staatsmännern aber, die in Wahrheit die Wagschale des Krieges zum Sinken gebracht haben, ist der kalte, bewußte, verbrecherische Wille hinter die leidenschaftlichen Kriegshetzer getreten. Verbrecherisch vielleicht nicht gerade im subjektivsten Sinne. Der Engländer ist durch Naturanlage, Erziehung und Geschichte zu der beneidenswerten Überzeugung gelangt, daß das englische Weltreich das Reich Gottes auf Erden darstelle und daß Gottes Wille in der Welt nicht wirksamer und nicht segensreicher vollstreckt werden könne als durch eifersüchtige Verteidigung des englischen Einflusses gegen jede Störung und jeden Wettbewerb. Zuweilen tritt allerdings wohl auch ein Offenherziger auf und rechnet aus, daß es keinen Engländer gäbe, der durch eine Zertrümmerung des deutschen Handels nicht reicher würde. So mischt sich in der Engländerseele der nüchterne Geschäftsgeist mit allerlei religiösen Vorstellungen und Kreuzzugsideen, die jedes Verbrechen an der Menschheit und an der Menschlichkeit decken, die Entfesselung des Weltkriegs ebenso wie die jahrhundertelange Mißhandlung Indiens und die schnöde Vergewaltigung des Burenvolkes.

Vom italienischen Irredentismus vollends lohnt sich kaum zu reden. Er schreibt die Erlösung von Ländern auf seine Fahne, die so wenig erlöst sein wollen wie die Bevölkerung Elsaß-Lothringens, ist aber ehrlich oder brutal genug, weit über diese Grenzen hinauszugreifen und alles zu begehren, was seinem unheiligen Egoismus nur irgend ansteht. Der Tripolisfeldzug steht auf derselben sittlichen Höhe wie das Verlangen nach der Ostküste der Adria, und man könnte beinahe denken, daß selbst einem Wilson bei dieser Bundesgenossenschaft bange werden müßte, zum mindesten im Blick auf das scheinheilige Mäntelchen, mit dem er seine Politik doch immer noch verkleiden zu müssen glaubt. In Wahrheit haben aber jene vier Reiter der Weltverwüstung in dem Amerika Wilsons und seiner geschäftstüchtigen Hintermänner einen durchaus geistes- und wesensverwandten fünften Genossen gefunden, und der amerikanische Adler, der jetzt wieder so laut kreischt, stellt sich heute noch genau so dar, wie ihn der Engländer Dickens in seinem „Martin Chuzzlewit" vor mehr als siebzig Jahren gezeichnet hat: wie eine Fledermaus wegen seiner Kurzsichtigkeit, wie ein Zwerghuhn wegen seiner Großtuerei, wie eine Elster wegen

Digitized by Google

seiner Ehrlichkeit, wie ein Pfau wegen seiner Eitelkeit, wie ein Strauß, weil er den Kopf in den Kot steckt und dann glaubt, daß ihn niemand sehe. Vielleicht und hoffentlich gibt es auch noch ein anderes Amerika als das Wilsons und einen anderen Adler, der „wie ein Phönix aus der Asche seiner Fehler und Laster wieder auflebt, um sich aufs neue gen Himmel zu schwingen". Wir wollen es mit Dickens hoffen, vorerst aber hat Herr Wilson das Land, dessen Leitung ihm anvertraut ist, jedenfalls so schwer mißbraucht und so tief entwürdigt, wie nur jemals eine Großmacht mißbraucht und entwürdigt worden ist.

Das deutsche Volk aber und nicht nur das deutsche Volk, sondern auch das Deutsche Reich dürfen ehrlich von sich sagen, daß auf seinem Boden keine Pflanze von der Art dieser russischen, französischen, englischen, italienischen und amerikanischen Giftgewächse gedeiht, daß es seit dem Anfang seines nationalstaatlichen Lebens von dem redlichsten und aufrichtigsten Friedenswillen durchdrungen gewesen ist, und daß seine Sache die Sache der Wahrheit und der Gerechtigkeit ist, mag sie Wilson noch so leidenschaftlich mit seinen geifernden Schmähungen überschütten, aus denen übrigens schließlich doch ein deutliches Gefühl für die Aussichtslosigkeit der Sache spricht, in die Wilson ohne jeden Grund und ohne jedes Recht die Ehre der Vereinigten Staaten verwickelt hat. Diese Schmähungen sind doch ein recht dürftiger Ausgleich für die gewaltigen Tatsachen, die unsere mit reiner Hand und gutem Gewissen geführten Waffen geschaffen haben. Er droht ja auch schon sozusagen mit dem Krieg nach dem Kriege, mit dem Ausschluß des unbesiegbaren Deutschland von allem Handel und Verkehr mit Amerika. Das wollen und können wir abwarten. Es gibt schließlich doch eine Grenze, an der auch das Selbstherrschertum Wilsons erlahmen wird. Jedenfalls aber weiß das deutsche Volk, daß ihm auch jetzt wieder nichts anderes übrig bleibt, als sich vertrauensvoll und einmütig um die Männer zu scharen, in deren Hände die Führung seiner Waffen wie die der Reichsgeschäfte gelegt ist. Die innere Krisis ist Gott sei Dank vorüber. Möge sie nicht an dem Streit um das preußische Wahlrecht von neuem entbrennen! Und möge die innere Front vor allem auch nicht dadurch gefährdet werden, daß unverantwortliche Männer die Fahne eines anspruchsvollen Überpatriotismus entfalten, der seinem Wesen nach die große Masse unseres Volkes ausschließt. Nur wenn wir einig sind, können wir den Anschlägen des letzten großen Friedensfeindes erfolgreich begegnen.

Digitized by Google

Lebensmorgen

Jugenderinnerungen

von

Isolde Kurz

Es hat einen tiefen Reiz für das geistige Ich, seinen eigenen Anfängen nachzuspüren. Wann und wie ist von diesem Bewußtsein, das später die ganze Welt des Seienden, des Gewesenen und gar noch des Künftigen umspannen möchte, der erste Funke aufgedämmert? Die tägliche Umgebung, in die wir hineingeboren wurden, läßt kaum einen bewußten Eindruck zurück, sie ist uns das Selbstverständliche gewesen, auch sind es nicht Personen, sondern Dinge, zufällig gesehene überraschende Dinge, die uns zuerst die Vorstellung der Außenwelt als mit uns im Gegensatz befindlich geben.

Am Anfang meiner Erinnerungen steht ein Rad. Diese früheste Gedächtnisspur hat sich mir in meinem achtzehnten Lebensmonat eingegraben. Es war ein mit grünem Schlamm behangenes, verwittertes Mühlrad, das sich in einem eilenden Schwarzwaldbach drehte. Ich hielt es für den großen Garnhaspel unserer Josephine, woraus ich schließen muß, daß mir dieser schon eine ganz geläufige Vorstellung war, aber wann ich seiner bewußt wurde, weiß ich nicht. Das Rad war also nicht das erste, ich müßte vielleicht sagen: im Anfang war der Haspel; allein nun stutze ich wie der Doktor Faust bei der Bibelübersetzung: ich kann den Haspel so hoch unmöglich schätzen. Es müssen noch andere Erkenntnisse in Menge vor und mit dem Haspel gewesen sein, jedoch sie sind auf ewig unter die Schwelle meines Bewußtseins hinabgetaucht, und das Mühlrad steht als erster sicherer Meilenstein auf meiner Lebensstraße. Ich zappelte also vom Arm des Kindermädchens herunter, um den vermeintlichen Haspel aus dem Wasser zu langen — die Größenverhältnisse waren mir noch nicht aufgegangen — und ich setzte durch diese Absicht das Mädchen in berechtigtes Erstaunen, denn sie trug mich schleunig hinweg, wobei ich meine Mißbilligung durch Schreien und Treten aufs lebhafteste äußerte. Dieses Mädchen hieß Justine, sie war bei der gleichnamigen Heldin des „Weihnachtsfundes", den mein Vater um jene Zeit schrieb, Pate gestanden, und der Auftritt spielte auf einer moosbewachsenen Steinbrücke in dem kleinen Schwarzwaldbad Liebenzell, die ich bei einem vor wenigen Jahren dort abgestatteten Besuch auf der Stelle wieder erkannte.

Dieselbe Justine, die beiläufig gesagt erst vierzehn Jahre alt war, mir aber als eine sehr ehrwürdige Persönlichkeit erschien, trug mich einmal in eine Schmiede, wo rußige Männer tief innen um loderndes Feuer hantierten. Ich sah sie mit unbeschreiblichem Entsetzen und hielt sie für Teufel. Wie aber kam der Teufel, von dem ich nie gehört hatte, in meine Vorstellung? Ich weiß es nicht und kann nur annehmen, daß der Teufel zu den angeborenen Begriffen

Digitized by Google

gehört. Ich schrie und sträubte mich gewaltig, als es in diese Hölle ging, und als gar einer der Schwarzen — es war, wie ich später erfuhr, der Vater des Mädchens — sich mir verbindlich nähern wollte, ließ ich jenes im ganzen Ort bekannte Geschrei ertönen, woran mich der Nachtwächter straßenweit zu erkennen pflegte, daß das Mädchen eiligst mit mir das Weite suchte. Ich konnte mich übrigens damals schon ganz gut verständlich machen, denn ich sprach, wie man mir erzählte, schon im ersten Lebensjahr zusammenhängend. Mein um elf Monate älteres, sonst sehr begabtes Brüderchen Edgar lernte es erst an meinem Beispiel. Aber wahrscheinlich hätte er es ebenso früh wie ich gekonnt und ließ sich nur durch irgendein inneres Hemmnis die Zunge binden, denn er war ein wunderliches, äußerst schwierig veranlagtes kleines Menschenkind, dem meine größere Unbefangenheit ebenso nützlich war wie mir sein schon entwickelterer Verstand.

Mein nächster bleibender Eindruck war ein frischgefallener Schnee in den Straßen von Stuttgart, den ich mit inniger Freude für Streuzucker ansah. Dann aber kam eine Stunde unvergeßlichen Jammers. Unsere Josephine, das geliebte Erbstück aus dem großväterlichen Hause, hatte mich im Wägelchen auf den Schloßplatz geführt und war unter der sogenannten Ehrensäule, die auf einem wie mir schien himmelhohen Unterbau eine Gruppe von Steinfiguren trägt, mit mir angefahren. In einer dieser Gestalten glaubte ich unsere Mutter zu erkennen und rief sie erschrocken an, herabzukommen. Da sie sich nicht regte, schrie ich immer ängstlicher und flehender mein „Mamele, komm lunter". Dieses starre, steinerne Dastehen flößte mir eine bange Furcht, ein wachsendes Grauen ein, ich begann zu ahnen, daß es ein Entrücktsein geben könne, wo kein Ruf die geliebte Seele mehr erreicht. In meinen Jammer mischte sich noch ein dunkles Schuldgefühl, als ob dieses Unglück die Strafe für irgendeine von mir begangene Unbotmäßigkeit wäre, ich brach in ein fürchterliches Wehgeschrei aus und blieb für alle Tröstungen taub, während man mich schreiend die ganze Königstraße entlang nach Hause führte, wo erst der lebendige Anblick der für verloren Beweinten mir den Frieden wiedergab.

Und dann sehe ich in eben dieser Königstraße eine braune einflügelige Eichentür mit messingener Klinke, die so niedrig stand, daß ich sie mit einiger Mühe gerade erreichen und aufdrücken konnte. Sie führte in einen Bäckerladen, den wir Kinder täglich auf unserem Spaziergang mit Josephine besuchten. Dort durfte jedes von uns sich ein schmackhaftes Backwerk, eine sogenannte „Seele", selber vom Tisch langen. Eines Tages kam Edgar mit seiner Wahl nicht zustande. Welche Seele man ihm anbot, es war immer nicht die rechte. Er wurde darüber sehr schwermütig und erklärte immerzu: 's Herzele will was und 's Herzele kriegt nix. Als Josephine nach vielen vergeblichen Versuchen, ihn zu befriedigen, endlich mit uns den Laden verließ, verwandelte sich sein Gram in lauten Jammer, und während wir anderen freudig unsere Seelen verzehrten, erfuhr es die ganze Königstraße hinab jeder Vorübergehende, daß das Herzele etwas wollte und nichts bekam. Daheim ergoß sich

Digitized by Google

der Enttäuschungsschmerz in einen Strom von Tränen, bis Josephine ihren Liebling still beiseite nahm und ihm die heimlich eingesteckte Seele reichte. Er verzehrte sie befriedigt und sagte dann: „'s Herzele will noch mehr."

In mein drittes Lebensjahr fällt die erste Bekanntschaft mit dem Dichter Ludwig Pfau, der als politischer Flüchtling in Paris lebte und nun zu heimlichem Besuche nach Stuttgart gekommen war. Es verkehrten zwar viele Freunde in meinem Elternhause, aber sie alle tauchen in meinem Gedächtnis erst viel später auf. Aus jener frühen Stuttgarter Zeit blicken mich nur Ludwig Pfaus vorstehende blaue Augen aus einem rötlich umrahmten Gesicht strafend an. Das ging so zu: Pfau hielt sich acht Tage in unserem Haus verborgen und pflegte während der Arbeitsstunden meines Vaters bei meiner Mutter zu sitzen, mit deren Anschauungen er sich noch besser verstand. Mich konnte er nicht ausstehen, und diese Gesinnung war gegenseitig, denn wir waren einander im Wege. Ich war durchaus nicht gewohnt, daß die Mama, die ich sonst nur mit den Brüdern zu teilen hatte, sich so viel und andauernd mit einer fremden Person beschäftigte. Wenn die beiden also politisierend in dem großen Besuchszimmer auf und ab gingen, drängte ich mich gewaltsam zwischen die mütterlichen Knie, daß ihr der Schritt gesperrt wurde, und der Gast ärgerte sich heftig, ohne daß er bei der abgöttischen Liebe, die meine Mutter für ihre Kleinen hatte, es wagen durfte, mich vor die Tür zu setzen. Er wollte sich daher in Güte mit mir einigen, und nachdem er sich eines Tages doch zu einem Ausgang entschlossen hatte, brachte er eine Tüte voll Zuckerwerk mit, dem er den mir noch unbekannten Namen Bonbons gab. Dieses unschöne Wort für einen so schönen Gegenstand mißfiel mir sehr: in dem nasalen O und in der Verdopplung der Silbe fühlte ich dunkel etwas Groblüsternes und Unwürdiges. Wie mich ein neues Wort, das meinen Ohren schön oder geheimnisvoll klang, in einen stillen Rausch versetzen konnte, auch wenn ich seinen Sinn gar nicht verstand, ja dann erst recht, so daß ich damit umherging wie mit dem schönsten Geschenk, so gab es andere, die mir einen Widerwillen einflößten und die ich einfach nicht in den Mund nahm. Ich wurde nun auf den breiten hölzernen Tritt gesetzt, der das halbe Zimmer ausfüllte, und unter dem Beding, mich für eine Weile ruhig zu verhalten, erhielt ich ein rundes bernsteinfarbiges Zuckerchen, das ich alsbald in Arbeit nahm. Aber es rutschte mir glatt den Hals hinunter, mich um den Genuß betrügend. Sogleich brach ich den Frieden, indem ich wie Quecksilber auffuhr und mich miauend zwischen die Knie der Mutter klemmte, in der Hoffnung, eine Entschädigung zu erlangen. Fordern mochte ich sie nicht, weil ich nicht wußte, wie das Ding benamsen, da mir das widerwärtige Wort, das ich ganz leicht hätte aussprechen können, nicht von der Zunge wollte. Ich antwortete also auf die erschreckte Frage, was mir geschehen sei, nur, ich hätte „das Ding" verschluckt. Was für ein Ding? fragte sie, schon an allen Gliedern zitternd, denn sie dachte an irgendeinen spitzigen oder gar giftigen Gegenstand. Das Ding! Das Ding! rief ich geängstigt, daß man mich nicht verstand, und nun

Digitized by Google

erst recht entschlossen, das verhaßte Wort keinesfalls auszusprechen. Mama war schon aus der Tür gestürzt, um den Arzt zu rufen, aber der Gast hatte die Geistesgegenwart, mich besser ins Verhör zu nehmen: Wie sah denn das Ding aus? — Es war rund und gelb und ganz süß, sagte ich schnell, erleichtert, daß ich nun endlich den Weg sah, mich verständlich zu machen. Du dummes Kind, das war ja dein Bonbon, konntest du das nicht gleich sagen? hieß es nun. Mama wurde zurückgerufen, die mich jubelnd als eine Gerettete in die Arme schloß, ich erhielt ein zweites Bonbon, das ich trotz dem widrigen Namen vergnügt in Empfang nahm, und das Zwiegespräch konnte endlich seinen Fortgang nehmen. Aber diesen Zwischenfall hat mir Pfau nie vergessen. Er versicherte mir später oft, ich sei das unausstehlichste Kind gewesen, was ich ihm von seinem Standpunkt aus gerne zugeben will.

Frühzeitig schlich sich auch die Nachtseite des Lebens in meine Innenwelt. Die Mißgestalten des Struwwelpeters arbeiteten zum Nachteil meines Seelenfriedens in meiner Phantasie, die genötigt war, im Traum noch mehr solcher Ungeheuer zu erzeugen. Eines der schrecklichsten war der Häkelmann, eine Gestalt, die mich jahrelang verfolgte. Er war lang und mager mit grasgrünem Frack und roten Beinkleidern und fuhr blitzschnell durch alle Zimmer, indem er mit einem langen Haken die Kinder, die sich vor ihm verkrochen, unter den Tischen und Betten hervorzuhäkeln suchte. Wann er erschien, brachte er das ganze Haus um den Schlaf, so furchtbar war mein Angstgeschrei. Wie bei Nacht vor dem Häkelmann, so fürchtete ich mich bei Tag vor der Lichtputzschere, die damals noch im Gebrauche war. Ich hatte nämlich auf einem Bilderbogen eine solche gesehen, die ein kleines Mädchen einschnappte, und glaubte mich seitdem zum gleichen Schicksal bestimmt. Wenn es dämmerte und die Kerzen angezündet wurden, so blinzelte ich immer mit tiefem Mißtrauen nach der messingenen Putzschere, und so oft sie in Tätigkeit trat, fürchtete ich, in dem gähnenden schwarzen Rachen verschwinden zu müssen, denn so frühreif ich in allem anderen war, die Größenverhältnisse waren mir noch immer nicht aufgegangen. Desgleichen gab es im Hause einen illustrierten Kalender mit einer Karikatur, aus der ich schreckliche Ängste sog: das waren die Kränzelesfrauen. Mit großgeblumten Kleidern im Biedermeierstil, Kaffeekannen und Tassen in der Hand, saßen sie um einen runden Tisch, sie hatten graufige Drachenköpfe auf langen, schlangenartigen Hälsen und auf den Köpfen große nickende Hauben, und sie neigten diese unheimlichen Köpfe geifernd und schnatternd gegeneinander. Ein längeres Gedicht mit Aufzählung ihrer Untaten war beigegeben, wovon jeder Vers mit dem Kehrreim schloß: Hütet euch vor den Kränzelesfrauen. Ich nahm mir natürlich vor, mich vor diesen Ungetümen zu hüten, doch hat mir das im Leben wenig genutzt, denn als ich ihnen später leibhaftig begegnete, da hatten sie leider keine Drachenköpfe noch Schlangenhälse, woran ich sie zu erkennen vermocht hätte; sie schnatterten mir auch nicht entgegen, sondern küßten mich auf beide Wangen, und erst wenn ich den Rücken gedreht hatte, spritzten sie ihr Gift. Da wußte ich nun, wes-

Digitized by Google

halb sie mir in den frühesten Kinderjahren den tödlichen Abscheu eingeflößt hatten.

Meine erste Bekanntschaft mit den Kränzelesfrauen fällt übrigens schon nicht mehr in meine illiterate Zeit, denn ich erinnere mich, besagtes Gedicht zu wiederholten Malen selbst gelesen zu haben. Allerdings hatte ich diese Kunst schon im dritten Jahr, dem älteren Bruder zur Gesellschaft, unter mütterlicher Leitung zu erlernen begonnen. Auch in die klassische Literatur wurde ich bereits eingeführt, denn Mama ließ mich als erstes das Uhlandsche Gedicht vom Wirte wundermild schreiben und auswendig hersagen; und etwas später, es mag zwischen meinem vierten und fünften Lebensjahr gewesen sein, las sie mir Schillersche Balladen vor, die mich sehr entzückten, mit Ausnahme der Bürgschaft, die ich als einen unzarten Angriff auf meine Tränendrüsen empfand und verstimmt abgleiten ließ. Der scheinbare Kaltsinn empörte mein rasches Mütterlein, sie schalt mich einen Eisklotz und hielt mir zur Rüge vor, daß mein von mir sehr bewunderter Bruder beim Vorlesen in Tränen zerflossen sei. Aber es half nichts, ich konnte über die Bürgschaft nicht weinen, und es war gerade die frühreife Empfänglichkeit, die mich gegen das gröbere Pathos störrisch machte. Die Bürgschaft ist auch zeitlebens für mich auf dem Index geblieben, ein Beweis für die vollkommene Unveränderlichkeit unserer angeborenen Innenwelt.

Hier ziehe ich einen Siebenmeilenschuh an und stapfe ohne weiteres in unsere Obereßlinger Tage hinüber. Da ich aber alle äußere Szenerie sowie die Fülle der teils rührenden, teils wunderlichen Originale, die unsere Kinderstube umgaben, schon in meiner Hermann-Kurz-Biographie[1]) ausführlich geschildert habe, werde ich auch hier fortfahren, nur von den inneren Erlebnissen zu reden, an denen das kleine Menschlein allmählich zum Menschen ward.

Das nächste, was sich mir eingeprägt hat, war eine erste Liebe — o daß sie ewig grünend bliebe! Aber sie nahm leider ein Ende mit Schrecken. Ich war jetzt fünf Jahre alt, und er hieß Dr. Adolf Bacmeister. Er trug einen braunen Vollbart nebst Brille und war Präzeptor. Daß er nebenbei auch ein Poet und ein feiner Erforscher sprachlicher Altertümer war, wußte ich damals noch nicht. Wenn er ins Haus kam, galt seine erste Frage dem kleinen Fräulein, ich wurde dann allein aus der ganzen Kinderschar herausgerufen, damit er mir Geschichten erzählen und mit mir spielen konnte. Er beteuerte, mich unendlich zu lieben und warb eifrig um meine Gegenliebe, die ich ihm nicht versagte. Auch hörte ich es nicht ungern, daß er mich sein Bräutchen nannte. Nur küssen durfte er mich nicht, weil der Bart kratzte. Durch keine Bitte noch Versprechung, auch nicht durch elterliches Zureden, ja nicht einmal durch Gewalt war es ihm je gelungen, einen Kuß von mir zu erlangen. Aber die Eifersucht brachte es eines Tages dahin. Ich hatte mir nie vorgestellt,

[1]) Hermann Kurz. Ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte. Georg Müller, München 1906.

Digitized by Google

daß eine andere sich zwischen mich und meinen Freund schieben könnte, den ich für mein ausschließliches, unveräußerliches Besitztum hielt. Daher fuhr es mir wie ein Strahl in die Glieder, als ich eines Tages aus den Reden der Eltern, die ihn sehr hoch hielten, entnahm, daß sie damit umgingen, ihn mit der Tochter eines nahen Freundes zu verheiraten. An diese Gefahr hatte ich nie gedacht, denn das liebenswürdige Mädchen, das etwa siebzehn alt sein mochte, erschien mir wie eine Matrone. Ich begriff meine Mutter nicht, die um einer Fremden willen ihre eigene Tochter benachteiligte. Als mein Verehrer wiederkam, ließ ich mich auf den Schoß nehmen und trotz dem größten inneren Widerstreben von den bärtigen Lippen küssen. Wir waren eben allein im Zimmer neben dem gedeckten Mittagstisch. Da sagte das Ungeheuer: Weißt du auch, warum ich dich so lieb habe? Weil du ein so zartes festes weißes Fleisch hast; das schmeckt fein zu französischem Senf. So kleine Mädchen esse ich am allerliebsten. Dabei blinzelte er nach einem langen Messer, das neben dem Senftopf lag, und ich entwich mit einem gräßlichen Schrei. Da in diesem Augenblick die Eltern hereinkamen, verkroch ich mich bebend unter dem Kanapee. Nach einiger Zeit wurde mein Verschwinden bemerkt, und man rief nach mir, aber ich hielt mich ganz still. Tränen liefen mir über das Gesicht, und alle Pulse klopften. Das Untier! Die gemeine Seele! Darum hatte er mir geschmeichelt und mich angelockt. Ich sah auf einmal in seinem Gesicht die ganze Scheußlichkeit des Kannibalen. Furcht hatte ich keine, denn daß mein guter Papa ihm nicht gestatten würde, seine Leckerhaftigkeit zu befriedigen, war mir klar. Zorn, Haß, Verachtung und die Beschämung verratener Liebe arbeiteten in dem kleinen Seelchen. Der Oger saß inzwischen ruhig essend und plaudernd am Tisch, ohne Ahnung von des Kindes grimmigem Schmerz, denn er hielt mich für viel zu verständig, um den groben Spaß zu glauben. Er reiste ab und hat die Kälte, mit der ich ihn später bei seinen seltenen Besuchen empfing, gewiß nicht auf Rechnung seines Kannibalentums gesetzt. Mir selber ist es rätselhaft, wie neben meiner überschnellen geistigen Entwicklung so viel kindlicher Schwachsinn fortbestehen konnte. Aber ich nahm mir diese Erfahrung zur Lehre, daß man mit Kindern im Spassen nicht zu weit gehen darf, auch wenn man sie für kluge Kinder hält. Und seltsam, es blieb etwas von jenem Eindruck hängen; ich konnte auch, als ich heranwuchs und mein ehemaliger Freund mir mancherlei liebenswürdige Aufmerksamkeit erwies, kein herzliches Gefühl mehr für diesen Gegenstand meiner ersten Liebe erschwingen, so gewaltsam hatte ich ihn aus meiner Seele gerissen.

Obgleich das bißchen Lernen in Gesellschaft des Bruders mühelos und mit Riesenschritten vor sich ging — Lesen, Rechtschreiben, das Einmaleins, die Mythologie, die Anfänge der Geschichte glitten uns wie von selber zu —, so wurde ich doch in bezug auf die Leichtgläubigkeit noch lange nicht gescheiter. Was man mir sagte, nahm ich ohne weiteres für wahr und schmückte es noch durch die Einbildung aus. Im Kämmerchen unserer Josephine befanden sich drei ungebrauchte kaufmännische Rechnungsbücher von einem Umfang, der

Digitized by Google

mir, an meiner eigenen Größe gemessen, riesenhaft erschien. Auf eines dieser Bücher richteten wir zwei älteren Kinder unser Begehr, um es mit den Erzeugnissen unserer Zeichenkunst zu füllen. Fina, die Gute, widerstand lange, endlich überließ sie uns eines, und als es vollgeschmiert war, auch das zweite. Wir zeichneten unser selbsterfundenes Märchen vom Schnuffeltier und Buffeltier hinein, von dem wir jeden Tag ein neues Begebnis ersannen. Fina sah uns zu, aber immer von Zeit zu Zeit seufzte sie: Ach, was wird Herr Sch. sagen, der mir diese Bücher zum Aufheben gegeben hat! (Herr Sch. war ein Jugendbekannter Mamas, dessen Namen wir oft gehört hatten.) Gewiß wird er einmal kommen und nach den Büchern fragen. Und wenn er sie in diesem Zustand findet, dann setzt er mir den Kopf zwischen die Ohren.

Diese Reden ängsteten mich unaussprechlich. Ich hielt das Kopf-zwischen-die-Ohren-Setzen für eine grausige Marter, und es war fürchterlich, daß unserer treuen Pflegerin diese Gefahr um unsretwillen drohte. Gleichwohl half ich auch das nächste Buch beschmieren, aber immer dachte ich an den gefürchteten Herr Sch. und ob er nicht komme. An einem Spätnachmittag trat ein elegant gekleideter Herr in senfgelbem Überzieher in unser Haus und fragte nach Mama. Augenblicklich durchzuckte mich's: Das ist er! Und er war es in der Tat, wie ich aus Josephinens Begrüßung ersah. Sie wies ihn die Treppe hinauf und kehrte heldenhaft in ihre Küche zurück, gefaßt, wie mir schien, das äußerste zu leiden. Ich wäre am liebsten jammernd in den Garten entwichen, aber ein kategorischer Imperativ zwang mich, wiewohl an allen Gliedern schlotternd, dem Furchtbaren die Treppe hinauf nachzuschleichen, ob ich nichts zur Rettung unserer Geliebten zu unternehmen vermöchte. Was ich nun am Schlüsselloch sah und hörte, war so merkwürdig, daß ich auf einmal alle Angst vergaß und nur Augen und Ohren aufsperrte. Der fremde Herr saß ganz vertraulich neben meiner Mutter und hatte eine Anzahl messingener und zinnener Röhren auf dem geschliffenen Sophatisch ausgebreitet, das zerlegte Modell einer Erfindung, durch die er jeden Krieg siegreich aber unblutig beenden zu können vermeinte. Es war, wenn meine Mutter, von der ich diese Erklärung habe, ihn richtig verstand, ein Geschütz, durch das ganze Heere mittels abgeschossener feiner Ketten umspannt und wehrlos gemacht werden sollten, und der phantasievolle Erfinder hatte die Absicht, damit nach Paris zu reisen und das Modell an Napoleon III. zu verkaufen. Meine sonst so geistvolle Mutter verstand von Mechanik nicht viel mehr als ihr Töchterlein am Schlüsselloch und war fast ebenso leichtgläubig. — Was, an den Tyrannen? hörte ich sie entrüstet sagen. Du solltest dich schämen, der Reaktion zu dienen. Ich hoffe, daß du dich anders besinnst und mit dem Modell nach Italien zu Garibaldi fährst, damit er es zum Wohle der Menschheit verwendet.

Der Besucher packte seine Röhren zusammen und antwortete, er werde jetzt, wie geplant, nach Paris reisen und sein Geheimnis um zwei Millionen dem Franzosenkaiser verkaufen, weil er das Geld brauche. Hernach aber wolle er jenen um den Vorteil bringen, indem er ein zweites Modell Garibaldi un-

Digitized by Google

entgeltlich zur Verfügung stelle. Er ging auch in die Küche und sprach vertraulich mit Josephine, und als er fort war, überzeugte ich mich, daß ihr Kopf auf dem alten Flecke stand. Ich wagte endlich wegen der Bücher zu forschen, da gestand sie, mich nur geneckt zu haben. Die Bücher waren ihr Eigentum, über das sie frei verfügen konnte. Der Herr, dessen sinnreiche Einfälle übrigens bekannt waren, hatte einmal mit seiner Frau als Gast bei meiner damals noch unverheirateten Mutter gewohnt, und da er eben nicht bei Kasse war, Josephine jene unbenützten Bücher statt eines anderen Entgelts für ihre Dienste hinterlassen.

Die vielen bei Tage ausgestandenen Ängste, die ich meist aus unüberlegten Reden der Erwachsenen schöpfte — auch die Furcht, eines meiner Lieben zu verlieren, gehörte dazu, obwohl ich vom Tode noch nichts wußte —, kehrten bei Nacht in abenteuerlichen Vermummungen wieder und machten mir oft genug den Schlaf zu einer ganz bedenklichen Angelegenheit. Das ging bis zu Sinnestäuschungen im vermeintlich wachen Zustand. So sah ich eines Nachts im Mondschein ganz deutlich meine Mutter im langen weißen Hemd vom Lager steigen, sich neben meinem Bettchen einen Strumpf knüpfen, und als ich erwartete, daß sie sich jetzt über mich beugen werde, lautlos hinter den Ofen gleiten. Als sie gar nicht zurückkommen wollte, kroch ich nach längerem Warten ängstlich aus dem Bett und sah den Raum hinter dem Ofen leer. Eine schreckliche Unruhe befiel mich, aber als ich nun vor ihr Lager schlich, lag sie in festem Schlafe. Eine solche kindliche Halluzination hätte vielleicht im Mittelalter genügt, eine unglückliche Frau der Hexerei und der Schornsteinfahrt zu überführen.

Aber diesen Kinderleiden, von denen die Erwachsenen nichts zu ahnen pflegen, hielt eine unermeßliche Kinderseligkeit die Wage. Solche Fest- und Wonnetage wie unsere Geburtstage konnte das spätere Leben aus all seinem Reichtum nicht mehr hervorbringen. Der feierlichste war der meinige, der Thomastag; da er in die Weihnachtswoche fiel, wurde an diesem Abend der Baum angezündet und die Bescherung gehalten. Schon viele Tage vorher hantierte unsere Josephine mit köstlichen süßen Teigen und stach mit den hochehrwürdigen alten Modeln, die ich immer irgendwie mit unseren altgermanischen Göttern in Zusammenhang bringen mußte — vielleicht hatte unser Vater einmal die Bemerkung gemacht, daß die „Springerlein" Wodans Roß bedeuten —, das herrlichste Backwerk aus. Es wurde in überschwenglichen Mengen hergestellt und mit den Freundeshäusern korbweise als Geschenk getauscht. Mama saß mit befreundeten Damen und „dockelte" heimlich, d. h. sie nähte aus bunten Seidenlappen die schönsten Puppenkleider. Immer hing da und dort ein goldener Faden, der diese feenhafte Tätigkeit verriet. Die übrigen Lappen hütete ich in einer Pappschachtel, sie waren mir als Stoff zu künftiger Gestaltung fast noch werter als die fertigen Kleidchen. Die Großen begriffen nicht, warum diese Schachtel jede Nacht an meinem Bette stehen mußte, aber ich wußte recht wohl, was ich tat, denn wer hätte sie sonst ge-

Digitized by Google

rettet, falls des Nachts ein Brand ausbrach? Ich hatte schon den Griff eingeübt, womit ich sie fassen wollte, während ich im anderen Arm die Puppen hielt, um durch die Flammen zu springen. Man sage noch, daß kleine Kinder keine Voraussicht hätten! — Wenn dann nach einer herzklopfenden Erwartung endlich die Tür des Weihnachtszimmers aufging und der Duft und Glanz des mit goldenen Nüssen behangenen Baums uns entgegenströmte, dann war mit dem ersten seligen Aufatmen auch der Höhepunkt des Glückes überschritten. So herrlich Puppenstube, Küche, Kaufladen mit ihrem Inhalt waren, der Gedanke, daß auch dieser Abend unaufhaltsam zu Ende gehen mußte, wie jeder andere, machte den Besitz im voraus zunichte. Das schönste an dem Fest war jedesmal der letzte Augenblick der Erwartung.

An den Geburtstagen der Brüder wurden immer alle Geschwister mitbeschenkt. Man erwachte früh bei noch geschlossenen Läden voll Hoffnung und Ungeduld, stellte sich aber schlafend und blinzelte nur nach den Dingen, die da kommen sollten, während mütterliche Hände ganz leise vor jedes Kinderbett ein Tischchen rückten. Da standen dann im Morgenlicht bezaubernde Dinge, wie Farbenschachteln, bunte Bleistifte, goldgeränderte Tassen, für mich eine Glasschachtel mit goldenen und silbernen Perlen zum Sticken und Anreihen, und was mich immer am höchsten beglückte: ein blühendes Rosenstöckchen mit vielen Knospen, das ich selber pflegen durfte. Vor dem Geburtstagskind aber brannten die Jahreskerzen über dem Kuchen. — Wenn ich meine seligen Obereßlinger Erinnerungen gegen die Briefe meiner Mutter aus jener für sie so schweren und düsteren Zeit halte, so kann ich erst ganz die Größe dieser unendlichen Liebe ermessen, die den Himmel über unseren jungen Häuptern so rein und blau erhielt. Obereßlingen war die Sandbank, auf die politische Verfemung und literarisches Nichtverstandensein meinen Vater geworfen hatten. Sein Genius büßte dort in der Enge des Daseins und der Eintönigkeit der Landschaft, die doch nichts Großartiges hatte, die Schwungkraft ein. Aber das Kind sah anders. Ihm war die bloße Berührung des ungepflasterten Erdbodens und seine grüne Nähe Glückes genug, der Hopfsche Garten, wo man Stachel- und Johannisbeeren pflücken und der Henne ins Nest gucken durfte, das Paradies. Ein ungewöhnlich entwickeltes Geruchsvermögen machte mir auch all die hundert Kräutlein im Grase zu lauter kleinen Persönlichkeiten, mit denen ich in Beziehung trat.

Edgar und ich hielten in der Kinderschar am engsten zusammen, weil wir zuerst vor allen anderen dagewesen waren und uns eine gemeinsame Welt erbaut hatten. Daß ich aber auch noch als Sechsjährige am liebsten mit ihm von einem Teller aß und in einem Bettchen schlief, wobei wir bis zum Einschlafen zusammen Verse verfertigten, weiß ich nicht mehr aus eigener Erinnerung, sondern aus Briefen der Mutter. Und daß an diesen Versen, wie sie schrieb, nichts Gutes war als die Leichtigkeit des Reims, wird niemand wundernehmen. Unseren Spielen hatten sich bald zwei andere Brüder, Alfred und Erwin, gesellt, ohne daß sich mir der Zeitpunkt ihres ersten Erscheinens

Digitized by Google

eingeprägt hätte. Mit Bewußtsein erlebte ich nur die Geburt des Jüngsten, der im Jahr 1860 zur Welt kam und nach Mamas Lieblingshelden Garibaldi genannt wurde. Im Familienkreise hieß er nie anders als Balde. Ich brachte ihm zunächst keine große Begeisterung entgegen, denn ich hatte aus unvorsichtigen Reden Erwachsener entnommen, daß seine bevorstehende Ankunft eine unliebsame Überraschung war, und das machte mich zunächst ein wenig zurückhaltend. Daß ich, statt wie bisher die wilden Spiele der Brüder im sommerlichen Garten zu teilen, jetzt Nachmittagelang sitzen und seinen Schlaf hüten sollte, stimmte mich auch nicht froher. Aber als ich eines Tages eine Fliege in den offenen Mund des Kindes kriechen sah und alle Mühe hatte, sie herauszubringen, ohne ihn zu wecken, da wurde mir seine ganze Hilflosigkeit klar; von Stunde an liebte ich ihn zärtlich und widmete ihm auch gerne meine Zeit.

Es mag in jenem Jahre oder auch etwas früher gewesen sein, daß ich zum erstenmal meine eigene Bekanntschaft machte. Im großen Zimmer in Oberesslingen waren zwischen den Fenstern zwei lange schmale Wandspiegel eingelassen, die auf einem niedrigen, rings umlaufenden Sockel ruhten. Eines Tages, ob es nun Wirkung der Beleuchtung oder sonst ein Zufall war, blieb ich plötzlich betroffen mitten im Zimmer stehen und starrte in einen dieser Spiegel, der mir mein eigenes Bild entgegenhielt. Ein leiser Schauder überlief mich, und ich dachte einen niegedachten Gedanken: Also das bin ich! Zwischen Scheu und Wißbegier trat ich ganz nahe hinzu und musterte das schmale, durchscheinende Kindergesicht, das fast nur aus Augen bestand, aus großen erstaunten Augen, die mich rätselhaft und forschend anblickten wie ich sie: Also das sind meine Augen, meine Stirn, mein Mund! Mit diesem Gesicht, mit diesen Gliedern muß ich nun immer beisammen sein und alles mit ihnen gemeinsam erleben! — Dieser Frater Corpus, der „Bruder Leib", den ich da plötzlich vor mir sah, schien mir aber keineswegs mein Ich zu sein, sondern ein eben auf mich zugetretener Weggenosse, mit dem ich jetzt weiter zu pilgern hätte. Und es kam mir vor, als wäre eine Zeit gewesen, wo wir zwei uns noch gar nichts angingen. Bisher war mir nämlich meine Körperlichkeit nur bewußt geworden, wenn ich mir eine Beule an die Stirn rannte oder mit der großen Zehe gegen einen Stein stieß. Es war auch bloß ein kurzer Augenblick der Befremdung, in dem mich dieses unfaßbare Zweisein berührte. Die frühe Kindheit mag solchen halb metaphysischen Empfindungen zugänglicher sein als die reifgewordene Jugend, die im unbändigen Stolz ihrer physischen Kraft und Herrlichkeit vielmehr den „Bruder Leib" für den eigentlichen Menschen ansehen muß.

In die gleiche Zeit fiel eine andere erschütterndere Entdeckung. Ich sah eines Tages durchs Fenster eine Schar schwarzgekleideter Männer vorübergehen und einen mit schwarzem Tuch verhüllten Gegenstand tragen, der mir wie ein großer Koffer erschien. Der Anblick berührte mich peinlich, und Christine, unser neues Kindermädchen, das seit kurzem im Hause war, sagte auf meine Frage, das sei eine Leiche, mit der die Leute auf den Kirchhof gingen. — Was

Digitized by Google

ist eine Leiche? fragte ich mit Widerwillen, denn ich hatte das Wort noch nie gehört und es klang mir fremd und unheimlich. Sie antwortete, das sei ein toter Mensch. Ich wunderte mich, daß auch Menschen sterben sollten, denn ich hatte gemeint, das sei ein übler Zufall, der nur Vögel, Hunde, Katzen und solches Getier betreffe. Christine wollte mich auf andere Gedanken bringen, aber nun ließ ich nicht mehr los, sondern stürzte zur Mutter: Ist es wahr, daß Menschen sterben? — Wer hat dir das gesagt? — Die Christine. — Ich sah gleich, daß die Christine ein Verbot übertreten hatte. — Armes Kind, sagte mein Mütterlein, du hättest es noch lange nicht erfahren sollen. Aber jetzt ist es heraus. Ja, es ist wahr, die Menschen sterben. — Aber doch nicht alle, Mama? — Ja, Kind, alle. — Sie hielt mich im Arme, wie um mich zu schützen und zu trösten, ich war aber mit dem Gedanken noch lange nicht so weit. — Aber doch du nicht, Mama? — Ich auch, Kind. Alle. — Aber der Papa doch nicht? — Auch der Papa. — Also vielleicht auch ich? — Auch du, aber erst in langer, langer Zeit. Wir alle erst in langer Zeit. — Und man kann gar nichts dagegen tun? Es muß kommen? — Gar nichts, Kind, es muß kommen, aber jetzt noch lange nicht.

Das war mir durchaus kein Trost, die lange Zeit, von der sie sprach, war in diesem Augenblick schon vorüber. Ein schwarzer, furchtbarer Abgrund ging auf, der alles verschluckte. Ja, wenn es doch kommen mußte, dann lieber gleich, als diese lange dunkle Erwartung. Ein plötzlich eintretender Zufall schien mir lange nicht so schauerlich wie dieses unausweichliche „Später". Dennoch wirkte die Mitteilung nicht eigentlich überraschend. Es war mir, als hörte ich da etwas, das ich zuvor schon gewußt, aber wieder vergessen hätte. Ich dachte fortan oft über das Sterben nach, und die Unerbittlichkeit des Vorausbestimmten erfüllte mich mit immer neuem Grausen: Also einmal muß es sein, jeder Tag bringt mich dem letzten Ziele näher. Und wenn ich mich unter das Kleid der Mama verkröche, es würde mir doch nichts nützen. Und wenn ich sogar zum Papa ginge, auch er könnte mir nicht helfen. Niemand, niemand kann mir helfen, ganz allein stehe ich dem Furchtbaren gegenüber — dem Tod! Dabei war mir zumute, als befände ich mich in einem langen, engen Gang, wo kein Entrinnen, keine Umkehr möglich, und am Ende des Ganges, da warte es auf mich, das Rätselhafte, Unbegreifliche; ich aber müsse immer weiter, so gerne ich stehenbliebe, unaufhaltsam Schritt für Schritt bis zum gefürchteten Ausgang. Natürlich wurde trotz dem unheimlichen „Später" fortgetollt, als wäre alles wie zuvor, und niemand erfuhr, was in dem kleinen Seelchen vorging. Aber mitten im Spielen schlug es zuweilen herein: Trotz alledem — es wird doch einmal ein Tag kommen, wo ich kalt und starr daliege, wo ich selber eine Leiche bin. Das Wort behielt mir auf lange hinaus etwas unsäglich Widriges und Abscheuliches, es haftete ihm schon ein Geruch wie von Verwesung an.

Auch das gehört für mich zu den Rätseln der Kinderseele, daß mir die Entdeckung des Todes als des allgemeinen Schicksals so neu und überwältigend war, während ich doch ganz frühe schon das mannigfachste Lesefutter, und

Digitized by Google

gewiß nicht immer auf das dunkle Geheimnis hin gesichtet, in die Hände bekam. So las ich seit lange in einem Bande Pfennigmagazin, der in der Kinderstube lag, Geschichten und Abhandlungen über alle möglichen Dinge wahllos durcheinander; die Tatsache des Sterbenmüssens hatte ich schlechterdings übersehen. Wahrscheinlich ist der kindliche Geist nicht imstande, die Erscheinungen zu verknüpfen und zu verallgemeinern. Es gibt ja auch Negerstämme, die jeden Todesfall immer wieder als dämonischen Einzelvorgang betrachten, auf den sie mit Teufelsaustreibung antworten, damit er sich inskünftige nicht mehr wiederhole.

Im Lernen konnte unser gutes Mütterlein, das selber einen nie zu stillenden Wissenstrieb besaß, uns zwei Älteste nicht schnell genug vorwärts bringen. Einzig für das Rechnen, das ihr selber nicht allzugeläufig war, wurde ein junger Hülfslehrer aus Eßlingen angestellt, ein bäuerischer Mensch, der den unachtsamen Alfred etwas derb mit dem schweren Taschenmesser auf die Fingerknöchel klopfte und sich sogar einmal gegen Edgars junge Majestät verging, so daß Mama ihn entrüstet wieder entließ. Davon hatte ich den Schaden, weil ich gerade im Bruchrechnen stehenblieb, das die Brüder später in der Schule fortsetzen konnten, während ich in der ganzen Arithmetik, für die ich zuerst eine gute Fassungskraft gezeigt hatte, nicht mehr weiter unterrichtet wurde und somit in den Zahlen für immer schwach blieb. Alle anderen Fächer übernahm sie selber, und wir machten ihr das Lehren leicht. Sie besaß kein wirkliches Lehrtalent, weil alles Methodische ihrer Natur aufs tiefste widerstrebte, wie ich auch glaube, daß diese Apostelseele für keines der vielen irdischen Geschäfte, denen sie sich allen willig unterzog, so recht eigentlich geboren war. Ihr natürliches Amt war einzig, höheres Leben entzünden, wachhalten und verbreiten. Keine Mühe war ihr dafür zu groß: neben unserem Unterricht und den häuslichen Geschäften führte sie noch begabte Dorfmädchen ins Französische und in die Literatur ein. Schon hatte sie auch die Anfänge des Lateinischen in unsere Stunden aufgenommen. Ihre eigenen in der Jugend erworbenen Kenntnisse kamen ihr dabei zustatten, und wir holten sie allmählich munter ein. Über grammatische Schwierigkeiten halfen beiden Teilen die lustigen Reimregeln weg:

Was man nicht deklinieren kann,
Das sieht man als ein Neutrum an, usw.

So blieb das Lernen immer ein Spiel unter anderen Spielen. Wir übersetzten kleine Übungsstückchen aus dem „Mittendorf", lasen eine Seite in L'Hommonds Viri Illustres und verfertigten sogar gereimte Knittelverschen in unserem Suppenlatein, alles mit dem gleichen Vergnügen, mit dem wir die uns überlassenen Rabatten anpflanzten, auf hohen Erntewagen fuhren, den ländlichen Pferden und Ochsen auf den Rücken kletterten, den Nachbarinnen beim Ausgraben der Kartoffeln halfen oder auf langen Spaziergängen, wobei man barfuß in kleinen Seen und Pfützen quatschen durfte, für Edgars Aquarium

Digitized by Google

Salamander und Kaulquappen fingen. Das schönste aber war, im offenen Neckar zu baden, an seinen Weidenufern die ausgeworfenen Muschelschalen zu sammeln, in denen man sich die Farben anrieb, oder seine niedere Furt unter Josephinens Führung mit hochgeschürzten Kleidern zu durchwaten, um dann jenseits im Sirnauer Wäldchen sich auszutollen. Der eigentümliche Geruch des fließenden Süßwassers, der an den Neckarufern besonders stark war, hat sich mir aufs tiefste eingeprägt und erregt mir, wo ich ihm begegne, ein unbeschreibliches Jugend- und Heimatgefühl. In dem sonnbestrahlten, silbern rieselnden Neckar verehrte ich ein beseeltes höheres Wesen. Ich warf ihm ab und zu ein paar Blumen oder eine Handvoll glitzernder Perlen aus meiner Perlenschachtel hinein, und wenn ein Fisch aufhüpfte, schien mir das irgendwie ein gutes Zeichen. Er hatte aber auch noch ein anderes dämonisch wildes Gesicht, das ich schaudernd noch mehr liebte: dort an der nach Eßlingen führenden bedeckten Brücke, die wir das Wasserhaus nannten, verbreiterte sich sein Lauf für mein Auge ins Unermeßliche. Unter den Pfeilern schüttelte er wilde braune Locken, schnaubte und rüttelte an dem Bau, daß ich wie gebannt stand und kaum von der Brücke wegzubringen war. Am geheimnisvollsten aber erschien er mir in Eßlingen selber, wohin wir oft durch das alte Wolfstor pilgerten. Dort stand ich in dem befreundeten Haus die ganze Zeit am Fenster und sah auf die stille Flut hinunter, die die Rückseite des Gebäudes unmittelbar bespülte. Ich war dann, während die Mütter auf dem Sopha saßen und Kaffee tranken, in Venedig, sah schwarzgeschnäbelte Gondeln, die ich aus Abbildungen kannte, und Marmorpaläste in feierlicher Pracht.

In meiner Vorstellung ist es in Obereßlingen immer Sommer gewesen. Wie es möglich war, uns während der langen Wintermonate in den engen Räumen zu halten, ist mir nicht erinnerlich. Unsere Lebhaftigkeit mag die dichterischen Gebilde, mit denen sich unser Vater trug, schwer genug beeinträchtigt haben und war die Ursache, daß er den Tag über nur selten das Kinderzimmer betrat, ja nicht einmal die Mahlzeiten mit der Familie teilte. Deshalb tritt auch seine Gestalt in meinen frühen Erinnerungen wenig hervor; sie wandelt nur manchmal ernst und hoheitsvoll über den Hintergrund.

O die Sommerseligkeit, als man selber noch nicht höher war als die reifen sonneduftenden Ähren, zwischen denen man sich durchwand, um die blauen Kornblumen und die flammend roten Mohnrosen herauszuholen. Wenn ich noch einmal nachempfinden könnte, was das Kinderohr bei den Schillerschen Versen:

Windet zum Kranze die goldenen Ähren,
Flechtet auch blaue Zyanen hinein —

an Fülle des Seins genoß! Die güldenen Halme, das satte Blau und Rot der Blumen sahen mich daraus noch schöner an, durch einen tiefen Goldton aus der Farbenschale der Poesie verklärt. Damals waren die Worte der Sprache keine rein geistige Sache, es haftete ihnen noch eine köstliche Stofflichkeit von den Dingen, die sie bezeichnen, an. Ich lebte und webte um jene

Digitized by Google

Zeit in den Schillerschen Balladen. Die Götter Griechenlands, Die Klage der Ceres, Kassandra und vor allem Das Siegesfest waren mir die liebsten. Ihr glockenartiger Klang bezauberte mich, während ihre Gegenstände meine innere Welt bevölkerten. Selbst ein rein philosophisch gerichtetes Gedicht wie Das Ideal und das Leben war mir schon in meiner Frühzeit völlig geläufig und sogar ganz besonders teuer. Das Gedankliche darin, das ich noch nicht mitdenken konnte, empfand ich als ein dunkles prophetisches Raunen von höheren Dingen, und es wirkte poetisch, eben weil ich es nicht verstand. Zugleich hatte es auch eine erhebende Macht, wie ein unverstandenes, aber gläubig verehrtes Stück Sittengesetz. Ich hütete mich überhaupt, ein Gedicht zu zergliedern oder auch nur einem Worte nachzuforschen, dessen Sinn mir dunkel war. Denn das höhere Ahnen labte mich viel mehr als irgendeine tatsächliche Erkenntnis. Indem mir solche Verse im Heranwachsen immer gegenwärtig blieben, bemerkte ich es selber nicht, wie ich allmählich in das richtige Verständnis hinüberglitt. Ich glaube, daß unsere Mutter richtig geleitet war, als sie uns die Schillerschen Gedichte in einem so frühen Lebensalter in die Hände gab. Denn sie verbreiten neben einem reichen sachlichen Inhalt die hohe und reine Luft, worauf es doch für die Kindheit vor allem ankommt. Hernach mag sich das wachsende künstlerische Bedürfnis seine Weide suchen, wo ihm am wohlsten ist. Daß meine erste Welt eine so schöne und weihevolle war, verdanke ich diesem Dichter vorzugsweise mit, obgleich er nicht ihr eigentlicher Schöpfer, sondern nur ihr Vermehrer und Erhalter gewesen ist. Die frühsten Eindrücke kamen mir aus den Homerischen Gesängen, die uns Mama, sobald wir nur geläufig lesen konnten, zunächst in prosaischer Bearbeitung, in die Hände gegeben hatte. Die griechischen Götter- und Heldensage verband sich blitzschnell und unauflöslich mit unserer Vorstellung. Der Olymp mit allen seinen Insassen thronte leibhaftig in unserem Garten. Wir selber übten uns fleißig im Speerwerfen und Bogenschießen. In dem quatschigen gelben Obereßlinger Lehm bis an die Ellbogen wühlend, bauten wir die heilige Troja auf, schleppten aus dem Röhrenbrunnen zahllose Wassereimer herbei, um die Windungen des Skamanderbettes zu füllen. Dann verwandelten wir uns selbst in Helden und Götter, und um die Mauern Trojas wurde mit Macht gerungen. Ich trug wie die Brüder Helm und Schild und Lanze aus Pappdeckel und Goldpapier sowie ein mit dem Meduſenhaupt geschmücktes Panzerhemd und warf den dicken Alfred, wenn er als Ares anstürmte, im Nahkampf nieder, wobei er vorschriftsmäßig brüllte „wie zehntausend Männer“. Dieser schöne Knabe, der sich selber Butzel nannte, war nach der Schilderung meiner Mutter bis ins zweite Lebensjahr das putzigste und liebenswürdigste Kerlchen gewesen; nach einer Kinderkrankheit aber hatte ihn plötzlich eine nicht zu bändigende Wildheit und Unart befallen. Von Feld und Wiesen brachte er aus dem Schatz der Bauernsprache nie gehörte schnöde Redensarten heim, die unseren Ohren ganz barbarisch klangen und bei denen man sich, da er sie nur verstümmelt dem Klang nach auffaßte, nicht einmal etwas denken konnte.

Digitized by Google

Zuweilen kam ein Kind aus befreundetem Hause mit seinen Eltern von Stuttgart herüber und mengte sich zitternd zwischen Lust und Grausen in unser wildes Spiel. Es war ein zartes kleines, äußerst wohlerzogenes Mädchen, dessen kühnster Traum war, einmal mit uns „dreckeln" zu dürfen: so nannte man das Schaffen in dem feuchten Lehm, wonach man immer von Kopf zu Füßen frisch gewaschen werden mußte. Daß wir die heilige Troja bauten, war ihr zwar noch nicht aufgegangen, aber die Sache hatte auch so einen dämonischen Reiz. Bevor sie kam, unterzog Papa den rauhen Butzel einer strengen Ermahnung, das kleine Mädchen ja nicht umzuwerfen und ihr auch sonst keinen Schaden zu tun. Dies hinderte den Wildfang nicht, sich mit schreckhafter Miene vor ihr aufzupflanzen und drei peinliche Fragen an sie zu stellen: Emy, kannst du griechisch? (Er hielt nämlich die dialektfreiere Aussprache unseres Hauses dafür.) — Kannst du mit dem Fuß an den Ohren kratzen? — Sie bebte, denn sie hatte beides noch nicht versucht. Aber nun kam die dritte Frage: Kannst du grunzen wie ein Schwein? Dabei wartete er die Antwort nicht ab, sondern gab alsbald selber den bezeichneten Ton von sich und mit solcher Stärke, daß die arme Kleine fast vor Schreck in die Bohnen fiel.

Der Reichskanzler Graf Hertling und seine Mitarbeiter

Von

Professor Richard Eickhoff, Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses

Wer uns vor Jahresfrist gesagt hätte, daß wir in Deutschland, noch mitten im Kriege, ein Ministerium Hertling-Payer-Friedberg haben würden, den hätte man sicherlich für einen großen Illusionisten erklärt. Heute stehen wir vor der vollendeten Tatsache, und es mag daher angezeigt sein, auch an dieser Stelle mit einigen Worten das neue Triumvirat zu kennzeichnen, das durch das gemeinsame Vertrauen von Krone und Parlament berufen wurde, um dem deutschen Volke den inneren Frieden wiederzugeben und bis zum Ende des Krieges dauernd zu erhalten, der ihm so dringend nottut, wenn es den Riesenkampf siegreich bestehen will, den es nun schon im vierten Jahre gegen die ganze Welt führen muß.

Der Reichskanzler Graf Hertling ist schon lange kein unbeschriebenes Blatt mehr: obwohl von Hause aus Philosoph, hat er sich in seiner langen parlamentarischen Laufbahn doch so hervorgetan, daß er bald zu den Führern der Zentrumspartei gehörte, die schon unter Bismarck von großem Einfluß auf unsere innerpolitische Entwicklung gewesen ist, wie uns die Parlamentsgeschichte lehrt. Der damalige Freiherr von Hertling zählte geraume Zeit

Digitized by Google

zu den besten Rednern des Reichstages: seine meist die auswärtige Politik behandelnden Reden waren geradezu formvollendet und nur vielleicht etwas zu akademisch, aber sie wurden vom ganzen Reichstage stets mit der größten Aufmerksamkeit schon deshalb angehört, weil Freiherr v. Hertling wohl Gegner, aber keine Feinde im Parlament besaß — ist er doch ein Mann von umfassender Bildung, von vornehmen, weltmännischen Umgangsformen, der in der Debatte niemals verletzte und seine rednerischen Erfolge lediglich durch die Sachlichkeit seiner Argumente zu erzielen wußte. Wer ihn, wie ich selber, viele Jahre aus der nächsten Nähe, in den Sitzungen der Budgetkommission des Reichstages, hat beobachten und die vornehme Ruhe kennen lernen können, die diesen Mann in allen Situationen auszeichnete, wird dieses Urteil gerne bestätigen und zugleich anerkennen, daß die staatsmännischen Eigenschaften, die ihm innewohnen, ihn für sein neues Amt ganz besonders geeignet erscheinen lassen. Dabei war Freiherr v. Hertling im Grunde ein Mann von durchaus konservativer Gesinnung und wird es auch heute noch sein, wo er als Graf Hertling das höchste Reichsamt bekleidet. Das schließt aber nicht aus, daß er dem neuen Geist, der so mächtig an die Tore unseres Reiches pocht, gerecht zu werden bestrebt sein wird — des alten Griechenwortes eingedenk: γηράσκω ἀεὶ πολλὰ διδασκόμενος. Denn der Mann, der jetzt die schwere Bürde des Reichskanzleramts trägt, hat mit seinen vierundsiebzig Jahren, wie jeder Sterbliche, der Zeit auch schon seinen Tribut zollen müssen, wenn man es ihm auch nicht anmerkte, als er am 29. November im Reichstage (und am 5. Dezember im Abgeordnetenhause) zur Volksvertretung gewandt und fließend wie immer sprach. In jedem Falle hat seine erste Reichstagsrede, die er an jenem welthistorischen Novembertage hielt, den Reichstag deutlich erkennen lassen, daß jetzt wiederum ein wirklicher Staatsmann am Ruder steht, ein Mann, der die schwere Kunst der Politik gründlich erlernt hat und sie vollkommen beherrscht. Denn diese seine Rede hat im ganzen deutschen Vaterlande den stärksten Widerhall gefunden und die Wogen der nationalen Leidenschaften, die bei seinem Amtsantritt noch so hoch gingen, wenn ich recht sehe, schon zu glätten begonnen. Vielleicht trägt dazu auch der Umstand bei, daß der neue Reichskanzler, der zugleich auch preußischer Ministerpräsident ist, sich mit zwei Männern als seinen Stellvertretern im Reiche und in Preußen umgeben hat, die ebensowenig wie er selber im deutschen Vaterlande unbekannt sind, deren politischer Charakter vielmehr — ich möchte sagen — rein und klar, wie eine weiße Votivtafel in einem griechischen Tempel, vor aller Augen liegt.

Der Vizekanzler Friedrich v. Payer ist seit Jahrzehnten der anerkannte Führer der schwäbischen Demokratie und in ganz Süddeutschland eine der volkstümlichsten Gestalten; gleich dem Grafen Hertling ist er einer der ältesten und angesehensten Parlamentarier Deutschlands. Payer trat schon vor 40 Jahren in den Reichstag ein, und derselbe schwäbische Wahlkreis, der den jungen Stuttgarter Anwalt einst ins Parlament entsandte, hat ihm die Treue seit jener Zeit bewahrt: nur vorübergehend ist Payer dem

Digitized by Google

Reichstage ferngeblieben; dann aber vertrauten seine Wähler ihm das Mandat nach kurzer Zeit aufs neue an, das er nun seit dem Jahre 1890 ununterbrochen zu ihrer vollsten Zufriedenheit ausgeübt hat. Wer diesen kleinen, kaum ergrauten Siebziger, an dem das Alter bisher spurlos vorübergegangen zu sein schien, zum ersten Male sieht, glaubt gar nicht, daß ihm eine solche Geisteskraft und Energie, die mit großer Klugheit und Besonnenheit harmonisch gepaart ist, eigen ist, und nur wer diesem gewiß nicht bureaukratisch zugeknöpften, aber doch meist in sich gekehrten und seine Gedanken sorgfältig abwägenden und in der Rede vorsichtig zurückhaltenden Manne nahegestanden hat, weiß die staatsmännischen Fähigkeiten zu schätzen, die er, der bisher ein echter und rechter Volksmann und Parteiführer war, in so hohem Grade besitzt, diese Fähigkeiten, die nun auch ganz Deutschland kennen lernen wird, wenn er an der Seite des Kanzlers sein neues Amt in dem freiheitlichen Geiste verwaltet, der ihn von Jugend an beseelt hat.

Auch der neue Vizepräsident des preußischen Staatsministeriums, Dr. Robert Friedberg, ist eine markante Persönlichkeit. Aber wenn schon Graf Hertling und Friedrich Payer, der geborene Aristokrat und der Volksmann, in ihrem Wesen grundverschieden sind: größere Gegensätze, als der in streng katholischen Anschauungen groß gewordene Kanzler und der einer altangesessenen Berliner Familie entstammende Dr. Friedberg, sind kaum denkbar, obwohl auch dieser lange Zeit akademischer Lehrer war und seine staatswissenschaftliche Professur in Halle zu Anfang des Jahrhunderts nur niederlegte, um nach Berlin überzusiedeln und „Berufsparlamentarier" zu werden, wie es am Ende jeder Parteiführer sein muß. Dr. Friedberg hat nur kurze Zeit dem Reichstage angehört; seit langer Zeit aber war er der Führer der Nationalliberalen im preußischen Abgeordnetenhause, der die wahrlich nicht leichte Aufgabe, die in seiner Partei herrschenden Gegensätze zu versöhnen, bisher glücklich und erfolgreich zu lösen verstand. Wenn aber schon der Abgeordnete Friedberg, der ein ebenso temperamentvoller wie gewandter Debatter ist, sich im Parlamente, und zwar bei allen Parteien, großen Ansehens erfreute, so wird dies von dem Vizepräsidenten des Staatsministeriums erst recht gelten. Aber man kann doch einigermaßen gespannt darauf sein, wie dieser Mann, an dessen liberaler Weltanschauung ein Zweifel ausgeschlossen ist, an der Seite des Grafen Hertling und in einem Ministerkollegium, über dessen Mitglieder die Meinungen weit auseinandergehen, weil es mit wenigen Ausnahmen, zu denen natürlich der neue Justizminister Dr. Spahn gehört, meist unpolitische Persönlichkeiten, im besten Falle tüchtige und erprobte Verwaltungsbeamte sind, seine Stellung wählen und behaupten wird: daß es dazu der größten Geschicklichkeit bedarf, wird niemand leugnen wollen, der mit den innerpolitischen Verhältnissen Preußens vertraut ist, und es hat denn auch vor Friedbergs Eintritt in das Ministerium zwischen ihm und dem Grafen Hertling gewisser Vereinbarungen bedurft, um die größten, zwischen den Anschauungen der beider Männer herrschenden, Reibungsflächen zu beseitigen:

Digitized by Google

es sei hier nur daran erinnert, daß es in der nationalliberalen Partei auch heute noch zahlreiche Elemente gibt, die ihre kulturkämpferischen Velleitäten nicht überwinden können.

Aber sei dem, wie ihm sei: das Ministerium Hertling-Payer-Friedberg ist da, und man kann im wohlverstandenem Interesse unserer innerpolitischen Zukunft nur wünschen, daß dieses erste wahrhaft konstitutionelle oder — wenn man will — parlamentarische Ministerium in Deutschland und Preußen von längerer Dauer als sein Vorgänger sein und die Kriegszeit überleben möge. Geht dieser Wunsch in Erfüllung, dann darf man die zuversichtliche Hoffnung hegen, daß der innere Friede nicht wieder gestört werden und das deutsche Volk, das so wunderbare Proben seiner Opferwilligkeit und seiner Vaterlandsliebe abgelegt hat, aus dem gewaltigsten Erlebnis seiner ganzen Geschichte innerlich und äußerlich frei und stark hervorgehen wird. Dann, aber auch nur dann, bedeutet das Ministerium Hertling-Payer-Friedberg in Wahrheit den Beginn jener „neuen Ära", die das deutsche Volk schon so lange erhofft.

Der Waffenstillstand

Von

Generalleutnant z. D. v. Görtz.

So erfreulich die Tatsache der Verhandlungen mit den Russen ist, bleibt die Hauptfrage für den weiteren Verlauf und die Folgen immer die, ob die gegenwärtigen Machthaber des russischen Reiches, Lenin — eigentlich Wladimir Iljitsch Uljanow —, Trotzki — eigentlich Leo Dawydowitsch Cronstein — und Krylenko, sich mit Hilfe der Bolschewiki werden behaupten können; ob sie das russische Volk oder nur einen Teil hinter sich haben, ob sie auch für die Teile Rußlands über Präliminar- und Definitivfrieden werden verhandeln können, welche sich abtrennen wollen, wie Finnland, Ukraine, Sibirien. Die von der früheren Regierung ständig hinausgeschobenen Wahlen zur konstituierenden Nationalversammlung haben Ende November stattgefunden. Wenn es richtig ist, daß die Maximalisten über 9 Millionen Stimmen in den Wahlen und auch an der Front erhalten haben, ihre Gegner nur höchstens 4 bis 5 Millionen, dann werden die Maximalisten auch in der Versammlung die Mehrheit haben und dadurch werden die gegenwärtigen Machthaber loyal und völkerrechtlich anerkannt werden müssen, können also eine verhandlungsfähige Regierung darstellen. Daß schwierige Lagen eintreten, wenn im Laufe eines Krieges die Regierungsform der Monarchie mit derjenigen der Republik wechselt, hat man schon 1870/71 in bezug auf Frankreich erfahren. Dabei waren die Gesamtverhältnisse damals sehr viel einfacher. Es handelte sich eigentlich nur um die Frage: Friedensgegner und Friedensfreunde, während

Digitized by Google

es sich gegenwärtig in Rußland außer um solche auch um innerpolitische Abweichungen, z. B. um Anhänger der Monarchie handelt, wie solche in Frankreich im Februar 1871 wenig hervortraten. Eine „verfassunggebende Versammlung" gab es im Winter 1870/71 in Frankreich nicht. Die Wahlen zu einer solchen Nationalversammlung zu erleichtern, lag im Interesse Deutschlands, denn nur durch eine parlamentarische Bestätigung gewann die Regierung der nationalen Verteidigung oder eine andere, neu zu schaffende die erforderliche Verhandlungsfähigkeit. So lautet denn Artikel II des Übereinkommens über den Waffenstillstand vom 28. Januar 1871: „Der geschlossene Waffenstillstand bezweckt, der Regierung der nationalen Verteidigung die Einberufung einer freigewählten Versammlung zu ermöglichen, welche sich darüber zu entscheiden haben wird, ob der Krieg fortgesetzt oder ob und unter welchen Bedingungen Frieden zu schließen ist. Die Versammlung soll in Bordeaux zusammentreten. Für Wahl und Zusammentritt der Abgeordneten werden von den deutschen Armeeführern alle Erleichterungen gewährt werden." Bei Ausführung der Waffenstillstandsbedingungen stellten sich gewisse Schwierigkeiten ein. Das Abkommen war in Versailles vom Grafen Bismarck mit Herrn Jules Favre abgeschlossen. Dieser vertrat die in Paris befindlichen Mitglieder der Regierung, während die Delegation (bei ihr Gambetta) in Bordeaux keine Gelegenheit gehabt hatte, zu den Bestimmungen Stellung zu nehmen. Bekanntlich vertrat Gambetta den Standpunkt des „Krieges bis aufs Messer", und in dem Bestreben, dem Frieden geneigte Elemente von der Nationalversammlung fernzuhalten, erließ er am 31. Januar eine Verordnung, in welcher er — gegensätzlich zur im angeführten Artikel II vereinbarten freien Wahl — alle diejenigen Personen von der Wählbarkeit zur Versammlung ausschloß, welche seit 2. Dezember 1851 (Auflösung der Nationalversammlung durch den Prätendenten Louis Napoleon) in irgendeiner Beziehung zur späteren (seit November 1852) kaiserlichen Regierung gestanden hatten. Trotz Graf Bismarcks Protest hielt der Diktator die Verordnung aufrecht. Auch Jules Simon, ein Mitglied der Pariser Regierung, der nach Bordeaux geschickt wurde, konnte Gambettas Widerstand nicht brechen, was erst gelang, als die Pariser Regierung mehrere ihrer Mitglieder dorthin entsandte und der eigenen Ansicht Stimmenmehrheit verschaffte. Am 6. Februar nahm Gambetta seine Entlassung. Die Wahlen gingen nun schnell und geordnet vor sich.

In Rußland sind die Wahlen, wie erwähnt, schon gewesen, ehe Waffenstillstand begehrt wurde. Zweifelhaft aber bleibt es, ob die Versammlung den Vorschlägen der gegenwärtigen Machthaber für einen Frieden zustimmen wird, selbst wenn diese mit den Vertretern der Mittelmächte sich einigen sollten. Eine günstige Vorbedeutung für viele enthält Artikel 14 des Abkommens vom 28. Januar 1871: „Das Auswechseln der Kriegsgefangenen wird sofort in der Art vorgenommen, daß Frankreich die gemachten Kriegsgefangenen ausliefert und Deutschland die gleiche Zahl und die gleichen Dienstgrade zurück-

Digitized by Google

gibt." Ein stattliches Mehr an russischen Kriegsgefangenen wird dann bis zum Friedensschluß noch bei uns bleiben!

Die „Demarkationslinie", welche die bisherigen Feinde trennt, reicht von der Donaumündung bis zur Dünamündung, rund 1600 Kilometer Luftlinie, das ist mehr als die deutsche West-, italienische, albanisch-mazedonische und Palästinafront zusammen. Für die Mittelmächte bedeutet das eine Verkürzung, also Verstärkung um mehr als 50 v. H., für die Entente eine entsprechende Schwächung.

Über eine interessante Frage wird im Monat Dezember entschieden, nämlich darüber, was aus der etwa 200 000 Mann starken rumänischen Armee werden wird. Sie muß natürlich tun, was der große Bruder Rußland tut. Wird sie in der Moldau, westlich des Pruth, stehenbleiben dürfen oder wird sie auf russisches Gebiet (Beßarabien) zurückgehen müssen? Wer wird sie verpflegen? Wird man deutscherseits mit König Ferdinand „ohne Land" verhandeln oder wird der Kronprinz Karl König werden? Werden die Bewohner des Landes, welches vom Königreich Rumänien nach dem Friedensschluß übriggeblieben sein wird, sich noch weiter von der englisierten Königin aus deutschem Hause und ihren Vertrauten gängeln lassen, oder wird es für die gesamte Familie heißen: ab nach London via Coburg? Wahrlich! der „fortgesetzte Verrat", wie Graf Czernin die Geschichte Rumäniens seit König Karols Tode nennt, ist bald und schwer gestraft.

Märchen und Physik[1])

Von

Otto Wiener

Das Märchen ist das Land des Kindes. Es ist der Beweglichkeit seines Geistes und seiner Phantasie angemessen. Und doch welcher Erwachsene denkt nicht gern an die Märchen zurück, die er in der Kindheit gehört hat. Wer würde nicht, von des Tages Mühe und Arbeit erschöpft, gern abends einem schönen Märchen lauschen. Wenn wir nun zurückdenken an jene Wunder der Märchen, an den Mantel, der Faust in die Lüfte trägt, an durchsichtige Gespenster, an den Ring am Finger, der gedreht die merkwürdigsten Wünsche in Erfüllung bringt, an Aladdins Wunderlampe, an die Riesen, die in einer Nacht die Walhalla bauen und an die Tarnkappe, die den Träger unsichtbar macht, wer würde dabei nicht auch an die heutigen Wunder der Physik und Technik denken?

[1]) Experimentalvortrag, gehalten an einem Volksunterhaltungsabend in der Leipziger Werthalle.

Digitized by Google

In der Tat sind die Wunder, deren Entstehen wir erlebt haben, kaum weniger wunderbar als jene Wunder der Märchen, obgleich sie auf das natürlichste der Welt vor sich gehen und nur unter Bedingungen sich abspielen, die nicht alltäglich sind.

Unsere großen Dampfmaschinen und Wärmemotoren, unterstützt durch hydraulische und mechanische Hubvorrichtungen, vollbringen in kürzester Frist Leistungen, die in der Tat Riesenleistungen sind. Ein Druck auf den Knopf und man kann einen Panamakanal damit freilegen und eröffnen.

Denken wir an das Flugzeug, das Hunderte von Kilometern in Sturmeseile dahinfährt und sich in wenigen Minuten auf die Höhe höchster Berge emporzuschwingen vermag; an die Röntgenstrahlen, die das Undurchsichtige durchsichtig machen; an die drahtlose Telegraphie, die Zeichen mit Lichtgeschwindigkeit um die halbe Erde herumsendet; an die Radiumstrahlen, die wunderbare Heilungen vollbringen: wer würde vor dreißig Jahren das alles für möglich gehalten haben, wenn man es ihm hätte voraussagen wollen?

Wie sehr haben wir uns an diese Wunder gewöhnt, und doch wie wenigen ist es gestattet, tiefer in ihre Geheimnisse einzudringen; und nur wer das kann, der vermag auch zu beurteilen, welche Wunder uns noch bevorstehen.

Wir wollen uns heute auf die Betrachtung merkwürdiger Strahlenarten beschränken, und doch ist es auch dann nicht leicht, in einer Stunde den Schleier der Geheimnisse zu heben; doch will ich versuchen, ihn etwas zu lüften an der Hand von Experimenten, die Ihnen vielleicht da und dort etwas Aufklärung bringen können.

Der Grund, weshalb diese Erscheinungen uns wunderbar vorkommen, ist hauptsächlich der, daß das uns undurchsichtig Erscheinende für besondere Strahlen durchlässig wird. Im Grunde jedoch sind das Dinge, die dem Physiker schon seit einem Jahrhundert geläufig sind.

Wir knüpfen da am besten an die uns gewohnten Strahlen des Lichtes an, die Strahlen, die Eindruck auf unser Auge machen und uns zum Sehen befähigen. Beginnen wir mit dem einfachsten Versuch.

Wir haben hier ein Bündel weißer Lichtstrahlen, und auf dem Schirm wird das weiße Bild eines Spaltes sichtbar. Bringen wir ein geeignetes Prisma dazwischen, so werden die Lichtstrahlen zerlegt in ein Bündel farbiger Strahlen, das Spektrum, in ähnlicher Weise wie das Sonnenlicht beim Regenbogen in Farben zerlegt erscheint. Wir bringen vor den abgebildeten Spalt einen besonderen Saft, etwas Blut, und sofort sehen wir im Grün des Spektrums zwei dunkle Streifen auftreten, die man als Absorptionsstreifen bezeichnet, weil gerade ihr Licht vom Blut verschluckt worden ist. Dieser für die gerichtliche Medizin wichtige Versuch läßt zugleich erkennen, daß das Blut für Rot sowohl als auch für gewisse blaue Strahlen durchsichtig ist und doch für ganz bestimmte grüne undurchsichtig. Es liegt also an der Natur der Stoffe, wofür sie durchsichtig sind. Sie können für gewisse Strahlensorten durchsichtig, für andere undurchsichtig sein.

Digitized by Google

Wir fragen: Ist das Spektrum wirklich zu Ende an beiden Seiten? Lassen wir jetzt das Spektrum auf ein Stück weiße Pappe fallen, so sehen wir, daß es bei Violett eine bestimmte Grenze hat. Nun bestreiche ich die Pappe mit einer besonderen Flüssigkeit, einer Lösung von Chininsulfat, und siehe da, aus dem Dunkel wird ein neues Licht hervorgezaubert, da wo früher keines war. Also auch jenseits des Violett waren Strahlen vorhanden, wir bezeichnen sie als ultraviolette Strahlen, die dadurch sichtbar werden, daß gewisse Stoffe in ihrem Lichte selbstleuchtend werden, oder wie man zu sagen pflegt: fluoreszieren. Ich benutze nun einen Schirm mit einem anderen Körper von besonderer chemischen Zusammensetzung, mit Bariumplatincyanür, und siehe, auch er wird im Ultravioletten weit jenseits des sichtbaren Spektrums zum Aufleuchten gebracht in einem ihm eigentümlichen gelbgrünlichen Lichte.

Solche ultraviolette Strahlen werden in besonderem Reichtum ausgesendet von einer in Quarz eingeschlossenen Quecksilberlampe (Arons 1892). Diese Strahlen besitzen merkwürdige Eigenschaften, sie wirken nicht bloß stark auf die photographische Platte, sondern auch auf die Haut und bräunen sie. Es sind das die Strahlen, die auch im Sonnenlicht enthalten sind, wenn auch nicht in verhältnismäßig solcher Stärke, die sich aber in großen Höhen, wo die Atmosphäre durchlässiger ist, bemerkbar machen, den Wanderer auf dem Gletscher bräunen, bis ihm schließlich die Haut in Fetzen losgeht. Sie können dem Auge gefährlich werden, weshalb man sie bei solchen Wanderungen durch Gletscherbrillen schützt. Aber sie besitzen auch eine merkwürdig heilende Wirkung auf tuberkulose Hauterkrankungen, wie Lupus; ja, sie äußern auch, auf größere Körperpartien einwirkend, gegen die allgemeine Tuberkulose eine heilsame Kraft.

Wie steht es nun mit dem anderen Ende des Spektrums?

Können wir dort vielleicht auch Wirkungen nachweisen?

Das ist in der Tat möglich. Hier habe ich einen Schirm, der wieder mit einer besonderen Substanz bestrichen ist, und zwar mit Zinksulfid. Wird er von blauen Strahlen getroffen, so fängt er in hellgrüner Farbe an ganz wundervoll zu leuchten oder zu phosphoreszieren. Und wenn wir den so erregten Schirm dem Spektrum aussetzen, so finden wir, daß er im Rot und jenseits desselben dunkel wird. Dort sind also auch Strahlen vorhanden, die nur die umgekehrte Wirkung ausüben auf den Schirm, wie die ultravioletten; und da sie jenseits des Rot liegen, so nennen wir sie ultrarote Strahlen. Diese ultraroten Strahlen können wir zwar mit dem Auge nicht wahrnehmen, wohl aber mit der Haut fühlen, da sie eine starke Wärme erzeugen; man hat sie deshalb auch als Wärmestrahlen bezeichnet. Diese Wärmestrahlen werden von Wasser besonders stark absorbiert und darum auch vom menschlichen Körper, der ja zum größten Teil aus Wasser besteht. Dagegen werden sie merkwürdigerweise gut durchgelassen durch Hartgummi, und auf Grund dieser Tatsache kann ich Ihnen den folgenden wunderbaren Versuch zeigen, wie er nach einem früheren von Lommel besonders von Dahms angegeben wurde.

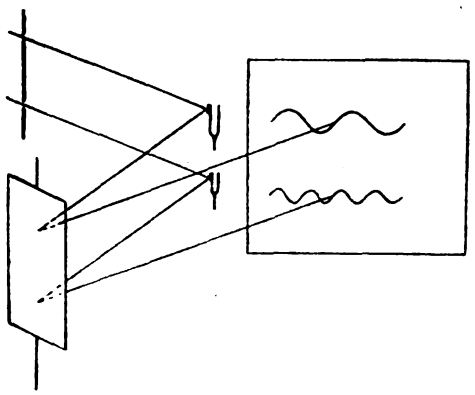
Digitized by Google

Wir erregen zunächst den Schirm mit blauen Strahlen, so daß er hell zu phosphoreszieren beginnt und bringen eine Hartgummiplatte darauf; obenhin lege ich meine Hand und bestrahle den Schirm durch Hand und Hartgummiplatte hindurch mit den Wärmestrahlen der Bogenlampe. Nun geben wir den Schirm frei, und jetzt erblicken Sie darauf das Bild der Hand hell auf dunklem Grunde, obgleich das Hartgummi für uns vollkommen undurchsichtig ist. Die ultraroten Strahlen sind eben hindurchgedrungen und haben den Schirm dunkel gemacht; nur da, wo meine Hand war, wurden sie aufgehalten, so daß dort die Lichtwirkung nicht merklich nachgelassen hat; auf diese Weise kam das Bild zustande. Sie werden gewiß gewahr, daß dies ein Versuch ist, der an die Versuche mit Röntgenstrahlen sehr erinnert, der aber im Grunde schon lange vor Röntgens Entdeckung bekannt war. Wir wollen einen ähnlichen Versuch mit Röntgenstrahlen nachher anstellen.

Zuvor wollen wir uns fragen: Wie hängen diese ultravioletten und ultraroten Strahlen mit den sichtbaren zusammen? Wir werden die Antwort verstehen, wenn wir uns klar machen, wodurch sich in der Natur die verschiedenfarbigen Strahlen unterscheiden.

Ich habe hier zwei Stimmgabeln von verschiedener Tonhöhe — Bild 1. Ich bewaffne sie beide mit Spiegeln, lasse das Licht aus zwei Löchern auf sie fallen, von da auf einen großen Spiegel und dann auf den Schirm. Solange der große Spiegel festgehalten wird, sieht man nur, daß die Stimmgabeln einen Lichtstreifen aufzeichnen, weil ihre Spiegel sich rasch mit den Stimmgabeln bewegen. Wenn ich jedoch den großen Spiegel um eine lotrechte Achse drehe, so sehen Sie, daß das Bild auseinandergezogen wird und die beiden Stimmgabeln zwei verschiedene Figuren aufzeichnen, eine mit weiteren Wellenzügen und eine mit engeren. Es kommt das daher, daß die eine mehr Schwingungen in der Sekunde ausführt als die andere, und die rascher schwingende ist die, welche unserem Ohr höher erscheint.

Bild 1



Es wird Ihnen bekannt sein, daß der Schall sich wellenförmig in der Luft ausbreitet, ähnlich wie Wasserwellen, die man durch einen in das Wasser geworfenen Stein erzeugt hat. Aber jene Wellen sind ihrem Ursprung entsprechend von verschiedener Länge, die langsamer schwingende Gabel erzeugt längere Wellen als die kürzer schwingende. Die beiden Erscheinungen unterscheiden sich etwa wie die verschieden langen Wellen, die bei einem Sturm im Meere entstehen und deren Länge wir nach dem Abstande der Wellenberge bemessen. Diesen Abstand nennen wir die Wellenlänge. Sie beträgt für

Digitized by Google

Schallwellen musikalischer Tonhöhe von einigen Dezimetern bis zu einigen Metern.

Und wie steht es nun mit Licht und Farben?

Man hat herausgebracht, daß auch das Licht sich in Wellenform ausbreitet; aber nicht in der Luft als Träger, denn sie ist dazu nicht nötig, da das Licht durch den luftleeren Raum von der Sonne zur Erde herunterdringt. Eine Welle braucht aber einen Träger, und diesen Träger, der das ganze Weltall erfüllt, hat man den Äther genannt, wegen der Feinheit des Mittels, durch das die Erde sich ungehindert hindurchbewegt. Aber die Lichtschwingungen erfolgen sehr viel rascher als die Schwingungen des Schalles. Während die Schallschwingungen musikalischer Töne nach Hunderten in der Sekunde sich bemessen, zählen die Lichtschwingungen nach hundert Billionen in einer Sekunde, und dementsprechend ist auch die Wellenlänge viel kleiner, sie bemißt sich nach Bruchteilen eines tausendstel Millimeters, und nun können wir uns kurz fassen: in den äußersten violetten Strahlen schwingt das Licht etwa doppelt so schnell wie in den äußersten roten, und ihre Wellenlänge ist etwa halb so groß wie die der äußersten roten Strahlen.

Bezüglich der Größe der Wellen gibt es aber grundsätzlich keine Begrenzung, und so gibt es längere Wellen, als sie unser Auge zur Empfindung bringen kann, und diese nennt man ultrarote, und ebenso gibt es kürzere Wellen, als sie unser Auge bequem wahrnehmen kann, und diese nennt man ultraviolette. Es ist nur die Frage, inwieweit man sie herstellen und beobachtbar machen kann. Von den ultraroten Strahlen hat Rubens solche bis zu ein drittel Millimeter Wellenlänge beobachten gelehrt.

Darüber hinaus aber besitzen wir Methoden, weit größere Wellen auf ganz anderem Wege zu erzeugen. Das sind die elektrischen Wellen, die von Faraday vorgeahnt, von Maxwell theoretisch berechnet, von Hertz zum erstenmal experimentell hergestellt und besonders von Marconi, Braun, Max Wien und Graf Arco für die drahtlose Telegraphie angewandt worden sind. Es geht daraus die innige Verwandtschaft zwischen elektrischen Wellen und Licht hervor. Wir können auch sagen, das Licht besteht aus nichts anderem als aus elektrischen Wellen, nur von bestimmter Schwingungsdauer und Wellenlänge. Die elektrische Natur des Lichtes macht sich aber bemerklich durch die chemische Wirkung auf die photographische Platte und auf unser Auge, denn wir wissen von der Elektrizität, daß sie chemische Zersetzungen hervorbringen kann.

Hier habe ich einen Apparat, mit Hilfe dessen man elektrische Wellen erzeugen kann. Das Wesentliche ist ein elektrischer Leiter, durch eine Strecke unterbrochen, über die man einen Funken überspringen läßt. Dadurch wird der Äther derartig in Erschütterung gebracht, daß elektrische Schwingungen auf dem Leiter, dem sog. Sender, entlang laufen und sich mit Lichtgeschwindigkeit ausbreiten. Sie werden auf einem zweiten Leiter, dem Empfänger, aufgefangen und können dort allerlei Wirkungen hervorbringen. Man nennt die

Digitized by Google

Apparate, mit Hilfe deren man die Wirkungen der elektrischen Wellen entdecken kann, Entdecker oder Detektoren. Der Detektor, den Sie hier sehen, besteht aus einer Glasröhre mit Metallpulver, das unter dem Einfluß der elektrischen Wellen leitend wird, und der Spannung eines Akkumulators Durchgang verschafft, der dann zugleich eine elektrische Klingel, einen Morsetaster oder dergleichen in Gang bringt. Indem ich einen Strom schließe, lasse ich die elektrischen Wellen entstehen, und Sie hören dort in dem Empfänger die Klingel ertönen.

Mit diesem Apparat kann man zeigen, daß sich den elektrischen Wellen gegenüber die Durchlässigkeit der Körper anders verhält als gegenüber den Lichtwellen. Die elektrischen Wellen werden durch Holz, Hartgummi, schwarze Tücher u. dgl. leicht durchgelassen und nur durch Metalle stark aufgehalten. Ich decke den Empfänger mit einem schwarzen Tuch zu, und die Wellen dringen trotzdem hindurch, durch eine Holzplatte, die ich jetzt dazwischen halte, ebenfalls. Sobald ich jedoch einen dünnen Stanniolschirm dazwischen bringe, werden sie nicht durchgelassen.

Hier sehen Sie einen zweiten Apparat, der dem auf den drahtlosen Stationen benutzten ähnlich sieht. Was besonders in die Augen springt, sind Anordnungen von Drähten, auf die die Wellen hingeleitet werden und aus denen sie ausströmen. Sie sind unter dem Namen Antennen bekannt. Ich gebe Zeichen und Sie hören auf der zweiten Station kurze oder lange Signale ertönen, die Buchstaben des Morsesystems zu übertragen gestatten. Die auf unseren drahtlosen Großstationen aufgestellten Apparate sind natürlich viel gewaltiger; dort müssen Ströme von vielen hundert Ampere unterbrochen werden, Ströme also, die Tausende von Glühlampen speisen könnten. Der Morsetaster, der dort betätigt wird, nimmt über einen Kubikmeter an Raum ein und gleicht dem Stampfwerk einer Fabrik. Er wird selbst durch einen weit schwächeren Taster mit Hilfe eines Relais betätigt.

Man hat es schon erreicht, daß die Wellen, die von Nauen bei Berlin ausgehen, bis zu unserer von den Engländern jetzt zerstörten großen Station in Togo in Afrika übertragen werden, ja unter günstigen Umständen gingen diese Wellen unmittelbar nach einer Station in Deutsch-Südwestafrika. Unsere großen Stationen sind sogar schon soweit gekommen, Zeichen um das halbe Erdenrund zu geben, und es ist nur eine Frage des anzulegenden Kapitals, Stationen zu bauen, die ihre Zeichen auf der ganzen Erde bemerklich machen könnten.

Ja, man könnte die Frage aufwerfen, ob es möglich wäre, elektrische Zeichen von der Erde nach einem anderen Punkte unseres Sonnensystems, etwa nach dem Mars zu schicken. Man brauchte dazu freilich Apparate, die nach dem gegenwärtigen Stand der Technik vielleicht eine Billion Pferdestärke betätigen müßten, ein Unternehmen, das allerdings mehr kosten würde, als man mit Aussicht auf Erfolg gut ins Werk zu setzen wagen dürfte. Wissen wir doch nicht, ob den Menschen wesensverwandte Geschöpfe auf den anderen

Digitized by Google

Planeten unseres Sonnensystems wohnen, noch wohnen oder schon wohnen, und wenn sie es tun, ob sie gerade die Apparate hätten, um solche Zeichen wahrzunehmen und zu beachten. Wissen wir doch auch nicht, ob unter den vielen elektrischen und magnetischen Störungen, die unsere Apparate anzeigen, auch solche sind, die von solchen Geschöpfen auf anderen Planeten ausgehen. Das könnten wir erst beurteilen, wenn wir alle vorhandenen Störungen restlos zu erklären imstande wären.

Wenden wir uns jetzt nach der anderen Seite des Bereiches der Ätherwellen. Die Wellen, die in der drahtlosen Telegraphie benutzt werden, haben Längen von einigen hundert bis zu etwa zehntausend Metern. Die kleinsten Wellen im Gebiete des sichtbaren Spektrums, die Wellen der violetten Strahlen, haben nur etwa 400 milliontel Millimeter Länge. Darüber hinaus hat die kleinsten Ätherwellen im Gebiet der ultravioletten Strahlen unser im Jahre 1913 verstorbener Mitbürger Dr. Schumann herzustellen gelehrt, sie haben eine Länge von nur etwa 100 milliontel Millimeter.

Aber darüber hinaus sind wir jetzt imstande, die Eigenschaften noch weit kürzerer Wellen zu studieren. Als Röntgen die nach ihm benannten Strahlen entdeckt hatte, konnte er nicht sofort feststellen, welche Art von Strahlen vorlagen. Es hat sich jetzt herausgestellt, daß es Ätherwellen, ähnlich den ultravioletten Wellen sind, deren Wellenlängen nur außerordentlich klein sind und etwa den zehnten bis hundertsten Teil eines milliontel Millimeters betragen. Diese kurzen Erschütterungen werden von den meisten Körpern so wenig aufgenommen, daß sie fast ungehindert hindurchgehen können, und nur, wenn die Dichte der Körper recht groß wird, sind sie imstande, die Strahlen merklich zu verschlucken oder zu absorbieren. Ihr Verhalten ist jedoch im allgemeinen viel verständlicher als das der Lichtstrahlen, weil ihre Absorption sich im wesentlichen nur nach der Dichte der Körper richtet, während dem Lichte gegenüber schweres Glas noch vollständig durchlässig ist, das spezifisch gleichschwere Aluminium jedoch schon in dünnen Schichten vollständig undurchlässig.

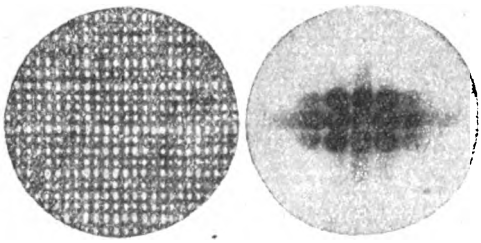
In der Röhre, die vor Ihnen steht, werden solche Röntgenstrahlen erzeugt an dem Punkt, den man als Antikathode bezeichnet, und man kann sie sichtbar machen durch das Aufleuchten oder die Fluoreszenz des Bariumplatincyanürschirms, den wir den Röntgenstrahlen aussetzen. Halte ich jetzt meine Hand zwischen Röhre und Schirm, so gehen die Strahlen durch das Fleisch hindurch, während sie von den dichteren Knochen stärker absorbiert werden. So kann man das Schattenbild der Knochen auf dem Bilde gewahr werden. Nehme ich eine eiserne Kugel in die Hand, so können Sie diese besonders deutlich auf dem Schirm erkennen, während die Hand verhältnismäßig durchsichtig erscheint. Welche großen Vorteile dieses Verfahren im gegenwärtigen Kriege hat, ist Ihnen ohne weiteres einleuchtend, denn wir sind damit imstande, die kleinsten Granatsplitter im Körper zu entdecken und zu sagen, an welcher Stelle sie liegen.

Digitized by Google

Aber eine für unsere Erkenntnis noch viel märchenhaftere Entdeckung ist neuerdings von dem Deutschen Laue und seinen Mitarbeitern gemacht worden. Diese feinen Röntgenwellen gestatten uns nämlich die Struktur der Körper zu erkennen.

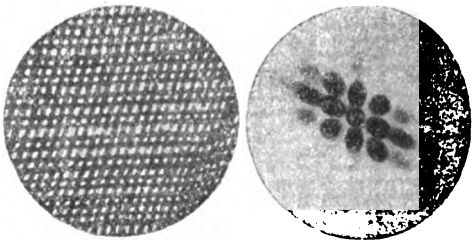
Wenn man durch einen Sonnenschirm nach der Sonne blickt, so sieht man sie meist von merkwürdigen Lichtflecken umgeben, deren Lage von der Art des Gewebes des Schirms abhängen. Statt der Sonne benutzen wir ein vor die elektrische Lampe gestelltes Loch, statt des Schirmes ein Stück Gewebe, und Sie sehen jetzt auf dem Schirm das durch eine Linse abgebildete Loch von jenen Flecken umgeben — Bild 2 —, deren Lage sich ändert, wenn ich das Stoffgewebe etwas verzerre — Bild 3.

Bild 2



Das unverzerrte Gewebe und sein Beugungsbild

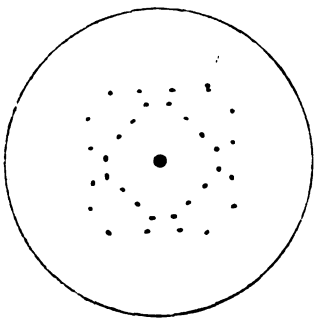
Bild 3



Das verzerrte Gewebe und sein Beugungsbild

Man bezeichnet diese Erscheinung als Beugungserscheinung, weil das Licht abgebeugt wird, und diese Beugung ist um so ausgeprägter, je feiner die Löcher sind. So kann uns also das Beugungsbild einen Aufschluß geben über die Struktur des Körpers, der die Strahlen durchsetzt hat. Dort sehen Sie nun das Beugungsbild von Röntgenstrahlen — Bild 4 —, das beim Durchgang durch einen Kristall von Zinkblende entstanden ist. Der Kristall ist dem Sonnenschirm vergleichbar, und es geht daraus hervor, daß er aufgebaut ist aus einem räumlichen Gewebe, in dessen Verdichtungspunkten die Teilchen sitzen, die die Strahlen zerstreuen. Es sind die kleinsten Teilchen, aus denen ein Kristall aufgebaut ist und die man als die Kristallatome bezeichnet. Es ist gelungen, aus dem Beugungsbild zu berechnen, wie groß die Abstände der Atome in dem Kristall sind, und man hat gefunden, daß diese Abstände gleich dem Bruchteil eines milliontel Millimeters sind. So sind die Röntgenstrahlen nicht nur imstande, dichte Körper zu durchleuchten, sie liefern uns auch Aufschluß über den feinsten Bau der Körper und werden unsere Kenntnisse noch in ungeahnter Weise fördern.

Bild 4



Röntgenstrahlenbeugung an Zinkblende nach Friedrich Knipping und Laue

Sehen wir nun näher zu, in welcher Weise die Röntgenstrahlen entstehen,

Digitized by Google

so finden wir, daß sie durch andere Strahlen erzeugt werden, die anderer Natur sind als sie selbst.

Um sie zu erzeugen, müssen wir durch eine sehr gut luftleere Röhre einen hochgespannten elektrischen Strom hindurchschicken. Die Einlaßstellen werden nach Analogie der Einlaßstellen der elektrolytischen Zersetzungszellen, mit Hilfe deren wir die Metalle aus Lösungen ausscheiden, als Anode und Kathode bezeichnet. Und nun kann man zeigen, daß von der Kathode eine merkwürdige Art von Strahlen ausgehen: die Kathodenstrahlen. Ich habe hier vor einer Kathode ein Glimmerfenster, durch das die Strahlen hindurchgehen und ihre Spur auf einem Zinksulfidschirm aufzeichnen. Sie streichen geradlinig über den Schirm weghin, so daß man darum das Recht hat, von Strahlen zu sprechen. Sie haben jedoch mit den Lichtstrahlen nichts zu tun. Denn wenn ich einen Magneten in die Nähe bringe, so werden, wie Sie sehen, die Strahlen abgelenkt, während man Lichtstrahlen mit dem Magneten nicht ablenken kann. Wir wissen aber, daß der Träger eines elektrischen Stromes auf den Magnetismus mit Ablenkung antwortet, und so hat man herausgebracht, daß diese Strahlen aus Trägern elektrisch geladener Teilchen bestehen, die von einer außerordentlichen Feinheit sind und mit außerordentlicher Geschwindigkeit die Röhre durcheilen, die der Lichtgeschwindigkeit nicht viel nachsteht. Es sind also Körperstrahlen, die hier vorliegen, vergleichbar mit den Kugelstrahlen, die ein Maschinengewehr aussenden kann.

Und nun hat man die merkwürdige Entdeckung gemacht, daß solche Körperstrahlen auch von gewissen Stoffen ausgehen, und das Ehepaar Curie hat das Radium entdeckt, das solche Strahlen in besonderer Stärke aussendet. Ich habe hier in meiner Hand etwas Radiumsalz und halte es hinter den Bariumplatincyanürschirm, und Sie bemerken, daß es den Schirm zum Leuchten bringt.

Diese Strahlen bringen noch andere merkwürdige Erscheinungen zustande. Ich lasse zwischen dieser Kugel und dieser Platte mit Hilfe eines Induktoriums Funken überspringen. Sobald ich mit dem Radiumpräparat in die Nähe der Funkenstrecke komme, hören die Funken auf überzugehen. Die Radiumstrahlen bringen diese Wirkung dadurch hervor, daß sie die Luft innerhalb der Funkenstrecke leitend machen, so daß die Kugel und Platte ihre Ladung nicht festhalten können und daher nicht mehr bis zu der Spannung aufgeladen werden, die zur Erzeugung der Funken nötig ist. Bei genauerer Untersuchung findet man, daß diese Wirkung von dem Teil der Radiumstrahlen ausgeht, der negativ geladen und daher auch durch einen Magneten ablenkbar ist. Man nennt diesen Teil der Strahlen Betastrahlen. Es sind jedoch auch positiv geladene Strahlen darin vorhanden, die man als Alphastrahlen bezeichnet. Und all diese Strahlen werden in ihrer weiteren Verfolgung noch zu wunderbaren Entdeckungen und Erfindungen Anlaß geben.

Hier ist der Punkt, wo ich auf die Märchen wieder zurückkommen will, nicht auf die alten, sondern auf ein wunderbar neues, nämlich auf einen

Digitized by Google

der schönsten Zukunftsromane, den ich kenne, den Roman von Kurd Laßwitz: „Auf zwei Planeten". Der Roman stammt aus dem Jahre 1897 und enthält unter anderem die Beschreibung eines Luftfahrzeuges von der Form, wie es erst etwa 1910 wirklich gebaut worden ist, daneben aber noch viele wunderbare Zukunftserfindungen, von denen ich zwei auf die Möglichkeit ihrer Verwirklichung prüfen möchte.

Laßwitz führt uns drei Luftschiffer vor Augen, die mit einem Ballon den Nordpol zu entdecken beabsichtigen. Sie kommen auch in der Tat hin, finden aber unerwarteterweise Festland, einen See und darin eine merkwürdige Insel. Bei genauem Zusehen finden sie, daß sie zwar am Nordpol sind, ihn aber nicht entdeckt haben. Denn diese eigentümliche Insel enthält eine Zeichnung der Polarkarte so genau, wie sie uns bisher noch gar nicht bekannt ist. Es stellt sich heraus, daß die Marsbewohner am Nordpol gelandet sind.

Wie kommen diese aber dahin?

Eine fortgeschrittene Naturwissenschaft und Technik ermöglichte es den Marsbewohnern des Romans, in Raumschiffen durch den leeren Himmelsraum vom Mars zur Erde zu fliegen. Der Antrieb erfolgt durch Rückstoß mit einem merkwürdigen Stoff, der als Repulsit bezeichnet wird. Um die Wirkungsweise dieser Einrichtung zu verstehen, denke man an den Rückstoß, den jedes Geschoß dem Geschütz erteilt, von dem es ausgeht. Die Bewegungsgröße, die das Geschoß dem Geschütz erteilt, ist dieselbe, die auch durch Rückstoß das Geschoß dem Geschütz erteilt. Diese Bewegungsgröße wird gemessen durch das Produkt der Geschwindigkeit in die Masse des bewegten Körpers. Je größer die Geschwindigkeit und Masse des bewegten Körpers ist, einen um so größeren Rückstoß muß das Geschütz erfahren, und deshalb hat man neuerdings auch die Rohre beweglich eingerichtet, so daß sie allein den Rückstoß erfahren und durch eine pneumatische Vorrichtung wieder in die alte Lage zurückkommen.

Die Bewegung durch den leeren Raum erfolgt nun im Gegensatz zur Bewegung durch die Luft unter weit günstigeren Bedingungen. Fällt doch der Luftwiderstand fort und eine einmal erlangte Geschwindigkeit wird beibehalten. Die Geschwindigkeiten aber, die nötig sind, um in absehbarer Zeit von einem Planeten zum anderen zu gelangen, müssen der Planetengeschwindigkeit selbst gleichkommen. Nun beträgt die Geschwindigkeit unserer Erde 30 Kilometer in einer Sekunde. Will man einem Raumschiff durch Rückstoß eine solche Geschwindigkeit geben, so ist das nur möglich, wenn man Geschwindigkeiten zur Verfügung hat, welche die Erdgeschwindigkeit weit übersteigen; andernfalls müßte man beim Rückstoß eine zu große Masse des zu bewegenden Körpers selbst opfern. Ein solches Raumschiff ist nur steuerbar, wenn verhältnismäßig geringe Massen von ihm zur Steuerung benötigt werden.

Nun besitzen wir in den negativen und positiven Strahlen der Vakuumröhre Geschwindigkeiten bewegter Körper, die der Lichtgeschwindigkeit nahekommen, und rechnen wir auch nur mit dem zehnten Teil der Lichtgeschwindig-

Digitized by Google

teit, so sind das doch schon 30 000 Kilometer gegenüber den 30 Kilometern der Erdgeschwindigkeit. Wäre es also möglich, solche Strahlen von einem Raumschiff in bestimmter Richtung abzuschießen, so würde schon der tausendste Teil seiner Masse dazu genügen, um ihm die Geschwindigkeit der Erde zu erteilen.

Mit Hilfe der gleichen Strahlen läßt sich vielleicht eine andere Vorrichtung herstellen, deren Erfindung Kurd Laßwitz den Marsbewohnern zuschreibt, die, wenn wir sie heute besäßen, uns sofort zu Herren des Meeres machen würde. Es ist dies nämlich eine Vorrichtung, die einem Luftschiff die Möglichkeit eines vollkommenen Schutzes gegen Geschosse gewährt. Im Kampf der Engländer mit den Marsbewohnern kommen die englischen Geschosse nur bis auf einige Meter an das Luftschiff heran, verlangsamen die Geschwindigkeit und lösen sich zuletzt vollständig auf. Das Luftschiff ist mit einem durchsichtigen Panzer versehen, der es befähigt, alle Stoffe, die ihm zu nahe kommen, vollständig aufzufressen, so daß es selbst befähigt ist, ein englisches Schiff zum Sinken zu bringen, indem es ihm nahekommt und die Wände des Schiffes auffrißt.

Wie ist etwas Derartiges möglich?

Ich zeige Ihnen hier eine luftleere Röhre, in der der Kathode gegenüber ein Platinblech aufgestellt ist. In dem Augenblick, wo die Röhre erregt wird, werden die Kathodenstrahlen auf das Platinblech zusammengedrängt und bringen es zum Glühen. Ja, man kann Platin in solcher Weise bei genügender Stärke zum Schmelzen bringen. Wäre es möglich, von einem Körper ausreichend dichte positive oder negative Strahlen verwandter Art ausgehen zu lassen, so besäße er in der Tat den durchsichtigen Panzerschutz, der jene rätselhaften Wirkungen vollbringen könnte.

Der Dichter Laßwitz denkt sich die Sache noch viel feiner. Doch ist das ein Gebiet, auf das ihm die heutige Physik in ernsthafter Weise noch nicht zu folgen vermag.

Ich will nicht behaupten, daß das von mir soeben als möglich Hingestellte einmal ausführbar sein wird, wenn auch bisher unsere kühnsten Erwartungen in naturwissenschaftlich-technischen Dingen oft übertroffen worden sind. Vielfach genügt schon die grundsätzliche Möglichkeit eines Apparates oder einer Maschine, um sie nach Verlauf einer gewissen wissenschaftlichen und technischen Entwicklung auch wirklich entstehen zu sehen.

Bedenkt man, welche Wunder der Naturwissenschaft und Technik wir in den letzten Jahrzehnten erlebt haben und bedenkt man ferner, daß der Menschheit noch weitere Jahrmillionen für ihre Entwicklung zur Verfügung stehen, so scheint es nicht zweifelhaft, daß die Entwicklung unserer Kultur uns noch manches Wunder bescheren wird, das die phantasievollsten Märchen in den Schatten stellt.

Doch was rede ich von Kultur; die allermeisten kulturgeschichtlichen Betrachtungen erschöpfen sich in Ausführungen über Dichtkunst, Malerei, Bildnerei und Musik. Und doch spricht man von einem Aufstieg der Kultur. Ist das berechtigt? Muß man nicht eher von einem Abstieg reden, wenn man

Digitized by Google

unsere gegenwärtige Dichtkunst vergleicht mit der zur Zeit von Schiller und Goethe?

Ohne Zweifel liegt hier eine Frage zugrunde, die von den Historikern nicht immer mit genügendem Verständnis behandelt wird. Gewiß haben große Kulturhistoriker wie Buckle und neuerdings Lamprecht auch der Naturwissenschaft und Technik die ihnen gebührende Stellung in der Kultur der Völker eingeräumt. Aber trotzdem wird ihre Bedeutung in diesem Zusammenhang häufig vergessen.

Die Leistungen der Naturwissenschaft und Technik werden oft mit dem Begriff der Zivilisation abgefertigt. In der Tat kann auch ein Hottentotte sich in seiner Wohnung elektrisches Licht anschaffen, und es ein- und ausschalten wie ein zivilisierter Europäer. Aber wohl gemerkt: er kann es nicht erfinden. Der Kulturhistoriker muß also entweder die Erfindungen auf naturwissenschaftlichem und technischem Gebiete, die Organisationen sozialer Natur, all diese Wunder der Erfindungsgabe und politisch schöpferischen Tatkraft den Schöpfungen der Dichter und Künstler gleichstellen, oder er hat kein Recht, von einem Fortschritt der Kultur zu sprechen. Wer aber in naturwissenschaftlichen und technischen Kreisen gelebt hat, der weiß recht gut, daß ihre Begeisterung für den Fortschritt und die Betätigung ihrer Erfindungsgabe Funken von demselben Feuer sind, wie es die Dichter beseelt.

Nur die Forderungen der Zeit sind verschieden, die eine gestattet die friedlichen Träume der Dichter, die andere braucht tatkräftige Mitarbeit an dem bunten Gewande der Menschheit. Nur das Verständnis für diese verschiedenen Schöpfungen ist verschieden. Eine Dichtung, eine Symphonie, ein Gemälde sind jedem verständlich, nicht jedem die wissenschaftliche und technische Schöpfung, wenigstens nicht in ihrem inneren Wesen. Das Verständnis dafür wird sich aber immer mehr ausbreiten, je weiter Naturwissenschaft und Technik unser ganzes Leben durchdringen und die allgemeine Bildung in dieser Richtung selbst Fortschritte macht.

Diesem Ziele dienen ja auch Abende wie der heutige, und so hoffe ich, Sie davon überzeugt zu haben, daß Phantasie und Dichtung in der Naturwissenschaft und Technik nicht minder zu Hause sind als in den Schöpfungen unserer großen Dichter und Künstler.

Ich habe Sie heute eingeladen mit mir deutsch zu träumen, wenn aber der Werktag kommt, so verstehen wir alle auch wieder deutsch zu arbeiten.

Digitized by Google

Das Selbstbestimmungsrecht der Völker

Von

Dr. Freiherrn v. Jettel

In der Antwort auf das Friedensangebot der gegenwärtigen russischen Machthaber hat Graf Hertling der Bereitwilligkeit Deutschlands Ausdruck gegeben, zu den alten nachbarlichen Beziehungen zu Rußland zurückzukehren, und daran die Erklärung geknüpft, daß die kaiserlich deutsche Regierung bezüglich Polens, Litauens und Kurlands das Selbstbestimmungsrecht ihrer Völker achten wolle. Im gleichen Sinne sprach sich folgenden Tages der österreichische Ministerpräsident aus. Damit ist der Gedanke der Volksabstimmung als eines Schutzes gegen Vergewaltigungen, die Frage, ob die Bevölkerung eines Landes in erster oder in letzter Linie berufen sei, über das Schicksal ihrer Heimat zu entscheiden, neuerdings auf die Tagesordnung gestellt. Sie hat im Laufe der Zeiten, insbesondere nach dem Frankfurter Frieden, den Gegenstand lebhafter Polemiken zwischen Historikern und Juristen der verschiedenen Länder gebildet und wohl ebensoviele Verteidiger als Gegner gefunden. Es sei nur auf die Monographien von Sybel, Holtzendorff, Störk und anderen hingewiesen. Als derjenige, der das Plebiszit in das praktische Völkerrecht eingeführt hat, gilt in der Regel Napoleon III. Er hatte sich dieses Mittels wiederholt mit Erfolg bedient und verdankte ihm schließlich die französische Kaiserkrone. Napoleon knüpfte damit nur an frühere Traditionen an.

Bereits die erste Republik hatte von diesem unblutigen Mittel, sich zu vergrößern, reichlichen Gebrauch gemacht. Unter Berufung auf den angeblich frei geäußerten Willen der Bevölkerung hat sich das republikanische Frankreich in den Jahren 1791 bis 1798 nacheinander das päpstliche Avignon, Savoyen und Nizza, Basel und Mainz und schließlich ganz Belgien angeeignet. Eine große Rolle spielte das Plebiszit bekanntlich bei der Schaffung des heutigen Königreiches Italien. Lombardo-Venetien, Toskana, Parma, Modena, Neapel, die römischen Legationen und schließlich Rom selbst wurden dem Königreiche Sardinien einverleibt unter Berufung auf die Zustimmung der Bevölkerung. Die Hilfe Frankreichs mußte das Königreich freilich mit dem Verzichte auf das Stammland des Herrscherhauses, die Heimat Garibaldis, teuer bezahlen. Noch einmal machte Napoleon Propaganda für seine Lieblingsidee in der Frage von Schleswig-Holstein. Die französische Regierung hatte bereits auf der Londoner Konferenz beantragt, die Bevölkerung der Herzogtümer über ihr Schicksal selbst entscheiden zu lassen. Bismarck war damit einverstanden, allein der Vorschlag scheiterte an dem Widerspruche Österreichs und Rußlands. Er tauchte wieder auf bei den Friedensverhandlungen nach dem 1866er Kriege. Als Friedensvermittler setzte Napoleon die

Digitized by Google

Aufnahme des Artikels V in den Prager Frieden durch, wonach die Bevölkerung von Nordschleswig frei darüber entscheiden sollte, ob sie wieder an Dänemark zurückfallen wolle. Es kam nicht dazu. Durch eine im Jahre 1878 getroffene Vereinbarung verzichtete Österreich-Ungarn auf diese Klausel „in Würdigung der Schwierigkeiten, die sich der Durchführung des in jenem Artikel niedergelegten Prinzipes entgegenstellen". Der Wunsch nach einer Volksabstimmung gelangte neuerdings zum Ausdruck anläßlich des Tauschvertrages zwischen Deutschland und England vom Jahre 1890. Im englischen Parlamente erhoben sich damals mehrere Stimmen gegen die Überlassung Helgolands an Deutschland, und es wurde der Gedanke angeregt, man möge die Bevölkerung der Insel darüber befragen. Lord Salisbury erwiderte, es handle sich nicht um das Wollen oder Nichtwollen der Bevölkerung, sondern um die geschäftliche Seite, um den gleichwertigen Kaufgegenstand. Noch einmal begegnen wir der Plebiszitklausel in dem schwedisch-französischen Vertrage über die Abtretung der Insel St. Barthélémy und in dem Friedensvertrage zwischen Chile und Peru, worin der Bevölkerung der an Chile abgetretenen Provinzen Tacna und Arica die Entscheidung darüber, ob sie bei diesem Staate verbleiben wolle, anheimgegeben wurde. Zu einer Volksabstimmung kam es dann bekanntlich bei der Trennung Norwegens von Schweden, und schließlich wurde die Plebiszitfrage auf der zweiten Haager Friedenskonferenz von seiten Brasiliens aufgeworfen. Die Vertreter Österreichs, Italiens und Serbiens sprachen sich ablehnend aus und der Antrag wurde infolgedessen fallen gelassen.

Die Forderung der Volksabstimmung tauchte neuerdings auf bald nach Ausbruch des Weltkrieges und nach den ersten militärischen Erfolgen Deutschlands. Allerdings war sie zunächst in mehr theoretische Formen gekleidet. Sowohl die „Zentralorganisation für einen dauerhaften Frieden", als die von Henry Ford geschaffene „Neutrale Konferenz" stellte an die Spitze ihres Programmes für den Frieden den Satz, es solle keine Annexion und keine Gebietsübertragung stattfinden gegen die Interessen und die Wünsche der Bevölkerung. Ihre Zustimmung sei, wenn möglich, mittels Plebiszites oder auf andere Weise einzuholen.

Aus dem Rahmen abstrakter Erörterungen ist die Diskussion über das Plebiszitthema in dem Augenblicke herausgetreten, als die Vereinigten Staaten von Amerika sich der Frage bemächtigten. Die Forderung der Volksabstimmung wurde zum ersten Male in offizieller Form aufgestellt in der Botschaft des Präsidenten Wilson an den Senat vom 22. Januar 1917. Kein Friede könne von Dauer sein, heißt es dort, der nicht den Grundsatz anerkennt, daß die Regierungen ihre gerechte Macht von der Zustimmung der Regierten ableiten, und daß es kein Recht gibt, Völker von Machthaber zu Machthaber abzutreten, als wenn sie ihr Eigentum wären.

Diesen Gedanken hat sich die russische Regierung nun angeeignet. Sie weist jede Gebietsabtretung gegen den Willen der Bevölkerung, jede Gewalt-

Digitized by Google

tätigkeit zurück. In diesem Punkte besteht nach den eingangs erwähnten Erklärungen zwischen den Mittelmächten und Rußland volle Übereinstimmung der Anschauungen. Der seinerzeitige Friedensvertrag wird also allem Anscheine nach rücksichtlich der eroberten russischen Gebiete die Plebiszitklausel enthalten.

In Österreich haben die Tschechen, Südslawen und Ukrainer das Schlagwort vom Selbstbestimmungsrechte der Nationen sich sofort für ihre Zwecke zurechtgelegt. Ihre Haltung ist nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, welche Ermunterung ihnen von seiten unserer Feinde zuteil geworden ist. Man erinnere sich nur der Antwortnote der Entente an den Präsidenten Wilson vom 12. Januar 1917, in der ganz offen von der „Befreiung der Italiener, Slawen, Rumänen, Tschechen und Slowaken von der Fremdherrschaft" gesprochen wurde. Eines der Kriegsziele unserer Feinde war ja vom Anfang an die Zurückrevidierung der Geschichte Österreich-Ungarns, die Zertrümmerung der Monarchie, die Liquidierung eines Staatengebildes, das sich als die einzig mögliche Lösung des Problemes vom Zusammenleben einzelner kleinerer Nationalitäten und Volkssplitter erwiesen hat. Es ist nicht uninteressant, die Stimmen einiger gewiß unparteiischer Beurteiler über diese Frage zu vernehmen. Ein Professor in Rochester (V. St.) führt in einem Schreiben an die „Zentralorganisation" aus, dem Plebiszite eine rückwirkende Kraft einzuräumen, würde zu einer grenzenlosen Verwirrung führen, man möge doch „schlafende Hunde liegen lassen". Ein Staat, wie Österreich, sei doch zweifellos einem Zustande offenen Kampfes zwischen den die Monarchie bewohnenden Völkerschaften vorzuziehen. In demselben Sinne spricht sich ein italienischer Gelehrter, Padeletti, aus. Die Zulassung der Abstimmung der Bevölkerung eines Gebietes über ihre staatliche Zugehörigkeit im vollen Frieden würde zur Auflösung aller politischen Bande führen, zum Chaos im öffentlichen Rechte.

Die Ergebnisse des Krieges sind freilich nicht danach angetan, die Hoffnungen der slawischen Nationalitäten Österreichs auf Erfüllung ihrer Träume zu stärken. Das zaristische und panslawistische Rußland wurde von der Revolution hinweggefegt, England und Frankreich konnten Serbien und Rumänien nicht retten und werden kaum in der Lage sein, für ihre Schützlinge in Österreich ein Weiteres zu tun, und sogar der Präsident der Vereinigten Staaten ist so gnädig, uns selbst die Sorge für die Lösung der Nationalitätenfrage in Österreich zu überlassen. Die Anrufung des Selbstbestimmungsrechtes der Völker, wie die Tschechen es sich denken, steht ja auch gar nicht in Frage. Um was es sich in allen bisherigen Fällen gehandelt hat und auch jetzt wieder allein handeln kann, das ist das den Bewohnern der eroberten Gebiete eingeräumte Recht, sich darüber auszusprechen, ob sie in ihrem bisherigen Staatsverbande verbleiben wollen oder nicht. Es liegt in der Anrufung des Volkswillens ein weitgehendes Zugeständnis an den Grundsatz der Volkssouveränität, vor allem aber ein schwerwiegender Verzicht auf das Recht der Eroberung, auf dem

Digitized by Google

doch in der Hauptsache der heutige territoriale Besitzstand aller Staaten beruht. Es möge hier ein treffendes Wort Proudhons Platz finden, das sich in seinem Werke „La guerre et la paix" findet: „Das Urteil, welches der Krieg gefällt hat, ist das beste, und keine Autorität vermag es zu bekräftigen oder zu beseitigen. Was will die Meinungsäußerung einer Anzahl von Bürgern, welche ihre Stimmzettel in die Urne warfen, bedeuten, gegenüber derjenigen von Kriegern, die ihr Blut für das Vaterland vergossen haben." Das Plebiszit stellt sich so als ein Kompromiß dar zwischen dem Rechte der Eroberung und einem völligen Verzichte auf das eroberte Gebiet, wie ihn die Entente uns zumutet. Das Volk selbst soll Schiedsrichter sein zwischen den Streitteilen. Handelt die Entente folgerichtig und anerkennt sie die Gerechtigkeit dieser Lösung, dann kann man hoffen, in der Volksabstimmung das Mittel gefunden zu haben, um über manche schwierige Frage hinwegzukommen, die bisher unlösbar erschien. Damit wäre ein großer Schritt in der Richtung des allgemeinen Friedens getan. Freilich müßten die Völker selbst erst zur Erkenntnis der Sinnlosigkeit weiteren Blutvergießens kommen, und ihr gesunder Menschenverstand dürfte nicht länger durch solch wahnwitzige Reden betäubt werden, wie man sie immer wieder aus dem Munde der führenden Männer bei unseren Feinden vernimmt. „Es ist der Fluch der Zeit, daß Tolle Blinde führen," sagt Gloster im „König Lear".

Groß-Berlin

Ein Beitrag zur Geschichte der Selbstverwaltung[1])

Von

Geh. Justizrat Prof. Dr. Rießer, Mitglied des Reichstages

Wenn wir hören, daß bis zur Gründung des Zollvereins von 1834 für jeden kleinen deutschen Duodezstaat jedes deutsche Nachbarländchen Zollausland war und daß man bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts auf dem Wege zwischen Dresden und Magdeburg 16 Zölle erhoben hat; wenn wir uns vor Augen halten, daß bis zum Ende der fünfziger Jahre in Deutschland noch 17 verschiedene Postverwaltungen neben dem Preußisch-österreichischen Postverein tätig waren und daß bis zu Anfang der siebziger Jahre in den einzelnen deutschen Staaten nicht weniger als 7 Münzsysteme galten, dann lächeln wir über die Rückständigkeit jener Zeiten und sagen uns selbstbewußt, wie herrlich weit wir es doch demgegenüber gebracht haben.

[1]) Nach einem Vortrag, den der Verfasser am 18. November 1917 auf Veranlassung des „Bürgerausschusses Groß-Berlin" in Berlin gehalten hat.

Digitized by Google

Und doch werden künftige Geschlechter ebenso mitleidig lächeln, wenn sie einmal an unsere heutigen Zustände in Groß-Berlin zurückdenken.

Berlin steht in engem wirtschaftlichen und kulturellen Zusammenhang mit fünf weiteren angrenzenden Städten: Charlottenburg, Wilmersdorf, Schöneberg, Neukölln und Lichtenberg, und in einem Umkreise von 15 Kilometern mit bis zu 44 weiteren Gemeinden, die sämtlich noch den Kreisen Teltow oder Niederbarnim angehören. Unter den letzteren befinden sich auch Orte wie Steglitz mit etwa 80 000, Pankow mit etwa 50 000, Weißensee mit etwa 40 000, Friedenau mit etwa 30 000 Einwohnern, da die Genehmigung, sie als Stadtkreise anzuerkennen, auch den Gemeinden, die 25 000 Einwohner oder mehr besitzen, seitens dieser Kreise grundsätzlich verweigert wird.

In früheren Jahren, besonders 1891 bis 1893, hatte die Staatsregierung infolge vieler Mißstände, die sich im Wirtschaftsverkehr Berlins und der Vororte gezeigt hatten, gegen eine Einverleibung solcher Vororte durch den Stadtkreis Berlin grundsätzlich nichts einzuwenden, während umgekehrt bis dahin Berlin selbst solchen Plänen teils zögernd, teils ablehnend gegenübergestanden hatte.

Im Jahre 1896 wurde aber auf einen nun von Berlin aus gestellten Eingemeindungsantrag größeren Stiles seitens der Staatsregierung überhaupt nicht mehr erwidert, und am 8. Februar 1902 erklärte der Minister des Innern amtlich:

> „Es bestehe die Absicht, die Vororte Berlins zu größeren leistungsfähigen städtischen Gemeinden zusammenzulegen und so Berlin mit einem Kreise solcher Städte zu umgeben. Die Ausführung dieser Absicht sei mit einer Einverleibung ganzer Vororte oder auch nur erheblicher Teile derselben in Berlin unvereinbar."

So ist es gekommen, daß der Flächeninhalt Berlins von rund 6350 Hektar heute unter anderen von Köln, Frankfurt a. M., Straßburg, Hamburg, München und sogar von Mannheim übertroffen, zum Teil bis zum Doppelten übertroffen wird. Gegenüber Berlin, das zuletzt im Jahre 1881 die gewaltige Einverleibung des Tiergartens, Seeparks, Zoologischen Gartens, des unbebauten Teils des Hippodroms und des Bellevueschlosses erlebte, hat man staatlicherseits die Politik der Isolierung und Abschnürung des Stadtkreises Berlin von den Vororten bis zum heutigen Tage festgehalten und sogar von Jahr zu Jahr verschärft.

Der Versuch, wenigstens den schreiendsten Mißständen durch das Zweckverbandsgesetz vom 19. Juli 1911 abzuhelfen, hat sich aus drei Gründen als ein Versuch am untauglichen Objekt und mit untauglichen Mitteln herausgestellt:

1. Weil man hier die Stadtkreise Berlin, Charlottenburg, Neukölln, Wilmersdorf, Lichtenberg und Spandau mit den Landkreisen Teltow und Niederbarnim, also mit im ganzen etwa 400 Gemeinden inklusive

Digitized by Google

Spandau, vereinigt hat, also auch mit solchen, die in gar keinem wirtschaftlichen Zusammenhang mit Groß-Berlin stehen;

2. weil man die Zuständigkeit des Zweckverbandes zu eng gefaßt, nämlich beschränkt hat
   a) auf die Regelung des Verhältnisses zu öffentlichen, auf Schienen betriebenen Transportanstalten, wobei man sogar die Staatseisenbahnen ausnahm;
   b) auf eine Beteiligung an der Feststellung der Fluchtlinien und Bebauungspläne für das Verbandsgebiet nebst Mitwirkung am Erlaß von Baupolizeiverordnungen;
   c) auf den Erwerb und die Erhaltung größerer Freiflächen, wodurch die Regierung im Zweckverband einen zahlungsfähigen Käufer für die fiskalischen Wälder gefunden hatte, die denn auch (als bisher einzige positive Leistung des Zweckverbandes) zu recht hohem Preise in den Besitz dieses Verbandes gelangt sind;
3. weil die Organisation verfehlt ist, da die Mitglieder der Verwaltung, des Verbandsausschusses und der Verbandsversammlung, von beteiligten Einzelgemeinden in die Verwaltung hineingewählt werden und sich infolgedessen mehr als Vertreter der konkurrierenden Einzelgemeinden, denn als Vertreter des Zweckverbands, also der Gesamtinteressen, fühlen müssen.

Hat somit der Zweckverband Groß-Berlin bisher so gut wie keinen Zweck gehabt, so hat auf der anderen Seite die Staatsregierung in der letzten Zeit wieder gelegentlich des Erwerbs der englischen Gasanstalt die dringendsten Interessen Groß-Berlins nicht nur unbeachtet gelassen, sondern auch schwer verletzt.

Zunächst versuchte man, nachdem gemäß englischem und französischem Beispiel die Liquidation der englischen Gasanstalt verfügt war, das Unternehmen, welches Berlin, Schöneberg (und später auch Wilmersdorf) als solches, also als Ganzes, bestehen lassen wollten, im Wege der Verhandlungen, die infolge schärfsten Widerstands dieser drei Städte schließlich nicht zustande kamen, in drei Teile zu teilen. Dies hätte den Erfolg gehabt, Berlin auch hier wieder von den anderen beteiligten Kreisen abzudrängen.

Bei einer dann erfolgten öffentlichen Ausschreibung boten sowohl die beiden Landkreise Teltow und Niederbarnim, wie eine Gruppe, bestehend aus Berlin, Schöneberg, Wilmersdorf und sieben hauptbeteiligten Gemeinden des Kreises Teltow die (auf einem bei den früheren Verhandlungen erstatteten Obergutachten beruhende) Summe von 58 Millionen Mark. Den Zuschlag erhielt aber nicht diese letztere hauptbeteiligte Gruppe, die sieben Achtel des ganzen Gasverbrauches darstellte. Es wurde vielmehr nun ein neues beschränktes Submissionsverfahren

Digitized by Google

eröffnet, zu dem die Regierung nur noch Berlin einerseits und die beiden Landkreise andererseits zuzog. Und es wurde nunmehr plötzlich, aus internationalen Erwägungen, deren Kosten die Berliner Steuerzahler tragen sollen, als Preis nicht mehr 58, sondern 85 Millionen Mark verlangt. Berlin solle im Falle des Zuschlags alles an die Landkreise abgeben, was nicht direkt den Verbrauch Berlins betreffe, die Landgemeinden sollen aber im gleichen Fall herausgeben, was auf die beiden Berliner Gasanstalten entfällt. Schöneberg, Wilmersdorf und die anderen sieben bei Berlin mitbeteiligten Gemeinden, die bei den früheren Verhandlungen zusammen bieten und das Unternehmen nicht zerstückeln wollten, durften überhaupt nicht mitbieten, wurden also wieder künstlich von Berlin abgedrängt. Nur Schöneberg und Wilmersdorf wurde gnädigst gestattet, sich bei den Kreisen als stille Unterbeteiligte zu melden, falls die Kreise den Zuschlag erhalten sollten.

Mit Rücksicht auf die letzteren Vorgänge und weil Berlin das Risiko für 85 Millionen übernehmen, aber nur ein Recht auf einen Teilbetrag von 22 Millionen erhalten sollte, hat Berlin überhaupt ein Gebot nicht abgegeben.

Die Kreise aber haben 85 Millionen geboten, und so wird voraussichtlich Berlin wieder einmal aus der Gemeinschaft mit den Vororten entfernt, den Kreisen aber eventuell in dieser Frage die Herrschaft über Schöneberg und Wilmersdorf zugewandt werden, die sehen können, ob sie neben dem unstreitigen Verlustanteil auch einen Gewinn- und Verwaltungsanteil erhalten werden.

Hat somit der Zweckverband, der zugleich eine vielfach störende neue Instanz in dem ohnedies schon recht wohlgenährten Instanzenzuge Groß-Berlins bildet, bisher fast völlig versagt, während die Isolierungspolitik von neuem große Erfolge errungen hat, so steht Groß-Berlin wieder, wie bisher, vor geradezu unwürdigen und unhaltbaren Zuständen. Hierüber muß etwas eingehender gesprochen werden.

Alle öffentlichen Einrichtungen, insbesondere das Verkehrswesen, haben längst über die politischen Grenzen des Weichbilds von Berlin hinaus in das Gebiet der Vororte eingegriffen. Die Grenzen und die Zuständigkeit der Oberpostdirektion, der Fernsprechämter, der Polizeiverwaltung, der Gerichte, der kaufmännischen und gewerblichen Korporationen usw. decken sich fast durchweg nicht mit den Berliner Weichbildgrenzen. Dadurch aber entstehen eine kaum übersehbare Fülle der Erscheinungen und zum Teil recht unangenehme Konsequenzen, die während des Krieges noch unerträglicher geworden sind.

So sind die Tarife für Pakete im Postbezirk Berlin ganz verschiedene, und ebenso die Gebühren für den Briefverkehr zwischen Berlin und den anderen zum Berliner Postbezirk gehörigen Ortschaften oder zwischen diesen Ortschaften untereinander. Die Fernsprechgebühren sind ganz verschieden geregelt; die Gerichtsorganisation für Berlin und Umgebung hat das

Digitized by Google

Gemeindegebiet Groß-Berlin ganz zerrissen, so daß auch Berliner in Vorortgemeinden ihr Recht finden oder wenigstens suchen müssen.

Die kommunalen Steuersätze in den verschiedenen Gemeinden sind, und zwar oft aus Gründen des Steuerfischfangs, ganz verschiedene. Es ist bekannt, daß bei dem steuerpolitischen Durcheinander Groß-Berlins die Kommunalsteuer einschließlich Grund-, Gewerbe- und Umsatzsteuern, ihrer Art und ihrer Höhe nach völlig verschieden sein können, je nachdem ein Haus auf der rechten oder auf der linken Seite einer Straße liegt, durch welche die Grenzen mehrerer Gemeinden hindurchgehen. Kommt es aber gar zum Verteilungsverfahren, wenn mehrfacher Wohnsitz vorliegt oder der Steuerpflichtige außerhalb seines Wohnsitzes ein Gewerbe betreibt oder sich sein Gewerbebetrieb über mehrere Kommunalbezirke erstreckt, dann weiß in der Regel die Gemeinde wie der Zensit wohl, wie sie in das Verfahren hinein-, aber nicht wie sie wieder herauskommen. Die Bureaukratie aber, die auch in der Selbstverwaltung unverbürgten Gerüchten zufolge vertreten sein soll, feiert dann ebenso Orgien wie die Verteilungsarithmetik der schlauesten Zensiten.

Schwere wirtschaftliche, sozialpolitische und kulturelle Nachteile des bisherigen Zustandes, und zwar nicht etwa nur für den einzelnen, sondern auch für die Gesamtheit, sind noch durch eine Reihe anderer Umstände unvermeidbar.

Die großen sozialen, verkehrspolitischen, hygienischen und kulturellen Aufgaben, ohne deren weitgehende Durchsetzung ein modernes Gemeinwesen nicht leben kann, lassen sich ohne Zusammenschluß Berlins mit den mit ihm in wirtschaftlichem Zusammenhang stehenden Vororten und ohne einheitliche und großzügige Feststellung und Durchführung der Grundgedanken, Aufgaben und Ziele durch eine einheitliche Leitung entweder überhaupt nicht oder nur verstümmelt und mit größten Hemmungen, Umwegen und Kosten durchsetzen.

Hierher gehört vor allem die Lösung oder auch nur die Besserung der Siedlungsfragen und des Groß-Berliner Wohnungswirrwarrs, Fragen, an die ohne einheitliche Leitung hinsichtlich der die Gegenwart und Zukunft regelnden Grundgedanken und Pläne und ohne einheitliche Zusammenfassung des hierfür erforderlichen gewaltigen Realkredits innerhalb Groß-Berlins überhaupt nicht herangetreten werden kann.

Überdies hängt eine jede Lösung der Siedlungsfragen auch noch wesentlich ab von einer glücklichen Erledigung der Verkehrsfragen. Dazu gehören in erster Linie die Fragen der Regelung des Güterverkehrs auf den Bahnen und Wasserstraßen, der für die Bebauungspläne und die Heranschaffung der Lebensmittel vor allem maßgebend ist, ferner die Vornahme der erforderlichen Hafen-, Speicher-, Lager-, Kühlhallenbauten und Umschlagsstellen sowie endlich die Herstellung mindestens der dringendsten Verbindungen zwischen den jetzt isolierten Staatsbahnhöfen (Lehrter, Stettiner, Anhalter und Potsdamer Bahnhof), über welche der Zweckverband gesetzlich nicht mitreden kann. Diese gewaltigen Fragen lassen sich offensichtlich nur in

Digitized by Google

großem Rahmen und vom Standpunkt der gemeinsamen Interessen Groß-Berlins aus, nicht von örtlichen Gesichtspunkten und Interessen aus und nicht mit kleinen Mitteln, vor allem aber auch nicht vom Standpunkte örtlicher, vielfach naturgemäß rein fiskalischer Steuerpolitik aus in Angriff nehmen.

Dasselbe gilt unter anderem von den großen Fragen der Gas-, Elektrizitäts- und Wasserversorgung, der Entwässerung, der Schul- und Armenverwaltung.

Heute schon versorgen die vier Berliner Gasanstalten, die mit 300 Millionen Kubikmetern die Hälfte des ganzen Groß-Berliner Gasbedarfs produzieren, sowie die Berliner Wasser- und Elektrizitätswerke zugleich eine Reihe von Vorortsgemeinden.

Heute schon sind zahlreiche Vororte an das Berliner Entwässerungssystem angeschlossen, das sich nur nach natürlichen, nicht nach politischen Grenzen, also lediglich nach den natürlichen Wasserscheiden, abgrenzen läßt.

Gas- und Wasserrohre sowie elektrische Kabel setzen den kommunalen Krieg aller gegen alle unter der Erde fort; die Berliner Werke müssen diese Rohre und Kabel zur Versorgung weit abliegender Vorortgemeinden dorthin legen, und diese Rohre und Kabel finden dann wieder in traulichem Verein neben, über und unter sich Rohre und Kabelleitungen anderer kommunaler Werke oder der englischen Gasanstalt. In einer und derselben Straße Berlins liegen heute in dieser Weise Leitungen der verschiedensten Verwaltungen und Ortschaften in einer Länge von nicht weniger als 143 Kilometern.

In Niederschöneweide liegen die Leitungen dreier Gaswerke schiedlich, aber nicht friedlich nebeneinander, und dieses Chaos unter der Erde gewährt, zu Lasten der Groß-Berliner Steuerzahler, die wahrlich schon genug zu tragen haben, ein plastisches Bild des kommunalen Chaos über der Erde. Für den unbefangenen Beobachter aber macht alles dies oft den Eindruck, als ob es unter der in der jetzigen Zeit besonders erquickenden Parole sich vollziehe:

Nicht miteinander, nicht füreinander, sondern auseinander, gegeneinander und vor allem ... durcheinander!

Die im Interesse der Kostenersparnis, aber auch im Interesse der dringend notwendigen Vereinheitlichung der Tarife, Systeme und Verwaltungsgrundsätze so überaus wünschenswerte und technisch zweifellos durchführbare Zusammenlegung der großen technischen Versorgungsbetriebe Groß-Berlins bleibt somit ein frommer Wunsch.

Dieses Bild wird nicht heller und nicht schöner, wenn man sich vergegenwärtigt, wie wenig oder vielmehr wie eigentlich nichts bisher seitens des Zweckverbandes für weite Freiplätze, für Spiel- und Erholungsplätze und Gartenanlagen getan ist. Dagegen ist, wie Stadtrat Licht einmal treffend bemerkt hat, von vielen Gemeinden offenbar Wert darauf gelegt worden, in Massenmietshäusern „Steuerplantagen" anzulegen. In manchen Groß-Berliner Gemeinden ist wohl auch eine rein fiskalische Wohnungs- und Steuerpolitik mit dem Ziel oder doch mit der Wirkung getrieben worden, Minder-

Digitized by Google

bemittelte vom eigenen Bezirk fernzuhalten und sie „den anderen" zuzuschieben, die dann ihrerseits Arbeiterwohnungen bauen mögen, die wohlhabenden Elemente aber zu sich herüber und insbesondere von Berlin wegzuziehen, was diese Elemente ohnedies aus einer Reihe weiterer Gründe in letzter Zeit in Massen getan haben.

Auf dem Gebiete des Arbeitsnachweises sahen wir leider nur allzuhäufig, wie man ihn, im Gegensatz zu dringenden sozialen Forderungen, in manchen Gemeinden, der Wirkung nach jedenfalls, fast ausschließlich für den eigenen Bezirk nutzbar gemacht hat. Man überwies die Arbeitnehmer zunächst den im Bezirk ansässigen Arbeitgebern, und zwar häufig auch dann, wenn in der Nachbargemeinde vielleicht eine passendere und besser bezahlte Stelle frei gewesen sein würde; hier allerdings hat der Krieg eine Besserung herbeigeführt.

Was dann aber an Papier, an Menschenkraft, an Arbeit und an Kosten im Instanzenzuge wegen Unterbringung hilfsbedürftiger Geisteskranken, bei Ermittlung des sogenannten Unterstützungswohnsitzes der beständig fluktuierenden Bevölkerung Groß-Berlins und endlich beim Auseinandersetzungsverfahren zwischen den einzelnen Groß-Berliner Gemeinden verschwendet wird, wenn unterstützte Personen bei einer Gemeinde unterstützungsberechtigt und bei einer anderen in Pflege sind, ist schwer zu schildern. Diese und manche andere, von mir nur zart angedeutete Erscheinung wird den künftigen Geschichtschreiber der Groß-Berliner Bewegung oder vielleicht besser gesagt der Groß-Berliner Stagnation, eine überreiche Fülle von Material liefern, das manchmal auch bedenklich das Bild jener Zeit widerspiegeln dürfte, in der ein süddeutscher Kritiker es einer süddeutschen Bank stark verübelt hat, daß sie sich an der Gründung einer Kammgarnspinnerei „im fernen Norddeutschland" beteiligt habe.

Die Komödie aber wird zur Tragödie, wenn durch die erzwungene Enge und Engherzigkeit der Anschauungen und Verhältnisse unsere Jugend, also die Hoffnung, die Voraussetzung und die Stütze unserer ganzen Zukunft, gefährdet wird. Die Herren Oberbürgermeister Dominicus und Stadtrat Licht haben darüber traurige Tatsachen mitgeteilt. Hier nur weniges:

Der Volksschulunterricht in Groß-Berlin entbehrt noch heute eines einheitlichen Lehrplans und einheitlicher Lehrmittel, was bei der häufig durch den vielfachen Wohnungswechsel bedingten Umschulung der schulpflichtigen Jugend für diese und für ihre Eltern naturgemäß weitgehende Folgen hat.

Wir entbehren aber auch, was heute besonders bedenklich ist, eines sachgemäßen und fachgemäßen gewerblichen Pflichtfortbildungsschulwesens in Groß-Berlin, weil es insbesondere den Vororten an der nötigen Schülerzahl fehlt, um lebensfähige Klassen für die fachlich zusammengehörigen Lehrlinge (in drei aufsteigenden Lehrgängen) zu bilden.

So hat man in Schöneberg die von 15 Schülern besuchte Klasse für Goldschmiedlehrlinge, wovon 8 „von auswärts", nämlich von Nachbarorten, kamen, mangels Kostenerstattung durch diese Nachbarorte, auflösen

Digitized by Google

und die 8 „Auswärtigen" entlassen müssen, während man 6 Zahntechnikerlehrlinge, mit denen eine Sonderklasse nicht zu erreichen war, in die Klasse der — Friseure steckte. In Berlin selbst stecken derzeit nicht weniger als rund 5500 Fortbildungsschüler in solchen gänzlich zweckwidrigen Mischklassen. Daß aber in Vororten, schon mangels genügender Schülerzahl, Sondereinrichtungen für die Fortbildung besonders begabter Volksschüler überhaupt nicht geschaffen werden können, die Berlin sogar während des Krieges errichtet hat, liegt auf der Hand. —

Überblickt man das Gesamtbild, welches ich hier nur in ganz großen Zügen zu zeichnen vermochte, gedenkt man namentlich der Haltung, welche die Staatsregierung seit langen Jahren gegenüber Berlin und der Groß-Berliner Bewegung eingenommen hat, und der geschickten Ausspielung der durch ihre Sonderinteressen in verschiedenen Lagern stehenden Groß-Berliner Gemeinden gegeneinander, so wird die Empfindung wohl eine fast einmütige sein: Dieser Zustand der Dinge kann und darf nicht fortbestehen. Gewiß können verschiedene Wege zu einer durchgreifenden Besserung führen, und nicht jeder Weg wird jeder beteiligten Gemeinde als gangbar erscheinen. Man wird es durchaus verstehen können, wenn Städte wie Charlottenburg und andere Städte und Gemeinden Groß-Berlins, die als völlig unabhängige Gemeinwesen Großes und Bewunderungswertes geleistet haben, sich heute schwer an den Gedanken einer Eingemeindung in den Stadtkreis Berlin gewöhnen können. Man hat deshalb in dem neugebildeten Bürgerausschuß Groß-Berlin mit Recht davon abgesehen, diese theoretisch sicherlich idealste Lösung der Frage vorzuschlagen. Es ist vielmehr die Schaffung einer auf unmittelbarer Wahl der Groß-Berliner Bürgerschaft beruhenden Gesamtgemeindeverwaltung vorgeschlagen worden, die lediglich über diejenigen Fragen zu entscheiden befugt sein soll, welche die gemeinsamen Interessen der Groß-Berliner Gemeinden berühren, während die letzteren für die Entscheidung der nicht gemeinsamen, also rein örtlichen Fragen, nach wie vor allein zuständig bleiben.

Durch die Bildung einer solchen „Gesamtgemeinde" soll der Zweckverband Groß-Berlin ersetzt und sollen die schon durch seinen Aufbau und seine Ziele hervorgerufenen schweren Fehler beseitigt werden, und zwar:

Der zu weite Kreis der willkürlich in ihm zusammengeschlossenen großstädtisch bebauten und rein landwirtschaftlichen Gebiete soll auf dasjenige Gebiet Groß-Berlins, welches tatsächlich wirtschaftlich und baulich zusammengehört, eingeschränkt werden.

An Stelle der drei bisherigen beschränkten Zweckverbandsaufgaben soll die Fülle der Gemeinschaftsaufgaben gesetzt werden, deren Umfang entweder satzungsmäßig im voraus festgelegt oder so bestimmt sein muß, daß, wie das Reich gegenüber den Bundesstaaten, die Gesamtgemeinde selbst das Recht hat, zu entscheiden, was zu diesen Gemeinschaftsaufgaben gehört (sogenannte Kompetenz-Kompetenz).

Digitized by Google

Endlich soll der Aufbau des Zweckverbands grundsätzlich geändert werden durch direkte Wahlen der Bürgerschaft Groß-Berlins zur Vertreterversammlung der Gesamtgemeinde und dementsprechend durch die Wahl des Vorstands der Gesamtgemeinde seitens der Vertreterversammlung. Wir glauben, daß dieser Weg viele Vorteile gegenüber dem jetzigen Zustande bietet, viele Nachteile desselben vermeidet und daß der bisherige „gesunde Wettbewerb der Gemeinden" zwar manches Gute geschaffen, aber auch oft ein ungesundes Wettrennen nach den weitreichendsten Zielen, vielfach ohne ausreichende Rücksicht auf die Kosten, hervorgerufen hat.

Von einer Umgestaltung des Zweckverbandes, wie sie jetzt von anderer Seite geplant wird, erwarten wir wenig Vorteile, befürchten wir aber viele Nachteile und Schäden; in manchen Fällen wird lediglich zu der staatlichen Aufsicht, auf die nicht verzichtet werden wird, die Aufsicht des Zweckverbandes noch hinzutreten.

Große Ziele fordern große Entschließungen, und jetzt schon, nicht erst nach Ende des Krieges, muß die Arbeit begonnen werden, damit das Haus hell und luftig und wohnlich erbaut sei, in welches die Feldgrauen aus Groß-Berlin nach ehrenvollem Frieden in hoffentlich nicht allzulanger Zeit, von uns allen jubelnd begrüßt, ihren Einzug halten sollen.

Die Grundgedanken aber, die Voraussetzungen und die Ziele der uns obliegenden Aufgabe werden nur dann richtig aufgefaßt werden, wenn sie angesehen werden als ein integrierender Teil der inneren Neuordnung im Reiche, die wir nur dauernd behalten und nur verdienen werden, wenn wir sie uns erkämpfen. Denn nicht die satte, müde, gleichgültige Ruhe, sondern der frische, fröhliche Kampf um hohe Ziele, insbesondere um die Stärkung der kommunalen Selbstverwaltung und um die Beseitigung jeder nicht unbedingt notwendigen staatlichen Einmischung und Aufsicht, ist die erste Bürgerpflicht.

Wer dafür eintritt, daß Groß-Berlin zur Wirklichkeit werde und nicht mehr ein bloßer „geographischer Begriff" bleibe, wie es einst Deutschland sehr zu seinem Nachteil gewesen ist, kämpft zugleich für die Erreichung einer der wichtigsten Forderungen des Tages. Er kämpft für die Aufrüttelung, Erweckung und Politisierung des Bürgertums, für das Verständnis des staatserhaltenden Gedankens, daß das Gemeinwohl, nicht unser eigenes Wohl, der feste Inhalt und das höchste Ziel unseres Handelns sein muß. Er verwirft also jede öde Kirchturmpolitik, wo immer sie sich etwa finden sollte, die den kleinen Gedanken großzieht: Sorge für dich selbst, und den großen Gedanken niederzieht: „Jeder denke auch an des anderen Not!"

Zugleich aber ist der Angriff zu richten gegen jede Politik der Isolierung, mag sie vom Staate oder von den einzelnen Gemeinden gegen Groß-Berlin getrieben werden. Durch eine solche Isolierungs- und Abschnürungspolitik muß früher oder später mit elementarer Notwendigkeit eine Verkümme-

Digitized by Google

rung jenes großzügigen Bürgersinnes und Gemeinsinnes hervorgerufen werden, der in diesem Kriege die den Städten nur langsam und widerwillig übertragenen größten Lebensinteressen der Nation, die Aufgaben der Kriegswirtschaft, insbesondere der Ernährungswirtschaft, in so glänzender Weise gelöst hat.

Endlich ist anzugehen gegen jenes unfruchtbare und gefährliche Mißtrauen, welches letzten Endes, mindestens häufig, die einzelnen Gemeinden und den Staat zu einer Isolierungspolitik getrieben hat, indem wir uns erinnern an die Worte einer Denkschrift Freys, die dem unvergeßlichen Vater unserer kommunalen Selbstverwaltung, dem Freiherrn v. Stein, den wir heute so gern aus dem Grabe holen würden, am 17. Juli 1808 überreicht wurde:

„Zutrauen veredelt den Menschen, ewige Vormundschaft hemmt sein Reifen."

Das Zutrauen aber, aus dem allein jeder Bürgersinn und Gemeinsinn erwachsen kann, auf welchem Stein bewußt seine Städteordnung vom 19. November 1808 „wie einen Rocher de bronze stabiliret" hat, ist zugleich der Ausdruck der besten und weisesten Staatspolitik. Das dem Fortschritt und der Freiheit zugetane, aufrechte und stolze, seines Wertes und seiner Stellung im Staate bewußte deutsche Bürgertum, das an Leistungsfähigkeit und Arbeitsfreudigkeit seinesgleichen sucht, ist von einer einsichtigen Staatsleitung mit Vertrauen leicht zu lenken und alsdann berufen und vor allem geeignet, treue Stütze des Staates und opferwilliger Triarier des Thrones und des Vaterlandes zu sein. Wer aber dieses Bürgertum mit den alten, längst überwundenen bureaukratischen Mitteln der Bevormundung zu gängeln sucht, wer in der Staatsleitung die Zeichen der Zeit nicht zu lesen versteht und nicht rechtzeitig tut, was diese Zeit gebieterisch verlangt, wird sich nicht wundern dürfen, wenn die alten Mittel nicht mehr die alte Wirkung tun.

Die neue Zeit verlangt neue Männer, neue Ideen und neue Wege, fordert im Staat und in der Gemeinde nach Stein-Hardenbergschem Rezept die Entfesselung aller schlummernden, gebundenen oder nicht an richtiger Stelle verwandten wirtschaftlichen und geistigen Kräfte der Nation; will die Förderung und nicht die Erdrückung der kommunalen Selbstverwaltung; erheischt die bewußte Rückkehr zu den befreienden Grundgedanken Steins, der mit dem goldenen Schlüssel des Vertrauens die Herzen öffnete und den Weg bahnte zu einer verständnisvollen Gemeinschaftsarbeit von Volk und Regierung, und gebietet die Abkehr von jeder bureaukratischen Engherzigkeit, die in jeder neuen Zeit einen neuen Feind wittert.

Jeder, der mitarbeiten will am sausenden Webstuhl einer neuen Zeit, die jedem Tüchtigen, ohne Rücksicht auf Herkunft, Vermögen und Konfession, den verdienten Platz anweisen, dem an verantwortlicher Stelle stehenden Untüchtigen den verdienten Abschied geben wird, ist als Mitarbeiter an dem großen Werke der Verwirklichung einer großzügigen Selbstverwaltung willkommen.

Digitized by Google

Hat das Seekriegsrecht in neuerer Zeit Fortschritte gemacht?

Von

H. Wittmaack, Reichsgerichtsrat a. D.

Man hat häufig von den großen Fortschritten, die das Völkerrecht in neuerer Zeit gemacht hat, gelesen. Untersuchen wir nun, wie es in dieser Hinsicht mit den völkerrechtlichen Bestimmungen bezüglich des Seekrieges steht, insbesondere, ob ein größerer Schutz für die Interessen der Neutralen eingetreten ist.

Im Dezember 1908 traten auf Einladung der englischen Regierung in London Delegierte von Deutschland, den Vereinigten Staaten von Amerika, Österreich-Ungarn, Spanien, Frankreich, Großbritannien, Italien, Japan, den Niederlanden und Rußland zusammen, um durch ein Abkommen die Grundsätze des in einem Kriege geltenden internationalen Seerechts festzustellen. Den Anlaß zu der Einladung bot die in der zweiten Haager Friedenskonferenz in Aussicht genommene Errichtung eines allgemeinen Prisenhofes. Das Londoner Abkommen kam im Jahre 1909 zustande und wird als Londoner Seerechtsdeklaration bezeichnet. Es war ein theoretisches Werk, von dem man im voraus wissen konnte, daß es in einem großen Kriege von der vorherrschenden Seemacht nicht beobachtet werden würde.

Das englische Oberhaus verwarf denn auch das Abkommen, es konnte deshalb von der englischen Regierung nicht ratifiziert werden, so daß es eine rechtlich bindende Bedeutung überhaupt nicht erlangte. Beim Beginn des gegenwärtigen Krieges erklärte die englische Regierung mit ihren Verbündeten, daß sie in diesem Kriege für ihr Verhalten die Deklaration mit einigen Abänderungen zur Richtschnur nehmen würde. Aber auch so wurde sie dadurch in ihren Maßnahmen noch weiter behindert, als es ihren Interessen entsprach. Die Deklaration billigte, wie in einer Denkschrift der englischen Regierung ausgeführt wird, den Kriegführenden bei Ausübung der ihnen zugestandenen Rechte nicht die wirksamsten Mittel zu. Man sagte sich daher im Juli 1916 von der Deklaration los. Dieser Schritt war an sich nicht völkerrechtswidrig. Wie die englische Denkschrift bemerkt, sollen nun die historisch zugelassenen Regeln des Völkerrechts zur Anwendung gebracht werden. Welches sind diese Regeln?

Am 16. April 1856 wurden in Paris im Anschluß an die Friedensverhandlungen zur Beendigung des sog. Krimkrieges in einer Deklaration folgende Grundsätze festgelegt.

1. Die Kaperei wird abgeschafft. 2. Die neutrale Flagge deckt das feindliche Gut, mit Ausnahme der Konterbande. 3. Neutrales Gut, mit Ausnahme von Kriegskonterbande, auf einem feindlichen Schiffe darf nicht mit Beschlag

Digitized by Google

belegt werden. 4. Die Blockade muß, um verbindlich zu sein, effektiv sein, d. h. durch eine Macht, die genügt, um den Zutritt zu der feindlichen Küste wirklich zu verhindern, aufrecht erhalten werden. Diese Deklaration wurde von Bevollmächtigten Frankreichs, Großbritanniens, Österreichs, Preußens, Rußlands, Sardiniens und der Türkei beschlossen, und man erwartete, daß die anderen Mächte ihr beitreten würden. Anscheinend ein gewaltiger Fortschritt im Völkerrecht. Der Topf hatte aber ein Loch. England ratifizierte den Vertrag über die Deklaration nicht, und die Vereinigten Staaten lehnten den Beitritt ab. England hat von jeher den Grundsatz befolgt, sich durch Verträge keine Schranken in der Ausübung seiner Suprematie auf der See aufzuerlegen. Es pflegt dem Feinde Verletzungen des Völkerrechts zum Vorwurf zu machen, um über seine eigenen Rechtswidrigkeiten hinwegzutäuschen. Die Wirksamkeit dieses Verfahrens würde beeinträchtigt werden, wenn England sich selbst eine Verletzung klarer, unbestreitbarer Vertragsbestimmungen zuschulden kommen ließe. Etwas unbequem war es für die Vereinigten Staaten, den Anschluß an die Pariser Deklaration abzulehnen. Da sie darauf Anspruch machen, für den Hort der Neutralen zu gelten, so war es nicht begreiflich, wenn sie der Deklaration nicht beitraten. Sie retteten sich aus dieser Schwierigkeit dadurch, daß sie erklärten, sie würden die Deklaration annehmen, wenn hinzugefügt würde, daß das Privateigentum auf See überhaupt nicht verletzt werden dürfe. Es war klar, daß England eine solche Bestimmung nicht annehmen würde. Auf diese Weise suchten sie den üblen Eindruck, den die Ablehnung der Deklaration machen mußte, zu verwischen.

Wenn nun die Grundsätze der Pariser Deklaration auch nicht gelten, was bleibt dann übrig? Unsichere und bestrittene Regeln oder, ohne Phrase, nicht das Recht, sondern die Gewalt. Auch soweit Regeln in einer gewissen Allgemeinheit anerkannt sind, sieht England sie als abrogiert an, wenn sie für die gegenwärtigen Verhältnisse nicht passen, d. h. der willkürlichen Ausübung der englischen Seemacht Hindernisse entgegensetzen. Als im Jahre 1900 England während des Burenkrieges, um den deutschen Handel nach Südwestafrika zu stören, deutsche Postdampfschiffe wegen angeblicher Konterbande mit Beschlag belegte, obgleich sie nicht nach dem Gebiet des feindlichen Staates bestimmt waren, und als dann nachgewiesen wurde, daß ein solches Verfahren mit den von der englischen Regierung selbst ihren Schiffskommandanten erteilten Instruktionen in Widerspruch stehe, wurde erwidert, daß diese Instruktionen nicht mehr paßten, und daß sie deshalb nicht als maßgebend angesehen werden könnten. Im März 1916 wurden eine Anzahl deutscher, österreichischer und türkischer Passagiere von einem englischen Kreuzer auf offener See aus dem amerikanischen Passagierdampfer „China" an der chinesischen Küste weggeführt. Dieses Verfahren enthielt eine flagrante Verletzung des Völkerrechts. Auf die Remonstrationen der nordamerikanischen Regierung erwiderte die englische, daß die seitherigen völkerrechtlichen Bestimmungen auf die gegenwärtigen Verhältnisse nicht paßten und daher nicht beobachtet werden könnten.

Digitized by Google

Die anderen großen Seemächte sind von einer gleichen Ungerechtigkeit nicht freigeblieben. Charakteristisch ist, daß der frühere Staatssekretär der Vereinigten Staaten, Bryan, in einem Briefe vom 20. Januar 1915 schrieb, die nordamerikanische Regierung habe, wenn sie neutral war, auf einer Einschränkung der Liste der Konterbandewaren bestanden, war sie aber im Kriege begriffen, habe sie für eine liberale Liste, entsprechend ihrer Ansicht über die Notwendigkeiten des Falles, gekämpft. Dieses zeigt im Grunde denselben Standpunkt, den die englische Regierung einnimmt. Frankreich und andere Seemächte haben es nicht besser gemacht. In einer Sitzung des englischen Oberhauses vom 1. Dezember 1915 sprach der Earl of Portsmouth den Wunsch aus, daß man sich lossage von dem Plunder der Londoner Deklaration und des Haager Vertrags und zu den guten alten Tagen zurückkehre, wo man das feindliche Eigentum allenthalben nehmen konnte. Es scheint, daß dieser Wunsch wenigstens jetzt in vollem Maße erfüllt ist.

Es sind im wesentlichen drei Grundsätze oder Gesichtspunkte, von denen aus man dem feindlichen und neutralen Handel im Seekriege beizukommen sucht. Ursprünglich war man der Ansicht, daß der Krieg zu allen Maßregeln, die dem Feinde abträglich seien, berechtige. Man raubte und zerstörte daher das feindliche Eigentum, wo man konnte. Später sah man ein, daß es im beiderseitigen Interesse liege, die Plünderung und Vernichtung durch Auflage von Kontributionen und durch Requisitionen zu ersetzen. So kam man für den Landkrieg zu der Anschauung, daß das Privateigentum zu schonen sei. Zur See, wo man Kontributionen nicht auflegen und Requisitionen nicht machen konnte, blieb der alte Zustand bestehen. Das feindliche Eigentum durfte nicht nur von Kriegsschiffen, sondern auch von Piraten genommen werden. Die Piraterie wurde später insofern geregelt, als sie von einer besonderen Erlaubnis der Regierung, einem Kaperbrief, abhängig gemacht wurde. Diese private Kaperei ist durch die Pariser Deklaration untersagt, und zwar bisher mit Erfolg. Man kann sie unter den gegenwärtigen Verhältnissen entbehren. Um nun auf Grund dieser Regel an den neutralen Handel heranzukommen, dehnt man den Begriff des feindlichen Eigentums aus. Ein feindliches Eigentum wirkt, wenn es mit neutralem in Berührung kommt, sozusagen ansteckend und macht auch dieses zum feindlichen. Nach diesem Grundsatz müßte aber doch, um einen Angriff auf neutrales Eigentum zu rechtfertigen, immer eine gewisse Berührung mit feindlichem vorhanden sein. Hier tritt nun ergänzend die Theorie von der Kriegskonterbande ein. Es ist den Neutralen nicht gestattet, dem Feinde Gegenstände zuzuführen, die für die Bedürfnisse des Krieges verwandt werden können. Solche Gegenstände dürfen, wo sie angetroffen werden, von den Schiffen der kriegführenden Macht mit Beschlag belegt werden. Man dehnt nun die Liste der Artikel, die zur Kriegskonterbande gehören, möglichst weit aus. Außerdem hat man den Begriff der Zuführung an den Feind auch auf jede indirekte Zufuhr erstreckt. Darüber, wann eine Bestimmung für den Feind anzunehmen ist, entscheidet das Prisengericht nach seinem Ermessen,

Digitized by Google

insofern in den Verordnungen nicht für gewisse Verhältnisse besondere Präsumtionen hierfür aufgestellt sind.

Noch weiter als die beiden ersten Regeln greifen diejenigen über die Blockade. Wenn eine Seemacht einen feindlichen Hafen oder eine feindliche Küste mit ihren Schiffen einschließt und die Zufuhr und Ausfuhr zu und von denselben untersagt, so können die Schiffe und Waren, die trotzdem in den Hafen oder an die Küste einzudringen oder daraus zu entkommen suchen, wegen Blockadebruchs mit Beschlag belegt und konfisziert werden, auch wenn sie einem Neutralen gehören. Auf Grund dieser Regel lassen sich also alle neutralen Vermögensgegenstände, nicht bloß Konterbandeartikel, konfiszieren. Hier besteht nun der Kunstgriff einmal darin, daß man die Blockade durch eine mehr oder weniger fingierte ersetzt, sie sozusagen mehr oder weniger auf ein bloßes Verbot, den Hafen oder die Küste zu besuchen oder zu verlassen, reduziert, und daß man die Bestimmung auch auf Schiffe oder Waren ausdehnt, die nicht nach der blockierten Gegend gehen, falls man irgendwelche Verdachtsgründe dafür zu haben glaubt, daß der blockierte Hafen oder die Küste der schließliche Bestimmungsort sei.

I

Frei Schiff, frei Gut. Unfrei Schiff, frei Gut. Jahrhunderte hindurch hat man sich bestrebt, die Regel zur Geltung zu bringen, daß, abgesehen von Konterbande, feindliches Gut auf neutralen Schiffen von der Nehmung frei sei. Das Consolato del mare, die berühmte Sammlung von seerechtlichen Vorschriften, die im dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert zusammengestellt wurde und insbesondere an den Küsten des Mittelländischen Meeres gewohnheitsrechtliche Geltung erlangte, spricht den Grundsatz aus, daß feindliche Ladung auch auf neutralem Schiffe gegen Ersatz der Fracht an den Schiffer genommen werden darf. Dagegen soll die neutrale Ladung auf feindlichen Schiffen prinzipiell von der Nehmung frei bleiben. Diese Regel erhielt sich bis zum fünfzehnten Jahrhundert. Dann wurde zwar der Grundsatz, daß feindliches Gut auf neutralen Schiffen beschlagnahmt werden dürfe, als den kriegführenden Mächten günstig beibehalten, dagegen wurde der andere Grundsatz, daß neutrales Gut auf feindlichen Schiffen frei bleibe, aufgegeben. Eine französische Ordonnanz aus dem Jahre 1543 ging sogar so weit, auszusprechen, daß, wenn sich auf einem neutralen Schiffe feindliches Gut befinde, dieses den Charakter des Schiffes ändere, so daß auch die andere neutrale Ladung und das Schiff selbst genommen werden dürften.

In der Kapitulation zwischen der Türkei und Frankreich vom Jahre 1604 wurde zuerst der Grundsatz des Consolato, daß feindliches Gut auf neutralem Schiff genommen werden dürfe, aufgegeben. In einem Vertrag aus dem Jahre 1646 gewährte Frankreich den Niederlanden, aber nur auf vier Jahre, ein gleiches Vorrecht. Seitdem blieb die Praxis in dieser Hinsicht schwankend bis zum Vertrag von Utrecht aus dem Jahre 1713. In der berühmten fran-

Digitized by Google

zösischen Ordonnanz von 1681 wurde nicht bloß ausgesprochen, daß die feindliche Flagge die neutrale Ladung feindlich mache, sondern auch, daß die feindliche Ladung das Schiff zu einem feindlichen mache, so daß dann das Schiff sowie die darauf befindliche Ladung, die Neutralen oder Einwohnern des eigenen Landes gehörten, der Konfiskation unterliegen sollten. Bei den Friedensverhandlungen in Utrecht im Jahre 1713 schloß indessen Frankreich mit England und den Niederlanden gleichzeitig Handelsverträge ab, worin es die Regel, daß jede feindliche Ladung ein neutrales Schiff zum feindlichen mache, aufgab. Außerdem wurde der Grundsatz anerkannt, daß die neutrale Flagge die feindliche Ladung, abgesehen von Konterbande, decke. Trotz diesen Verträgen gelangte aber die letztere Regel nicht zur allgemeinen Anerkennung. England stellte sich auf den Standpunkt, daß es sich hier um eine vertragsmäßige Ausnahme von allgemeinen Regeln handle, und daß diese Ausnahme nur gegenüber den anderen Kontrahenten und für die Dauer des Vertrags Geltung beanspruchen könne. In späteren Handelsverträgen hielt Frankreich an der Regel, daß die neutrale Flagge nicht die feindliche Ladung decke, fest. Nur die Bestimmung der Ordonnanz, daß die feindliche Ladung das neutrale Schiff zum feindlichen mache, wurde aufgegeben. Während des nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges erregten die Bedrückungen des neutralen Handels, die sich England und die mit Nordamerika verbündeten Staaten Frankreich und Spanien zuschulden kommen ließen, allgemeinen Unwillen.

Auf Antrag der Kaiserin Katharina II. von Rußland wurde in diesem Anlaß im Jahre 1780 die sog. bewaffnete Neutralität von Rußland, Schweden und Dänemark zum Schutze ihrer Untertanen auf See vereinbart. Darin wurde unter anderem ausgesprochen, „que les effets appartenants aux sujets des puissances en guerre soient libres sur les vaisseaux neutres à l'exception des marchandises de contrebande". Frankreich und Spanien erklärten sich mit der Vereinbarung einverstanden. England dagegen verhielt sich ausweichend und antwortete den drei nordischen Höfen mit allgemeinen Redensarten. In den Jahren 1781 bis 1783 traten den Grundsätzen der bewaffneten Neutralität noch Preußen, Österreich, Portugal und das Königreich beider Sizilien bei. Die Niederlande wollten sich 1781 anschließen. Bevor dieses aber perfekt wurde, erklärte England ihnen den Krieg. Die nordischen Staaten, an die sie sich um Hilfe wandten, ließen sie im Stich. So blieb Holland seinem Schicksal überlassen. Alle europäischen Staaten, mit Ausnahme Großbritanniens, erkannten schließlich das Prinzip, daß die Flagge die Ladung decke, an. Ein Konflikt entstand während des nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges hierüber nicht. Mit dem Ende dieses Krieges im Jahre 1783 erlosch die bewaffnete Neutralität, und die Grundsätze derselben gerieten in Vergessenheit.

Die Kriege, welche in Anlaß der französischen Revolution entstanden, brachten neue völkerrechtswidrige Vexationen für die neutrale Schiffahrt. Ein Dekret der französischen Regierung vom 9. Mai 1793 ermächtigte ihre Kriegsschiffe und Kaper, alle neutralen Schiffe anzuhalten und aufzubringen, welche

Digitized by Google

ganz oder teilweise mit Neutralen gehörenden Lebensmitteln nach einem feindlichen Hafen bestimmt oder mit dem Feinde gehörigen Waren beladen seien. Die letzteren sollten zum besten der Nehmer konfisziert werden. Dagegen sollten die Lebensmittel, die Neutralen gehörten, nach ihrem Wert bezahlt und Entschädigung gewährt werden. Eine englische Instruktion vom 8. Januar 1793 ermächtigte ebenfalls die englischen Kriegsschiffe und Kaper, alle Schiffe, deren Ladung in Getreide, Weizen oder Mehl bestand, die für einen französischen Hafen bestimmt waren, aufzubringen, damit die Waren für Rechnung der englischen Regierung erworben werden könnten. Das Schiff sollte dann wieder freigelassen werden. England machte zur Rechtfertigung dieser Maßnahmen geltend, daß in Frankreich keine legitime Regierung bestände und dasselbe daher auch von den neutralen Staaten als in gewisser Weise außerhalb des Rechts stehend behandelt werden müßte. Dänemark wies dieses Ansinnen in einer Note vom 28. Juli 1793 entschieden zurück. Glücklicher war die englische Regierung allerdings bei der schwedischen und bei der preußischen Regierung. England zeigte sich in der Erfüllung der von ihm deklarierten Verpflichtung, Bezahlung für die nach feindlichen Häfen verladenen neutralen Waren zu leisten, sehr lässig. Dänemark hatte aus der Zeit bis zum 15. August 1793 557 000 Pfund Sterling zu fordern. Bis zum November 1794 wurden hierauf nur reichlich 38 000 Pfund Sterling bezahlt. Inzwischen stellten die englischen Admiralitätsgerichte den Grundsatz auf, daß neutrale Schiffe nur solche Waren, die in ihrem Lande selbst produziert würden, dem Feinde zuführen dürften. Nach diesem Grundsatz weigerte sich die englische Regierung in verschiedenen Fällen, neutralen Schiffen den Wert der Ladung und die Fracht zu bezahlen. Die strengen Vorschriften der englischen Instruktion wurden noch durch die Anordnungen des im Mittelmeer kommandierenden englischen Admirals Hood überboten. Dieser erklärte jedes Schiff als gute Prise, von welcher Nationalität es auch sei, wenn es nach einem französischen Hafen bestimmt oder aus demselben ausgelaufen sei, ohne Rücksicht auf die Beschaffenheit der Ladung. Im März 1794 weiter verfügte die britische Regierung, daß jedes Schiff, welches Mundvorräte oder Schiffsprovision unter seiner Ladung habe, nach einem britischen Hafen gebracht, und daß dort die Besatzung einer peinlichen Inquisition unterzogen werden sollte. Diese Vexationen veranlaßten die dänische und schwedische Regierung unter dem 27. März 1794, für die Dauer des damaligen Krieges eine Allianz zum Schutze des unschuldigen Handels ihrer beiderseitigen Untertanen zu schließen. Die damalige französische Regierung setzte sich nicht weniger als die englische über das Völkerrecht hinweg. Am 2. Juli 1796 erließ das Direktorium eine Verfügung, wonach die französischen Kreuzer die neutralen Schiffe ebenso behandeln sollten, wie die englische Regierung es für ihre Kreuzer angeordnet habe. Ein französisches Gesetz vom 23. Mai 1798 beeinträchtigte die Neutralen durch Einführung zu kurzer Fristen für das prisengerichtliche Verfahren. Eine Anweisung des französischen Justizministers ging davon aus, daß der Handels-

Digitized by Google

vertrag mit Dänemark im Jahre 1757 erloschen sei, obgleich er durch einen späteren Vertrag auf unbestimmte Zeit verlängert war. Es wird berichtet, daß diese Entscheidung Dänemark mehr als 12 Millionen Franken kostete. Am 18. Januar 1798 erließ das Direktorium eine Anordnung, wonach die Nationalität eines Schiffes durch die Ladung bestimmt werde. Ein Schiff, welches ganz oder auch nur zum Teil mit Waren, die aus England oder englischen Besitzungen herstammten, beladen war, sollte für gute Prise erklärt werden, gleichgültig, wem die Waren gehörten. Infolge dieser Verfügung kam es vor, daß ein dänisches Schiff verurteilt wurde, weil es in einem englischen Hafen, welchen es in Seenot angelaufen hatte, einen Kupon Teppiche und sechs Fässer Bier zum Gebrauch der Schiffsmannschaft mitgenommen hatte. Solche Belästigungen bestimmten die schwedische und die dänische Regierung im Jahre 1798, ihren Handelsschiffen einen Konvoi von Kriegsschiffen beizugeben. Bis dahin war es nicht bestritten, daß Schiffe, die sich unter dem Geleit eines Kriegsschiffes ihres Staates befanden, von den kriegführenden Staaten nicht durchsucht werden dürften, indem das Geleit eine genügende Garantie dafür gewährte, daß Konterbande nicht an Bord sei. Im Jahre 1800 änderte die englische Regierung die Praxis und stellte den Grundsatz auf, es sei ein Recht jeder kriegführenden Nation, alle neutralen Schiffe ohne Unterschied auf hoher See nach Konterbande durchsuchen zu lassen. Hierdurch kam es zu einem Konflikt mit Dänemark. Das dänische Kriegsschiff „Freya" geleitete im Juli 1800 sechs Handelsschiffe. Als sich der Kapitän der „Freya" der Durchsuchung dieser Schiffe widersetzte, kam es zu einem Kampf zwischen den Engländern und der „Freya". Letztere wurde von der Übermacht genommen und die Handelsschiffe nach einem englischen Hafen geführt. Dort stellte sich heraus, daß die Schiffe Konterbande nicht mit sich führten. England wies das Verlangen Dänemarks, die Fregatte und die Handelsschiffe freizulassen, zurück und schickte eine Flotte in den Sund. Nach längeren Verhandlungen sah sich die dänische Regierung genötigt, gegenüber der englischen Übermacht nachzugeben. Es kam eine Verständigung zustande. Die dänische Fregatte nebst den von ihr geleiteten Schiffen wurde von der englischen Regierung freigegeben und die Erörterung der Rechtsfrage auf spätere Zeit verschoben. Die dänische Regierung verpflichtete sich einstweilen, keine Schiffe mehr durch Kriegsschiffe geleiten zu lassen. Dänemark hatte sich in seiner Bedrängnis an den Zaren Paul I. gewandt. Dieser zeigte sich entgegenkommend. Die Verhandlungen führten am 7. Dezember 1800 zum Abschluß einer zweiten bewaffneten Neutralität zwischen Rußland, Schweden und Dänemark. Sie stellte den Grundsatz auf, daß Schiffe unter Konvoi nicht auf Konterbande untersucht werden dürften. Schweden und Rußland ratifizierten den Vertrag, Dänemark dagegen, welches inzwischen den Vertrag mit England geschlossen hatte, mußte die Ratifikation verweigern, um Streitigkeiten mit England zu vermeiden. England sah sich aber schon durch die Verhandlungen als verletzt an und verfügte am 14. Januar 1801 ein Embargo auf die dänischen

Digitized by Google

sowohl wie auf die russischen und schwedischen Schiffe. Außerdem ordnete es die Besetzung der dänischen westindischen Inseln an und rüstete eine Flotte nach der Ostsee aus. Andererseits war Paul I. entrüstet darüber, daß Dänemark zögerte, den Vertrag zu ratifizieren, und rief seinen Gesandten aus Kopenhagen ab. In dieser Zwangslage entschloß sich Dänemark am 27. Februar 1801, der Neutralitätsakte unbedingt beizutreten. England griff nun Dänemark mit Waffengewalt an und zwang es zu einem Waffenstillstand, worin Dänemark in die Suspendierung des Vertrages vom 27. Februar 1801 willigte. Dann schritt es zu einem Angriff auf Schweden. Da trat plötzlich durch den Tod Pauls I. eine Veränderung der Lage ein. Sein Nachfolger, Alexander I., söhnte sich mit England aus und schloß mit der englischen Regierung unter dem 17. Juni 1801 einen Handelsvertrag, in welchem der Grundsatz aufgestellt war, daß die neutrale Flagge nicht die feindliche Ware decke. Bezüglich des Konvoi wurde vereinbart, daß Handelsschiffe, die unter dem Konvoi eines Kriegsschiffes ihrer Nation führen, wenn Verdacht der Konterbande bestehe, von einem Kriegsschiff einer kriegführenden Macht, aber nicht von einem Kaper, durchsucht werden dürften. Dänemark und Schweden zögerten lange, diesem Vertrag beizutreten. Schließlich mußten sie aber unter dem Druck der Übermacht und da Rußland sie im Stich ließ, nachgeben. Somit war also der englische Standpunkt bezüglich der Frage, ob die neutrale Flagge die feindliche Ware decke, zur Anerkennung gelangt. Bis zum Jahre 1856 ist in diesem Rechtszustande eine Veränderung nicht eingetreten.

Interessant ist das Verhalten der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Am 10. September 1785 schlossen sie mit Preußen einen Freundschafts- und Handelsvertrag auf zehn Jahre, in welchem bestimmt wurde, daß das freie Schiff auch die Waren frei mache. Als es sich um die Erneuerung handelte, lehnte die nordamerikanische Regierung es ab, diese Bestimmung in den neuen Vertrag wieder aufzunehmen. Preußen weigerte sich, den dem Völkerrecht und seiner seitherigen Haltung entsprechenden Grundsatz aufzugeben. Es kam ein Kompromiß zustande, in welchem die schließliche Erledigung der Frage bis zu einem nach Abschluß des Friedens mit den maritimen Großmächten zu schließenden Vertrage verschoben und für die Zwischenzeit bestimmt wurde, daß bei einem Kriege, in welchem der andere vertragschließende Teil neutral sei, die Kriegsschiffe und Kaper des kriegführenden Staates gegen die Handelsschiffe des neutralen Staats so günstig verfahren sollten, als es der Lauf des Krieges gestatte unter Beobachtung der allgemein anerkannten Grundsätze und Regeln des Völkerrechts. Der Vertrag von 1799 erlosch durch Zeitablauf. Er wurde zunächst nicht erneuert. Im Jahre 1812 verfügte die nordamerikanische Regierung für den damaligen Krieg mit England, daß alle feindlichen Schiffe von den nordamerikanischen Kriegsschiffen ohne weiteres, auch wenn eine Notwendigkeit hierfür nicht vorliege, verbrannt werden sollten, ohne Rücksicht darauf, ob sie neutrale Mannschaft oder Passagiere oder neutrale Ladung an Bord hätten. Nur bei wertvollen Schiffen sollte hiervon eine

Digitized by Google

Ausnahme gemacht werden. Eine solche grausame Maßregel steht wohl einzig da in der Geschichte des Seevölkerrechts. Erst im Jahre 1828 fand eine Erneuerung des Vertrags zwischen den Vereinigten Staaten und Preußen statt. Damals verstand sich die nordamerikanische Regierung dazu, die Bestimmung des Vertrags von 1785, frei Schiff, freie Ladung, wieder in Kraft zu setzen.

Beim Beginn des Krimkrieges verständigten sich die verbündeten Staaten England und Frankreich auf den Einfluß Louis Napoleons dahin, den Grundsatz frei Schiff, freie Ladung anzuerkennen. England hob aber ausdrücklich hervor, daß der Verzicht auf sein vermeintliches Recht sich nur auf den damaligen Krieg beziehe.

In der Pariser Deklaration von 1856 wurde dann der Grundsatz frei Schiff, freie Ladung anerkannt, aber die Vereinigten Staaten, Spanien und Mexiko lehnten es ab, der Deklaration beizutreten, und England ratifizierte sie nicht. Jetzt haben England und seine Verbündeten sich von den Grundsätzen der Deklaration losgesagt, und bezüglich des Grundsatzes frei Schiff, freie Ladung kann also von einem in neuerer Zeit gemachten Fortschritt nicht die Rede sein.

Das Consolato del mare erkannte die Regel an, daß neutrales Gut auf feindlichem Schiffe frei sei. Bald nachher wurde aber die Regel aufgestellt, daß die Ladung eines feindlichen Schiffes das Schicksal des Schiffes teile. Dieser Grundsatz wurde so gut wie allgemein beobachtet. In Frankreich wurde nur in dem Zeitraum von 1650 bis 1681 die Regel des Consolato wieder zur Geltung gebracht. Während des Krimkrieges verzichteten Frankreich und England darauf, neutrales Eigentum auf feindlichen Schiffen zu konfiszieren. Die Pariser Deklaration hat dann die Bestimmung aufgenommen, daß neutrales Gut auf feindlichen Schiffen frei sei. Jetzt wird wohl von England und seinen Verbündeten auch in dieser Hinsicht die alte Regel, das sog. gemeine Recht, wieder befolgt.

Was den Konvoi anlangt, so bestimmt die Londoner Deklaration, daß neutrale Schiffe unter dem Geleit ihrer Kriegsflagge von der Durchsuchung befreit sein sollen. Ob England sich aber hieran kehren wird, steht noch nicht fest. Es ist noch kein einschlagender Fall vorgekommen.

Eine andere Frage ist, unter welchen Voraussetzungen ein Gegenstand als feindlich oder neutral zu behandeln ist. Bezüglich der Schiffe wurde häufig Gewicht auf die Nationalität der Kapitäne und der Bemannung gelegt. Der Vertrag vom 16. Dezember 1800 über die bewaffnete Neutralität bestimmte, daß ein Schiff nur dann als zu dem Staat, dessen Flagge es führe, gehörig angesehen werden solle, wenn es von einem Kapitän dieses Staates geführt werde und die Hälfte seiner Bemannung aus Angehörigen des Staates bestehe. In anderen Staaten, insbesondere in Preußen und später in Deutschland, hat man dagegen angenommen, daß es auf das Eigentum an dem Schiffe ankomme. Die Londoner Deklaration schreibt vor, daß die neutrale oder feindliche Eigenschaft eines Schiffes durch die Flagge bestimmt wird. Man muß diese Be-

Digitized by Google

stimmung wohl so auffassen, daß man die Frage, unter welchen Voraussetzungen ein Schiff zur Führung einer bestimmten Flagge berechtigt sei, hat offen lassen wollen. Am 20. Oktober 1915 hat England sich von dieser Bestimmung losgesagt, Frankreich und Rußland haben sich später angeschlossen. Anscheinend geht man nun davon aus, daß, wenn und soweit ein Schiff in feindlichem Eigentum stehe, es als feindlich zu behandeln sei, auch wenn es eine neutrale Flagge führe.[1]) Auf diesen Standpunkt hat sich zur Vergeltung auch die deutsche Regierung in der Verordnung vom 16. Juni 1917 gestellt. Es läßt sich wohl nicht behaupten, daß die Annahme einer solchen Regel mit dem Völkerrecht in Widerspruch steht, auch kann man darin keinen Rückschritt finden. Der Grundsatz, daß die feindliche Ladung, abgesehen von Konterbande, ein neutrales Schiff zum feindlichen mache, ist wohl definitiv aufgegeben.

Danach unterliegt gegenwärtig neutrales Gut auf feindlichen Schiffen und feindliches Gut auf neutralen Schiffen der Nehmung. Die Frage, ob eine Ware neutral oder feindlich ist, beantwortet sich im allgemeinen danach, ob sie im Eigentum einer neutralen oder einer feindlichen Person steht. Da die Bestimmungen über den Erwerb des Eigentums in den verschiedenen Rechten nicht gleich sind, so hat man wohl als Regel angenommen, daß die Staatsangehörigkeit des Destinatärs über die feindliche oder neutrale Eigenschaft der Ware entscheidet. Die englische Verordnung vom 11. März 1915 hat neue Bestimmungen getroffen. Es sollen danach alle Waren auf einheimischen oder neutralen Schiffen, die eine feindliche Bestimmung haben oder feindliches Eigentum oder feindlichen Ursprungs sind, angehalten und in einen englischen oder verbündeten Hafen geführt und dort zurückgehalten oder, wenn sie nicht von der Regierung requiriert werden, verkauft werden. Der Erlös kann dem Eigentümer oder demjenigen, der sonst hierzu berechtigt ist, nach den Umständen, d. h. wohl, wenn er ein Neutraler ist und das Eigentum an der Ware vor Erlaß der Anordnung erworben hat, ausgehändigt werden, sofern die Ware nicht Konterbande ist, jedoch erst nach Friedensschluß. (Schluß folgt)

[1]) Vgl. hierüber „Deutsche Revue", März 1916, S. 316 ff.

Digitized by Google

Das Rote Kreuz entweiht!

Von

John L. Stoddard (Meran)

Herr Pierpont Morgan zählt zu seinen Geschäftsgenossen in der Bank und zufällig auch im Verbrechen einen Teilhaber namens H. P. Davison. Diesen Namen schreiben wir uns gut ins Gedächtnis! Gott wird ihn nicht vergessen, aber wir Menschen könnten es tun. Die Liste der Schurken ist jetzt so lang! So unglaublich es auch klingen mag, steht dieser Herr Davison an der Spitze des amerikanischen Roten-Kreuz-Verbandes! Wie ist das möglich? Schon das Absurde einer solchen Wahl hätte sie verhindern müssen. Ein Teilhaber der Firma, die mehr als alle anderen in der Welt die Ententemächte mit riesigen Anleihen unterstützt hat und ihnen geholfen hat, diese Menschenschlächterei zu verlängern, sollte der allerletzte sein, der bei einer Präsidentenwahl des amerikanischen Roten Kreuzes in Betracht kommen kann. Was steckt da dahinter? Vielleicht meinen Herr Morgan und Genossen, das Publikum über ihre wahren Gelüste nach unermeßlichem Kriegsgewinn zu täuschen. Vielleicht rechnen sie darauf, daß ihre Bemühungen, auf dem Schlachtfelde die Leiden zu erleichtern, teilweise für ihren unmenschlichen Handel in diesem Elende und für ihr aus Blut und Tränen geprägtes Geld Sühne bieten sollen; genau dasselbe, wie wenn ein Magnat des Stahl- oder Ölringes eine überflüssige Million einer Kirche oder Universität in den Schoß wirft und selbstgefällig Berichte über seine große Menschenfreundlichkeit liest, während er zuvor ein halbes Schock armseliger Konkurrenten zugrunde gerichtet, ihr Vermögen ausgesogen, ihren häuslichen Herd zerstört und seine vernichteten Opfer in Wahnsinn oder in Tod getrieben hat. Haben sie denn vergessen, was vor einem halben Jahrhundert Lowell schrieb: „Ihr werdet zeitig aufstehen müssen, wenn ihr Gott täuschen wollt," oder das Paulinische Wort: „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!" Jedenfalls ist Herr Davison, der Geschäftsteilhaber Morgans, Vorsitzender des Komitees des amerikanischen Roten Kreuzes. Diese Tatsache ist wieder ein Unglück, da Präsident Wilson früher selbst schon genug Schmach über den amerikanischen Zweig dieser edlen Stiftung gebracht hat. Man erinnere sich, daß vor einiger Zeit ein reicher Vorrat von Medizinen, Verbandzeug, wundärztlichen Instrumenten und anderen notwendigen Hilfsmitteln, um Leben zu retten und Leiden zu mildern, mit amerikanischem Gelde gekauft worden war und in großer Menge bei Neuyork aufgestapelt lag, um an deutsche und österreichische Hospitale verschifft zu werden. England jedoch, das Land der Scheinheiligen und Heuchler, welches sich zur Liebe und Barmherzigkeit gegen die ganze Welt bekennt (allerdings wohl mit Ausnahme der Irländer, Inder, Ägypter und einer Handvoll anderer Hundertmillionen), verweigerte die Erlaubnis, diese dem Roten Kreuz gehörenden

Digitized by Google

Artikel nach Deutschland zu verladen, und ging so weit, Wärmflaschen kränklicher Passagiere auf neutralen Dampfern zu konfiszieren, besser gesagt zu stehlen, damit dieses winzige Stück Gummi nicht etwa nach Deutschland komme und dort in Gestalt von Handschuhen eine fromme Schwester vor Ansteckung schütze!

Wenn Wilson jemals die Gelegenheit (dies eine Mal wenigstens) hatte, seinen englischen Dienstrock abzulegen und sich als Mann zu zeigen, indem er im Namen des Christentums und der Menschlichkeit auf der freien Beförderung dieser Vorräte für die Kranken und Verwundeten in Deutschland, zu denen auch Ententegefangene in deutscher Hand gehörten, bestand, so war es dieser Zeitpunkt.

Aber er offenbarte sich damals als was er sich immer gezeigt hatte, als der kriechende Sklave Großbritanniens, und unter geschmeidigem, salbungsvollem Redeflusse von Humanität und Frömmigkeit als das Werkzeug der Wall Street. Das verursachte damals bei allen neutralen Völkern, den Mittelmächten und auch Millionen seiner eigenen Landsleute den ersten Anfall akuten sittlichen Ekels, der jetzt chronisch geworden ist. Heute wirkt Wilsons Charakter auf die eine Hälfte der Welt wie ein Brechmittel, auf die andere wie Gift. Aber kehren wir zu Herrn Davison zurück!

Dieser Mann hat neulich vorgeschlagen — und dies wird als Tatsache von amerikanischen Zeitungen bestätigt —, daß die Vertreter des amerikanischen Roten Kreuzes auf dem Schlachtfelde nicht mehr den verwundeten und hilflosen Deutschen helfen, sondern sie ihrem Elende überlassen sollen! Gerechter Gott! Ist es möglich, daß ein als anständig betrachtetes Glied der Gesellschaft in irgendeinem Lande eine derartige Schandtat verteidigen und auf diese Weise versuchen kann, den einzigen der in Blut und Todesröcheln versinkenden Menschheit noch übrig gebliebenen humanen und barmherzigen Zug zu beflecken? Das ist gerade der Ruhm des Roten Kreuzes, daß es nicht national, sondern international ist; daß es im kranken oder verwundeten Soldaten irgendeiner Uniform nur einen Bruder sieht. Und dieses in Christi Sinne geübte Verfahren möchte Herr Davison abschaffen! Die Vorschrift: „Wenn deinen Feind hungert, so speise ihn; dürstet ihn, so tränke ihn", möchte er umwandeln in: „Wenn deinen Feind hungert, laß ihn verhungern; wenn er dürstet, laß ihn verdursten!" — jedenfalls, wenn er ein Deutscher ist! Um der Menschheit, um Christi willen, dessen Kreuz dadurch entehrt und entweiht wird, wollen wir hoffen, daß man diesen abscheulichen Vorschlag entrüstet abweisen und daß sein Antragsteller von seinem Amt abgesetzt werden wird. Aber das genügt nicht. Er sollte von dem Publikum wie ein Aussätziger auf sittlichem Gebiete gemieden werden. Es liegt etwas Tragisches darin, eine Menschenseele bis an die äußerste Grenze des Bösen versinken zu sehen. So steht es mit Davison. Er hat etwas so Unedles, so Gemeines, so Grausames, dem hehren Ideal des barmherzigen Roten Kreuzes so Widerstrebendes angeregt, daß dem nichts gleichkommt. Er hat der Menschheit

Digitized by Google

ein nicht zu überbietendes Muster der Verderbtheit geliefert. Satan müßte ihm den höchsten Ordre pour l'Infamie auf die Brust heften. Sein Betragen steht als ein Unikum in dieser Welt und wird sein Brandmal in ..... der nächsten sein!

Die deutsche Wissenschaft vom Morgenland

Von

C. Bezold,

Geh. Rat und Professor an der Universität Heidelberg

Welch strenger, unerbittlicher Lehrmeister der Weltkrieg ist, hat jedermann an Leib und Seele erfahren. Mit Vorbedacht und Bewußtsein tritt das ganze deutsche Volk in seine Lehre zur Lösung der Aufgaben für den endlichen Sieg: Kraft und Wille werden ihm gestählt. Aber auch unbewußt werden wir durch den Krieg belehrt; das Völkerringen vermittelt einen ungeahnten Schatz von Kenntnissen. Tausenden von uns sind heute Rechtsgebräuche und wirtschaftliche Einrichtungen, Handelsverbindungen und Errungenschaften der Technik zum Bewußtsein gekommen, sind Völkerstämme und geographische Namen geläufig geworden, mit denen vor drei Jahren nur der Fachmann zu tun hatte. Das allgemeine Wissen der Deutschen hat sich erweitert; Aufgabe unserer Unterrichtsanstalten, vor allem der Mittel- und Hochschulen, wird es sein, dieses Wissen zu vertiefen, historisch zu fundieren, auf bestimmte Kulturkreise abzustimmen und für die Allgemeinheit nutzbringend zu gestalten.

Die Waffenbrüderschaft mit der Türkei hat natürlich den Blick auch auf Westasien und Nordafrika gelenkt: auf den Heiligen Krieg der Muslime, auf die Kämpfe am Euphrat, auf den Zug türkischer Heere durch die Sinaihalbinsel. Die Erforschung der Stätten, an denen sich heute wie im grauen Altertum weltbedeutende Ereignisse abspielen, das Studium der einst oder jetzt noch in Westasien und Nordafrika lebenden Völker, ihrer Sprachen, Geschichte und Kulturen wird seit etwa hundertdreißig Jahren unter dem Namen der Semitischen Philologie begriffen; von dieser wird also jene Vertiefung und historische Fundierung zu fordern und zu erlangen sein, die die zufällig erworbenen Kenntnisse vom „Morgenland" mit Gehalt erfüllt.

Es ist eine lohnende Aufgabe, festzustellen, welche Fortschritte auf dem Gebiete dieses Zweiges der Philologie in den dreiundvierzig dem heutigen Völkerringen voraufgegangenen Friedensjahren gemacht worden sind, und die Beschränkung dieses Überblicks auf die wissenschaftlichen Leistungen in unserem deutschen Vaterlande läßt nur wenige wesentliche Konturen in dem Gesamtbilde vermissen, die eine internationale Zeichnung seinem Umriß zufügen würde.[1])

[1]) Vgl. meine akademische Rede: „Die Entwicklung der Semitischen Philologie im Deutschen Reich." Heidelberg 1917.

Digitized by Google

Teilt man die auf ein einheitliches vorgeschichtliches Stammvolk zurückzuführenden Semiten nach bewährtem Herkommen in eine Süd-, Nord- und Ostgruppe, so stehen unbestritten die Hauptvertreter der Südsemiten, die Araber, im Mittelpunkt der semitistischen Forschung. Deutsche Gelehrte haben die Hochburg der arabischen Philologie von Frankreich in unser Vaterland verpflanzt; besonders H. L. Fleischers in Leipzig gegründeter Schule entstammen wertvolle Arbeiten auf dem Felde der altarabischen Wüstenpoesie, der Koranerklärung, der heiligen Tradition und der von den Arabern selbst ausgebauten Grammatik und Lexikographie ihrer Sprache. Aber auch die muslimische Profangeschichte und die damit zusammenhängende morgenländische Kulturgeschichte wurde in Deutschland eifrig gepflegt, die arabische Geographie und Kosmographie erforscht; die Schulen der Rechtswissenschaften und der scholastischen Philosophie wurden Gegenstand ernsten Studiums, arabische Werke über Medizin und Naturwissenschaften wurden herausgegeben oder übersetzt, und neben der muslimischen wurde auch der jüdisch- und der christlich-arabischen Theologie die Aufmerksamkeit zugewendet. Dazu trat in den letzten Jahrzehnten noch die Entzifferung der arabischen Inschriften, die die Geschichte des Volkes hoch ins Altertum zurückverfolgen lassen, das Studium einer Menge Papyri, das die Verwaltungs-, Wirtschafts- und Rechtsgeschichte des islamischen Ägyptens vom siebten Jahrhundert unserer Zeitrechnung an erhellt; die Erkenntnis der innigen wechselweisen Durchdringung von Islam und Christentum in Mystik, Dogma und Kultus und endlich die Pflege der modernen arabischen Dialekte nebst Arbeiten über die heutige Islamwelt, den Panislamismus und die deutsche Missionstätigkeit in den Ländern arabischer Zunge.

Auch der andere Zweig des Südsemitischen, das Abessinische, dessen klassische Sprache das Äthiopische bildet, ist zu einem guten Teil von deutschen Gelehrten erforscht worden, an deren Spitze, wie am Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts Hiob Ludolf, so an dem des neunzehnten August Dillmann stand. Eine Anzahl Werke der vorwiegend christlichen Literatur mit einer Übersetzung der Bibel, Heiligenbiographien, liturgischen Werken, Zauberrollen und einer vereinzelt stehenden philosophisch-ethischen Abhandlung ist jetzt in deutschen Übersetzungen zugänglich; eine von unserem Kaiser unterstützte, vor zehn Jahren geglückte Forschungsreise nach Abessinien hat die Bauten des Landes erschlossen und wichtige Inschriften vermittelt, und auch die modernen semitisch-abessinischen Sprachen, vor allem das Amharische und das Tigre, sind durch deutsche Arbeiten näher bekannt geworden.

Unter den Studien über die aramäischen Dialekte im Bereich der Nordgruppe der semitischen Sprachen nimmt die syrische Philologie den breitesten Raum ein. Auch hier stehen die Übersetzungen der Bibel obenan, deren grammatischer und sachlicher Erklärung und Vortragsweise beim Gottesdienst die gelehrten Syrer selbst umfangreiche Arbeiten widmeten. Auch gnostische Schriften, erbauliche und profane Erzählungsbücher und zahlreiche Übersetzungen von griechischen Werken philosophischen, medizinischen und juristischen

Digitized by Google

Inhalts haben den Scharfsinn der deutschen Semitisten beschäftigt, die ihre Studien überdies auf andere aramäische Dialekte, wie das Samaritanische und Mandäische, auf neugefundene syrische, nabatäische und palmyrenische Inschriften und auf die modernen Ausläufer der syrischen Sprache im Antilibanon, in Kurdistan und in Mesopotamien ausdehnten.

Auf unser eigenes Denken und Fühlen hat die nordsemitische Philologie den stärksten Einfluß durch das Hebräische ausgeübt, die Grundsprache des Alten Testaments. Wenn heutzutage die seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erkannte Vielheit der Quellen, aus denen der Text dieses Weltbuchs zusammengeflossen ist, einigermaßen in deutlich zu unterscheidende Einheiten getrennt und deren zeitliche Aufeinanderfolge bestimmt zu werden vermag, so ist dies zum größten Teil das Verdienst des Göttinger Theologen Julius Wellhausen. Auf seinen Arbeiten fußen die ausgezeichneten deutschen kritischen Studien über die einzelnen Bücher des alttestamentlichen Kanons, die bis in kleinste Einzeluntersuchungen ausgearbeiteten sprachlichen und sachlichen Erklärungen des Bibeltextes, seine Ausgaben und Übersetzungen. Auch die Literatur des seit der Makkabäerzeit als gelehrte und „heilige" Sprache fortgepflegten Mittel- und Neuhebräischen, vor allem Mischnah, Talmud und Midrasch, rabbinische und liturgische sowie philologische, philosophische und naturwissenschaftliche Werke wurden in Deutschland vorbildlich bearbeitet. Endlich hat die jüngste Zeit auch Ruinenstätten wie Megiddo und Jericho erschlossen und damit die Erforschung historisch bedeutsamer Teile des Schauplatzes der israelitischen Geschichte angebahnt.

Eine neue Welt eröffnete sich der Semitischen Philologie, als das Studium des Ostsemitischen, die babylonisch-assyrische Sprach- und Altertumskunde, in ihren Kreis trat, was in Deutschland 1872 mit einer Prüfung der bis dahin geglückten Entzifferung der semitischen Keilinschriften durch Eberhard Schrader geschah. Grammatik und Wortschatz der durch englische und französische Ausgrabungen gewonnenen Sprachdenkmäler wurden erforscht, die Texte selbst katalogisiert, zum Teil neu herausgegeben und ins Deutsche übersetzt. So liegen heute Königsinschriften und andere geschichtliche Quellen vor, philologische Keilschrifttexte, Sammlungen von irdischen und himmlischen Vorzeichen, medizinische und astronomische Inschriften, juristische, wirtschaftliche und kommerzielle Texte, die einen Zeitraum von drei Jahrtausenden umspannen, dazu endlich und vornehmlich eine Menge religiöser Inschriften: Gebete, Beschwörungen und Rituale, Legenden, Epen und Mythen. Auch zusammenfassende Arbeiten über den historischen und kulturgeschichtlichen Gewinn aus diesen Denkmälern sind in Deutschland erschienen: über die Geschichte der Babylonier und Assyrer im Zusammenhang mit der der Nachbarvölker, über ihr Beamten- und Priestertum, ihre Rechtsnormen und ihr Gerichtswesen, ihre Religion, Mythologie und Kulte, ihre Kosmologie, Astrologie und Astronomie und über die Entwicklung ihrer Kunst. Überdies hat das neue Jahrhundert auch der deutschen Assyriologie eine Reihe ergebnisreicher Ausgra-

Digitized by Google

bungen beschert, die von der unter dem Protektorat Kaiser Wilhelms II. gegründeten Deutschen Orientgesellschaft im Zweistromland des Euphrat und Tigris, besonders in den Ruinen Babylons und der alten Reichshauptstadt Assur, unternommen wurden.

Den markantesten Stempel hat der deutschen Forschung auf dem Gebiete der Semitischen Philologie während der letzten Jahrzehnte die kulturhistorische Bewertung aller Erzeugnisse semitischen Denkens, Fühlens und Handelns aufgedrückt: die Eingliederung der Einzelarbeiten in ein großes Ganzes und die Aufdeckung des weitverzweigten Stromgebietes der orientalischen Kultur.

Versucht man an der Hand der Quellen das Bild dieser Kultur festzuhalten, dessen Grundzüge zum größten Teil deutscher Arbeit entsprangen, so weisen die Anfänge der semitischen Zivilisation auf Westasien zurück. Von dem nichtsemitischen Kulturvolk der Sumerer hat das älteste nachweisbare Semitenvolk, die am Euphrat und Tigris als Eroberer auftretenden Babylonier-Assyrer, die wichtigsten Kulturelemente übernommen. Die Entwicklung der babylonischen Kultur ist aus den Keilinschriften bis zur Zeit um Christi Geburt zu verfolgen. Zwei weitere, nichtsemitische, Kulturkreise: die vom nördlichen Kleinasien aus verbreitete Kultur der Hettiter und die vom Niltal zu den Küstenländern des Mittelmeers vordringende altägyptische Kultur, haben sich im Lauf der Jahrhunderte mehrfach mit dem der babylonischen berührt, die gradlinige Entwicklung der letzteren aber viel mehr gefördert als gehemmt. Von verschiedenen Phasen dieser Entwicklung wurden die Nachbarvölker der Babylonier, besonders die Aramäer der Syrischen Wüste und die Bewohner Palästinas, aufs nachhaltigste beeinflußt. Um welche Zeit das „Heilige Land" von den aus der Wüste einwandernden Hebräern besiedelt wurde, ist noch ganz zweifelhaft; indessen scheint nach einem der neuesten, während der Kriegszeit nicht näher nachzuprüfenden Keilschriftfunde der mit „Hebräer" als gleichbedeutend angenommene Name Chabiri schon um 2000 v. Chr. vorzukommen. Sicher war um die Mitte des zweiten Jahrtausends Palästina der babylonischen Zivilisation schon zugänglich geworden und hatten auch die aramäischen Stämme Handfertigkeiten und Werkzeuge, Gewohnheiten und Vorstellungen samt deren sprachlichem Ausdruck von den Babyloniern übernommen. Babylonische Sprache und Keilschrift dienten damals in ganz Westasien und bis an die Ufer des Nils als internationales Verständigungsmittel; in Keilschrift wurde die berühmte Korrespondenz westasiatischer Fürsten mit den Pharaonen abgefaßt, die nach ihrem Fundort unter dem Namen der Amarna-Inschriften bekannt ist, in Keilschrift auch der Vertrag des Hettiterkönigs Chattuschil mit Ramses II.; und in den Rechtsinstitutionen der Mosaischen Thora wurden Berührungspunkte mit den babylonischen Landesgesetzen König Chammurabis gefunden.

Den Höhepunkt der assyrischen Kultur darf man in den systematisch geordneten religiösen Dichtungen und astrologisch-astronomischen Aufzeichnungen

Digitized by Google

erblicken, die im siebten vorchristlichen Jahrhundert unter der Regierung König Assurbanipals einer großen Staatsbibliothek zu Ninive einverleibt wurden. Von dieser Kultur Westasiens aus spannen sich die Fäden zur hellenistischen Bildung, zum Christentum und zur ausgehenden Antike. Der Zusammenhang des hebräischen Schrifttums mit der Evangelienliteratur ist in den letzten Lustren durch deutsche Forschung in helles Licht gesetzt worden; babylonische religiöse Ideen wurden in hellenistischen Schriften wiederentdeckt, und zumal der Sternglaube der „chaldäischen Weisen" konnte in seinem direkten Übergang in die spätgriechische Literatur beobachtet werden. Wie hier nach Westen, so sind homogene westasiatische Kulturelemente auch in ihrer Ausbreitung nach Osten und Süden, bis nach Indien und China verfolgt worden.

Altbabylonische und altgriechische Weisheit, Mithras- und Zoroasterlehre und mannigfache gnostische Ideen haben dann nachhaltig das werdende Christentum beeinflußt, das auch den mittelalterlichen Orient durchzog. Und ebenso wie die Gelehrsamkeit eines Aristoteles, Dionysius Thrax oder Galen, sind auch Bibelkommentare, Märtyrerakten und eine reiche Mönchsliteratur zunächst aus der griechischen in die syrische Sprache übersetzt worden. Den Syrern fiel die weltgeschichtliche Rolle zu, jene Kulturelemente den auf heterogenem Nährboden erwachsenen Arabern und schließlich durch das Medium der christlich-arabischen Literatur auch den Äthiopiern in Abessinien zu vermitteln. Diese Verpflanzung christlicher sowie auch jüdischer Kulturelemente nach Arabien und ihre Verbindung mit den dort heimischen religiösen Vorstellungen führte zum Islam und damit zum Aufblühen einer neuen orientalischen Kultur, aus der in der zweiten Hälfte des Mittelalters dem Abendland kostbare Schätze zurückerstattet wurden. Nicht nur arabische, sondern auch persische und türkische Bildungszentren, in denen Allah und sein Prophet gepriesen wurden, bezeichnen endlich die Marksteine an den großen Verbindungsbahnen vom klassischen Islam zur Gegenwart, deren letzte Ausläufer im islamischen Sektenwesen, beim Auftreten des Mahdi und mit der Erklärung des Heiligen Kriegs am Goldenen Horn hochpolitische Bedeutung gewonnen haben.

An der Erforschung der hier in knappen Umrissen angedeuteten Kulturwanderungen und Kulturkomplexe ist deutsche Arbeit in maßgebender Weise beteiligt. Es ist ein besonderes Verdienst der deutschen Universitäten und Seminare, daß sie neben dem bisher überwiegenden Unterricht in den semitischen Sprachen auch Vorlesungen über Geographie und Geschichte der semitischen Völker, ihre Religionen, ihre Verwaltung, Rechte und Sitten, ihre Literaturen und ihre Kunst in ihren Lehrplan aufgenommen haben. Weitaus die meisten der 18 000 semitistischen Vorlesungen und Übungen, die seit 1871 im Deutschen Reich gehalten wurden, nämlich zirka 8000, entfielen auf den hebräisch-aramäischen Kanon des Alten Testaments, dessen Auslegung zum größten Teil in der theologischen Fakultät gehört wird. Aber auch die Araber waren — in der philosophischen Schwesterfakultät — mit 4900 Vor-

Digitized by Google

lesungen vertreten, während dort dem Aramäischen nur 2300, dem Babylonisch-Assyrischen nur 1300 und dem Abessinischen nur 500 eingeräumt werden konnten und der Rest den außerbiblischen hebräischen sowie gemeinsemitischen Studien verblieb. Irren wir nicht, so wird die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt klarer hervortretende Bedeutung der aramäischen und ganz besonders der babylonisch-assyrischen Literatur für das Studium der Bibel jene Zahlen in nicht allzuferner Zeit zugunsten dieser beiden Zweige der Semitischen Philologie verschieben und zumal alttestamentliche Exegese in Deutschland ohne Assyriologie nicht mehr denkbar sein.

Stattlich ist die Reihe der Hilfsmittel, die den Studierenden der Semitischen Philologie schon jetzt bei uns zu Gebote stehen. Neben trefflichen Grammatiken und Lexizis, Lese- und Übungsbüchern, Textausgaben und Kommentaren sind hauptsächlich historische, religions- und kulturgeschichtliche Kompendien geschaffen, Realiensammlungen angelegt, geographische und kunstgeschichtliche Hilfsmittel ausgearbeitet worden. Sie sparen unseren Studenten viele kostbare Zeit, die in früheren Jahrzehnten jeder einzelne Semitist auf die Anlage ähnlicher Sammlungen nur zum eigenen Gebrauch verwenden mußte. Auch die semitistische Bibliographie wird alljährlich in mußergültiger Weise gebucht. Den einzelnen Disziplinen, wie der Islamforschung, der Assyriologie, der Palästinakunde, der alttestamentlichen und der Wissenschaft des Judentums sowie der semitischen Epigraphik dienen eigene Zeitschriften; Referate über die semitischen Religionen, theologische, historische und gemeinsemitische Jahresberichte erleichtern den raschen Überblick über die Fortschritte der Forschung, und eine Menge gemeinverständlicher Vortragsskizzen, Aufsätze und Monographien ermöglicht jedem Gebildeten die allgemeine Bekanntschaft mit dem Inhalt der hier angedeuteten Leistungen.

Durch sie hat in langen Friedensjahren die deutsche Wissenschaft der Semitischen Philologie in lauterem Wettbewerb die Führung auf diesem Gebiete errungen. In voller, unbeschränkter Achtung vor dem Können und Wissen ihrer ausländischen Mitforscher wird sie ihr Ziel verfolgen. Möge über Morgen- und Abendland binnen kurzem auch ihr wieder die Sonne des Friedens den Pfad erleuchten!

Digitized by Google

Eine amerikanische Kapuzinade

Von

R. Krauel, Kaiserlichem Gesandten a. D.

Die Nummer des weitverbreiteten New York Times Magazine vom 26. August 1917 enthält einen Artikel von George Trumbull Ladd mit der vielversprechenden Überschrift: „Das Schauspiel des unverbesserlichen Deutschland" (the spectacle of incorrigible Germany). Der Verfasser ist emeritierter Professor der Philosophie an der altberühmten Yale-Universität, der nach Harvard bedeutendsten Hochschule der Union, also ein Mann, von dem sich annehmen läßt, daß er einen wissenschaftlichen Ruf unter seinen Landsleuten genießt und die von ihm ausgesprochenen politischen Ansichten Beachtung finden. Der Umstand ferner, daß ein Blatt wie die New York Times, das seinen Leserkreis gerne mit sensationellen Zuschriften bekannter Persönlichkeiten unterhält, einen Aufsatz aus der Feder des Herrn Trumbull Ladd veröffentlicht und vermutlich bestellt hat, spricht für die Bedeutung und Zugkraft des Autors. Es verlohnt sich daher auch für uns, den vorliegenden Artikel, obgleich er schon vor längerer Zeit erschienen ist, nicht unbeachtet zu lassen, sondern ihn als ein Stimmungsbild zu betrachten, gleich charakteristisch für die Anschauungen der gebildeten Klassen in den Vereinigten Staaten über die Rolle Deutschlands in dem gegenwärtigen Weltkrieg und für die Art, in welcher dort die Kriegshetze gegen uns betrieben wird.

Schon im Januar 1916, also vor mehr als einem Jahr vor dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen dem Deutschen Reich und den Vereinigten Staaten, hatte dieser amerikanische Professor in The Hibbert Journal eine gegen die deutsche Kultur gerichtete philosophisch-politische Studie veröffentlicht, welche den Titel: Der deutsche Geist gegen den menschlichen Geist (The German mind vs. the Human mind) erhielt. Es war darin unter anderen grotesken Behauptungen die These aufgestellt, daß die charakteristischen Eigenschaften „eines ursprünglich unbedeutenden teutonischen Stammes unter der Herrschaft unbarmherziger Kraft und diplomatischer Ränke den Erfolg hatten, die anderen teutonischen Völker zu verpreußen" (prussianize), und daß nunmehr ganz Europa, der nahe Osten und schließlich „der Rest der zivilisierten Welt" von dem gleichen Schicksal bedroht wären. Diese ursprünglich aus England stammende Phantasie ist heute anscheinend ein politischer Glaubenssatz der amerikanischen Kriegspartei geworden. Ihr Hauptvertreter ist der Präsident Wilson selbst, der im November 1917 auf dem Jahreskongreß der amerikanischen Arbeiterföderation erklärte, das ehrgeizige Deutschland, schon früher entschlossen, die politische Macht über die Welt sich anzueignen, verfolge jetzt einen wissenschaftlich ausgearbeiteten Plan zur Erlangung der Weltherrschaft.

Digitized by Google

Der Grundgedanke des vorliegenden Aufsatzes ist nicht minder abenteuerlich. Er geht dahin, daß das deutsche Volk, da es keine Neigung zeige, für seine vielfachen Missetaten und Verbrechen im Frieden und im Krieg Buße zu tun, gebührend bestraft werden müsse, und zwar von gerechten Männern (just men), zu denen natürlich vor allem die Landsleute des Herrn Trumbull Ladd zu rechnen sind. Zu diesem Zweck werden zunächst die Sünden aufgezählt, die das Deutsche Reich auf den Weg der Eroberung getrieben und sich jetzt so schrecklich offenbart haben: Die ruhmredige und großsprecherische Schätzung seiner eigenen Überlegenheit und die verächtliche Herabsetzung der anderen Völker, seine von Grund aus unmoralische Staatstheorie, nach der gegen Bureaukraten und Soldaten unweigerlicher Gehorsam verlangt wird, und zwar unter der Führung eines Mannes, der noch den veralteten Anspruch, Gottes Statthalter auf Erden zu sein, erhebt und dem Volksganzen gegenüber politisch unverantwortlich ist. Ferner gehören hierhin die heuchlerischen Behauptungen, daß Deutschland angegriffen, seine Freiheit bedroht war, und daß es den Krieg in Selbstverteidigung begann, den es jetzt führe unter Begehung unzähliger schrecklicher Untaten, wie Raub, Brandstiftung, Notzucht und Mord, entschuldigt angeblich durch die Abschreckungstheorie (theory of frightfulness). Endlich die noch widerwärtigeren, scheinheiligen Bemühungen, das eigene Volk und die Welt glauben zu machen, daß Deutschland für einen ehrenvollen Frieden, die kleinen neutralen Staaten und die Freiheit der Meere kämpft. Alles dies rechtfertigt nach Ansicht des Verfassers sein Urteil, daß wir eine „unselige und entehrte Nation" sind.

Es folgt dann eine ausführliche Übersicht über die leitenden Persönlichkeiten und die einzelnen Klassen in der deutschen Bevölkerung, welche die Schuld an diesem Zustand tragen. In erster Linie steht der Kaiser, von dem mit hier nicht wiederzugebenden Ausdrücken ein Zerrbild entworfen wird. Eine Hoffnung, daß er sich ändern werde, besteht nicht, und wenn man auch seine Aufrichtigkeit ihm zugute halten könne, so „erhöht Aufrichtigkeit in solchen Fällen noch die Unverbesserlichkeit". Vom Kronprinzen wird gesagt, daß alles, was wir von ihm wissen, den Eindruck eines Charakters hervorrufe, „der weder Gott fürchtet, noch die Rechte der Menschen auf Eigentum und Leben achtet, noch den Frauen Schutz gewährt". Hindenburg, der General Staff (der bei dieser Gelegenheit wieder auflebt), Tirpitz und andere Führer des Heeres und der Flotte Deutschlands werden als Männer bezeichnet, bei denen nichts zu dem Glauben berechtigt, daß ihr gesunder Sinn oder das Gefühl moralischer Verantwortlichkeit sie zu einer Änderung der Methoden und Ziele ihrer Kriegführung veranlassen werden. „Sie alle haben die Kraft, sich selbst zu bessern, verloren." Ebenso hoffnungslos, so heißt es weiter, erhält es sich mit dem kleinen Adel, den Männern vom Typ des Grafen Reventlow und den sogenannten Junkern. Die Fabrikanten vom Schlage Krupp und die Hamburger Kaufleute wird nichts als der gänzliche Verlust aller geschäftlichen Gewinne in Vergangenheit und Zukunft (past and prospective)

Digitized by Google

zu einer späten und auch dann noch äußerlichen und unaufrichtigen Reue bestimmen.

Noch strenger lautet das Verdammungsurteil dieses amerikanischen Universitätsprofessors über seine deutschen Kollegen. Er gibt ihnen Schuld, das „preußische System der Kultur", welches die ganze Nation betört und vergiftet hat, durch ihre Irrlehren hervorgerufen und verbreitet zu haben. Als Beispiel solcher Gesinnung zitiert er die Kundgebung von „93 leitenden Vertretern deutscher Wissenschaft und Kunst", die auf Geheiß der Regierung (at the dictation of the Government) knechtisch ihre Namen unter die sechs ungeheuerlichen Lügen eines Aufrufs gesetzt haben, der mit den Worten beginnt: Es ist nicht wahr. Den Bonner Professoren wird vorgeworfen, daß sie in einer Eingabe die Regierung ersucht hätten, keine Friedensangebote mehr zu machen, bis die Feinde auf die Knie niedergezwungen wären. Am meisten betrübt den Verfasser aber „die wahrhaft beklagenswerte Gemütsverfassung der lutherischen Geistlichkeit und der römisch-katholischen Priesterschaft in Deutschland und Österreich-Ungarn". Zum Beweise führt er eine angeblich in Tausenden von Exemplaren auf Regierungskosten gedruckte und verteilte Predigt an, worin die deutsche Nation mit Christus verglichen sein soll, der als Sühnopfer für die Sünden des ganzen Menschengeschlechts gelitten hat.

Der Verfasser wirft dann die Frage auf: Was soll nun geschehen, um das deutsche Volk, dem er eine besondere Begabung für lügnerischen Betrug und gleichzeitig eine politische Schafsnatur (political sheepishness) zuschreibt, der gebührenden Strafe zu überliefern? Die Antwort lautet: Vor allem kein Friede nach dem deutschen Angebot, weder ein sogenannter ehrenvoller Friede noch ein Friede ohne Annexionen und Entschädigungen, wie ihn Sozialisten und Pazifisten befürwortet haben. Bei diesem Anlaß gießt Herr Trumbull Ladd die Schale seines Zornes über die Mehrheit der deutschen Sozialdemokraten aus. Diese haben, so meint er, in ihrer Einfalt die weltumspannenden Streitpunkte, die zur Entscheidung stehen, von Anfang an nicht begriffen; feige und unterwürfig in ihrer Haltung gegenüber der Regierung, voll selbstsüchtiger Begier in ihrem Herzen nach einem reichen Anteil an der Beute deutscher Eroberungen haben sie offen die Grundsätze verleugnet, für deren Durchsetzung sie sich mit den Sozialisten in anderen Ländern feierlich verbrüdert hatten. Auch die Wiederherstellung des Friedens auf Grundlage des Status quo ante wird als scheußlich, satanisch absurd (grimly, satanically absurd) gebrandmarkt. Wie soll das ausgeplünderte Belgien wiederhergestellt werden, wo Säuglinge, Greise und Greisinnen umgebracht, Jungfrauen, verheiratete Frauen und selbst Nonnen geschändet, die arbeitende Bevölkerung landesverwiesen und geknechtet ist? Ebenso steht es in Frankreich, Serbien, Armenien, „dessen hingeschlachtete Männer und vergewaltigte Frauen nach Hunderttausenden zu zählen sind". Über Polen erfahren wir, daß in einigen Teilen des Landes buchstäblich „nicht ein einziges Kind unter sieben Jahren dem Hungertod entronnen ist". Das sind die Früchte des so gepriesenen Kultur-

Digitized by Google

systems, welches die Universitäts- und Religionslehrer dem deutschen Volk anerzogen und eingeimpft haben. „Solche Tollheiten und Verbrechen schreien zum Himmel und nach gerechten Männern zur Bestrafung."

Als Bedingungen des gerechten Friedens, wie er dem Verfasser vorschwebt, von denen er ausdrücklich bemerkt, daß man ihnen nicht Eroberungslust oder die unmoralische Anwendung einer Übermacht vorwerfen könne, werden dann folgende aufgezählt: Rückgabe von Elsaß und Lothringen an Frankreich, Herstellung eines geeinigten Polen, „das in drei Stücke zerrissen wurde, wie Räuber ihre Beute teilen", Verbesserung der Grenzen Italiens, Neuordnung der Gebiete und politischen Beziehungen der Balkanstaaten, Befreiung Armeniens und Syriens „von den Greueln einer teutonisch-türkischen Herrschaft" oder die Vertreibung der Türken aus Europa. Auch die deutschen Kolonien werden in diesem Friedensprogramm des amerikanischen Philosophen nicht vergessen. Ob man sie Deutschland zurückgeben könne, erscheint ihm zweifelhaft. Denn, ruft er aus, es ist hohe Zeit, daß die reichen und mächtigen Nationen die schändliche Praxis aufgeben, schwache und wilde Völkerschaften gegeneinander einzutauschen und zu verschachern, und ein ungebessertes Deutschland wird stets ein schlimmer und grausamer Gebieter für solche Rassen bleiben.

Gegen Ende seiner Betrachtungen fällt Herr Trumbull Ladd ganz in den Ton eines Bußpredigers. Er nennt es das Zeichen eines niedrigen ethischen Standpunkts, wenn man sich scheut, einem besiegten, aber ungebesserten Deutschland gegenüber von Strafe zu reden. Freilich werde die ganze Welt jetzt für ihre Torheiten und Sünden bestraft, wir alle gleichen Schafen, die in die Irre gegangen sind, „aber die von Deutschland und seinen Verbündeten in diesem Kriege begangenen Verbrechen sind bei weitem die abscheulichsten, denn sie waren vorsätzliche, durch Heuchelei und Lüge verteidigt, von grenzenloser Anmaßung und Grausamkeit". Der Artikel schließt mit einem flammenden Aufruf an die Amerikaner, sich der großen Aufgabe bewußt zu werden, die ihnen jetzt gestellt ist und hinter der alle sonstigen Gegensätze und Meinungsverschiedenheiten zurücktreten müssen. „Soll die Politik, welche die Zivilisation der Welt unter die Herrschaft der Häuser Hohenzollern und Habsburg und von Enver-Pascha mit seiner ruchlosen Gefolgschaft stellen würde, den Erfolg haben, einen siegreichen Frieden zu erzwingen, oder soll es dem Mut, der Ausdauer und Aufopferung von Deutschlands Feinden glücken, der Welt die Sicherheit für Demokratie zu erwerben und zu erhalten (making and keeping a world safe for democracy)? Sicher, es ist Zeit, daß das Volk der Vereinigten Staaten dies Problem begreift und es mit harter Faust (with ungloved hands) anpackt, sowohl gegenüber den Widerstrebenden (recalcitrants) zu Hause als gegenüber den Feinden auf fremden Gefilden."

Die Redaktion des New York Times Magazine hat diesen Aufsatz mit zwei Illustrationen ausgestattet, die seine aufreizende Tendenz noch besonders beleuchten. Auf dem einen Bilde sieht man ein junges kniendes Mädchen,

Digitized by Google

an einen Pfahl gefesselt und den Mund mit einer breiten Binde verschlossen, daneben auf einem bequemen Sessel, die Beine übereinander geschlagen, den Revolver in der Hand, einen grinsenden deutschen Soldaten, der mit seiner anderen Hand das Kinn des wehrlosen Mädchens umfaßt. Darunter die Worte: Bin ich nicht ein liebenswerter Bursche? Das zweite Bild zeigt die Figur des Deutschen Kaisers mit der Pickelhaube, wie er zornigen Blicks den Zeigefinger der erhobenen linken Hand drohend ausstreckt. Es trägt die Unterschrift: Gott strafe Italien! — eine Unterschrift, die das New Yorker Blatt heute vielleicht nicht mehr wählen würde.

Für deutsche Leser bedarf es einer ernsthaften Erörterung und Widerlegung dieses Schmähartikels nicht. Auch kann dahingestellt bleiben, ob sein Verfasser wider besseres Wissen verleumdet, oder ob er es wirklich nicht besser weiß, wie der Krieg entstanden ist und mit welchen Mitteln er geführt wird. Vermutlich hat die Absicht einer Aufreizung der öffentlichen Meinung in Amerika gegen Deutschland zusammengewirkt mit der überall hervortretenden naiven Unkenntnis der politischen Verhältnisse und Persönlichkeiten in Europa. Widerwärtig bleibt auf alle Fälle der bald brutale, bald salbungsvolle Ton, in dem Deutschland als der alleinige Friedensstörer hingestellt wird, der bestraft und vernichtet (utterly broken) werden muß. Leider haben sich in den Vereinigten Staaten bisher wenige Stimmen vernehmen lassen, um dem gewissenlosen Treiben der dortigen Kriegshetzer entgegenzutreten. Wer anderer Meinung ist, wird als recalcitrant, wie in dem vorliegenden Artikel, mit einer Kneblung des freien Wortes bedroht. Wir unverbesserlichen Deutschen hoffen trotzdem, daß wir nicht lange mehr das Schauspiel eines unverbesserlichen Amerika erleben, sondern daß auch unseren dortigen Gegnern die Augen darüber geöffnet werden, auf welcher Seite in diesem Kriege für internationale Gerechtigkeit und die freie Entwicklung der Völker gekämpft wird. Von dem Professor der Philosophie, Herrn Trumbull Ladd, aber möchten wir mit der Warnung Abschied nehmen: Oh, si tacuisses, philosophus mansisses!

Aus den Jugenderinnerungen A. v. Werners

(Fortsetzung)

Karlsruhe 1866

Das gewohnte lebhafte, gesellige Treiben flutete natürlich ins neue Jahr hinüber. Es wurde Theater gespielt, für lebende Bilder geprobt, Dekorationen gemalt, genäht und gekleistert, Schlittschuh gelaufen und Schlittenfahrten arrangiert, viel getanzt und musiziert. In den Aufführungen von Schumanns „Paradies und die Peri", in der Neunten Sinfonie und in der Matthäuspassion außer in unseren Quartetts und Trios wirkte ich mit. Zugleich mit dem großen Hohenstaufenbilde malte ich an einem kleinen Bilde:

Digitized by Google

„Bei der Toilette", eine Dame im weißen Atlaskleide mit einem schwarzgekleideten Holländer der Frans-Hals-Zeit, und nahm im Laufe des Winters noch ein anderes kleines Bild: „Streichquartett im Maleratelier", ein Stück aus dem mich umgebenden Leben, in Angriff.

Mit Scheffel hatte ich schon früher Besprechungen über die Illustrationen zu seiner Novelle „Juniperus" gehabt, die er inzwischen vollendet hatte.

Am 28. Februar 1866 sandte er mir das Manuskript mit einem Begleitschreiben:

„Lieber Freund!

Beifolgend die fertige Reinschrift der Novelle Juniperus. Während Sie die Bilder entwerfen, werde ich dann für eine anmuthige Vorrede und für gelehrte Anmerkungen sorgen."

Es folgen dann genaue Vorschläge für die zu illustrierenden Stellen des Buches und seine Gedanken darüber, und er schließt mit den Sätzen:

„Übrigens wissen Sie das besser zu finden als ich. Lassen Sie uns mit diesem Werk einen kräftigen künstlerischen Doppelgang durch die Welt thun."

Es war mir eine erfreuliche Aufgabe, und ich nahm die Arbeit sofort in Angriff, die mich bis zum Sommer beschäftigte, weil ich die Illustrationen erst nach sorgfältigen Vorarbeiten in größerem Format in dem kleineren Buchformat auf den Holzstock zeichnete.

Am 16. Februar war Scheffels vierzigster Geburtstag, und er hatte zur Feier desselben einen kleinen Kreis seiner nächsten Freunde zu sich eingeladen. Die Geburtstagsrede hielt er sich selbst und begann sie mit den Worten: „Allweil hat's geruckt, i hab's gespürt, daß i endlich g'scheidt worde bin!" Er beschäftigte sich damals viel mit neuen Gaudeamusliedern; die „Maulbronner Fuge" und „Der Hut im Meer" entstanden in jener Zeit, und in der Widmung zum Gaudeamus erinnert er an sein Alter:

„Nun schau' ich aus solidem Schwabenalter
Auf dieser Lyrik tugendtollen Schwung" usw.

Wir Jungen hatten inzwischen zur Karnevalsfeier bei Professor Gude einen jugendtollen Schwank aufgeführt, eine Parodie der „Afrikanerin", die ich verfaßt hatte und in der ich auch die „Selika" spielte und sang mit allen Koloraturen, die mir meine wohlausgebildete Kopfstimme gestattete. Mein Kostüm hatte ich genau dem der Mad. Saß nachgebildet, wie ich es in der Großen Oper in Paris gesehen hatte, und war jedenfalls „echter" als Frau Boni bei der fast gleichzeitig im Hoftheater in vorzüglicher Ausstattung stattgefundenen Aufführung der Oper.

Hofkapellmeister Levi führte bei unserer Parodie die Musik auf dem Flügel nach dem Klavierauszug aus, natürlich ohne zu parodieren, nur im abgekürzten Verfahren. Die Musik zu der Szene unter dem Manzanillenbaum spielte ich als Selika auf der Violine selbst. Es muß sehr komisch gewesen sein.

Digitized by Google

Die Geburtstagsfeiern häuften sich im Februar und März in meinem Bekanntenkreise übrigens derart, daß meine Arbeit durch all die Proben und die damit verbundenen Zeitverluste erheblich beeinträchtigt wurde und ich mich nach Ruhe sehnte, — nur mochte ich Karlsruhe nicht verlassen, weil mich zu viel Freundschaftsbande dort festhielten. Direktor K. F. Lessing war einige Tage vor seinem Geburtstage aus der Schweiz zurückgekehrt, wo er sich als Gast des Großherzogs von Baden vierzehn Tage in St. Moritz oder Vevey aufgehalten hatte. Er liebte nicht die Riesenmaße des Hochgebirges und zog als landschaftliche Motive für seine Bilder die Mittelgebirge wie den Harz oder die Eifel vor, in denen ein Felsklotz oder ein paar Eichen als Individualitäten nicht von der Masse erdrückt werden. Dem sanften Zwange, endlich die Hochgebirgswelt kennen zu lernen, den sein Landesherr durch seine freundliche Einladung auf ihn ausübte, konnte er sich natürlich nicht entziehen, er ist aber seiner Meinung treu geblieben und später nie wieder dahin zurückgekehrt.

Am Sonntag den 4. März war dann der Großherzog auch nach längerer Abwesenheit, von der Bevölkerung enthusiastisch begrüßt, in seiner Residenzstadt wieder eingetroffen.

Eine sonderbare Veranlassung hätte mich in diesem Jahre auch beinahe in die Schweiz geführt. Ein junger Schweizer Namens Heeren, der in Heidelberg studierte, hatte sich die interessante Aufgabe gestellt, eine dringend nötige Nationaltracht zu erfinden, und mich aufgefordert, ihm dabei behilflich zu sein. Auf seine Einladung besuchte ich ihn schon Anfang Januar in Heidelberg und machte ihm nach seinen Angaben einige Zeichnungen und Aquarellskizzen. Im April bat er mich wieder, nach Heidelberg zu kommen und einige Kostüme, die er sich hatte anfertigen lassen, nach der Natur zu zeichnen. Zugleich überreichte er mir eine von ihm verfaßte Schrift: „Ideen für eine deutsche Tracht". Er hatte vor allem eine Vereinfachung der Männertracht im Sinne, und das, was er mir vorführte, hatte mit Smoking, Cutaways und ihren verschiedenen Nuancen, mit Bügelfalte, Zylinder und Selbstbinder allerdings nicht das geringste zu tun, und man mußte gestehen, daß ihm das Vereinfachen in vollstem Maße gelungen war. So bestand z. B. das Sommerkostüm, in dem er sich präsentierte, einfach aus Hemd, Badehose, nackten Beinen und derben Lederschuhen. Er hatte der Zeit nur etwas vorgegriffen und geschaffen, was als Sportkostüm heute hochmodern und schick ist.

Zur weiteren Verfolgung seines Gedankens sollte ich nun mit ihm nach Zürich gehen, wo er über die Angelegenheit mit niemand Geringerem als dem Ästhetiker Fr. Th. Vischer und Gottfried Semper konferieren wollte. So interessant mir auch die Schweizer Gletscher gewesen wären, die ich bei dieser Gelegenheit vielleicht gesehen hätte, so versprach ich mir doch noch einen höheren Genuß von den Gesichtern, welche die beiden gelehrten Herren zu der Erscheinung des stud. phil. in seinem Sommerkostüm gemacht haben würden. Die weltgeschichtlichen Ereignisse dieses Sommers vereitelten den Plan. Leider mußte ich, um die Mittel für das tägliche Brot und ernstere Arbeiten und

Digitized by Google

Studien zu erwerben, zu viel Zeit für Illustrationen, kleine Zeichnungen, Gedenkblätter u. dgl. mehr opfern, und ich begrüßte deshalb die Mitteilung, die Scheffel durch Eggers zugegangen war, nämlich, daß von der Berliner Akademie die Bewerbung um die Michael-Beer-Stiftung für Maler ausgeschrieben sei, mit großer Freude und beschloß, diese Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen. War auch der Preis von 750 Talern für einen einjährigen Aufenthalt in Italien, einschließlich der Kosten für die Hin- und Rückreise, selbst für die damaligen Verhältnisse nicht gerade üppig zu nennen, so konnte ich, wenn ich ihn erhielte, doch eine größere Unabhängigkeit für meine Studien in den nächsten Jahren dadurch erreichen. Zudem waren die Bedingungen der Konkurrenz sehr leichte, weil sie außer der Vorlage vorhandener Arbeiten nur eine Farbenskizze als besondere Aufgabe stellten. Mein „Luther vor Cajetan", das Porträt der Sängerin Alberta Ferlesi und meine Kompositionen zur Aventiure, denen ich noch Studien aller Art beizufügen hatte, konnten genügen, und die verlangte Farbenskizze: „Josephs Wiedersehen mit seinem Vater in Ägypten", die ich in einer Größe von 1,34 Meter zu 0,87 Meter bildmäßig ausführte, machte mir keine Schwierigkeiten. Sie ging später in J. V. Scheffels Besitz über. Besorgt war ich nur darüber, daß die Figuren in „Luther vor Cajetan" Kniestücke waren und im Programm ganze Figuren verlangt wurden.

Der Frühling schickte in diesem Jahre frühzeitig seine ersten Boten in das gesegnete badische „Ländle", und im Kunstschulhofe fingen die Sträucher schon Ende Februar an, sich mit den ersten Knospen zu schmücken. Scheffel freute sich seines jungen Eheglücks im vollsten Maße und von Herzen.

Wir verbrachten genußreiche, frohe Abendstunden in Gesellschaft seiner Frau und ihrer Freundin, Fräulein Perty, im Garten seines elterlichen Hauses, machten gemeinschaftlich Ausflüge nach Kloster Maulbronn, Zabern und anderen Gegenden. Der Vater von Fräulein Perty, einer liebenswürdigen jungen Schweizerin, war Professor an der Universität in Bern, ein sehr gelehrter Herr, der sich mit sonderbaren Studien beschäftigte. So erzählte mir Scheffel u. a. von einem merkwürdigen Buch, das dieser, anscheinend eine Art Mystiker — was seine Tochter aber durchaus nicht war — geschrieben hatte und das den Titel führte: „De mortibus persecutorum". Möglicherweise haben die Gerüchte, die Scheffel als dem Mystizismus verfallen bezeichneten, ihren Ursprung in seiner Bekanntschaft mit diesem gelehrten Herrn, der selbst Scheffels Lied vom „Enderle von Ketsch" zum Gegenstand oder Ausgangspunkt einer gelehrten Betrachtung in seinem Sinne machte. Daß Scheffels zur Satire neigende Natur ihn zu irgendeiner Zeit mystischen Strömungen hätte zugänglich machen können, erscheint mir nicht glaubhaft. Er hat einmal seiner Meinung gegen Überschwenglichkeiten dieser Art deutlich Ausdruck verliehen. Das war, als ihm der Münchener Maler Th. Pixis bei der Übersendung seiner als Photographien erschienenen Illustrationen zu deutschen Volks-

Digitized by Google

liedern etwas viel und in mystischen Andeutungen von seinen eigenen Gefühlen bei dieser Arbeit gemeldet hatte. Scheffel schrieb dazu:

„Was an tiefstem Schmerz mein Gemüt erprobt,
Der Seele Jubel und Weinen,
Hab ich in Zeichnungen ausgetobt,
Die photographiert jetzt erscheinen."

Solche Töne kennt der Mystizismus wohl nicht.

Scheffel war in dieser Zeit stets heiter und schaffensfreudig, trug sich mit vielen Plänen zu Dichtungen und sprach sogar davon, den nächsten Winter mit seiner Frau in Italien zuzubringen. Er sah auch gern und häufiger als früher Geselligkeit bei sich im Hause, wo ich dann fast bei jeder Gelegenheit geladen war. So schrieb er mir z. B. am 29. März:

„Morgen, Charfreitag 1 Uhr, möchte ich meinem Vater, der am Charfreitag 1814 vor Straßburg im Feuer stand, eine Freude bereiten und bitte Sie, unserem einfachen Mittagmahl, das wieder einen Fisch hat, beizuwohnen." Der Fisch, eine große Rheinlachsforelle, traf seit einigen Jahren regelmäßig ein als Ergebnis einer Wette, die Scheffel mit einer Gruppe von Altertumsforschern am Bodensee über die Streitfrage eingegangen war, ob sich in den Pfahlbauten des Bodensees Bronzegerätschaften finden lassen würden. Solange dies nicht der Fall sei, solle Scheffel zu bestimmter Zeit einen solchen Fisch aus dem Bodensee erhalten. Das alles war noch recht friedlich, doch schon am 16. April lud er mich zur Unterzeichnung des Verlagsvertrages über den „Juniperus" zu sich mit dem Bemerken ein: „Es ist rathsam, schnell fertig zu machen, bevor Krieg kommt," — es hing etwas in der Luft. In dem vom Sommer 1866 datierten, aber schon im April und Mai entstandenen Vorwort zum „Juniperus" sagt er dann von der Doppelarbeit des Dichters und des Malers: „Möge sie zugleich Zeugniß ablegen, daß ehrliche deutsche Herzen nichts wissen und nichts wissen wollen von Haß, Trennung und Bruderzwist, und daß hier ein Mann vom Oberrhein und ein Mann von der Oder in guter Kameradschaft zusammengearbeitet haben an einem Werke deutscher Kunst."

„Bruderzwist" — ja, das war's, und so sahen auch wir Preußen in Baden das Ungewitter an, das sich in Frankfurt a. M. zusammenzuziehen drohte. Aber als Deutscher in deutschen Landen als Feind angesehen oder behandelt zu werden, war doch ein zu unfaßlicher Gedanke nach 1813, 1814 und 1815!

Baden und das großherzogliche Paar waren freilich in seltsamer Lage. Der Großherzog Schwiegersohn des Königs von Preußen, sein älterer Bruder Prinz Wilhelm als preußischer Offizier bei der Gardeartillerie in Berlin, sein jüngerer Bruder Prinz Karl österreichischer Kavallerieoberst. Die Söhne und Angehörigen des badischen Adels standen meist in österreichischen Diensten, alter Tradition folgend. Der eine Bruder des Oberhofmeisters der Großherzogin Luise, Freiherr v. Edelsheim, war, vom Feldzeugmeister Graf Giulay

Digitized by Google

adoptiert, ein hervorragender österreichischer Kavalleriegeneral, sein Bruder badischer Gesandter in Wien.

Scheffels Großvater war Schaffner, d. i. Verwalter des reichen Klosterstifts Gengenbach in Baden gewesen; die ganze Familie stand treu zu Österreich — wie das ganze südliche Baden von der Acher bis zum Bodensee — und es dauerte denn auch gar nicht lange, daß selbst in diesem mir teuersten Freundeskreise Bemerkungen fielen, die das Blut in Wallung brachten und der Freundschaft bedrohlich werden konnten.

Einstweilen, im April, saß ich freilich noch bei unserem Gesandten mit dem österreichischen Geschäftsträger v. Zulauf beim Diner im tiefsten Frieden zusammen, und unsere Unterhaltung drehte sich um alles mögliche, nur nicht um Preußen kontra Österreich. Ich zeichnete im Mai und auch weiterhin mausgesetzt an den Illustrationen zum „Juniperus" und verlebte die Sonntagnachmittage mit dem Freundeskreise Lessing-Schrödter bei ländlichen Spielen in dem schönen, an den Schloßgarten anschließenden Wildpark in fröhlichster Stimmung.

Dann aber verfinsterte sich bald der politische Horizont mehr und mehr; man fühlte so etwas wie die Schwüle vor dem Gewitter, und es zeigten sich allerlei auffallende Erscheinungen. Es fiel mir auf, daß ich in den Eingeborenenkreisen mit mehr mitleidigen als feindlichen Blicken angesehen wurde, was empfindlicher war als offene Feindschaft. Am 25. April wurde freilich dem Minister Lamey noch ein glänzender Fackelzug gebracht als Antwort auf den ultramontanen Antrag in der Ersten Kammer, Lamey wegen Verfassungsbruches auf die Anklagebank zu bringen, über den die Majorität der Ersten Kammer zur Tagesordnung übergegangen war. Nun wurde aber doch meine Stellung zu Scheffels Kreis infolge mancher recht ungenierter Äußerungen innerhalb desselben über das großherzogliche Paar, über Preußen und die „Fremdenlegionäre" sehr peinlich. Der „Badische Beobachter" veröffentlichte eine Proskriptionsliste dieser „Fremdenlegionäre", d. h. aller aus dem Norden, aus Preußen berufenen Beamten, Professoren, Künstler usw. mit vollem Namen und der freundlichen Aufforderung zu einer Art Razzia gegen sie.

Canon bramarbasierte und agitierte mehr denn je und wurde von der anderen Seite als österreichischer Agent bezeichnet.

Professor Feodor Dietz erklärte seufzend: „Mein Herz ist bei Österreich, mein Kopf bei Preußen," und Direktor K. F. Lessing lud alle seine Freunde ein, wenn es zum Schlimmsten komme, sich mit ihm in seiner Amtswohnung zu verbarrikadieren, wo er Schießzeug und Munition in Hülle und Fülle habe und den ersten, der sich da heranwage usw., na, es war ein recht freundliches Intermezzo meiner Karlsruher Studienzeit. Zudem wartete ich von Tag zu Tag auf die Einberufungsorder zur Ersatzreserve, sie kam aber nicht.

Endlich entlud sich dann das Gewitter in Frankfurt a. M. bei der Abstimmung im Bundestage gegen Preußen am 14. Juni, und schon am 15. Juni rückte der preußische General v. Beyer in Kurhessen ein, um den dortigen

Digitized by Google

deutschen Brüdern „die Bruderhand zu drücken", so ungefähr hieß es in seiner Proklamation beim Überschreiten der Grenze, — er hatte viel Humor, der treffliche General. Obgleich die badische Division unter dem Kommando des Prinzen Wilhelm von Baden zum VIII., vom Prinzen Alexander von Hessen befehligten Bundesarmeekorps stoßen mußte, hatte die badische Regierung bis zum 22. Juni den Krieg an Preußen noch nicht erklärt, und unser Gesandter Graf Flemming war noch nicht von seinem Posten abberufen worden.

Man bekam aus dem weiteren Bekanntenkreise zunächst natürlich allerlei Lieblichkeiten zu hören, u. a. von den mit uns Malern bekannten böhmischen Mitgliedern der Hofkapelle — die Böhmen sind ja alle geborene Musiker — in allen Tonarten die tröstliche Versicherung, daß nun endlich mal dem ††† Bismarck mit seiner großmäuligen preußischen Wachtparade gründlich zum Tanz aufgespielt und Finale geblasen werden würde. Und offengestanden: überglücklich waren wir über Bismarck und den verwünschten „Bruderkrieg" gerade auch nicht, um so weniger, als in den süddeutschen Blättern die Preußen von der denkbar ungünstigsten Seite als wahre Ungeheuer geschildert wurden und in der Regel nur von dem siegreichen Vorrücken der österreichischen und süddeutschen Heere zu lesen war. Nur die liberale „Badische Landeszeitung" hielt sich tapfer zu Preußen, obwohl ihr Canon hatte drohen lassen, daß man ihren Chefredakteur Professor Hauser und ihren Verleger Maklot aufhängen werde, sobald die badische Garnison Karlsruhe verlassen haben würde. Es blieb glücklicherweise bei der liebenswürdigen Warnung des streitbaren Meisters und Ästheten.

Auch das schöne Geschlecht stimmte, wenn auch in zarter Weise, in den Kriegsruf ein. Die Damen der aristokratischen Stephanienstraße stickten, in schöner Pose am Fenster sitzend, in die schwarzrotgelben Armbinden für die Bundestruppen allerlei freundliche Wünsche für das möglichste Wohlergehen der lieben feindlichen Brüder ein, zupften aber auch im Garten der Museumsgesellschaft unter Musikbegleitung Charpie, was wieder sehr hübsch war.

Das liberale Ministerium Roggenbach-Stabel-Lamey mußte einem österreichischgesinnten Platz machen, zu dessen Bildung der badische Gesandte in Wien, Freiherr v. Edelsheim, berufen wurde.

Heinrich v. Treitschke und der spätere Minister Dr. Jolly reichten am 25. Juni ihre Entlassung aus dem badischen Staatsdienst ein.

Am 21. Juni reiste Frau Scheffel mit ihrer Freundin Luise Perty nach der Schweiz, wohin ihr Scheffel nach einiger Zeit folgte und erst Ende September nach Karlsruhe zurückkehrte.

Seltsamerweise wurden unsere Freunde, die böhmischen Musiker, plötzlich still und nachdenklich, und auch die Mitglieder des Vereins badischer Künstler erschienen nicht mehr Donnerstags abends auf der Kegelbahn in der „Krone" in Mühlburg. Es mußte etwas passiert sein, und Anfang Juli hörte man denn auch einiges vom Zündnadelgewehr, von Gefechten und Schlachten bei Langensalza, Nachod, Münchengrätz, Skalitz und Trautenau, in denen die

Digitized by Google

preußischen Truppen immer weiter nach Böhmen hineingedrängt oder zurückgeworfen seien, bis sie sich endlich in der Notlage befunden hätten, die Katastrophe vom 3. Juli bei Königgrätz herbeizuführen, womit sich auch die sonderbaren Manöver der preußischen Heere in der letzten Woche erklären ließen. Der arme Benedek!

In Karlsruhe fürchtete man schon am 6. Juli, daß die Preußen nunmehr, immer weiter bis über Frankfurt a. M. zurückgeworfen, endlich bei Maxau den Rhein überschreiten und in Karlsruhe einrücken müßten. Das war aber mindestens verfrüht.

Ich hatte indes meine „Juniperus"-Illustrationen vollendet und reiste, da ich noch immer keine Einberufung zur Ersatzreserve erhalten hatte, am 14. Juli mit dem Kollegen Ernest Preyer nach Stuttgart, wohin mich nötige Besprechungen mit meinem Xylographen Cloß & Ruff riefen, und dann nach München.

In Stuttgart sah alles recht friedlich aus, und Herr Cloß versicherte nur, daß er die besten Matratzen, die er auftreiben konnte, für den Einzug der Preußen bereit halte.

Die Fahrt von Stuttgart nach München war interessant, weil sich im selben Zuge mit uns die bis dahin noch in Frankfurt a. M. gebliebenen Reste des Deutschen Bundestags befanden, die nun in Augsburg im Hotel zu den drei Mohren das Heim der bis dahin höchsten deutschen Körperschaft aufzuschlagen gedachten. Mit ihnen reisten auch die Redakteure der „Neuen Frankfurter Zeitung" und der „Frankfurter Postzeitung". Auf den Bahnhöfen in Ulm und Augsburg hatte sich eine große Menschenmenge eingefunden, vermutlich um diesen Rest fünfzigjähriger deutscher Vergangenheit in natura zu bewundern. Ich erkannte unter den Bundestagsherren das scharfgeschnittene Diplomatenprofil des Grafen Beust, der sich geschäftig und gesprächig unter seinen Kollegen und seiner Umgebung auf dem Bahnsteig hin und her bewegte. Die Herren hatten noch rechtzeitig am 14. Juli ihre Hütten in Frankfurt a. M. abgebrochen — gerade vier Wochen nach der entscheidenden Abstimmung — und die erste Bundestagssitzung sollte am Montag den 16. Juli in Augsburg stattfinden. Zur selben Zeit rückten die preußischen Truppen unter General Vogel v. Falkenstein in Frankfurt a. M. ein. Es klappte alles auffallend. Bei unserer Ankunft abends in München sahen wir die ersten Opfer des Krieges, bedauernswerte bayerische Verwundete aus den Kämpfen bei Aschaffenburg und Kissingen, und wohnten herzzerreißenden Erkennungsszenen bei. Warum nun das alles? fragten wir uns tief erschüttert; war hier um Haus und Hof gekämpft? ...

Im „Rheinischen Hof" traf ich den mir von Karlsruhe her bekannten norwegischen Maler Baade, der mich mit dem alten Landschaftsmaler Willers, einst J. V. Scheffels Lehrer in Rom, bekannt machte. Wir besuchten auch Kirchen und Galerien, leider war aber die alte Pinakothek, auf die ich mich besonders gefreut hatte, geschlossen, denn man war gerade dabei, aus Besorg-

Digitized by Google

nis vor einer möglichen Invasion der norddeutschen Brüder, die Bilder einzupacken, auf welche Düsseldorf mehr oder weniger begründete Eigentumsrechte zu haben glaubte.

Natürlich hüteten wir uns davor, unnötig zu politisieren, waren aber nicht wenig erstaunt, fast überall von Preußen mit Sympathie sprechen zu hören. Dennoch reizte uns nichts zu einem längeren Aufenthalt in München, und wir zogen es vor, einen Ausflug an den Starnberger See nach Feldafing zu machen, wo wir interessante Gesellschaft trafen, u. a. den bayerischen General Grafen Fabius Ricciardelli und einen Böhmen, der aus Furcht vor den grausamen Preußen mit Kind und Kegel aus Prag hierhergeflohen war. Ohne Politisieren ging es auch hier nicht ab, und wir machten deshalb eine Tour auf den Peißenberg, wo wir zwar ein Gewitter, aber auch ein herrliches Alpenpanorama genossen und wenigstens allein waren. Von der Politik erfuhren wir nur aus dem Augsburger „Wochenblatt für das christliche Volk", das hier oben gelesen wurde, vom 8. Juli, fünf Tage nach Königgrätz, daß „die österreichischen Soldaten schon längst empört über die Unverschämtheit und Anmaßung und über die Greueltaten der Preußen seien, diese überall geschlagen und einen glänzenden Sieg errungen hätten". Was müssen sich die armen Kroaten und Slowaken über die unverschämten Preußen geärgert haben! Mehr brauchten wir ja nicht zu wissen, und nachdem ich, nach München zurückgekehrt, gar noch aus einem Extrablatt vom 22. Juli erfahren hatte, daß die preußischen Truppen unter General v. Manteuffel bei Mannheim ständen, kehrte ich schleunigst nach Karlsruhe zurück, um wenigstens dort zu sein, wenn es meinen marschlustigen Landsleuten gefallen sollte, auch der badischen Residenz einen improvisierten Besuch abzustatten; Manteuffel brauchte bekanntlich ja nur 6 Fuß Erde für sich. Sie schlugen sich indes ins Württembergische hinüber, wo es leider zwischen ihnen und den badischen und württembergischen Truppen auf der Linie Mosbach—Hundsheim—Tauberbischofsheim noch zu nach Laienbegriffen ganz überflüssigem, wenn auch geringem Blutvergießen kam.

Es konnte so nicht weitergehen, und am 26. Juli reichte das Ministerium Edelsheim seine Entlassung ein, und bereits am 28. Juli hatte Baden ein preußisch oder deutsch-nationales Ministerium mit Matthy für Handel und Finanzen als Chef, Dr. Jolly Inneres und Justiz und v. Freydorf Äußeres und Ministerium des großherzoglichen Hauses. General Ludwig blieb Kriegsminister.

Diese „große Umwälzung in der badischen Politik", wie Hans Gude sie in seinen Lebenserinnerungen bezeichnet, brachte für die Karlsruher Gesellschaft ein höchst erfreuliches Ereignis mit sich, denn das erste, was der neue Minister des Auswärtigen, Herr v. Freydorf, nach der Übernahme seines Amtes tat, war, daß er um die Hand der jungen, schönen Freiin Albertine v. Cornberg anhielt. Die Hochzeit fand am 6. November statt, und seitdem hat Frau v. Freydorf, wie Hans Gude schreibt, „als Grande dame bei den großen offiziellen Festen des Ministeriums zur Freude und Bewunderung aller, be-

Digitized by Google

günstigt durch ihre Schönheit, ihren Geist, ihre Munterkeit und ihren natürlichen Takt, repräsentiert" [1]) — ein Kompliment, das ich nur von Herzen unterschreibe!

(Schluß folgt)

Aus dem Briefwechsel Friedrich Eichhorns

Von

Wolfgang Windelband

(Fortsetzung)

Amalie an Eichhorn

Berlin am 12ten Aug. 15.

Daß Du mit den großen Angelegenheiten in Paris nicht zufrieden sein würdest, vermuthete ich schon. In der Lage worin Preußen ist, ist es schwer festzustehen und sein Besseres was es sich schon errungen hat durchzusetzen, Klugheit auch die feinste reicht da nicht aus, nur edler Zorn, und da fällt mir immer solch ein Fall ein, wie der in Prag wo die beiden Herren aus dem Fenster spazierten.[2]) Dergleichen hilft vortrefflich, wendeten wir es doch an! Du sagst nichts davon, ob es gegründet ist, daß Gneisenau mit Hardenberg arbeitet, womit man sich hier zum großen Trost herumträgt, etwas ist gewiß wahr daran. Ich kann mir nicht denken, daß Deine Geschäfte rein Verwaltungsgeschäfte bleiben, also mehr finanziell, gewiß bist Du ehestens in die sogenannte Diplomatik eingesprungen, o! wäre es doch keine mehr! Die Kraft Aeußerungen Blüchers haben viel Freude gemacht, ich bewundere Deine Kühnheit sie so deutlich in voller Form mitzutheilen, habe Dank für diese Lustbarkeit. Gewiß solch ein Ausspruch wird classisch, nach Jahrhunderten wird man ihn in den Schulen erzählen, er erinnert treffend an unsre alte brandenburgische Geschichte, wo mehr dergleichen vorkommt. Die beiden Personen, Golz und Blücher, wie stehen sie so sprechend in der Geschichte da. Nach den Zeitungen sieht es furchtbar in Frankreich aus, man sieht überall Zunder der Empörung gegen den Fremden, es ist sehr gut, daß diese sich so vermehren in diesem wüthenden Lande. Was Du von den Engländern sagst, bringt einen in Wuth, ist denn Wellington auch einer dergleichen? Die Art wie Bonaparte behandelt wird ist dieses berechnenden Volkes würdig. Heilige Güte, welch ein Chaos ist auf dem Erdboden! Die Sünde steckt so fest und tief in ganzen Völkern, daß noch an keine Erlösung zu denken ist...

*

Paris den 15. August 15.

... Mancherley hätt' ich Dir von meiner Reise nachzuhohlen, da alles, was ich Dir bis jetzo geschrieben habe, wie im Fluge nur die Stimmung u. den

[1]) Hans Gudes „Livserindringer", S. 79. Christiania 1897.

[2]) Die berühmte Szene zu Beginn des Dreißigjährigen Kriegs.

Digitized by Google

Eindruck bezeichnen konnte, welchen die einzelnen Erfahrungen zurükgelassen, statt diese selbst darzustellen. Die Ruhe, welche das Geschäft der Geschichtschreibung fordert, war mir bisher schwer zu finden, u. deßhalb mußt Du Nachsicht haben. In Coelln war ich, wie Du schon weißt, mit Stein u. Goethe zusammen im Dom.[1]) Arndt hatte uns auch begleitet. Es war mir höchst interessant, Goethe kennen zu lernen. Wohl kann ich sagen, daß ich nicht leicht ein ausgezeichneteres Gesicht gesehen habe. Unter Tausenden würde er schon durch sein Aeußeres hervortreten. Als einen Dichter kündiget ihn dieses zwar nicht an; diese Nase, diese ausgeprägten, scharfen Züge, das tiefe und weite Schauen seines Auges sage aber jedem, daß in dem Manne ein Geist wohnt, der die Welt aufgenommen u. durchdrungen hat u. über ihr steht. Sein Gespräch war nicht lebhaft, vermuthlich weil die unerschöpfliche Redseeligkeit unseres Führers, des Canonicus Wallrave,[2]) über jeden Stein, was er bedeutet, ist, und nicht ist, ihn zu einer unwillkührlichen Passivität des Hoerens zwang. Ein alter Geistlicher, der eben vom Dienste in der Kirche nach Hause gehen wollte, und uns im Vorbeygehen vor dem schoenen Bilde einer Anbetung der Maria stehen sah, trat an Stein u. Goethe heran und sprach: Wir Coellner koennen uns glücklich schätzen, die beyden ersten deutschen Männer, den größten Dichter und den größten Staatsmann in unsern Ringmauern zu sehen. Gegen den Angriff eines so herzhaften Compliments war es schwer, etwas zu erwiedern. Mit einer tiefen Beugung wendeten sich schnell beyde Männer seitswärts, u. als ein deus ex machina hatte Arndt Zeit dem Manne, den er oberflächlich kandte, zuzuflüstern, er moege ja in dem angefangenen Tone nicht weiter fortfahren, u. sich unter dem Hauffen der stummen Anbeter verlieren, weil er sonst die Größe der beyden Männer durch Grobheiten erfahren koenne. Den Abend bracht' ich mit Arndt bei Stein zu. Goethe hatte sich in sein Zimmer nebenbey zurükgezogen u. schrieb, wie er nach Steins Versicherung jeden Abend ihrer gemeinschaftlichen Reise gethan, vermuthlich sammelnd zu einer Fortsetzung „Aus meinem Leben". Denn schon Stein mag der Phantasie des Dichters als eine Figur erschienen seyn, welche er durch schnelle Aufzeichnung festzuhalten habe. Stein war seinerseits bezaubert über Goethe. Ganz naiv äußerte er, was in seinem Munde viel sagen will: „Goethe ist doch wahrhaftig ein gescheuter Kerl." Arndt wohnt mit seinem Treu,[3]) der ein herrlicher Junge ist, bey einem Excapuciner, der, was er früher

---

[1]) Die Literatur über dieses denkwürdige Beisammensein der beiden Männer ist zusammengestellt bei Lehmann, Stein, Bd. 3, S. 560. Goethe selbst spricht in Dichtung und Wahrheit nur ganz kurz von dieser Kölner Reise „in der ehrenden Gesellschaft des Herrn Staatsministers v. Stein".

[2]) Ferdinand F. Wallraf, Professor und Kanonikus. „Das wissenschaftliche und künstlerische Orakel der Stadt" nennt ihn E. Gothein in seiner Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte der Stadt Cöln vom Untergang der Reichsfreiheit bis zur Errichtung des Deutschen Reichs, Cöln 1916.

[3]) Arndts Sohn.

Digitized by Google

durch das Gelübde der Keuschheit u. Armuth versäumt haben kann, reichlich wieder eingebracht hat. Denn er hat ein ganzes Hauß voll Kinder, u. besitzt ein großes Vermoegen, das er schwerlich durch die bloße Distribution des Stempelpapiers, was nun sein Geschäft ist, erworben haben kann ...

Durch Frankreich bis Paris reist' ich wieder Tag u. Nacht. Ueberall war die größte Sicherheit. Du machst Dir keine Vorstellung, was die Preußen sich bey den Franzosen in Respekt gesezt haben u. wie sie von diesen gefürchtet sind. An der französischen Grenze fand ich alles überfüllt mit Englischen und Hollaendschen Kaufleuten, welche gleich hinter den Heeren durch die zerstöhrte Douanenlinie mit ihren Waarencolonnen nacheilten. Ein Holländscher Kaufmann, der wohl schon großen Profit gemacht u. dem der Gedanke das Herz gerührt haben mochte, daß er diesen nicht haben würde ohne die Tapferkeit der Preußen, schenkte meinem Begleiter ein Paket feinen Kanaster. In Französisch Flandern u. in der ganzen Picardie machten uns die weißen Tücher, welche zum Beweise Bourbonscher Gesinnung aus Dächer und Fenster hiengen, keine geringe Lust. In der Regel sahen sie aus wie ausgewaschene Windeln, die an einem Stecken befestiget an der Sonne trocknen sollten. Der Napoleonsche Schmuz, womit die unschuldigen französischen Kinder ihre Windeln besudelt, war ausgewaschen. In den Städten zeigte sich die Wiedergeburt der rechten Gesinnung noch stärker an den auf die Windeln gemahlten Lilien; wo man sich das Zeichen der Wiedergeburt am meisten hatte kosten lassen, leuchteten die Lilien im Glanze von Goldpapier. Von Courtray muß ich Dir einen besonderen Auftritt erzählen. Wir hielten uns dort zum Frühstück auf u. schickten während der Zeit unsere Päße zum Commandanten, weil wir ohne dessen Authorisation keine Pferde bekommen konnten. Der Wirt war gewaltig schmeichlerisch u. bedauerte nur, da wir uns von der Grenze an vorgenommen, soviel immer nur moeglich deutsch zu sprechen, daß wir nicht französisch verstanden, wenn es wäre, wie er sich ausdrückte, gar bequem, „si les puissances (nämlich alliirte Reisende, wie wir) parlent francais."

Noch größeres Bedauern bezeigte er uns aber, als der französische Commandant Ludewig des 18., einen andern gab es nicht, unsere Päße nicht anders visiren wollte, als wenn wir uns persönlich gestellen wollten. Sie dürfen dieß nicht Uebel nehmen, meine Herren, sprach er, denn der Commandant ist sonst selbst ein Preuße gewesen.

Neugierig wer dieß wohl seyn koenne, stand ich nun nicht einen Augenblik an, den Commandanten aufzusuchen; mich begleitete der Oesterreichsche Hauptmann, der, wie ich Dir schon geschrieben, als Courier reiste. Der Commandant war anfänglich nicht gegenwärtig; an seiner Stelle visirte ein französischer Officier, nachdem er uns gesehen, ohne weiter eine Frage an uns zu richten, unsere Päße. Wir stellten ihn ganz entrüstet darüber zur Rede, wie er uns, da unsre Reise so pressirt wäre, ohne Noth Aufenthalt und Weege mache, da er doch garnichts von uns wissen wollen. Wir sprachen dieß deutsch. An dem Tone mochte der Franzose wohl merken, daß wir böse wären, u. hohlte

Digitized by Google

zuerst einen Unterofficier zum Dollmetscher, u. als er mit diesem nicht fertig werden konnte, den Commandanten selbst. Es erschien ein Mann im schmutzigen Morgenanzuge, zwar in mittleren Jahren, von Liederlichkeit ganz erschöpft u. im Auge nur noch das Leben der französischen Frivolität. Diesem wiederhohlten wir, was wir seinem Stellvertreter gesagt hatten. Er wollte mit trotzigem Ton sein Verfahren rechtfertigen: denn es koenne ja seyn, daß noch Spione von Napoleon herumwanderten u. daß dergleichen noch signalirt würden. Das hat gute Noth, war unsere Antwort, daß sich jetzo noch Leute finden, die für den eingefangenen Napoleon als Spione herumzögen u. sich hängen zu lassen Lust hätten; die Chikane, welche wir bey der Commandantur erführen, beweise uns vielmehr, daß dort noch der Geist fortwirke, der von Napoleon ausgegangen sey. Lebhaft fiel nun der Commandant ein: die Preußen sind überall anmaßend, ihre Truppen begehen die größten Exzesse, sie ziehen die Leute aufs Hemde aus. Ich: Sie ziehen den Leuten nur wieder das Hemd aus, was jene ihnen gestohlen haben. Reden Sie nicht weiter, fuhr der Mann fort, ich weiß, was ein Commandant thun muß, was auch Ihre Commandanten thun, denn ich bin selbst ein Deutscher und kenne die Preußen wie Sie. „Sie sind ein Deutscher?" „Ja, mein Nahme ist Carl Graf von Wittgenstein, ich denke der Nahme meiner Familie ist in Deutschland bekandt genug. Wohl, antwortete ich, ist der Nahme Ihrer Väter in Deutschland bekandt genug, das aber denkt u. weiß niemand, daß ein Glied dieser Familie jetzo, wo alle Deutschen von dem französischen Unwesen sich so scharf absondern u. durch Fortsetzung jeder Gemeinschaft sich zu beflecken fürchten, als Chef einer Buonapartischen-Ludewigschen Commandantur andern ehrlichen Deutschen gegenüberstehen kann.

Damit gingen wir aus der Thüre. Weitere Folgen hatte dieser Auftritt nicht. Denn der Commandant mochte wohl überlegen, daß jeder Ernst, den er machen würde, vielfach verdoppelt auf ihn zurückfallen könne.

Sobald wir die Grenze von Isle de France überschritten, verschwanden die weißen Windeln und Cokarden. Man trug gar keine Abzeichen. Franzosen, welche ich darüber fragte, antworteten mir, dieß wäre deßhalb, weil man in dieser Provinz nicht so royalistisch wäre, wie in den vorliegenden; man wolle eine Constitution u. die tricolor, u. da man diese nicht tragen dürffe, so trage man garnichts.[1])

d. 16t.

Ich fange wieder an, wo ich gestern vom Schlafe überwältiget abbrechen müssen.

Arndt hat Recht, in dieser Provinz Isle de France sind die rechten Franzosen. Die bisherigen erinnerten doch mitunter durch Physiognomie u. Gut-

[1]) Näheres über die antiroyalistische Stimmung in Paris und ihre Motive findet man am besten in dem glänzend geschriebenen Buch von Henry Houssaye: 1815, Bd. 3, S. 321 ff.

Digitized by Google

mäthigkeit an Mischung deutschen Geblüts. Die ich nun sehe, lauter Gesichter wie Juden, tückisch, trozzig u. niederträchtig in kurzer Abwechselung, die ihre Sachen auf nichts u. auf alles gestellt zu haben scheinen, rechte Bilder jener Septembrisiers. Ich erkundigte mich, warum von der Grenze der Picardie an die weißen Cokarden wie abgeschnitten wären. Weil wir hier, war die Antwort, anderes Sinnes sind, als in jener Provinz; hier wollen wir die Constitution, dort wollen sie nur den Koenig. Ich kam, wie Du schon weißt, des Nachmittags in Paris an, brachte bis zum anderen Tage in dem Hotel de Valois, rue Richelieu, zu, bis ich mein jetziges Quartier bezog.

Ueber Paris fang' ich mit der Beschreibung meines Quartiers an. Es liegt in der rue de l'université, faubourg St. Germain, am linken Ufer der Seine, mitten im Preußischen Vierthel; das Haus gehört einer Wittwe, Gräfin v. Montmorency. Ich habe 5 Zimmer inne, wovon ich 2 nebenan dem Herrn von Schuetz und 1 an Friedrich überlasse. Meine Wirthin hab' ich noch nicht gesehen; sie soll auf dem Lande abwesend seyn, vermuthlich hält sie sich aber nur in der Stadt in irgend einer anderen Wohnung versteckt, aus Furcht vor meinen Requisitionen. Da fürchtet sie sich aber unnöthig. Obgleich Militär u. Civil, wie einst bey den Franzosen in Berlin, auf Naturalverpflegung hier einquartiert ist, so hab' ich doch weder für mich etwas gefordert, noch laß' ich meinen Friedrich etwas annehmen. Aus Grundsatz u. auch meiner Eigentümlichkeit nachgebend bin ich im Geschäfte für das gemeinsame Beste streng u. starr gegen die Franzosen, im unmittelbaren Verkehr mild und nachgebend. Das Innere meiner Wohnung erinnert an altadeliche Pracht; niedlich ist mein Schlafzimmer, es hatte auch gleiche Bestimmung für Frau von Montmorency. Unsere Preußen haben überhaupt die schoensten Quartiere inne. Vor der Revolution wohnte in der Regul der Adel in der Faubourg St. Germain, u. daher ist diese noch mit den schoensten Hotels angefüllt, die nur gegenwärtig in den Händen anderer Besitzer sind. Fürst Hardenberg wohnt im Hotel de Montebello, Minister Altenstein im Hotel des Marschall d'Avoust. Ich habe nie etwas Prächtigeres gesehen, als die innere Einrichtung des leztern Hotels. Unser Koenig hat kein Schloß, das an der Seite mit ihm zu vergleichen wäre. Beym Einziehen klagte auch die Frau Marschallin dem Minister Altenstein: ihre Einrichtung sey auf große Revenuen berechnet gewesen (man sagt, sie hätte Lust gehabt, Koenigin von Preußen zu werden), die sie nun alle verloren; ihr ganzes Vermoegen bestände beynahe nur noch in dieser kostbaren Einrichtung; um ihrer Kinder willen, denen sie sonst wenig hinterlassen koennte, bäte sie um einen schonenden Gebrauch. Wir haben in demselben Lokal unser Bureau, wo d'Avoust unter Napoleon sein Kriegsministerium besorgt hat.

Mit Altenstein leb' ich auf dem innigsten Fuße; er berathet alles mit mir voll des größten Vertrauens. Auch alle übrigen Preußen begegnen mir mit Aufmerksamkeit; ich nehme viel Antheil an den Geschäften. Alles dieß könnte mich bestechen, zufrieden zu seyn. Ich bin es aber dennoch nicht, weil ich bey

Digitized by Google

unsern Arbeiten kein Gedeyhen sehe. Darüber will ich aber keine Person anklagen, es liegt tief in den Verhältnissen, u. mehr und mehr werd' ich überzeugt, daß man mehr auf eine glükliche Entwicklung, die unwillkührlich aus ihnen selbst unter Gottes Fügung kommt, als auf die Arbeit menschlicher Weisheit und Kraft vertrauen darf. Mehr darüber zu sagen ist nicht die Gelegenheit dieses Briefs.

Wahr ist es, dießmahl sind wir ganz anders in Paris als das vorigemahl. Unsere Truppen werden aufs beste verpflegt, die Officiers haben bey ihren Wirthen den Tisch oder bekommen täglich, die Secondelieutenants, 10 Francs dafür. Den Gesichtern u. dem Benehmen der Franzosen ist das Gepräge der Ueberwundenen deutlich aufgedrukt; sie sind weniger redseelig, gehen zum Theil scheu aus dem Weege, u. aus dem Munde mehrerer hab' ich selbst das Geständniß gehoert, daß ihnen wenig oder garnichts übrig bleibe. Neulich hoert' ich einen Comte St. Simond reden: Nehmt uns, Ihr Alliirten, eine Contribution, so hoch Ihr wollt, dazu noch Flandern, Elsaß u. Lothringen, nur laßt uns unsere repräsentative Verfassung, dieß ist das Einzige, was wir zu retten wünschen u. wodurch wir uns selbst zu retten hoffen, die Besten von uns glauben, wenn unsere Nachbarn nach Deutschland hin stärker werden u. wir uns vor ihnen fürchten müssen, daß wir durch diese Furcht vorzüglich zusammengeschlossen unsere Mobilität aufgeben u. Ruhe und Festigkeit wieder gewinnen.

Von allen Preußischen Beamten benimmt sich der Commandant Pfuhl am besten; er imponirt den Franzosen durch Kraft und Verstand. Anfänglich beschwerte sich der hiesige Präfekt, daß der Ton seiner Requisitionen so scharf und hart sey. Er antwortete ihm: mein Stil est celui d'une autorité des vainqueurs contre une autorité des vaincus. Vor der Commandantur ist eine Wache von beynahe 100 Mann, durch welche man in das Innere der Commandantur gelangen kann. Du kannst denken, wie dieser Anblik den Troz und den Uebermuth niederschlägt, mit welchem etwa zu Hause ein Franzose sich vorgenommen, mit dem Commandanten zu reden. Nicht weit davon, grade den Thuilerien gegenüber, ist eine andere Preußische Wache, wohl ebenso stark, dabey eine Canone, die Canoniers wie eine Braut, von der sie besorgten, sie möchte entführt werden, gleichsam umarmt halten. Pfuhl requirirt nichts für sich, aber viel für die Würde u. den Glanz seines Postens. Wegen seines starken Dienstpersonals, u. um auch ankommende Officiers, die nicht gleich unterzukommen wissen, bewirthen zu koennen, giebt er des Morgens ein Dejeuner für 15 Personen, u. zu Mittag den Tisch für 30 Personen. Am Geburtstag des Koenigs ließ er auf Kosten der Stadt die Commandantur illuminiren, daß die vorbeyfließende Seine weit hinauf u. hinunter wieder glänzte. Jeder Mann seiner Wache bekam doppelte Portion Essen u. zu dem gewöhnlichen Saz noch eine Flasche Wein. Auf jede Frage, mündliche oder schriftliche, von den Verbündeten oder Franzosen, ist, in demselben Augenblik als sie geschehen, auch seine Antwort da.

Digitized by Google

Die Englaender, welche sowohl in der Stadt, als auf dem Lande auf eigene Kosten leben, leiden gegen unsere Truppen großen Hunger.

Man hat viel von den Plünderungen unserer Truppen gesprochen, hin u. wieder haben sie auch in der That ihrem Rachgefühl freyen Lauf gelassen. Doch ist das Geschrey darüber unendlich übertrieben. Ich bin nicht lange nachher die Straße gekommen, welche sie gezogen. Außer einigen zerbrochenen Fensterscheiben nahm ich wenige Spuren von Zerstöhrung wahr. Wo sonst französische Heere zogen, da waren gewöhnlich die an der Landstraße stehenden Bäume umgehauen oder beschädiget. Nirgends sah' ich eine solche Zerstöhrungswuth. Freylich neben Englaendern, die ein ganz anderes Verpflegungssystem haben, stechen wir ab. Welches Volk von den überwundenen ist aber so von den Franzosen als Ueberwindern mit Füßen getreten worden, als das Preußische? Darum müssen andere großmüthige Völker u. Monarchen es ihm schon zu gut halten, wenn es nun seine Empfindung, die keinen äußeren Zwang mehr kennt, hie u. da überströmen läßt.

Die Unterhandlungen mit Frankreich hatten bisher einen langsamen Gang. Für die Dauer, daß die Heere drinnen bleiben, steht vorläufig fest, a, daß Frankreich die ganze Naturalverpflegung tragen muß, b, daß es als Abonnement auf die ihm überlassene Perception der lauffenden Landes Revenuen für 2 Monathe 50 Millionen Francs bezahlt, c, daß es ferner die verbündeten Heere kleidet u. an Pferden soviel davon fehlen, remontirt. Außerdem ist wohl nicht zu zweifeln, daß eine starke Contribution für alle verbündeten Mächte im Frieden gefordert werden wird. Dagegen schwankt noch alles über die Abreißung von Territorien. Der fernere Gang läßt sich noch nicht vorher sehen. Denn die verschiedenen Minister müssen erst in der Politik ihrer Höfe für diesen Gegenstand klar werden, sich mit einander gehoerig besprechen u. über die Vereinigung der verschiedenen Interessen sich verständigen, ehe ein Resultat zu erwarten ist. Was mich freut ist, daß Stein auch vor einigen Tagen hier angekommen u. an dem guten Ausgang, so viel unter den gegebenen Umständen sich thun läßt, arbeiten hilft. Man weiß nicht, ob die Monarchen lange hier bleiben werden; viele bezweifeln es, weil Paris gegenwärtig, ich möchte beynahe sagen langweilig ist.

Auch für die Heere wäre es nicht gut, wenn sie lange in Frankreich stehen blieben, am wenigsten für eine solche National-Armee wie die unsrige, denn sie werden durch den Einfluß des französischen Wesens, Müßiggang u. durch die Schwierigkeit in Erhaltung der Disciplin gewaltig verdorben.

Die Capitulation von Paris ist von den französischen Truppen bey ihrem Ausmarsche schlecht gehalten worden. Sie haben Paris geleert, soviel sie konnten, und beynahe alles mitgenommen, weßhalb wir eigentlich nicht viel mehr an Militairdepots gefunden haben. Was noch da war, ist aber säuberlich ausgeleert worden u. befindet sich unterweegs nach Berlin.

Die Kunstsachen, die vorhanden sind, werden nicht bloß von uns u. den deutschen Fürsten, sondern auch von Oesterreich pp weggenommen, noch ehe

Digitized by Google

die Diplomaten über die Grundsätze, welche dabey Statt finden sollen, einig sind. Im Großen ist dieß gut, im Einzelnen nachtheilig, weil nun das Wegnehmen nur auf eine tumultuarische Art geschehen kann.

Was aus Frankreich noch werden mag, weiß der liebe Gott. Royalisten u. die von der Gegenparthey sind voll Erbitterung gegen einander, u. unstreitig sind die leztern die tüchtigsten und kecksten. Man fühlt Mitleiden, wenn man diese unbärtigen, weichlichen und schwächlichen Menschen, welche die Koenigliche Garde ausmachen, mit den alten französischen Soldaten vergleicht. Da wird es einem klar, daß eine solche Wache kein Schuz ist. Außer in den Grenzprovinzen will sich noch niemand an den Koenig u. seine Familie gewöhnen. Es ist vorauszusehen, wie wir den Rücken wenden, fällt der Koenig bey dem ersten Angriff abermals vom Throne. In der Koeniglichen Familie ist großer Zwiespalt. Artois u. seine Kinder koennen es gar nicht verwinden, daß der Koenig sich Talleyrand u. Fouché ganz hingegeben, deßhalb heißt es, wollen sie Paris ganz verlassen u. ihre lieben Getreuen in Bordeaux u. im südlichen Frankreich aufsuchen. Talleyrand u. Fouché sind vorübergehend in Compagnie, u. machen treffliche Geschäfte. Die französische Regierung muß nemlich große Lieferungen für die Bedürfnisse der verbündeten Heere machen lassen; diese gehen alle durch einen gewissen Ouvrard[1]) u. Enkerloth, wovon jener ein Werkzeug von Talleyrand u. dieser von Fouché ist, u. die den Profit mit ihren Herrn und Meistern theilen. Fouché mag noch um 5 procent besser seyn, als Talleyrand, mir scheint er mehr und mehr zu bewähren, was Buonaparte bey seiner lezten Abdanckung[2]) ...

Ich muß in meiner Erzählung abbrechen, um den Courier nicht zu versäumen.

Himmlische Sammelsie, ich schließe Dich u. unsern Herrmann in meine Arme. Der Himmel seegne Dich u. gebe Gedeyhen unserer Hoffnung. Grüße an Eltern, Geschwister u. Freunde. Dein

getreuer Eichhorn.

(Fortsetzung folgt)

[1]) Gabriel Julien Ouvrard, sehr bekannter Finanzmann und Spekulant, der mit Heereslieferungen unter dem Direktorium und unter Napoleon ein sehr großes Vermögen erworben hatte, es ebenso schnell verlor und zurückgewann und schließlich nach abenteuerlichem Leben in sehr bescheidenen Verhältnissen in London starb. Über Enkerloth (oder Eckerloth?) vermag ich nichts zu ermitteln.

[2]) Offenbar wollte Eichhorn hier den bekannten Ausspruch Napoleons in Malmaison wiedergeben: „Ich hätte Fouché hängen sollen. Dies Geschäft überlasse ich den Bourbonen."

Digitized by Google

König Ferdinand von Rumänien

Eine Jugenderinnerung

von

Kurd v. Strantz

In dieser Zeitschrift hat sein Erzieher sich über seinen Pflegling in einer Weise geäußert, die wohl mehr einer gewissen Rücksichtnahme auf die Familie Hohenzollern entspricht, als dies mit der geschichtlichen Wahrheit vereinbar ist. Als Jugendfreund, Schul- und militärischer Kamerad — übrigens in einem anderen Regiment — des damaligen Prinzen von Hohenzollern halte ich es für richtiger, die ungeschminkte Wahrheit zu sagen, zumal ich menschlich sein politisches Vergehen wider uns und sein eigenes Volk milder beurteile als dieses zurzeit geschieht und wohl auch geschehen muß. Ich verstehe nicht, wie sein Erzieher ihn für begabt gehalten haben kann. Die Vollendung seiner gymnasialen Vorbereitung in Düsseldorf ist noch kein Beweis, daß der Abiturient irgendwie begabt gewesen sei. Der Prinz ist tatsächlich wenig begabt gewesen. Ihm fehlte nicht das Gedächtnis, aber die Urteilskraft; sein liebenswürdiges Wesen bewies die Schwäche seines Charakters, täuschte aber über seine Befähigung. Ich glaube, daß die gute Vorbereitung seiner Erzieher das Bestehen des Examens ermöglicht hat, das ja noch lange keinen Beweis der Begabung bedeutet. Viel schlimmer war aber die Charakterschwäche und der Mangel eines festen Auftretens, zumal er stets gutmütig war und keine besondere Neigung zu Seitensprüngen zeigte. Auch als Offizier hat er lediglich seinen Dienst getan und sich in keiner Weise ausgezeichnet. Er war aber stets bescheiden und mit Recht ein gern gesehener Kamerad. Sachkundige haben es daher stets bedauert, daß nicht sein jüngerer Bruder Kronprinz von Rumänien wurde. Jedenfalls hatte dieser höhere Interessen, die dem Prinzen Ferdinand gänzlich abgingen. Andererseits hat die preußische militärische Schulung selbst in ihrem äußeren Drill einen so nachhaltigen Eindruck auf den Prinzen Ferdinand gemacht, daß diese heilsame Wirkung in Rumänien angedauert hat. Er wurde natürlich kein Feldherr, aber, preußisch gesprochen, ein guter Kommißsoldat, der in bescheidener Stellung selbst als Führer seine Pflicht getan hätte. Es ist nicht ausgeschlossen, daß er die Schwächen der rumänischen Rüstung und die Unzulänglichkeit des stark pariserischen Offizierkorps richtig eingeschätzt hat. Der gemeine Soldat ist durchaus tapfer und hat seine Pflicht zu tun versucht. Der anfängliche Widerstand, der gelegentlich sogar angriffsweise geschah, war durchaus rühmlich. Wir danken den Sieg lediglich unserer überlegenen Führung und Kriegserfahrung. Dem König fehlte aber die Einsicht in diese Tatsache, was um so schlimmer war, als er als preußischer Offizier diese Verhältnisse kennen mußte. Ich möchte aber zu seiner Entschuldigung bemerken, daß er den Ausgang ahnte, aber nicht stark genug war, der Kriegs-

Digitized by Google

hetze kraftvoll gegenüberzutreten. Er hat die französische Vorliebe nicht geteilt; sein Sohn, der Kronprinz, ist sogar ausgesprochen deutsch erzogen worden und hat sich bis zuletzt als Deutscher, aber nicht mit Unrecht als madjaren- und infolgedessen österreichfeindlich gefühlt. Die verfassungswidrige und ungesetzliche Vergewaltigung der nichtmadjarischen Völkerschaften Ungarns, die die Mehrheit bilden, war kein kleiner Fehler, den man in Ungarn hätte vermeiden können. Wir erwarten von der Einsicht der staatsklugen Madjaren eine Änderung, die Graf Tisza auch zugesagt hatte, die aber leider noch nicht durchgeführt ist. Freilich dürfen wir die schlimme Rolle der Königin nicht vergessen. Ich kann aus persönlicher Erfahrung aus Gotha bestätigen, daß die damalige Prinzessin von Rumänien keineswegs englisch gesinnt war. Der preußische Leutnant gefiel ihr jedenfalls besser als ihres Vaters, des Herzogs von Edinburg, Captains. Ihrer ganzen etwas übermütigen Charakteranlage nach waren ihr freilich Engländer und Deutsche gleichgültig, sofern sie ihr nicht als Herren der Schöpfung gefielen. In Rumänien geriet sie dank der überlegenen britischen Diplomatie natürlich unter englischen Einfluß, zumal ihre deutschen Besuche immer seltener wurden, während der König sich mehr an sein Vaterland und seine Familie anschloß. Denn die Gatten verstanden sich nicht. Es mögen aber auch die ernstlichen Ehemißhelligkeiten mit den fortschreitenden Jahren schließlich weggefallen sein. Der englische Hof nahm die Königin als Kronprinzessin immer mehr für die Ententeabsichten in Anspruch und fand fraglos eine willige Schülerin in der sog. deutschen Prinzessin, die im Auslande ihre Heimat verleugnete. Die Koburger haben darin einen besonders ungünstigen Ruf, wie Belgien und Portugal beweisen. Selbstverständlich machen der kluge und tüchtige Bulgarenkönig und der junge Herzog von Koburg-Gotha eine besonders rühmliche Ausnahme. Das Charakterbild des flüchtigen Königs von Rumänien schwankt also nicht in der Geschichte, sondern zeigt nur die Strafe für die Unzuverlässigkeiten eines unbedeutenden Herrschers, der fraglos sein militärisches Bündnis mit Österreich und damit mit dem Deutschen Reiche freventlich und schließlich zu spät zerriß. Ob freilich unsere eigene Staatskunst in diesem Falle nicht auch etwas tatkräftiger hätte sein müssen, um den schwachen Fürsten von seinem eigenen Verderben abzuhalten, darüber dürfte nach dem Kriege zu reden sein, wenn wir über die diplomatischen Unterhandlungen näher unterrichtet sind. Die französelnde rumänische Oberschicht regierte das Land, was wir hätten wissen müssen. Der starke deutsche Einschlag in der Bevölkerung von Bukarest hätte aber diesen hergebrachten Einfluß allmählich ausschalten müssen. Dies kann jedoch nur eine starke Politik, die weniger durch Liebenswürdigkeit als durch Festigkeit wirken will. Unsere Diplomatie war jedoch in allzu großer Friedensseligkeit seit 1890 bestrebt, keinerlei höhere nationale Ziele zu hegen, ohne die kein großes Volk leben kann, und jeder Reibung durch Nachgiebigkeit und Schönfärberei nach geschehenem Zurückweichen aus dem Wege zu gehen. Rumänien hat den Abfallsgedanken so lange aufgeschoben, da es sah, wie sehr unsere kriegerische Kraft der diplomatischen

Digitized by Google

überlegen war. Als wir aber politisch sogar mitten im siegreichen Kriege vor dem großmäuligen Nordamerika in der U-Bootfrage zurückwichen, schwand auch die Angst vor unserer Kriegsmacht. Hier versagte gerade König Ferdinand, da er als preußischer Offizier doch die Schwäche seines Heeres genau kannte, während Bratianu als Franzosenfreund und Nichtfachmann ahnungslos war. Entschlußlosigkeit ist der schlimmste Fehler, und so ließ sich der König treiben. Er hat daher sein Los reichlich verdient.

Literarische Berichte

Flandrische Erde in Stimmungen und Bildern von Soldaten der 4. Armee. In Pappband M. 3.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Zu dem Gedichtband „Krieg in Flandern", der unlängst erschienen ist und nur Beiträge von Soldaten der 4. Armee enthält, hat sich jetzt ein anderer gesellt, der eine Reihe Stimmungsbilder von Soldaten derselben Armee bringt. Von dem, was in der Kriegszeitung der 4. Armee seither über flandrisches Land und Volk erschien, ist hier, soweit es der Umfang gestattet, das Beste, Packendste zusammengetragen worden. Die zwei Hauptteile, nach denen der überaus reichhaltige Stoff angeordnet ist, „Die Front" und „Städte und Landschaft", bezeichnen den Zweiklang, der stark und eindrücklich die Sammlung durchtönt und sie zu einer höheren Einheit zusammenfaßt: die unsäglichen Mühen des Stellungskampfs, das furchtbare und heldenhafte Ringen blutiger Schlachttage, und daneben die von Natur so fruchtbare und schöne Landschaft, die alte Kultur der reichen, schönen Städte, der wohlhabenden Dörfer — ein Reichtum und eine Schönheit, die immer mehr der schrecklichen Zerstörung zum Opfer fallen. Was das Werkchen vor vielen anderen Büchern über Flandern auszeichnet, ist die Lebendigkeit und Wärme der Darstellung, die nicht nach trockenen Studien schmeckt, sondern den frischen Duft impulsiven Empfindens atmet. Sechzehn Bilder schmücken das Büchlein.

Der Briefwechsel zwischen Paul Heyse und Theodor Storm. Herausgegeben und erläutert von Georg J. Plotke. 1. Band 1854—1881. Mit vier Bildnissen in Kupferdruck. München, J. J. Lehmann.

An Umfang und an innerem Reichtum übertrifft diese zweite Veröffentlichung aus dem Schatz Heysescher Briefwechsel noch die erste, von Erich Petzet besorgte, die uns die zwischen Heyse und Jakob Burckhardt ausgetauschten Briefe mitteilte; beide aber ergänzen sich darin aufs beste, daß die frühere Publikation überwiegend den jugendlichen Heyse, die jetzige den Heyse der reifen Mannesjahre zeigt. So rundet und bereichert sich sein Bild immer mehr, und es ist eine wahre Freude, feststellen zu können, daß der Mensch Heyse immer trefflicher, charaktervoller, liebenswürdiger und liebenswerter erscheint, je mehr wir von ihm erfahren. Gestehen wir uns offen: wie an Wuchs des immer stolz und frei aufgerichteten Körpers überragt der Münchner Dichter den Husumer an Großzügigkeit, Weitblick, kräftigem Weltsinn. Im innersten Kern der menschlichen wie der dichterischen Persönlichkeit bleiben sie darum doch gewiß ebenbürtig und gleich echt, sonst hätte die Freundschaft, die wir in diesem Briefwechsel aus recht schwachen, äußerlichen Anfängen sich langsam und solid entwickeln sehen, nicht solche Dauer und Innigkeit gewinnen können. Sie gründet sich auf immer wachsende Gemeinsamkeit beruflicher Interessen und Arbeiten, zugleich aber auf stets reger und herzlicher werdende Teilnahme an persönlichen Freuden und Leiden, am stillen Glück und schweren Heimsuchungen des Familienlebens; und so bietet der Briefwechsel in beiderlei Hinsicht die vielfältigsten Aufschlüsse und Anregungen. Neben dem Austausch von Mitteilung und Kritik ihres dichterischen Schaffens, der wertvolles Material für Entstehung und Schicksale ihrer Werke zutage bringt, und dem Austausch literarischer Urteile und ästhetischer Grundsätze, der, besonders durch die wechselseitige Beratung bei Heyses „Novellenschatz" und Storms „Lyrischem Hausschatz" gefördert, die Dichter in ihrer Stellung zu früherer und zeitgenössischer Produktion zeigt, zieht sich so, das Mitgefühl des Lesers aufs innigste fesselnd, ein Stück Familiengeschichte der beiden Männer. Storm wie Heyse haben für reiches häusliches Glück dem Schicksal durch eigne Krankheit und

Digitized by Google

durch den Verlust teuerster Menschen schwersten Zoll zahlen müssen; daß die gedankenlose Phrase von dem „Glückskind" Heyse allmählich immer mehr ausgerottet wird, ist schon darum zu begrüßen, weil dadurch auch gewisse Vorurteile gegen den Dichter zerstört werden, wie andererseits Storms „Husumerei" viel erträglicher und liebenswürdig und rührend sich ausnimmt auf dem dunkeln Grund von mancherlei Kummer und Leid. — Mit viel Liebe, der man aber noch etwas mehr Zurückhaltung im persönlichen Urteil wünschen möchte, hat Plotke als Herausgeber und Erläuterer seines Amtes gewaltet. Mit Freude sehen wir dem zweiten, abschließenden Band des Heyse-Stormschen Briefwechsels entgegen, dem hoffentlich in nicht zu großen zeitlichen Zwischenräumen weitere Veröffentlichungen folgen werden: man braucht nur daran zu denken, daß zu Heyses regelmäßigen Korrespondenten Leute wie Th. Fontane und Gottfried Keller gehörten, um mit wahrer Ungeduld nach solchen epistolaren Kostbarkeiten zu verlangen. y.

Die Entwicklung der Bagdadbahnpolitik. Von Dr. C. A. Schäfer. Weimar, Kiepenheuer, Deutsche Orientbücherei. Heft 17. M. 2.—.

Der Verfasser gibt zunächst eine zuverlässige Zusammenstellung der äußeren Daten der Bagdadbahnpolitik, der englischen sowohl wie der deutschen. Im zweiten Teil geht er dann kurz auf die hauptsächlichsten Linien ein, welche die innere Verbindung zwischen diesen Daten herstellen. Die Schrift soll als Vorläufer einer erschöpfenden Darstellung der gesamten Bagdadbahnpolitik dienen, welche der Verfasser später liefern will. W. W.

Harmonielehre. Von August Halm. Sammlung Göschen Nr. 125. Neudruck. Anhang: 31 Seiten gestochener Notenbeispiele.

Es war seinerzeit ein äußerst glücklicher Griff des Verlags, daß er die Abfassung der Harmonielehre für die Musikbücherei der Sammlung Göschen einem unabhängigen, selbständig gerichteten Künstler anvertraut hat. Der Neudruck von 1916 überzeugt uns von neuem von dem bleibenden Werte dieses zwar kleinen, aber eigenartig durchdachten Werkes, das wir ohne Vorbehalt oder Einschränkung als Muster einer ebenso praktischen wie sachlichen Behandlung des Stoffes aufs angelegentlichste empfehlen dürfen. Die Klarheit und Unparteilichkeit der Darstellung ist um so bewundernswerter, als in letzter Zeit sogar in die Fragen der Harmonieauffassung leidenschaftliches Für und Wider hereinzuspielen begann. Halm ist als Fachmusiker, Lehrer, Kritiker gleich geschätzt (er wirkt zurzeit am Eßlinger Seminar), trat auch als Schöpfer musikalischer Werke hervor und hat sich außerdem als Vorkämpfer für Bruckner und Bach einen Namen gemacht. Sein Standpunkt in der Harmonielehre ist nicht leicht zu umschreiben. Man müßte in Einzelheiten eingehen. Vielleicht genügt es, darauf hinzuweisen, daß einer, der Bruckner liebt, im besten Sinn modern gerichtet ist, und wer zugleich Bach kennt, einen festen Halt in der Erscheinungen Flucht gefunden hat.

Dr. Karl Grunsky.

Tsingtau unterm Feuer. Eine Erzählung. Von Robert Walter. Weimar, Verlag von Gustav Kiepenheuer. M. 2.—.

Mit Bewunderung blicken wir auf jene kleine Schar, die fern im Osten auf verlorenem Posten und umbrandet von der ostasiatischen Völkerflut, für Deutschlands Ehre einen verzweifelten Heldenkampf kämpfte. Was die Tapferen geleistet haben, das erzählt das vorliegende Buch in wundervoll anschaulicher Weise und bringt viele Einzelheiten über die Kämpfe, die bisher noch gänzlich unbekannt waren. — 3200 Verteidiger waren in der Festung und trotzten dem Ansturm der etwa vierzigtausend Mann starken Feinde acht Wochen lang. Für 140 deutsche Helden fielen 10- bis 12000 Japaner! Da versteht man, was die amerikanischen Journalisten sagten: „Japan wird die Höhe seiner Verluste nie eingestehen." Doch das alles wolle man in dem Buche selbst nachlesen, das es verdient hat, die weiteste Verbreitung zu finden.

Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft. Von Joh. Dierauer. V. Band bis 1848. Gotha, Friedrich Andreas Perthes A.-G.

In der von dem Verlage Friedrich Andreas Perthes herausgegebenen Sammlung: „Geschichte der europäischen Staaten" übergibt der jetzt fünfundsiebzigjährige schweizerische Geschichtsforscher als den gewollten Abschluß seines Lebenswerkes den fünften Band der Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft der Öffentlichkeit. Dieser Band umfaßt die Zeit von 1798 bis 1848, also von der Gründung des helvetischen Einheitsstaates bis zur Schaffung des noch heute bestehenden Bundesstaates. Zu keiner Zeit hätte die Gabe des berühmten Geschichtsschreibers uns willkommener sein können als jetzt. Denn in den Wirren eines nicht zum mindesten auf dem Boden der Nationalitätsfragen entstandenen Weltkrieges muß es belehrend und beruhigend sein, von Meisterhand gleichsam in einem

Digitized by Google

Schulmodell gezeigt zu erhalten, wie auf kleinem räumlichem Gebiete durch unzählige Kämpfe hindurch, von denen nicht wenige mit den Waffen ausgetragen wurden, die Fragen des Zusammenlebens verschiedener Nationalitäten, Sprachen- und Glaubensgemeinschaften so gelöst sind, daß ein Land als friedliche Insel im Meere der Kriegsstürme sich behaupten kann. Dazu kommt, daß gerade in dem hier behandelten Abschnitt mehr wie sonst die Geschichte der Schweiz mit der Geschichte Europas unlöslich verbunden ist. Wir sehen in jedem einzelnen der Schweizer Geschehnisse die Einwirkung der europäischen Ereignisse, des Napoleonischen Weltkrieges, der Besiegung des Korsen, der Reaktion der Heiligen Allianz, der Juli- und der Märzrevolution, auf die Geschichte des kleinen Freistaates. Die Darstellung ist eine ganz hervorragende. Ohne Parteinahme erkennen zu lassen, werden die Ereignisse in klarer, ruhiger Sprache, die an diejenige unseres Altmeisters Friedrich Schlosser erinnert, geschildert, eine Aufgabe, die um so schwerer war, als die Notwendigkeit, die Geschichte der einzelnen Kantone zu behandeln, die straffe Zusammenfassung des Stoffes erheblich erschweren mußte. Bewundernswürdig ist die Fülle der Quellenangaben, die einen Rückschluß auf das gewaltige, vom Verfasser benutzte Material gewähren. Es ist erstaunlich, daß ein Mann diesen ganzen Stoff zusammenzutragen, zu bearbeiten und zu ordnen vermochte.

Bei so vielem Gebotenen mag es gestattet sein, ein Bedauern über etwas auszusprechen, das fehlt. Die Geschichte ist im wesentlichen und ausschließlich als politische Geschichte geschrieben. Wohl finden sich vereinzelte Bemerkungen und auch einmal ein kurzer Abschnitt über Wissenschaft, Literatur und vor allem das kulturelle Leben eingestreut. Dagegen fehlt es leider an einer zusammenfassenden Darstellung der gesellschaftlichen und kulturellen Verhältnisse der Schweiz an den behandelten Wendepunkten ihrer Geschichte, wie sie z. B. Macaulay im Beginn seiner Geschichte Englands für den behandelten Zeitpunkt so meisterhaft gegeben hat. Ein scharfsinniger Beobachter, der über so unendliches Material verfügt wie der Verfasser, hat sich sicher auch ein klares Bild des damaligen Gesellschaftszustandes im Geiste geformt. Vielleicht schenkt er es noch nachträglich seinen Lesern als besondere Gabe. Dr. A. L.

Deutsche Zukunft. Grüße der deutschen Hochschulen an ihre Bürger im Felde auf das Jahr 1917. Handschriftlich wiedergegeben mit einem Vorwort des Chefs des stellvertretenden Generalstabs der Armee Generalleutnant Freiherr v. Freytag-Loringhoven. Herausgegeben vom Deutschen Studentendienst 1914. Berlin, Furche-Verlag.

Diese in ihren Handschriften faksimilierten Beiträge sämtlicher Hochschulrektoren — außer Freiberg i. S. — mit den historischen Siegeln sind in ihren begeisterten Zurufen ein merkwürdiges Dokument für alle Zeit und werden den Studenten gewiß große Freude bereitet haben. Dr. E. M.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Bernstein, Eduard, Aus den Jahren meines Exils. Erinnerungen eines Sozialisten. Berlin, Erich Reiß Verlag. Geh. M. 5.50, geb. M. 7.—.

Birt, Theodor, Die Germanen. Eine Erklärung der Überlieferung über Bedeutung und Herkunft des Völkernamens. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. Geh. M. 4.50.

Borchardt, Julian, Friede, Freiheit, Brot und parlamentarisches System. Leipzig, Verlag von Fr. Wilh. Grunow. 40 Pf.

Brentano, Lujo, Elsässer Erinnerungen. Berlin, Erich Reiß Verlag. Geh. M. 3.50, geb. M. 4.80.

Buddecke, A., Oberstleutnant, Die Kriegssammlungen. Ein Nachweis ihrer Einrichtung und ihres Bestandes. Oldenburg i. Gr., Gerhard Stalling, Verlag des Deutschen Offizierblattes. M. 1.50.

Das Reich. Vierteljahresschrift. Herausgegeben in München und Heidelberg von Alexander Freiherrn v. Bernus. 2. Jahr, Oktober 1917, Buch 3. München, Hans Sachs-Verlag. M. 2.80.

Dinter, Artur, Mein Ausschluß aus dem „Verbande Deutscher Bühnenschriftsteller". München, J. F. Lehmann.

Dirr, Dr. P., Belgien als französische Ostmark. Zur Vorgeschichte des Krieges. Berlin SW 68, Verlag von Max Kirstein.

Franz, Prof. Dr. W., Die Feindschaft der Angelsachsen. Dresden und Leipzig, C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung (H. Ehlers). 60 Pf.

Digitized by Google

Hasenclever, Walter, Antigone. Tragödie in 5 Akten. Berlin, Paul Cassirer. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Hecker, Dr.-Ing. Hermann, Der Krupp'sche Kleinwohnungsbau. Mit 150 Bildertafeln und vielen Textabbildungen, herausgegeben von der Gesellschaft für Heimkultur e. V. in Wiesbaden. 10 Teile zu je M. 1.—. Lfg. 3. Wiesbaden, Heimkulturverlag.

Hedemann, Dr. Justus Wilhelm, Der Krieg als Lehrmeister auf dem Gebiete des Rechts. Vortrag, gehalten in der Gehe-Stiftung zu Dresden am 18. November 1916. Leipzig und Dresden, B. G. Teubner. 80 Pf.

Heyck, Prof. Dr. Ed., Das Deutschland von morgen. Halle a. S., Richard Mühlmann. Geb. M. 5.—.

Hosse, Karl, Major im Großen Generalstabe, Nach drei Kriegsjahren. Rückblick und Ausblick auf unsere militärische Lage. Berlin, Verlag August Scherl G. m. b. H. 50 Pf.

Keppler, Dr. Paul Wilhelm, Bischof von Rottenburg, Mehr Freude. Volksausgabe. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. Kart. M. 1.75, in Pappband M. 2.20.

Klingspor-Karten. Hindenburg-Worte. 10 Karten mit Aussprüchen des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg. 69. und 70. Reihe. München, J. F. Lehmanns Verlag. Preis für eine Reihe 75 Pf., in echtem Bütten M. 1.50.

Knorr, Dr. Wilhelm, Die Donau- und die Meerengenfrage. (Deutsche Orientbücherei. Herausgeber Ernst Jäckh. Bd. 24.) Weimar, Verlag Gustav Kiepenheuer. M. 3.50.

Koch, Albert, Von Goethes Verskunst. (Beiträge zu ihrer Kenntnis.) Essen a. R., Verlag G. D. Baedeker. Kart. M. 4.—.

Koch, Dr.-Ing. Waldemar, Handelskrieg und Wirtschaftsexpansion. Jena, Kommissionsverlag Gustav Fischer. M. 5.50.

Lepsius, Johannes, Das Leben Jesu. I. Band. Potsdam, Tempelverlag.

Lindenberg, Paul, König Ferdinand von Bulgarien. Mit 100 Abbildungen. Berlin-Charlottenburg, Verlags-Anstalt Augustin & Co. (Kurt Hamel). M. 4.—.

Ludowici, August, Spiel und Widerspiel. Ein Werkzeug zum Ausgleich der Widersprüche. Zweite verbesserte Auflage vom Buche „Das genetische Prinzip". Mit 2 farbigen Tafeln. München, F. Bruckmann A.-G. M. 6.—.

Luther und wir Deutsche. Fünf Vorträge zum Gedächtnis der Reformation. Potsdam, Stiftungsverlag. M. 2.—.

Plenge, Prof. Johann, Die Revolutionierung der Revolutionäre. Leipzig, Der Neue Geist-Verlag. Geh. M. 3.60.

Révész, Dr. Béla, Geschichte des Seelenbegriffes und der Seelenlokalisation. Stuttgart, Verlag von Ferdinand Enke. M. 8.—.

Schmid, E. (Frankfurt a. O.), Die deutschen Bauern in Südrußland. Mit einer Karte des deutschen Kolonistengebietes in Südrußland. Berlin, Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H. M. 1.—.

Schmidt-Brake, A., Peter Storms Tramp-Fahrten. Seemannserlebnisse. Berlin, Verlag August Scherl. M. 2.—.

Schrader, Friedrich (Konstantinopel), Vergangenheit und Gegenwart. Tübingen, Verlag J. C. B. Mohr. Geh. M. 4.—.

Sperling, Hauptmann, Von Heer und neuer Zeit. Stuttgart, Uhlandsche Buchdruckerei. M. 1.25.

Steinwäger, Leonhard, U-Boot, Englands Tod! München, J. F. Lehmanns Verlag. M. 1.—.

Teja, Auf Tod und Leben. Ein Weckruf an alle Deutschen. Dresden, Verlag „Das Größere Deutschland" G. m. b. H. 75 Pf.

Westrußland in seiner Bedeutung für die Entwicklung Mitteleuropas. Mit einer Einleitung von M. Sering. Leipzig und Berlin, Verlag B. G. Teubner. M. 4.80, geb. M. 5.60.

Wolzendorff, Kurt, Vom deutschen Staat und seinem Recht. Leipzig, Verlag von Veit & Comp. Geh. M. 4.20, geb. M. 6.—.

Zur Reform des preußischen Wahlrechts. Reden auf dem Erörterungsabend der Freien Vaterländischen Vereinigung. Berlin, Verlag Otto Liebmann. 40 Pf.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Zu den Verhandlungen in Brest-Litowsk

Von einem früheren österreichisch-ungarischen Diplomaten

Kaum mehr als hundert Jahre liegt die Zeit zurück, in welcher der Wiener Kongreß mit der Aufgabe beschäftigt war, die durch die Französische Revolution und die Napoleonischen Kriege außer Rand und Band gebrachten politischen Einrichtungen Europas neu zu ordnen.

Wiederum, wie in der diesem Kongreß vorausgegangenen Periode langdauernder Kämpfe, ist die Menschheit auch gegenwärtig von härtestem Ungemach heimgesucht. Wenn der Weltkrieg mit einem Aufgebot von Millionenheeren, mit seiner Ausdehnung auf beinahe alle Völker der Erde, mit der Verwendung der raffiniertesten technischen Hilfsmittel über alles bisher Dagewesene weit hinausreicht, sogar den Luftraum und die Tiefen des Meeres zum Schauplatz erbitterten Kampfes werden läßt, so wurde zugleich der friedliche Bürger der kriegführenden und selbst der neutralen Staaten wie niemals zuvor in Mitleidenschaft gezogen und das Opfer schwerster Entbehrungen, überall sehen wir geistige wie materielle Kulturgüter aller Art massenhaft zerstört und allgemein den Ruin verbreitet.

Ebensowenig die glänzenden Waffenerfolge der Zentralmächte wie deren Bereitwilligkeit, als Sieger die Hand zu einem billigen Frieden zu bieten, machten Eindruck auf unsere Gegner; sie blieben dabei, ihre phantastischen Kriegsziele starrsinnig weiter verfolgen zu wollen. So nahte der vierte Kriegswinter, und es schien, als wäre das Maß des über die heutige Generation hereingebrochenen Jammers und Elends noch nicht voll.

Da leuchtete endlich aus dem Osten der Schimmer der Hoffnung auf eine Verständigung auf. Gerade Rußland, jene Macht, welche durch ihre Aufmunterung des serbischen Kabinetts zum Widerstand gegen die wohlbegründeten Forderungen Österreich-Ungarns den unmittelbaren Anstoß zum Ausbruch des Weltkriegs gegeben und von deren Eingreifen die Entente sich den sichersten Erfolg versprochen hatte, wurde im Verlauf der Kriegsereignisse bis in ihre Grundfesten erschüttert. Die dortige anscheinend so starkgefügte Autokratie brach wie ein Kartenhaus zusammen, an Stelle des Zarentums gelangten Volkselemente zur Herrschaft, die sich zunächst gegenseitig bekämpften, bis

Copyright 1918 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

endlich die gegenwärtigen extrem sozialistischen Gewalthaber mit ihrem Programm: Friede ohne Annexionen und Kriegsentschädigungen, bis auf weiteres die Führung der Geschäfte übernahmen. Sie erkannten als ihre dringendste Aufgabe, entsprechend dem Wunsch der des Kriegs längst überdrüssig gewordenen Bevölkerung, einen Waffenstillstand abzuschließen als Einleitung zu Verhandlungen, sei es über einen allgemeinen Frieden, sei es über einen solchen zwischen den Vierbundmächten und Rußland allein.

Werden diese in Brest-Litowsk stattfindenden Verhandlungen von Erfolg sein, wird der Name der kleinen polnisch-litauischen Landstadt für alle Zeiten vom Glanz historischer Berühmtheit dadurch verklärt werden, daß die furchtbare Tragödie des Weltkrieges in jenem bisher wenig bekannten Städtchen den ersehnten Abschluß fand? Es wäre eitles Bemühen, wollte ein Außenstehender, schon gar im jetzigen Zeitpunkt, wo die meritorischen Besprechungen eben erst begannen, ein Urteil über die Aussichten ihres Gelingens versuchen.

Bei allem guten Willen der um den Konferenztisch versammelten Vertreter klaffen vorerst doch noch weitgehende Gegensätze zwischen den Standpunkten der beiden Parteien; ebensowenig darf übersehen werden, daß die Autorität der jetzigen russischen Machthaber im eigenen Lande keineswegs unbestritten ist und daß, so starke Friedensströmungen nicht nur beim Vierbund und Rußland, sondern auch in jenen Staaten der Entente, die der Einladung nach Brest-Litowsk keine Folge geleistet haben, vorwalten, die leitenden Männer der letzterwähnten Mächte desto eifriger sich bemühen, die Arbeit der Friedenskonferenz zu stören, ferner daß einflußreiche Parteien im Deutschen Reich, die auf den äußersten Widerstand gegen jede Vereinbarung eingeschworen sind, die in ihren Augen einem Verzichtsfrieden gleichkäme, am selben Strang ziehen! Aber wie immer die Dinge sich gestalten mögen, Deutschland und seine Verbündeten können mit ruhiger Gelassenheit das weitere abwarten, denn „wir stützen uns" — so lautete die wohlbegründete, vom Grafen Hertling im Hauptausschuß des Reichstags kürzlich abgegebene Erklärung — „auf unsere Machtstellung, auf unsere loyale Gesinnung und auf unser gutes Recht".

Die den Unterhändlern der Mittelmächte anvertraute Aufgabe, einen dauernden ehrenvollen Frieden zu erreichen, legt ihnen ungeheure Arbeit und schwerste Verantwortung auf. Sie sehen sich politischen und wirtschaftlichen Problemen von größter Tragweite gegenübergestellt, deren gedeihliche Lösung durch die Ungewißheit der russischen Verhältnisse, durch die Intrigen der Westmächte und nicht zuletzt durch die in Deutschland mit mehr Lärm als Verständnis getriebene Propaganda alldeutscher und konservativer Parteimänner für uferlose Annexionspläne noch erschwert wird. — Um so weniger begreift man unter solchen Umständen, daß aus Kreisen, die wenig mit Politik und schon gar nicht mit dem Wesen der Diplomatie vertraut sind, die Forderung ertönt, es seien Zugehörige derselben zur Mitarbeit an dem großen Werk heranzuziehen. Die Einmischung solcher Elemente würde zweifellos sich äußerst schädlich für eine Sache erweisen, welche die höchsten

Digitized by Google

Interessen in sich schließt und deren Behandlung großes diplomatisches Geschick, umfassendes Fachwissen und erprobten Takt erfordert, damit das Beste der Allgemeinheit gewahrt bleibe.

Der Salondiplomat der alten Schule mit seinem nichtigen Formelkram und seiner geschäftigen Wichtigtuerei ist eine wohlbekannte Lustspielfigur, die seinerzeit manchem lebenden Vorbild nachempfunden gewesen sein mag; heute sind die schon an den subalternen diplomatischen Beamten gestellten diesfälligen Anforderungen zu groß, als daß im allgemeinen der Stand solchen Mitläufern nicht verschlossen bliebe. Freilich, daß selbst bei sorgfältigster Auswahl der Kandidaten ab und zu minder geeignete die diplomatische Laufbahn betreten, soll nicht bestritten werden, auch ist es nur zu gut bekannt, daß in neuester Zeit dem einen und dem anderen diplomatischen Vertreter gewisse — sagen wir — Kunstfehler unterlaufen sind, die, von unseren Gegnern bis zum Überdruß ausgebeutet, dem Ansehen des Standes und der ihm anvertrauten Interessen zu großem Nachteil gereichten. Aber es hieße das Kind mit dem Bad ausschütten, wollte man aus solchen gewiß beklagenswerten, aber doch sehr seltenen Ausnahmefällen die Konsequenz ziehen, das jetzige Diplomatentum, in welchem nach laienhaften Begriffen vor allem Kastendünkel und inhaltsloses Geheimtun verkörpert sind, habe sich überlebt und hätte neuen, nichtzünftigen Elementen Platz zu machen.

Keine geheimen Instruktionen und Berichte, die Türen des Verhandlungssaales seien weit zu öffnen, dann werde die Besorgnis schwinden, daß die Feder wieder einmal verderbe, was das scharfe Schwert erstritt. Auch diese Meinung ist in den vorbezeichneten Kreisen oft zu hören; der Bierbankpolitiker mag in der lärmenden Vertretung solcher Ansichten Befriedigung finden, der verantwortliche Staatsmann jedoch, in dessen Händen die zarten Fäden der Politik zusammenlaufen, der vor allem den Sinn für die Wirklichkeit haben und bereit sein muß, auf das Bessere zu verzichten, wenn nur das minder Gute erreichbar ist, wird eine Arbeitsmethode, gleich der dem Philistertum vorschwebenden, als gemeingefährlich erkennen und energisch ablehnen.

Das heutige demokratische Zeitalter schließt Kabinettskriege, in welchen ehedem die kleinen Heere von Berufssoldaten sich gegenüberstanden, ebenso aus wie alle ohne Vorwissen der berufenen Vertrauensmänner des Volkes vereinbarten Geheimverträge. Aber eben nur diesen Vertretern, nicht der breiten Öffentlichkeit, deren Mitwissen schadenbringend wäre, sind die leitenden Minister Auskunft über ihre Pläne und Absichten schuldig. Solchem Zwecke und zweifellos im Hinblick auf die von Rußland angeregten Verhandlungen dienten augenscheinlich die jüngst erfolgten Besprechungen des deutschen Reichskanzlers mit hervorragenden Parlamentariern; es zeigt sich, daß ausgerechnet im Land des von unseren Gegnern so viel verlästerten Militarismus die Grundsätze der wahren Demokratie in der Praxis weit wirksamer zur Geltung kommen als in den der Theorie nach angeblich ultrademokratischen Staaten wie England, Frankreich und Nordamerika.

Digitized by Google

Derselbe freie, moderne Geist weht von Brest-Litowsk her. Eine Gegenüberstellung des Wiener Kongresses zu den Konferenzen, deren Schauplatz die kleine, über Nacht weltbekannt gewordene Festungsstadt am Don ist, drängt sich auf. Dort die glänzende kaiserliche Residenz, verschwenderische Gastfreundschaft des Hofes für die zahlreichen zum Kongreß erschienenen Herrscher mit ihrem Gefolge, für die fremden Minister und Diplomaten eine endlose Reihe prunkvoller Feste, ein Apparat, dessen Rahmen Platz für alle möglichen politischen Intrigen ließ und der so recht der ränkevollen, kleinlichen Diplomatie jener Epoche angepaßt war, hier feldmäßige Unterkunft der von kleiner Begleitung umgebenen Minister der Vierbundmächte sowie Rußlands, eine Baracke als Verhandlungsraum; keine Spur von rauschenden Festen, aber fleißige, ernste Arbeit. Möge das bekannte, vom Fürsten von Ligne in seiner Verstimmung über den endlosen Wiener Festreigen auf die illustre Wiener Versammlung gemünzte Witzwort: „Le Congrès danse, il ne marche pas," in verkehrter Antithese für die jetzigen Konferenzen Geltung finden, mögen sie, allen entgegenstehenden Schwierigkeiten ungeachtet, sei es vorerst auch nur an unserer Ostgrenze, uns den Frieden bringen.

Lloyd Georges Reden und Englands Eroberungskriege seit hundert Jahren

Von

Archivrat Dr. Lulvès
(in Berlin)

Englands Ministerpräsident Lloyd George hat als führender Staatsmann der Westmächte auf Einladung und Angebot der in Brest-Litowsk versammelten Friedensunterhändler in der ersten Januarwoche des neuen Jahres seine Antwort durch eine Rede erteilt. Vor den Vertretern der englischen Gewerkschaften führte er unter anderen Vorwürfen gegen die Mittelmächte aus:

„Man sagt uns, daß es nicht in der Absicht der Mittelmächte liege, sich gewaltsam irgendwelche besetzten Gebiete anzueignen oder irgendeine Nation, die während des Krieges ihre politische Unabhängigkeit verloren hat, dieser zu berauben. Es ist offensichtlich, daß fast jeder Plan der Eroberung und Annektierung innerhalb der wörtlichen Auslegung einer solchen Verpflichtung ausgeführt werden könnte ... Bedeutet das, daß alle möglichen Einmischungen, politische und wirtschaftliche Beschränkungen, die unvereinbar mit der Würde eines freien und sich selbst achtenden Volkes sind, jenen Nationen auferlegt werden sollen? Besteht vielleicht die Ansicht, daß es eine Art von Unabhängigkeit für große Völker und eine geringere Art von Unabhängigkeit für kleine Völker gibt? Wir müssen darüber Klarheit haben, denn die Gleichheit des

Digitized by Google

Rechtes unter den Völkern, ob groß oder klein, ist eines der grundsätzlichen Ziele, für die England und seine Verbündeten diesen Krieg führen."

Und Englands gegenwärtig wertvollster Bundesgenosse, der stammverwandte Präsident der Vereinigten Staaten Nordamerikas, Woodrow Wilson, proklamierte wenige Tage später, am 8. Januar 1918, in seiner Botschaft an den Kongreß dementsprechend in seinem Programm den „Grundsatz der Gerechtigkeit gegenüber allen Völkern und Nationalitäten und ihr Recht, auf dem gleichen Fuß der Freiheit und Sicherheit miteinander zu leben, ob sie nun mächtig oder schwach sind ... Das Volk der Vereinigten Staaten kann keinen anderen Grundsatz zulassen, und zu seiner Geltendmachung ist es willens, sein Leben, seine Ehre und alles, was es besitzt, einzusetzen."

Herrliche Worte im Munde des führenden britischen Staatsmannes und seines Verbündeten! Aber wie verhält sich dazu Englands eigene Handlungsweise? Wie hat es seinerseits die „Unabhängigkeit der kleinen Völker" geachtet, „die Gleichheit des Rechtes unter den Völkern, ob groß oder klein", die jetzt „eines der grundsätzlichen Ziele ist, für die England und seine Verbündeten Krieg führen", respektiert? Was lehrt darüber Englands Geschichte, etwa in den letzten hundert Jahren? Das heißt seit dem Wiener Kongreß (1814/15), seit dem Abschluß der Napoleonischen Kriege, aus denen Großbritannien allein gestärkt und vergrößert als wirklicher Triumphator, im Besitz stattlicher Kolonien und der größten Flotte, nach Vernichtung der Flotten der meisten anderen Völker, als unbestrittene Herrin der Meere hervorgegangen ist.

Wie sah es mit der „Unabhängigkeit", mit der „Gleichheit des Rechtes" in seinem Nachbarreiche, in Irland, aus, das seit dem 1. Januar 1801 durch eine Union mit England vereinigt worden war zu dem „Vereinigten Königreich von Großbritannien und Irland"?

Den Katholiken wurde die vorher von dem jüngeren Pitt feierlichst zugesagte volle Emanzipation, die Verleihung politischer Rechte nicht gewährt! Sie war ihnen in sichere Aussicht gestellt worden, als England die irische Jugend im Kampfe gegen Amerika und gegen Napoleon für Heer und Marine nötig hatte. Sobald aber diese Gefahren beseitigt waren, dachte die britische Regierung nicht mehr an die Erfüllung jener Versprechen. Erst dem energischen Auftreten Daniel O'Connells war es zu danken, daß die Emanzipation durch Gesetz vom Jahre 1829 verwirklicht wurde.

Ungerecht war ferner die Steuerlast, welche Irland kraft der Union aufgebürdet wurde. 210 Millionen Pfund wurden während der Jahre 1817 bis 1870 der englischen Staatskasse zugeführt, während die Verwaltungskosten Irlands in dieser Periode kaum 100 Millionen Pfund betrugen. Um 200 bis 400 Millionen sind bei dieser willkürlichen Steuereinschätzung aus Irland mehr herausgepreßt worden, als es gerechterweise hätte zahlen müssen.

Diese Belastung, dazu Englands sonstige volkswirtschaftliche Maßnahmen und Einrichtungen gegenüber Irland haben zu wiederholten Malen dort schwere Hungersnöte verschuldet, die furchtbarste 1845 bis 1849 infolge großer Kartoffel-

Digitized by Google

mißernten. Denn die Kartoffel war in der Hauptsache das einzige Nahrungsmittel für die irische Bevölkerung. Über eine Million Menschen starben in jenen Jahren Hungers, während in derselben Zeit über eine Milliarde (Mark) Wert an Lebensmitteln nach England ausgeführt werden mußte. Vorsorge oder Abhilfe von seiten Englands gab es nicht. „Eine Hungersnot, von den englischen Raubtieren erzeugt", wie sich Chatterton-Hill ausgedrückt hat. Von der gemarterten und erbitterten Bevölkerung verließen gewaltige Scharen die Heimat und wanderten nach Amerika aus. In dem halben Jahrhundert 1861 bis 1911 allein verminderte sich Irlands Bevölkerung um die Hälfte; 1881 wurden unter 10 000 ausländischen Bewohnern der Vereinigten Staaten über 4700 Iren gezählt.

Irlands weitere Geschichte bis auf unsere Tage bietet eine Fülle erschreckender Beispiele für „alle möglichen Einmischungen, politische und wirtschaftliche Beschränkungen, die unvereinbar sind mit der Würde eines freien und sich selbst achtenden Volkes"!

Und wie hat die britische Politik in Afrika die „Unabhängigkeit für kleine Völker" respektiert? Beginnen wir mit dem Norden! Ägypten liegt für die Engländer auf dem Wege zu ihrem Indierreiche. Der Aufstand Arabi-Paschas 1882 bot ihnen die willkommene Gelegenheit, dieses wichtige Land zu besetzen, nachdem sie bereits am Suezkanal durch die Erwerbung der Kanalaktien und des Landbesitzes des von 1863 bis 1879 regierenden Khedive Ismael-Pascha einen festen Stützpunkt für Ansprüche und Operationen gewonnen hatten.

Daß die großbritannische Regierung „nicht die Absicht habe, Ägypten zu erobern oder in irgendeiner Weise die Religion oder Freiheiten der Ägypter anzutasten", daß sie „bereit sei, die Truppen zu Anfang 1888 zurückzuziehen — vorausgesetzt, daß die Mächte dann der Ansicht sind, daß die Räumung erfolgen kann, ohne daß Friede und Ordnung gefährdet werden", waren Versicherungen von britischen Staatsmännern aus der Zeit von 1882 bis 1885 (von Dufferin, Seymour, Dilke, Gladstone, Derby, ähnlich Gorst 1909/10), die ebenso heuchlerisch und unwahr gewesen sind wie heute die eingangs angeführten jüngsten Worte Lloyd Georges! Denn im Oktober 1911 erklärte Sir Edward Grey: „Wir werden dauernd in Ägypten verbleiben, um die Eingeborenen zu zivilisieren." Und im Dezember 1914 ward die endgültige Annexion Ägyptens durch England proklamiert!

Gehen wir vom Norden Afrikas direkt nach dem äußersten Süden dieses zu Kolonialversuchen rücksichtslosester Art einladenden Erdteils, und wir finden einen Staat, bei dem die Engländer ihre Eroberungs- und Völkerunterdrückungspolitik in vielleicht noch drastischerer Art durchgeführt haben: den Buren-Freistaat, der durch den Burenkrieg 1899 bis 1902 „erledigt" wurde.

Voraus gingen ihm charakteristische Etappen: Im Februar 1848 ward das Gebiet zwischen Orange- und Vaalfluß zu englischem Eigentum erklärt (Oranje River Sovereignty); das jenseits des Vaal liegende Gebiet konnte aber vorerst noch nicht gehalten werden. Im Januar 1852 mußten die Engländer

Digitized by Google

durch die Sand River Convention den jenseits des Vaal wohnenden Bauern das Recht voller Selbstregierung zugestehen. Im Februar 1854 folgte dann notgedrungen auch die Unabhängigkeitserklärung der Oranje River Sovereignty.

Von 1877 an begann England mit neuen gewalttätigen Versuchen, Transvaal zu annektieren, sie fanden ein vorläufiges Ende durch die Niederlage am Majuba Hill (Februar 1881). Die Briten mußten 1884 ihren Suzeränitätsanspruch fallen lassen.

Unter den weiteren englischen Anschlägen gegen den Burenfreistaat, das heißt „allen möglichen Einmischungen, die unvereinbar mit der Würde eines freien und sich selbst achtenden Volkes sind", figurieren auch die bekannten Umtriebe Cecil Rhodes und der von der ganzen Kulturwelt, darunter auch von Frankreich, als völkerrechtswidrig verurteilte Einfall Dr. Jamesons in den Freistaat (30. Dezember 1895). Englands hinterhältige Gewaltpolitik gegen die Buren fand ihre Krönung und ihren Abschluß in der Ablehnung des Schiedsgerichts, das der Burenpräsident Paul Krüger zur Entscheidung der bestehenden Streitigkeiten in einem Ultimatum (vom 9. Oktober 1899) gefordert hatte — gefordert in Anlehnung an die Beschlüsse der Haager Friedenskonferenz, die England kurz zuvor selbst unterzeichnet hatte. „Der Sand in Paul Krügers Uhr ist ausgelaufen," hatte Minister Joe Chamberlain bereits seinen Wählern verkündet. Der in grausamster Weise gegen die tapferen Buren geführte Krieg endete 1902 mit der von England lange ersehnten und vorbereiteten Annexion des Oranjefreistaates und der Transvaalrepublik.

Vor allem bewies Lord Roberts' Einrichtung von Konzentrationslagern, in denen binnen 15 Monaten (bis März 1902) 14 894 Kinder und 4706 Erwachsene, fast ein Fünftel der Gefangenengesamtzahl, umkamen, am augenfälligsten, was die Briten unter dem Rechte der schwachen Nationen, in „Freiheit und Sicherheit" miteinander zu leben, verstanden!

Weitere Beispiele dieser Art bieten in unerfreulicher Mannigfaltigkeit Englands Kolonisierungen im übrigen Afrika, in Australien, in Asien: dort in Indien die blutige Niederwerfung des Sepoyaufstandes (1857/58); in China, nach dem Blockierungskriege gegen die chinesischen Häfen von 1841 bis 1842, die wohlberechnete Entnervung des Volkes durch Weitereinfuhr von Opium; in Persien, nach dem Gewaltkriege von 1856/57, die Usurpierung der kommerziellen Herrschaft über den Persischen Golf, welcher, auf Grund des Abkommens vom 31. August 1907, die Teilung ganz Persiens in eine englische und eine russische wirtschaftliche Interessensphäre gefolgt ist, die des Landes Unabhängigkeit in Wahrheit mehr und mehr untergraben muß.

Erwähnt sei hier noch das sehr bezeichnende Beispiel Malta. Die von Napoleon Bonaparte auf seiner Expedition nach Ägypten 1798 besetzte Insel war im September 1800 in die Gewalt der Engländer gekommen. Der Friede von Amiens (1802) verpflichtete sie, die Insel an den ursprünglichen Besitzer, den Johamiterorden, wieder herauszugeben; darüber setzten sie sich aber in unleugbarem Vertragsbruch hinweg.

Digitized by Google

Nachdem bereits 1887 die alte maltesische Verfassung fast völlig unterdrückt worden war, setzte Joe Chamberlain, der im Jahre 1899 das Eiland mit seinem Besuche beehrt hatte, eine rigorose Sprachverordnung durch. Die italienische Sprache, das ererbte und angeborene Verständigungsmittel von 160 000 Köpfen der dortigen Bevölkerung, sollte im Gerichtswesen vorerst wesentlich beschränkt, nach 15 Jahren völlig durch die Sprache der Eroberer ersetzt werden. In entsprechender Weise wurde die italienische Sprache im Schulunterricht auf den Aussterbeetat gesetzt.

Ungeheuer war in ganz Italien die Empörung über eine derartige Anwendung des „Grundsatzes der Gerechtigkeit" gegenüber der einheimischen Nationalität. Auf Malta selbst wurde das Denkmal der Königin Viktoria besudelt, die englische Flagge mit Füßen getreten und verbrannt. Chamberlain ward bei einem neuen Besuche mit Steinwürfen empfangen und ausgepfiffen. Schließlich mußte jene unselige Sprachenverordnung wesentlich gemildert, teilweise aufgehoben werden (Juli 1902).

So behandelte der Brite Mitglieder und Eigenart einer Nation, die heute den zweifelhaften Vorzug hat, sich zu seinen Verbündeten zu zählen.

Und welche Erfahrungen haben die nicht allzuweit von Malta im gleichen Mittelmeere liegenden Jonischen Inseln mit Englands internationalen Rechtsprinzipien gemacht? Vorgeblich um sie vom französischen Joch zu befreien, hatte England diese Inselgruppe in den Jahren 1810 bis 1814 in seine Gewalt bekommen, Santa Maura allerdings erst nach einem furchtbaren Bombardement.[1]) Auf dem Wiener Kongreß wußte es, ohne Rücksicht auf die entgegenstehenden, eingehend begründeten Wünsche der Jonier, den Beschluß durchzusetzen, daß die „Vereinigten Staaten der sieben Inseln" fortan unter dem „unmittelbaren und ausschließlichen Schutze des Königs von England und seiner Nachfolger zu stehen" hätten. Unter diesem Titel begann eine ungesetzmäßige, vertragswidrige Gewaltherrschaft. Jegliche Opposition, die Freiheit der Presse, jede freie Meinungsäußerung wurde unnachsichtlich unterdrückt, erstickt vor allem jegliche Teilnahme der Jonier an dem grandiosen Unabhängigkeitskampfe des griechischen Mutterlandes gegen die Türken, der ganz Europa durchzitterte, der den größten damaligen Dichter Englands, Lord George Byron, zur Mitbeteiligung entflammte. Ein Freiheitsaufstand 1848 ward unter anderem auf Kephalonia durch 22 Hinrichtungen, 300 Auspeitschungen, durch Zerstörung vieler Häuser und Weingärten gesühnt.

Die Prüfung der immer unheimlicher anwachsenden Beschwerden der ionischen Bevölkerung wurde schließlich 1858 William Gladstone anvertraut. Sein Bericht förderte aber derartige Enthüllungen zutage, daß er im Interesse Englands unveröffentlicht bleiben mußte!

Schmachvolle Vorgänge, die nur noch übertroffen worden sind durch die

[1]) Über Englands gewalttätige Politik in Malta und im übrigen Italien sowie in Griechenland habe ich ausführlicheres Material verwertet in Aufsätzen der „Deutschen Revue" im März-Heft 1915 bzw. im Oktober-Heft 1917.

Digitized by Google

allem Völkerrecht hohnsprechende Unterdrückung der Selbständigkeit Griechenlands selbst — mit dem 1864 jene Jonischen Inseln vereinigt worden waren —, wie wir sie im gegenwärtigen Weltkriege schaudernd miterlebt haben, von den Landungen englischer und französischer Truppen in Saloniki und in Patras an (September 1915 bzw. Februar 1916) bis zur Abdankung König Konstantins am 11. Juni 1917!

Was lehren diese Beispiele aus der Vergangenheit Englands? Beispiele, denen sich ähnliche von Vergewaltigungen anderer Nationen und Stämme aus der Geschichte seiner gegenwärtigen Hauptverbündeten, Frankreichs und der Vereinigten Staaten von Nordamerika, unschwer anreihen lassen! Sie lehren, daß Lloyd Georges und Woodrow Wilsons Reden und Auslassungen über das Selbstbestimmungsrecht, über die Unabhängigkeit und Rechtsgleichheit der Nationen, „ob groß oder klein" — eitel Heuchelei sind, in ihrer gewissenlosen Sophistik nur dazu bestimmt, die verblendeten Völker weiter im alten Wahn zu erhalten, damit sie sich für die selbstsüchtigen Interessen jener völlig verbluten!

Beethoven und Bettina

Mit Benutzung ungedruckten Materials

von

Albert Leitzmann

Zu verschiedenen Malen hat Bettina Gelegenheit genommen, sich über ihre Beziehungen zu Beethoven, insbesondere über ihr erstes Zusammentreffen mit ihm in Wien im Mai 1810, ausführlicher auszusprechen. In „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde", jenem herrlichen Buche von ewiger Jugend, erschienen im Februar 1835, aber schon seit Anfang 1834, wenn nicht noch früher, im Drucke, handelt ein langer Brief mit dem Datum des 28. Mai 1810 von Beethoven und seinen Ansichten vom Wesen und der Wirkung der Musik, die doch nichts andres als Bettinens Ansichten sind, mindestens durchaus die unverkennbare Prägung Bettinens tragen. Mögen auch, was wir nicht wissen und noch weniger genau feststellen können, einzelne Wendungen von Beethoven stammen (man hat auf den eigenartigen Gebrauch der Worte „Raptus" und „elektrisch" hingewiesen) und vielleicht in skizzenhaften Aufzeichnungen von Bettina gleich festgehalten worden sein, daß Beethoven nicht so lang, so systematisch, so grüblerisch, so theoretisch gesprochen haben kann, daß er der enthusiastische Seher und hymnische Prediger nicht gewesen ist, als der er hier in Bettinens Darstellung erscheint, fast möchte man sagen, sich frisiert, das hat schon Schindler, Beethovens treuer Freund in den letzten Jahren und sein erster Biograph, mit aller Sicherheit empfunden und ausgesprochen. Er wies

Digitized by Google

schon im Jahre 1840 mit Recht darauf hin, daß Beethovens Art sich auszudrücken durchweg die einfachste, kürzeste und bündigste gewesen sei, daß er auch im Gespräch stets schlicht und ohne jede Spur eines Gepränges von schönen Worten, glänzenden Bildern und blitzenden Gedanken gewesen sei, daß er seine hehre Kunst zwar als eine heilige Sache im Innersten betrachtet und auch aus dieser Schätzung kein Hehl gemacht, aber niemals theoretisierend über diese für ihn fast selbstverständlichen Dinge viele Worte gemacht habe. So ist denn auch neuerdings Waldemar Oehlke in seinem ebenso scharfsinnigen wie gründlichen Werke über Bettinens Briefromane (Berlin 1905) zu dem Resultat gekommen, daß die ganze Schilderung Beethovens nicht aus der Zeit der Begegnung mit dem Komponisten, sondern aus den dreißiger Jahren stammt und für „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" eigens gedichtet worden ist.

Ein zweiter, etwas kürzerer und viel weniger theoretischer Bericht liegt uns in einem Briefe Bettinens an den Fürsten Hermann von Pückler-Muskau, dem sie dann „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" auch öffentlich zugeeignet hat, aus dem März 1832 vor, fällt aber in dieselbe Zeit. Einer Anfrage Pücklers nach ihren Beziehungen zu Beethoven wollte sie sich nicht entziehen, ebensowenig aber mochte sie hier in einem Privatbriefe die treffendsten Pfeile ihrer wunderbaren Phantasie verschießen, sondern behielt diese im gefüllten Köcher zurück, um die an Goethes Namen gerichtete Schilderung nicht zu kurz kommen zu lassen.

Beide Berichte ergänzen einander in Einzelheiten und lehnen sich in den gemeinsamen Partien aufs engste aneinander an. Authentizität im Sinne einer historischen Quelle hat natürlich keiner von beiden: vielmehr bilden sie zusammen eine ideelle Spiegelung von Beethovens gesamtem Wesen und Schaffen in Bettinens Dichtergemüt, wie sie in den dreißiger Jahren den Tonmeister anschaute und empfand, eine Spiegelung, bei der die gleichgültigen Eindrücke der wirklichen Geschehnisse von vor zwanzig Jahren eine irgendwie maßgebende Rolle nicht mehr spielten und spielen konnten. Daß Bettinens mündliche Schilderungen, die sie in noch höherem Alter, in den vierziger und fünfziger Jahren, dem Beethovenforscher Thayer gegenüber auf Befragen entwarf, in derselben Richtung sich bewegen, wie sie durch ihre Dichtung der dreißiger Jahre in ihr für alle Zeit festgelegt war, kann nicht wundernehmen.

Im Jahre 1839 hat Bettina dann in der Nürnberger Zeitschrift „Athenäum" drei Briefe Beethovens an sie aus den Jahren 1810—12 veröffentlicht, deren Abdruck in ihrem 1848 erschienenen Werke „Ilius Pamphilius und die Ambrosia" nicht ohne Abweichungen wiederholt wurde. Über die Echtheit oder Unechtheit dieser Briefe ist bis in die jüngste Zeit viel und heftig gestritten worden. Wir wissen heute und dürfen es als ein gesichertes Resultat der historischen Forschung über diese drei Briefe ansehen, daß nur einer von ihnen, der vom 10. Februar 1812, authentisch ist: im Nathusiusschen Nachlaß fand sich Beethovens Originalmanuskript, von Bettina an Nathusius überlassen, das seitdem (als Beigabe zu den neueren Auflagen von Marxens Beet-

Digitized by Google

hovenbiographie) auch faksimiliert wurde und somit jeder kritischen Prüfung leicht zugänglich ist. Die beiden anderen von Bettinen veröffentlichten Briefe, der vom 11. August 1810 mit dem Goethezitat und der vom August 1812 mit der ergötzlichen Schilderung der Szene mit Goethe auf der Teplitzer Kurpromenade, sind dagegen freie Dichtungen, die wohl gleich jenen beiden Berichten nicht älter sind als die dreißiger Jahre.

Also entginge uns wirklich jede authentische Quelle von Bettinens Hand über jene erste Begegnung der beiden merkwürdigen Menschen, und ihre subjektive Dichtung müßte uns die historische Wahrheit ersetzen? Glücklicherweise ist das Schicksal, das so vieles geistige Gut hat verloren gehen lassen, so grausam nicht gewesen, und es verlohnt sich wohl, einen gleichzeitigen Bericht Bettinens wieder aus der tiefen Verborgenheit hervorzuziehen, in der er gänzlich untergetaucht ist, vielleicht weil man auch seine unter dem bequemen Deckmantel der Anonymität versteckte Erscheinung für apokryph gehalten haben mag. Ist doch merkwürdigerweise selbst in Hugo Riemanns sonst über alles Lob erhabener neuer Bearbeitung von Thayers großer Beethovenbiographie vom Jahre 1911 dieses Berichts mit keiner Silbe gedacht, ein Umstand, der es mir besonders wünschenswert erscheinen läßt, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise aufs neue auf ihn zu lenken.

Die Nummer 20 der „Gartenlaube" des Jahres 1870 brachte einen anonymen Aufsatz „Beethoven und das Kind" (Nohl hat ihn 1877 in seinem Werke „Beethoven nach den Schilderungen seiner Zeitgenossen" Seite 60 wiederholt; auch ich habe ihn dann meiner 1914 erschienenen Sammlung „Beethovens Persönlichkeit" Seite 122 eingeordnet), in dem folgendes Brieffragment Bettinens mitgeteilt wurde (der erste Teil des Briefes erzählte sehr eingehend von dem Auftreten eines Wiener Sängers), das ich gleich mit ein paar Erläuterungen begleite:

„Am 9. Juli.

Beethoven habe ich erst in den letzten Tagen meines dortigen[1]) Aufenthalts kennen gelernt; beinahe hätte ich ihn gar nicht gesehen, denn niemand wollte mich zu ihm bringen, selbst die sich seine besten Freunde nannten, nicht und zwar aus Furcht vor seiner Melancholie, die ihn so befängt, daß er sich um nichts interessiert und den Fremden eher Grobheiten als Höflichkeiten erzeigt. Eine Phantasie von ihm,[2]) die ich ganz vortrefflich vortragen hörte, bewegte mir das Herz und hatte ich von demselben Augenblicke eine Sehnsucht nach ihm, daß ich alles aufbot. Kein Mensch wußte, wo er wohnte; er hält sich oft ganz versteckt. — Seine Wohnung ist ganz merkwürdig; im ersten

[1]) Wiener; der Brief ist, wie wir sehen werden, nicht in Wien geschrieben.

[2]) Weder die spezifisch sogenannte Klavierphantasie in G-Moll (op. 77) noch die Chorphantasie (op. 80) können gemeint sein, da sie erst später erschienen sind. Bettina meint wohl eine der beiden Klaviersonaten in Es-Dur und Cis-Moll (op. 27), deren jede den Titel: „Sonata quasi una fantasia" führt.

Digitized by Google

Zimmer zwei bis drei Flügel, alle ohne Beine auf der Erde liegend,[1]) Koffer, worin seine Sachen, ein Stuhl mit drei Beinen, im zweiten Zimmer sein Bett, welches Winters wie Sommers aus einem Strohsack und dünner Decke besteht, ein Waschbecken auf einem Tannentisch, die Nachtkleider liegen auf dem Boden; hier warteten wir[2]) eine gute halbe Stunde, denn er rasierte sich gerade. Endlich kam er. Seine Person ist klein (so groß sein Geist und Herz ist), braun, voll Blatternarben, was man nennt: garstig, hat aber eine himmlische Stirn, die von der Harmonie so edel gewölbt ist, daß man sie wie ein herrliches Kunstwerk anstaunen möchte, schwarze Haare, sehr lang, die er zurückschlägt, scheint kaum dreißig Jahre alt, er weiß seine Jahre selbst nicht, glaubt aber doch fünfunddreißig.[3])

Ich hatte nun viel gehört, wie behutsam man mit ihm sein müsse, um ihn nicht scheel zu machen; ich hatte aber sein edles Wesen auf eine ganz andere Art berechnet und nicht geirrt. In einer Viertelstunde war er mir so gut geworden, daß er nicht von mir lassen konnte, sondern immer neben mir herging, auch mit uns nach Hause ging und zur größten Verwunderung seiner Bekannten den ganzen Tag dablieb. Dieser Mensch hat einen sogenannten Stolz, daß er weder dem Kaiser noch den Herzögen, die ihm eine Pension umsonst geben, zu Gefallen spielt, und in ganz Wien ist es das Seltenste, ihn zu hören. Auf meine Bitte, daß er spielen möchte, antwortete er: „Nun, warum soll ich denn spielen?"

„Weil ich mein Leben gern mit dem Herrlichsten erfüllen will und weil Ihr Spiel eine Epoche für dieses Leben sein wird," sagte ich.

Er versicherte mich, daß er dieses Lob zu verdienen suchen wolle, setzte sich neben das Klavier auf die Ecke eines Stuhls und spielte leise mit einer Hand, als wollte er suchen, den Widerwillen zu überwinden, sich hören zu lassen. Plötzlich hatte er alle Umgebung vergessen und seine Seele war ausgedehnt in einem Weltmeere von Harmonie. Ich habe diesen Mann unendlich lieb gewonnen. In allem, was seine Kunst anbelangt, ist er so herrschend und wahrhaft, daß kein Künstler sich ihm zu nähern getraut, in seinem übrigen Leben aber so naiv, daß man aus ihm machen kann, was man will. Er ist durch seine Zerstreuung darüber ordentlich zum Gespött geworden; man benutzt dies auch so, daß er selten so viel Geld hat, um nur das Notdürftige anzuschaffen. Freunde und Brüder zehren ihn auf; seine Kleider sind zerrissen, sein Ansehen ganz zerlumpt (das soll Nußbaumer sich merken)[4]) und doch ist seine

---

[1]) Ähnlich schrieb Bettina an den Fürsten Pückler: „Im Vorzimmer lag ein Fortepiano an der Erde."

[2]) Bettina war also in Begleitung, vermutlich ihrer Schwägerin Antonie von Birkenstock. An Goethe schrieb sie dagegen: „Man fürchtete sich, mich zu ihm zu führen; ich mußte ihn allein aufsuchen" (fast wörtlich so schon an den Fürsten Pückler).

[3]) Beethoven, 1770 geboren, war damals fast vierzig Jahre alt.

[4]) Nußbaumer, ein junger Tiroler (nicht Schwabe, wie ihn Bettina in einem Briefe an Goethe nennt), „die personifizierte Volksromanze", wie sie ihn ebenda charakterisiert

Digitized by Google

Erscheinung bedeutend und herrlich. Dazu kommt noch, daß er sehr hartnäckig ist und beinahe gar nichts sieht. Wenn er aber gerade komponiert hat, so ist er ganz taub und seine Augen sind verwirrt im Blicke auf das Äußere: das kommt daher, weil die ganze Harmonie sich in seinem Hirne fortbewegt und er nur auf diese seine Sinne richten kann; das also, was ihn mit der Welt in Verbindung hält (das Gesicht und Gehör), ist ganz abgeschnitten, so daß er in der tiefsten Einsamkeit lebt. Wenn man zuweilen lange mit ihm spricht und auf eine Antwort wartet, so bricht er plötzlich in Töne aus, zieht sein Notenpapier hervor und schreibt. Er machts nicht wie der Kapellmeister Winter,[1]) der hinschreibt, was ihm zuerst einfiel; er macht erst großen Plan und richtet seine Musik in eine gewisse Form, nach welcher er nachher arbeitet.

Er kam diese letzten Tage, die ich noch in Wien zubrachte, alle Abend zu mir, gab mir Lieder von Goethe, die er komponiert hatte,[2]) und bat mich, ihm zum wenigsten alle Monate einmal zu schreiben, weil er außer mir keinen Freund habe.

Warum ich Ihnen nun dies alles so umständlich schreibe? weil ich erstens glaube, daß Sie wie ich Sinn und Verehrung für ein solches Gemüt haben, zweitens weil ich weiß, wie unrecht man ihm tut, gerade weil man zu klein ist, ihn zu begreifen, so kann ichs nicht lassen, ihn ganz, wie er mir ist, darzustellen. Noch obendrein sorgt er mit der größten Güte für alle, die sich ihm in bezug auf Musik vertrauen: der geringste Anfänger darf sich ihm vertrauensvoll überlassen; er wird nicht müde, Rat und Beistand zu leisten, dieser Mann, der es nicht einmal über sich gewinnen kann, eine Stunde seiner Freiheit abzuzwacken."

Dieser Bericht, der im ganzen und in allen Einzelheiten den Stempel der Wahrheit an der Stirn trägt, mutet ganz anders an als Bettinens phantastische Dichtungen an Goethe und den Fürsten Pückler. Ein gewisser Realismus der Beobachtung und Schilderung, wie er sich in der Beschreibung des Zimmers und der kleinen Menschlichkeiten des Meisters zeigt, wirkt wohltuend gegenüber dem poetischen Kothurn, auf dem die beiden andern Schilderungen einhergehen. Ein treues Abbild der Wirklichkeit im Gegensatz zu diesen

---

hat, gehörte zu Savignys engerem Schülerkreis in Landshut. In einem ungedruckten Briefe (Landshut, 1. September 1810; in Varnhagens Nachlaß) schreibt er an Bettina in bezug auf obige Stelle: „Zwar habe ich noch nie Mangel gelitten, allein es tritt bald ein Umstand ein, der mich auf einer schwachen Seite packt, und der ist: Meine Wäsche fängt an zu zerreissen und ich habe kein Geld, mir neue anzuschaffen. Auch mein Überrock, den ich mir im Frühjahr wenden ließ, hat nun keine schönere Seite mehr, um ihn noch einmal wenden zu können. Es fällt mir zwar sehr oft der Beethoven ein, wenn ich mich so betrachte: aber es will doch nicht gehen, meine Eitelkeit ist zu groß, als daß ich imstande wäre, mich über dieses hinauszusetzen."

[1]) Bei dem Kapellmeister Peter von Winter, dem Komponisten des „Unterbrochenen Opferfestes", hatte Bettina während ihres längeren Münchener Aufenthalts Gesangunterricht gehabt; in ihren Briefen an Arnim gedenkt sie seiner häufig.

[2]) „Wonne der Wehmut", „Sehnsucht" und „Mit einem gemalten Band" (op. 83).

Digitized by Google

ist sicherlich auch das völlige Fehlen theoretischer und überhaupt längerer Auslassungen und Reden: Beethoven erscheint, wie auch sonst in so vielen Schilderungen persönlicher Besucher, schüchtern, verlegen, wortkarg trotz des herzlichen Vertrauens, das er offenbar rasch zu seiner schönen und liebenswürdigen Besucherin gefaßt hatte. Man spricht lange mit ihm und muß dabei öfters auf eine Antwort warten, berichtet Bettina hier: in ihren sonstigen Berichten ist es umgekehrt Beethoven, der lange, wohlgesetzte Reden hält und die Besucherin nur als willkommenes Sprachrohr seiner ekstatischen Gedanken benutzt. Wo hier Wahrheit, wo Dichtung ist, kann keinen Augenblick zweifelhaft sein. Alle Einzelzüge in diesem Briefe sind menschlicher, einfacher, schlichter, darum schon allein wahrhafter als dort. Ich stehe nicht an, in ihm einen der wertvollsten Berichte zu sehen, die wir überhaupt über Beethovens Persönlichkeit von Zeitgenossen besitzen, die ihn aus eigener Anschauung kannten und bedeutend genug waren, ihm im innersten kongenial zu sein.

Wer war nun der Adressat dieses Briefes? Und aus welcher Zeit stammt er? Eine sichere Beantwortung dieser Fragen, soweit sie möglich ist, wird erst imstande sein, uns dem unsicheren Boden, auf dem wir uns bei Bettinen ja nun einmal immer bewegen, zu entführen und die weitgehende Bedeutung des Berichts ins rechte Licht zu setzen.

Der Artikel der „Gartenlaube", der anonym erschienen ist, war von „einem Verwandten des im Jahre 1857 verstorbenen königlich bayerischen Appellrats Dr. A... B..." der Redaktion mitgeteilt worden, nach dessen Angabe er „aus dessen handschriftlich hinterlassenen Jugenderinnerungen" stammte. Auf eine an die Redaktion der „Gartenlaube" gerichtete Anfrage nach dem Verfasser dieses Artikels erhielt ich die Auskunft, daß der Name sich aus den Geschäftspapieren leider nicht mehr feststellen lasse. Bei der hohen Stellung des nur mit den Anfangsbuchstaben seines Namens bezeichneten Berichterstatters mußte aber die Feststellung der Persönlichkeit auch ohne allzu große Mühe gelingen, eine Hoffnung, die mich nicht betrog. Herr Bibliothekar Dr. Erich Petzet in München hatte auf meine Bitte hin die große Freundlichkeit, die älteren Münchener Adreßbücher aus den fünfziger Jahren nachzusehen, und konnte aus ihnen sofort feststellen, daß ein pensionierter Appellrat Alois Bihler sich bis zum Jahrgang 1858 dort findet, der mit dem Jahrgang 1859 nicht mehr aufgeführt ist. Die volle Übereinstimmung der Jahreszahlen und der Anfangsbuchstaben des Namens zeigt, daß damit die gesuchte Persönlichkeit festgestellt ist, an die Bettinens Brief gerichtet ist. Die von Mederer und Permaneder bearbeiteten Annalen der Universität Landshut nennen 1812 als jungen Doktor Anton (so statt Alois, entweder irrtümlich oder als zweiter Vorname) Bihler aus Sonthofen im Allgäu. Der Zeit nach gehört der Brief ohne Zweifel ins Jahr 1810 und ist also nur wenige Wochen nach der bedeutungsvollen Zusammenkunft mit Beethoven geschrieben. Bettina befand sich damals zusammen mit Savignys in Bukowan in Böhmen, das ein Familiengut der Brentanos war.

Digitized by Google

Auch was sonst aus den Jugenderinnerungen Alois Bihlers in dem Artikel der „Gartenlaube" mitgeteilt wird, verdient eine Reproduktion, nicht nur weil es eine lebensvolle und charakteristische Schilderung der damaligen Bettina gibt, sondern auch weil es zum vollen Verständnis des Briefes selbst nicht unwichtig ist. Ich füge einige erklärende Anmerkungen gleich unter dem Texte bei.

„Ich war während meiner Universitätszeit zu Landshut im Familienkreis des mir unvergeßlichen Professors von Savigny eingeführt. Dort lernte ich dessen damals noch unverheiratete Schwägerin Bettina kennen.[1]) Gleich lebhafter Enthusiasmus für Musik bildete schnell den Angelpunkt unsrer Gespräche, und bald wurde an mich die schmeichelhafte Bitte gerichtet, die junge Dame in die Lehre der Harmonie einzuführen. Der brennende Eifer meiner interessanten Schülerin machte mir diese Aufgabe zum eigenen größten Vergnügen und wir studierten und komponierten nach Herzenslust und mit übereinstimmendem Geschmack.[2]) Einmal jedoch liefen unsere Ansichten weit auseinander. Bettina hatte nämlich die kühne Idee, eine Ouvertüre zu Faust komponieren zu wollen, und bestand darauf, hierbei der Trommel eine überragende Rolle anzuweisen, was ich begreiflicherweise nicht zugeben konnte, und so scheiterte das gewagte Projekt schon im Beginnen.[3]) Unwiderstehlich dagegen herrschte Bettina auf dem Gebiete des Gesanges. Hier entfaltete sie völlig ihre wunderbare Eigentümlichkeit. Selten wählte sie geschriebene Lieder,[4]) singend dichtete sie und dichtend sang sie mit prachtvoller Stimme eine Art Improvisation. So z. B. wußte sie in die einfach getragene Skala ebenso-

[1]) Gemeint ist sicher Bettinens zweiter längerer Aufenthalt in Landshut, der sich vom Anfang Oktober 1809 bis nach Ostern (22. April) 1810 erstreckte; dann reiste sie zusammen mit Savignys über Salzburg nach Wien.

[2]) Im März 1810 schrieb Bettina an Achim von Arnim von einem jungen „Musikkameraden", der ihr beim Niederschreiben ihrer Kompositionen behilflich sei (Steig, Achim von Arnim und die ihm nahestanden 2, 385): „Deine Furcht, daß der Notenschreiber Einfluß auf meine Musik habe, ist gegründet und auch nicht. Wir arbeiten nur alle Sonntagnachmittag zusammen: da trägt ein jeder herbei, was er die Woche durch gefunden hat. Er bringt mich in Takt, ich erweitere seine Melodien, er setzt mir einen reineren Baß, ich erfinde ihm die Gegenbewegung zu den Instrumenten. Wir sind oft entzückt über zwei bis drei Takte, die gelungen sind ... Es geht aber gewaltig langsam." Hier ist zweifellos kein anderer als Bihler gemeint.

[3]) An Arnim schreibt Bettina im Februar 1810 (ebenda 2, 380): „Ich komponiere jetzt fleißig an der Ouvertüre für Faust, wobei mir jemand aufschreiben hilft. Denn damit kann ich nicht recht fort, meine besten Gedanken gehen mir darüber zugrund; es macht mir ungemein viel Spaß, ein jeder neuer Gedanke macht mich glücklich. Wir sind dabei so lustig, daß während dem Aufschreiben immer gelacht wird und während dem Lachen immer komponiert. Sobald sie fertig ist, soll sie hier aufgeführt werden unter dem Namen irgendeines berühmten Komponisten: denn da wir mehrere verbotene Gänge drin gemacht, wobei wir nur probieren wollen, wie's gelingt, so darf's niemand wissen."

[4]) Bettina hat damals eine Reihe Lieder aus Arnims Roman „Gräfin Dolores" und den „König in Thule" komponiert; auch von eigenen Gedichten mit Komposition sprechen ihre gleichzeitigen Briefe an Arnim.

Digitized by Google

wohl als in die ihr momentan entquellenden Solfeggien eine Fülle der Empfindung und des Geistes zu legen, daß ich hingerissen ihrem schöpferischen Genius lauschte.

Da ich das Glück hatte, fast immer ihre musikalischen Gedanken zu verstehen und zu erraten, somit ihr auf dem Instrumente mit den richtigen Akkorden entgegenkam und sie nach ihrem Sinne weiter begleitete, erwarb ich mir immer ihre Zufriedenheit, endlich ihr freundschaftliches Wohlwollen, und sie erfreute mich später noch mit einigen Briefen, deren Thema ähnlich wie im mündlichen Verkehr fast ausschließend die Tonkunst bildete. Gewöhnlich saß Bettina während des Musizierens auf einem Schreibtische und sang von oben herab wie ein Cherub aus den Wolken.

Ihre ganze Erscheinung hatte etwas Besonderes. Von kleiner, zarter und höchst symmetrischer Gestalt, mit blassem, klarem Teint, weniger blendend schönen als interessanten Zügen, mit unergründlich dunkeln Augen und einem Reichtum langer, schwarzer Locken schien sie wirklich die ins Leben getretene Mignon oder das Original dazu gewesen zu sein. Abgeneigt modischem Wechsel und Flitter, trug sie fast immer ein schwarzseidenes, malerisch in offenen Falten herabfließendes Gewand, wobei nichts die Schlankheit ihrer feinen Taille bezeichnete als eine dicke weiße oder schwarze Kordel, deren Ende ähnlich wie an Pilgerkleidern lang herabhing.

Eines Abends, im Begriff zu einer Gesellschaft zu gehen, bemerkte sie erst, daß ihre Kleidung zu diesem Zwecke allzu abgetragen war. Augenblicklich entschlossen, ließ sie schwarzen Taffet holen, schnitt denselben in mehrere einfache, gerade Teile von verschiedener Länge, heftete diese Teile mit unzähligen Stecknadeln zusammen, gürtete sich mit der bekannten Kordel und besuchte auf solche Weise die Soiree, wobei die wenigsten ahnten, auf welche leichte Art das äußerst malerische Gewand zustande gekommen war. Fast immer traf sie der Eintretende auf niedrigen Fußbänken oder Fensternischen sitzend, bequem zusammengekauert, einen Band aus Goethes Werken auf dem Schoße haltend. Mit weiblichen Arbeiten scheint sie sich wenig befaßt zu haben. Wer diesem eigentümlichen Wesen jemals nahegetreten war, konnte es im Leben nicht mehr vergessen. Ihr reicher Geist, ihre sprudelnde Regsamkeit voll poetischer Glut und Phantasie, verbunden mit ungesuchter Anmut und grenzenloser Herzensgüte, machten sie im Umgang unwiderstehlich. Großmut, diese gemeinsame Eigenschaft genialer Naturen, trat auch bei ihr in glänzender Weise hervor. So brach sie einmal, da sie veranlaßt war, eine unbemittelte Person zu unterstützen, rasch eine Rolle Geldes mitten auseinander und reichte, ohne zu überlegen oder nachzuzählen, der Betreffenden die eine Hälfte dar."

Soweit Vihlers Erinnerungen, die uns Bettinen aufs lebendigste so vergegenwärtigen, wie sie kurz nach dieser Landshuter Zeit Beethoven gegenübertrat.

Vihlers Antwort auf Bettinens Brief, datiert aus Landshut vom 19. Juli 1810, ist in Varnhagens Nachlaß erhalten und sei hier mitgeteilt zu seiner

Digitized by Google

eigenen Charakteristik und als ein interessantes Dokument aus Bettinens Landshuter Lebenskreise, obwohl sie auf die Schilderung Beethovens nur ganz nebenbei eingeht, der ihn betreffende Teil des Briefes müßte uns denn mit dem nicht erhaltenen Schlusse verloren gegangen sein:

„Hochachtungswürdigste Bettine!

Dank, unendlichen Dank für Ihren Brief, auf den ich mit solcher Sehnsucht, wie die Israeliten auf das Manna in der Wüste, wartete. Ich kann es nicht bergen, daß ich oft eine kleine Eifersucht über Nußbaumer und Schenk usw. nicht unterdrücken konnte, wenn ich daran dachte, daß diese vor mir Briefe von Ihnen erhielten. — Nun bin ich aber ganz ruhig, da ich sehe, daß Sie in der Entfernung auch meiner noch gedenken; und somit erhalten auch Sie von mir den ersten Brief unsrer so oft verabredeten Correspondenz. Längst schon hätte ich Ihnen geschrieben, denn längst schon war mein Herz bedrängt von dem, was Sie jetzt lesen werden; aber noch wußte ich nicht, ob nicht etwa dieser Ton Sie beleidigen würde, in dem ich Ihnen jetzt erst so zu schreiben wage, nachdem Ihr Brief mich dazu ermunterte.

Wie ich lebe, kann ich Ihnen bald selbst nicht recht sagen; so sehr bin ich mir und meinen Freunden fremd. Wollen Sie sich nur an den Tag Ihrer Abreise von hier erinnern (mir bleibt er ewig unvergeßlich) und Sie haben beynahe den Maaßstab gefunden, nach welchem Sie mein jetziges Leben bemessen können. Sie bemerken in einem Briefe an Nußbaumer, daß ich damals so traurig gewesen sey, wie es kaum eines Kristen Seele seyn könne; und wohl haben Sie recht, indem Sie dieses sagen. Ich gestehe es gern, daß ich keinen Moment meines Lebens weiß, in welchem ich so betrübt war wie damals. Ich schied öfters schon von Eltern, Geschwistern, Freunden und Verwandten; ich sah eine geliebte Schwester als Opfer ihrer Mutterpflicht in ihrer Blüthe dahin sterben; ich mußte einen Schwager verlieren, der lange schon unsere Stütze war und sie noch ferner gewesen wäre; — und doch war ich niemals so traurig, als beym Abschied von Ihnen und der eben so sehr verehrten Savigny'schen Familie. Der Gedanke, daß ich Sie nie wieder sehen werde, lag mit seiner ganzen Schwere mir auf der Seele, und ich wundre mich nicht, daß mir dies so begegnete, wenn ich daran denke, wie schwer alle andern Menschen, die Sie kennen lernten, sich von Ihnen trennten. War doch der Misanthrop Beethoven, durch Ihren Zauber begeistert, ein Philanthrop geworden. Was aber meine Lage ganz vorzüglich peinlich machte, war ein ganz besonderer Umstand, von dem ich Ihnen die Grundzüge um so mehr zeichnen muß, als gerade er es ist, der mir so äußerst wichtig ist, und von dem Sie mir den genügendsten Aufschluß geben können. — Ich war nemlich in den letztern Tagen Ihres Hierseyns mit der ganz besonderen Vorstellung behaftet, als müßte ich durch irgend Etwas so wohl Ihre als des ganzen Savigny'schen Hauses Achtung und Zutrauen verloren haben; denn aus aller Benehmen schien mir eine ganz besondere Gleichgültigkeit, ein ganz eigenes Mitleid über mich zu

Digitized by Google

sprechen, das ich hier weniger deutlich beschreiben kann, als es mir damals vorkam. Dieß hatte auf mich eine so außerordentliche Wirkung, daß ich nicht mehr wußte, wie ich mich gegen Sie alle zu benehmen habe, und meine Verlegenheit stieg so hoch, daß ich in derselben manche grobe Verstöße gegen feinere Lebensart machte, was mich natürlich nur immer noch verlegener machte. Wenn Sie mich damals nur ein wenig beobachtet haben, so muß dieß Ihnen sehr aufgefallen seyn. Und was ich that und sah, mußte mich in meiner sonderbaren Meinung bestärken. Stellen Sie sich also vor, wie verzweifelt meine Lage seyn mußte, da ich gerade das, um was ich am allermeisten buhlte, nemlich um Ihre Achtung, um Zutrauen, Offenheit, Aufrichtigkeit, Freundschaft, nicht nur nicht erreichte, sondern gerade das Gegentheil erzeugte. — Wie bedeutend mir dieß seyn mußte, werden Sie erst dann vollkommen begreifen, wenn Sie bedenken, daß gerade das Leben von Ihnen allen ich als das Ideal vorstellte, nach dem ich zu streben habe, wenn ich ein vollkommener Mensch werden wollte. — Und deßwegen mußte ich Sie grenzenlos verehren, deßwegen allein strebte ich nach Ihrem Beyfall und Zutrauen; deßwegen mußte ich Ihr Freund mehr seyn, als jemand es seyn kann; deßwegen hätte ich Ihnen alles geopfert, das äußerste gethan, deßwegen (Sie werden es kaum glauben können und doch ist es so) konnte nur in mir der geheime Wunsch entstehen, bey Ihrer Begleitung unglücklich vom Pferde zu stürzen, um mich rühmen zu können, in Ihrem letzten Dienste gestorben zu seyn!! — Bettine, weilen Sie hier in Gedanken auf meiner Lage, ich kann sie Ihnen nicht weiter fortzeichnen. — In diesem Verhältnisse, mit diesen Gesinnungen, mit diesem Herzen verkannt und von Menschen verkannt zu seyn, deren Beyfall ich um nichts zu theuer erkauft hätte, eben weil ich es der Mühe werth fand — hören Sie, dieß ist schrecklich — gewiß schrecklich!!! — Halten Sie es ja nicht für eine Unart, viel weniger für einen Vorwurf, wenn ich Ihnen diesen meinen Sturm schilderte. — Nein! — nur deßwegen theile ich Ihnen solche Empfindungen mit, weil ich weiß, daß es einen großen Theil Ihres Strebens nach Wahrheit ausmacht, das menschliche Herz in allen Situationen, nach allen Richtungen, wie es ohne Larve vor Ihnen steht, kennen zu lernen, weil ich wünsche, daß Sie mich ganz kennen lernen — weil ich wirklich verdiene, Ihr Freund zu seyn, mehr als Einer, der seine bessere Seite mehr hervor zu streichen versteht als ich. — Aber auch ich strebe nach Wahrheit, nach Weltweisheit und Menschenkenntnis, und eben deßwegen muß ich Sie um der Wahrheit willen ersuchen, mir über diesen Punkt Ihre Ansichten unentstellt mitzutheilen, weil gerade Sie es sind, die mir hierüber am meisten Aufschluß geben können. — Sie werden dadurch mich reicher machen, als Sie sich vorstellen werden. Klarheit und Deutlichkeit können wir nur dann von dem Zustande unserer Seelen erhalten, wenn jeder sich selbst vorsichtig und unpartheyisch prüft und andere uns unentstellte data von sich mittheilt. — Zeigen Sie mir daher an, ob ich wirklich Ihren Beyfall durch etwas verlor, und wenn ich ihn verlor, wodurch, u. s. f. Denn nur hiedurch werde ich innen, ob meine Beobachtungen und Vorstel-

Digitized by Google

lungen richtig waren, ob ich recht folgerte oder nicht; und nur wenn ich dieß weiß, kann ich mit mir selbst in Harmonie kommen, meine Fehler bessern und zum bessern fortschreiten. Oft war ich gefaßt, freymüthig hierüber mit Ihnen zu sprechen, aber eben so oft hielt mich wieder etwas zurück. — Tief verschloß ich daher meinen Kummer in mir und beschloß auszuhalten, was da kommen würde; einmal, dachte ich, müßte die Wahrheit doch rein auftreten, wie sie ist, einmal müßte sie doch siegen; und wenn ich nicht irre, so hat sie es schon gethan?! — In dieser Stimmung war ich Ihr Begleiter, in dieser Stimmung überreichte ich Ihnen die letzten Blümlein, die die Erde mir sparsam spendete — Und ich erhielt von Ihnen den 3fach ineinander geschlungenen Stock — dieser war mir alles, denn ich sah ihn als Zeichen meines Triumphs an — Sie hatten ihn für den Reisestock bestimmt, ..." [1])

Am 11. März 1811 heiratete Bettina Achim von Arnim. Schon am 10. Februar hatte ihr Beethoven in dem einzigen Briefe, der von den dreien echt ist, geschrieben: „Sie heiraten, liebe Bettine, oder es ist schon geschehen und ich habe Sie nicht einmal zuvor noch sehen können. So ströme denn alles Glück Ihnen und Ihrem Gatten zu, womit die Ehe die Ehelichen segnet!" Das Sonett, das er ihr zur Hochzeit gedichtet haben soll, das Robert Waldmüller nach dem in Joseph Joachims Besitz befindlichen vermeintlichen Original zuerst veröffentlichte, für dessen Echtheit noch neuere Forscher vergeblich eine Lanze gebrochen haben, ist ohne allen Zweifel ebenso apokryph wie der erste und dritte Brief des Meisters. Das Original, das ich durch die Güte von Joachims Sohn selbst zur Prüfung in Händen gehabt habe, lehrt auf den ersten Blick, daß kein Buchstabe der Handschrift von Beethoven geschrieben ist, und das schwächliche Sonett selbst ist schwerlich echter als die Handschrift.

So blieb Bettina in Beethovens Dasein ein freundlich vorüberschwebender lichter Engel, der ihm unendliche Sehnsucht zurückließ: ihn selbst aber hob ihre dichterische Begeisterung mit hinauf in ihr ewiges Phantasiereich und gesellte ihn dort brüderlich dem Größten, den sie unter den Menschen gekannt und geliebt hatte, Goethe.

---

[1]) Der Schluß scheint zu fehlen.

Digitized by Google

Der Chauvinismus als eine der Hauptursachen des Weltkrieges

Januar 1918

Von

Freiherrn v. Macchio, k. u. k. Wirkl. Geh. Rat und Botschafter a. D.

Weltkatastrophen wie der jetzige Krieg werden nicht aus einzelnen, wenn auch noch so erschütternden, nervenaufpeitschenden Ereignissen geboren.

Dies lehrt uns ein selbst oberflächlicher Blick auf die Geschichte aller Zeiten und Völker.

Die Menschen, und seien es selbst die Bedeutendsten, sind nur Handlanger am Webstuhl der historischen Entwicklung, welche sich in unerbittlicher Folgerichtigkeit vollzieht und den aus ungezählten Einzelzügen und zusammenwirkenden Umständen sich bildenden Werdegang des staatlichen Lebens der Generationen darstellt.

Es wäre daher auch in diesem Falle verfehlt, wollte man es sich an den zutage liegenden letzten Anlässen dieser die Welt durchzitternden Kraftprobe genügen lassen, wie es unsere Feinde in dem begreiflichen Bestreben tun, dadurch die eigentlichen Ursachen zu verschleiern und so die immer wieder aufgetischte Fabel von den aggressiven Absichten Deutschlands und der österreichisch-ungarischen Monarchie scheinbar zu akkreditieren.

Eine solche Methode mag in der Zeit der Kabinettskriege noch hingegangen sein, wo tatsächlich oft persönliche Gegnerschaften, kleinliche Streitigkeiten, dynastische Rücksichten und Erbschaftsfragen zur bewaffneten Entscheidung durch die damals kleinen, geworbenen Heere führten.

Diese Zeiten sind vorüber; jetzt, wo nicht einzelne Kasten, sondern ganze Völker die Last des Krieges an der Front und im Hinterlande tragen, genügen solche Momente nicht mehr, um die Nationen zu entflammen, den Gedanken von der Unabweislichkeit kriegerischer Auseinandersetzung in die Massen zu tragen und sie mit jenen ethischen Potenzen zu durchdringen, welche sie befähigen, jahrelang mit gleicher Zähigkeit und unbeugsamem Mute den Schrecken des modernen Krieges zu trotzen.

Man muß also tiefer schürfen, um diesem Problem auf den Grund zu kommen und die wahren, aus der Entwicklung der einzelnen Staaten sich ergebenden Ursachen für diese Erscheinung kennenzulernen. Dabei wird sich insbesondere zeigen, in welch bedeutendem Maße die äußere Politik eines Staates das Widerspiel der inneren ist, deren Richtung und Schwierigkeiten das Verhältnis zu anderen Staaten beeinflussen und schließlich im kriegerischen Zusammenstoße ein erwünschtes Ventil für unlösliche Situationen finden.

Wenn ich nach diesem Grundsatze die Verhältnisse bei unseren Haupt-

Digitized by Google

gegnern, wie sie sich bei Beginn des Krieges darstellten, einer kurzen Betrachtung unterziehe, so beginne ich mit Rußland, als dem Lande, welches für Österreich-Ungarn das meiste Interesse erweckt und schon deshalb an erster Stelle genannt zu werden verdient, da es ja den eigentlichen Anstoß zur Eröffnung der Feindseligkeiten gab.

Seit seiner Konstituierung als riesenhafter Kontinentalstaat durch Unterjochung einer Reihe meist disparater Völkerschaften ist Rußland von dem Triebe, ans Meer zu gelangen, beherrscht, ein Bestreben, welches unter der Formel der Eroberung Konstantinopels allmählich jedem Russen mundgerecht gemacht wurde.

Einem solchen Unternehmen standen alle Staaten im Wege, welchen die Erhaltung eines gewissen Gleichgewichts in Europa am Herzen lag.

Es mußten also die slawischen Balkanvölker geködert und überhaupt den Slawen, welche außerhalb des russischen Staatsverbandes lebten, eine große Idee geschaffen werden, die ihnen in Rußland den Hort ihrer geheimsten, entferntesten nationalen Träume zeigte. Aus derlei Konsiderationen mag sich die panslawistische Weltanschauung entwickelt haben, die, zeitweisen Erfordernissen nachgebend, auch im Gewande des Panrussentums und zuletzt des Neoslawismus auftrat.

Es liegt auf der Hand, daß eine solche Theorie als Staatsidee des russischen Kolosses seit Dezennien eine Bedrohung der österreichisch-ungarischen Monarchie involvierte, da in derselben nicht nur das slawische Volkselement in relativer Majorität ist, sondern da sie auch schon aus wirtschaftlichen Gründen ein gutes Verhältnis mit den slawischen Balkanstaaten zu pflegen berufen ist.

Je nach vorübergehenden Strömungen trat wohl der panslawistische Drang zurück, wenn die nichts weniger als segensreichen Regierungsmethoden der zaristischen Autokratie Zustände zeitigten, welche ein besseres Verhältnis zu den Nachbarländern unabweislich machten.

Revolutionäre Bewegungen, solange man mit ihnen fertig zu werden hoffte, legten der aggressiven Außenpolitik des Panslawismus einen Zügel an. Ja es war ein Moment, wo man glaubte, im fernen Osten diejenige Ablenkung für subversive Kräfte zu finden, welche zugleich das Schwergewicht der russischen Expansion hätten nach Asien verlegen und die immerhin schwierigeren Ziele des Allrussentums auf bessere Zeiten vertagen können.

Diese Konzeption führte zur leichtsinnigen Provozierung des japanischen Krieges und zu jener Reihe von Niederlagen, welche Rußland auf absehbare Zeit Ostasien versperrten und ihm neuerlich, mit doppelter Intensität, die Wiederaufnahme der panslawistischen Pläne empfahlen. Seit dieser Zeit wuchs die Gefahr für Österreich-Ungarn von Jahr zu Jahr, man erkannte hier längst den wahren Feind, denn daß zunächst das kleine Serbien als Exponent seines großen Protektors vorgeschoben wurde, war ein geschickter, taktischer Schachzug, aber nur ein Detail.

Der Panslawismus hatte auch den Chauvinismus großgezogen, man

Digitized by Google

fühlte sich in Rußland bereits mächtig genug, um den Blick für die Existenzbedingungen anderer Staaten zu verlieren, um es für möglich zu halten, daß Serbien allein — und erst recht das durch die Balkankriege vergrößerte — vielleicht genügen würde, die Donaumonarchie zu zermürben und so Rußland die große Abrechnung zu ersparen!

Als Serbien immer unverhüllter die Südslawen in der Monarchie aufzuwiegeln versuchte, als Rußland mit erstaunlicher Unverfrorenheit seine Agenten nach Galizien und selbst nach Ungarn sandte, da war der Moment gekommen, wo in Österreich-Ungarn trotz seiner weltbekannten Friedensliebe der Selbsterhaltungstrieb zu Worte kommen mußte.

Die hier zusammengefaßten Daten über die seit Dezennien befolgte russische Politik beweisen, daß auf dieser Seite der in den Dienst des Panslawismus getretene Chauvinismus zum Kriege führen mußte, übrigens sind diese Daten so allgemein bekannt, daß nur der perfideste böse Wille und eine leider oft zutreffende Spekulation auf das kurze Gedächtnis der Welt daraus die alte Erzählung vom Ausbreitungsdrang der Monarchie ableiten kann.

Österreich-Ungarn war eben vor dem Kriege das Aschenbrödel Europas. Seine fast sprichwörtliche Friedfertigkeit nach außen, seine temperamentvollen parlamentarischen Kämpfe im Innern, sein übertriebener Hang zur beißenden Selbstkritik und sein Behagen, das Dornröschen inmitten der sich kreuzenden Weltinteressen zu spielen, hatten dazu beigetragen, es zu unterschätzen und von vornherein in allen Dingen seine Nachsicht vorauszusetzen. Zugleich aber wurden ihm mit zynischer Insistenz die weitausgreifendsten Pläne in die Schuhe geschoben, meist um die eigenen besser zu verbergen, und dessen Jesuitismus und Machiavellismus fortgesetzt gegeißelt, um den der anderen vergessen zu machen.

Am Ende dieser Gedankenreihe lagen dann auch die Ermutigungen begründet, welche Rußlands Verhalten von seiten der Westmächte zuteil wurden und welche über die Bundespflicht hinaus, insbesondere was England betrifft, den russischen Tatendrang stählten bzw. der Täuschung des Zaren Vorschub leisteten.

Was konnte aber die Westmächte zu diesem gefährlichen Spiele verleiten? Es war auch hier wieder der mächtig in die Halme geschossene Chauvinismus, genährt an zwei als sakrosankt geltenden Schlagworten — dem Revanchegedanken in Frankreich — dem Weltimperialismus in England.

Der französische Chauvinismus ist eine Pflanze, die schon im gallischen Hahn einen treffenden Ausdruck findet. Er wurde seit Jahrhunderten gehegt und gepflegt und war schon zuzeiten des roi soleil, in das bestechende Mäntelchen der Gloire gekleidet, eine willkommene Beschönigung für Mißwirtschaft im Innern und frevelhafte Übergriffe nach außen.

Später wurde der große Napoleon der Abgott des Chauvinismus, und die Regierung seines kleinen Neffen, insbesondere der Deutsch-Französische Krieg, sind geradezu Schulbeispiele dafür, wie ein schwaches Regiment sich dieses Phantoms einer eiteln Rasse bediente, um es in Tätigkeit zu setzen, wo andere

Digitized by Google

Hilfsmittel der Regierungsweisheit verſagten. Seit 1871 trat nun die tief die franzöſiſche Seele durchwühlende Revancheidee hinzu, deren gerade die republikaniſche, demokratiſche Regierung noch mehr als die monarchiſche bedurfte, um jeweilig innere Gegenſätze zu überbrücken und zu verhindern, daß ſie nicht zum Aktionsmittel etwaiger Reſtaurationsgelüſte werden. Wir ſehen daher auch, wie es Deutſchland nie gelang, vertrauensvollere Beziehungen herzuſtellen, ſo oft auch die Anſätze hierzu gelegt wurden. Jedesmal, wenn, beſonders auch in letzter Zeit, der Gedanke an die Revanche für ſchließlich längſt verſchmerzte und mehrenteils deutſche Länder im Großteil der der Gegenwart lebenden Franzoſen zu verblaſſen begann, waren es politiſche Erwägungen, die denſelben immer wieder zum Leben zu erwecken wußten; was er jetzt für Orgien des Wahnwitzes in den überhitzten Köpfen zeitigt, daran brauche ich nicht zu erinnern.

Der Revanchegedanke iſt aber auch der Vater des Zweibundes mit Rußland und, was Frankreich betrifft, der Entente cordiale mit England, kurz, man kann ſagen ein Axiom, das die franzöſiſche innere und äußere Politik, offen oder verſteckt, ſeit 1871 wie eine Wahnvorſtellung beherrſchte. Iſt es da zu verwundern, wenn man dort mit langer Hand, noch dazu die vermeintliche Widerſtandsunfähigkeit der Donaumonarchie in Rechnung ſtellend, eine möglichſt günſtige Konſtellation zu ſchaffen ſuchte, um die Republik auf der durchgeführten Revanche um ſo ſolider aufzubauen. Alſo das Muſterbild des Eroberungskrieges, wenn man dafür auch neueſtens das originelle Wort der Desannexion erfunden hat!

Und England?

Der engliſche Chauvinismus heißt Imperialismus, das Weltherrſchaftsprinzip zur See, um welches es jahrhundertelang Kriege, bis zuletzt mit ſeinem jetzigen Buſenfreund Frankreich, führte. Es iſt ja gewiß bitter, daß England im Momente, als es dieſe Alleinherrſchaft geſichert glaubte und ſich daran machte, ſie wie der alternde Kaufmann im ſtolzen Gefühle ſeines Reichtums behäbig zu genießen, ſie plötzlich durch einen über Nacht erwachſenen, mächtig vorſchreitenden, jugendlich unermüdlichen, erfindungsreichen Konkurrenten — das neu geeinte Deutſche Reich — bedroht fühlte. Statt ſeine eigenen wirtſchaftlichen Anſtrengungen zu verdoppeln, gedachte es der bekannten Maxime des divide et impera, die man auch ſtets dem alten, vormärzlichen Öſterreich in die Schuhe ſchob, die aber England mit Meiſterſchaft längſt anzuwenden wußte. Es mobiliſierte nach und nach mit der ihm eigenen Zähigkeit durch ein Netz von Verträgen die halbe Welt gegen den Störenfried, der ſich vermeſſen hatte, die Freiheit der Meere wörtlich zu nehmen, es blies in die Flammen, als dieſelben am europäiſchen Himmel emporzuzüngeln begannen, denn es konnte ihm nur recht ſein, die Feſtlandsmächte, Freund und Feind, ſich ſchwächen zu ſehen und das verhaßte Deutſchland durch andere vernichten zu laſſen. Wer weiß, wie weit der engliſche Chauvinismus, am kalten Egoismus des Inſulaners gemeſſen, ſich abgekühlt hätte, wäre es vorauszuſehen geweſen, daß durch die

Digitized by Google

allgemeine Wehrpflicht multiplizierte englische Heere, und nicht nur Vasallentruppen, die furchtbarsten Blutopfer für diese Idee bringen müßten.

Es ist da begreiflich, daß es den Gedanken nicht aufkommen lassen möchte, gerade seine zynische politische Berechnung habe am meisten dazu beigetragen, um den Chauvinismus seiner Genossen fortwährend zu beleben und ihn zur bewaffneten Explosion zu bringen.

Kommen wir zu Italien. Da sehen wir den Irredentismus, einen minderwertigen Bruder der Revancheidee, der, seit Jahren und Jahren warm gehalten, den Heilkünstlern der politischen Ränke dazu dienen mußte, ausgespielt zu werden, wenn andere Mittel nicht mehr verfingen, den Staatskarren in Gang zu erhalten.

Diese Art Chauvinismus, ebenso wie der Rumäniens, erscheint um so verwerflicher, als er unter dem Deckmantel eines politischen Freundschaftsbündnisses gepflegt wurde und die begehrlichen Blicke auf Gebiete heftete, die ihm niemals untertan waren. Dieser Chauvinismus schärfte seine Waffen im verborgenen, um den günstigsten Moment für den Todesstoß zu erlauern, gottlob vergebens.

Schließlich zeigt sich eine verwandte Pflanze im Panamerikanismus, der in Wilson seinen phantastischen Repräsentanten fand. Er will die Suprematie Amerikas auf dem Ruin der Staaten Europas begründen!

Die Existenz all dieser Bewegungen und Strömungen der uns feindlichen Mächte, deren seit Jahrzehnten betriebene Ausnützung und Förderung sind Tatsachen, die leugnen zu wollen kindisch wäre. Sie repräsentieren Kräfte, welche im geeigneten Augenblicke zu entfesseln zu den Hauptbestrebungen der feindlichen Staatskunst gehörte. Sie sollten stark genug sein, um ganze Völker zu dem Vernichtungskriege zu begeistern, der schließlich unternommen wurde, um die im Innern der verschiedenen Staaten wirksamen Gegensätze zu paralysieren und auf Kosten anderer Völker und Staaten unter dem heuchlerischen Schlagworte des Schutzes der kleinen Nationen sich nach außen auswirken zu lassen.

Ich glaube, wir können jetzt schon ruhig behaupten, daß diese weit angelegte Verschwörung zuschanden geworden. Sie hat im Block des Vierbundes Gegner gefunden, die sich zusammentaten auf Tod und Leben, die erkannten, daß es ums Ganze geht, die gerade darin ihre Minderzahl auszugleichen wußten, daß ihre Völker bis zum letzten Mann von der Überzeugung durchdrungen waren, es gelte ihre Existenz, nicht nur ihre politische, sondern auch ihre wirtschaftliche und kulturelle, gegen jene sonderbaren Kulturträger zu verteidigen.

Damit hatten unsere Feinde nicht gerechnet, daß die moralischen Qualitäten des ganzen Volkes heutzutage in ganz anderer Weise sich zur Geltung bringen, wenn es sich um den Schutz der Scholle und der Familie, als wenn es sich nur um noch so buntschillernde Schlagworte handelt, für die man ja recht gerne demonstriert, für deren vage, dem einzelnen wenig faßbare Errungenschaften man aber schließlich doch nicht alles zu opfern bereit ist.

Digitized by Google

Londoner Präludien zum Wiener Kongreß

(Geheime Berichte Metternichs an Kaiser Franz)

Von

August Fournier[1])

In öffentlichen Blättern hat schon des öfteren die Anschauung Platz gefunden, der große Krieg könne nicht anders als auf einem Kongreß beendet werden; und da es dann Europa neu zu ordnen gelten werde, müsse ganz besonders auf das Beispiel des Wiener Kongresses von 1814 und 1815 hingewiesen werden, wo gleichfalls der durch Napoleons I. Eroberungsdrang aus den Fugen gebrachte Erdteil aufs neue eingerichtet und für eine längere Friedensdauer instand gesetzt wurde. Der Schreiber dieser Zeilen, von dessen wissenschaftlichem Interesse an diesem historischen Prozeß man Kunde haben mochte, wurde von verschiedenen Seiten — auch von allenfalls beteiligten Personen — um Literatur über den Hergang von damals angegangen, da es ja, wie man meinte, ungefähr ebenso sein werde: es werde wieder eine belgische, polnische, italienische und andere Fragen geben, genau wie vor hundert Jahren. Dieser Idee, den Frieden auf einem Kongreß zu schließen, ist dann aber von sehr beachtenswerter Seite und mit guten Gründen widersprochen worden. Und den Wiener Kongreß sollte man sich am wenigsten zum Vorbild nehmen. Denn abgesehen davon, daß er ganz formlos verlief, in seinem Plenum gar nicht eröffnet wurde und schließlich nach Monaten steter Kriegsgefahr in einigen Komitees seine Beschlüsse faßte, war er vor allem gar kein Friedenskongreß, denn der Friede war schon ein viertel Jahr zuvor, in Paris, zwischen den kriegführenden Staaten, Frankreich auf der einen, Rußland, Österreich, England und Preußen mit ihrem Anhang auf der anderen Seite, geschlossen worden. Nur die dort und damals noch nicht entschiedenen allgemein europäischen Fragen: was mit gewissen, Napoleon abgewonnenen

[1]) Gedrucktes Quellenmaterial zur Kenntnis der hier behandelten geschichtlichen Vorgänge findet sich bei d'Angeberg, „Le congrès de Vienne", I., in Martens „Traités conclus par la Russie", in Graf Münsters Briefen aus Paris an den Prinzregenten Georg von England (die nur in der englischen Ausgabe, „Political sketches of the States of Europe from 1814 to 1867", Edinburgh 1868, enthalten sind), in der Korrespondenz Alexanders I. mit seiner Schwester Katharina (worin auch Aufzeichnungen der Fürstin Lieven), in Wilh. v. Humboldts Briefen an seine Frau („Wilhelm und Karoline von Humboldt in ihren Briefen", Band IV), in den Schreiben Karl Augusts von Weimar an die Herzogin bei Egloffstein, „Karl Augusts Reise nach Paris und England 1814" (Deutsche Rundschau 1908), in Briefen E. A. v. Staegemanns bei Olfers, „Ein Lebenslauf", in Montgelas' Denkwürdigkeiten und in meiner Abhandlung „Zur Vorgeschichte des Wiener Kongresses" (Historische Studien und Skizzen, II). Was hier an Ungedrucktem geboten wird, stammt aus dem Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv.

Digitized by Google

Ländern zu geschehen habe, was aus dem von ihm 1807 und 1809 aus preußischen und österreichischen Anteilen des alten Polens gegründeten Herzogtum Warschau, was mit dem eroberten Königreich Sachsen werden solle, welche Gestalt Deutschland, Italien, die Niederlande, die Schweiz zu erhalten hätten, sollten auf einem „allgemeinen Kongreß" in Wien ins reine gebracht werden.[1])

In Wien, weil die alliierten Monarchen Rußlands und Preußens, Zar Alexander I. und König Friedrich Wilhelm III., bereits nach der siegreichen Schlacht bei Leipzig dem verbündeten Kaiser Franz I. von Österreich ihren Besuch nach Friedensschluß in Aussicht gestellt hatten. Mit diesem Fürstenbesuch sollten die Geschäfte der ihre Herren begleitenden Minister verbunden werden, die man durch die Anwesenheit und den persönlichen Verkehr der Souveräne rascher und leichter erledigen zu können hoffte. Man faßte allgemein die Dauer von höchstens acht Wochen für sie ins Auge. Die förmlichen Beratungen des Kongresses sollten im August stattfinden. Denn im letzten Artikel des Pariser Friedens vom 30. Mai 1814 hieß es: „Binnen zwei Monaten werden die Mächte, die an dem Kriege von der einen oder anderen Seite teilgenommen haben, ihre Bevollmächtigten nach Wien entsenden, um dort, auf einem allgemeinen Kongreß, jene Anordnungen zu treffen, die die Bestimmungen des gegenwärtigen Vertrags ergänzen sollen." Der Juni war für einen Besuch der alliierten Monarchen bei dem vierten Verbündeten, dem Prinzregenten, späteren König Georg IV., in England bestimmt, wohin sich in der Tat in der ersten Juniwoche Alexander und Friedrich Wilhelm begaben, während Kaiser Franz nach Wien reiste, nachdem er sich dem Sendboten des Prinzregenten gegenüber mit Unruhen in Italien entschuldigt hatte, die seine Anwesenheit in seinem Reich erforderten. Andere meinten, er habe gefürchtet, in London vom Volke nicht ebenso beifällig empfangen zu werden wie Alexander und der Preußenkönig, und wieder andere, er habe die Überfahrt gescheut. Wie dem auch sei, der Kaiser von Österreich ließ seinen Minister Metternich nach England gehen, damit er dort seine Abwesenheit rechtfertige und ihn in den Geschäften vertrete.[2])

Und an Geschäften fehlte es nicht. Ein Artikel des Pariser Friedens-

---

[1]) Wilhelm v. Humboldt war, wie Gentz, gegen die Kongreßidee gewesen, weil man auf einem Kongreß auch Unberufenen Zugang gewähren müsse. Man habe sich, schreibt er später aus Wien an seine Frau, „durch die Unvorsichtigkeit im Pariser Frieden, einen Kongreß hierher einzuberufen, eine ganz unnütze Not von Formen auf den Hals geladen, die keineswegs gleichgültig ist, da Frankreich und Spanien, die sonst nichts zu tun haben, ewig damit treiben und quälen. Frankreich hat natürlich noch die Nebenabsicht, immer zu suchen, unter dem Vorwand des Kongresses Hand in die Dinge zu bekommen, die evident nur der Entscheidung der anderen Mächte vorbehalten bleiben müssen." (Wilhelm und Karoline v. Humboldt, IV, 398.)

[2]) „Ich hätte gewünscht, daß der Kaiser, welcher durch den Prinz-Regenten auf den Knien gebeten wurde (dieses ist sein eigener Ausdruck), auf einige Tage nach England zu reisen sich entschlossen hätte. Die Sache war aber nicht zu erreichen." Metternich an Staatsrat v. Hudelist in Wien, 24. Mai 1814 (Wiener Staatsarchiv).

Digitized by Google

instrumentes hatte festgesetzt, daß die vier alliierten Mächte sich über die Basis der Unterhandlungen auf dem Kongreß vorher einigen und sie dann mit dem Gewicht ihrer Macht zur Geltung bringen sollten. Diese Basis meinte nun Metternich in London gewinnen zu können, damit der Kongreß sie nur noch anzunehmen hätte.[1]) Dazu gehörte notwendig die Übereinstimmung in einer besonders wichtigen, ganz Europa höchlich interessierenden Angelegenheit, über die es bisher noch nicht einmal zu einer formellen Verhandlung gekommen war: in der polnischen Frage, d. h. in der Frage nach dem künftigen Schicksal des Herzogtums Warschau. Seinerzeit, 1813, als sich durch den Beitritt Österreichs die große Koalition der Freiheitskriege zusammenschloß, hatte Metternich es unterlassen, diesen Beitritt an die Bedingung eines bindenden Vertrags hierüber zu knüpfen, obgleich ihm längst bekannt war, daß der Zar das von seinen Truppen besetzte polnische Land, mit bloßer Ausnahme eines an Preußen abzutretenden Striches, der Schlesien mit Ostpreußen verband, an sich bringen und es als „Königreich Polen" in Personalunion mit Rußland beherrschen wollte. Damals begnügte sich Metternich mit der schriftlich niedergelegten Übereinkunft, man werde sich über die Zukunft des Herzogtums schon gütlich verständigen. Später freilich, als während des Winterfeldzugs nach Frankreich Mißstimmung zwischen ihm und Alexander I. entstanden war, hätte er gerne das Versäumnis gutgemacht; aber da wich der Zar allen Vorschlägen zu Verhandlungen über die polnische Frage aus und erklärte sich erst nach Abschluß des Pariser Friedens dazu bereit, nicht ohne das ganze Land für sich allein zu fordern und Preußen noch weniger davon zu überlassen, als er ihm bei Besprechungen in Basel bereits zugestanden hatte (die Linie Thorn—Warthe). Österreich, das er mit seinen Entschädigungen an Italien verwies, ließ er fast gar nichts übrig. Dieses forderte aber kategorisch die Gebiete von Krakau und Zamosc mit zusammen 264 000 Seelen zurück, da es in der russischen Besitzergreifung Krakaus eine überaus gefährliche Bedrohung erblickte, und protestierte auch gegen ein „Königreich Polen", das für Galizien sicher eine werbende Anziehungskraft besaß. Demgegenüber bestand jedoch Alexander gerade auf Krakau, der alten Krönungsstadt der Könige von Polen, die nicht in fremde Hände fallen dürfe, wenn es mit dem „Königreich" ernst würde, wozu er sich in Paris Kosciusko und anderen Polen gegenüber verpflichtet hatte.[2])

---

[1]) „Mit Anfang August," hatte er a. a. O. an Hudelist geschrieben, „wird der Kongreß in Wien eröffnet. Da wir uns in der Zwischenzeit — insoferne es nicht bereits geschehen ist — mit den deutschen Fürsten einverstehen werden und unsere Ausgleichung unter den Großen in England definitiv stattfinden wird, so wird dieser Kongreß weniger zum Negotiiren als zum Unterfertigen bestimmt sein und sich in der ersten Hinsicht hauptsächlich auf die Erwägung einiger durch ganz Europa laufender gesellschaftlicher Fragen beschränken, z. B. die Untertansverhältnisse, welche durch die französische Gesetzgebung gänzlich verrückt wurden, die Aufstellung liberaler Grundsätze für die Schiffahrt der Flüsse u. A."

[2]) Alexander hatte damals noch die Absicht, auch die polnischen Lande, die Rußland von den früheren Teilungen her besaß, in dem neuen Königreich aufgehen zu lassen

Digitized by Google

Dieses überaus schwierige Problem jetzt, noch in der französischen Hauptstadt binnen wenig Stunden zu lösen, erschien Metternich höchst bedenklich, und er verschob nun seinerseits dessen Erörterung nach London, wo man, wie er meinte, mehr Zeit und günstigere Umstände dazu finden würde.[1]) In der Tat waren dort der Prinzregent und sein Staatssekretär des Äußern, Lord Castlereagh, keineswegs damit einverstanden, daß sich mit diesem reichen Landzuwachs ein russisches Übergewicht im Osten bilde, nachdem man eben erst das im Westen beseitigt hatte und es seit Ludwigs XIV. Zeiten zu den Axiomen der britischen Politik gehörte, auf dem Kontinent möglichstes Gleichgewicht unter den Staaten aufrechtzuerhalten. Und auch Preußens Kanzler Hardenberg fürchtete die Ausbreitung des nordischen Nachbars nach Westen und fand Thorn, Kalisch und Czenstochau in russischen Händen ebenso bedenklich, wie Österreich Krakau, da sie, wie dieses, als Offensivpunkte galten. Hardenberg hatte gegen Ende April in Paris einen Plan zum „Arrangement Europas" entworfen und an die alliierten Mächte verteilt, demzufolge er für Preußen, außer ganz Sachsen und Gebieten am Rhein, auch noch reichlich polnisches Land beanspruchte, das er hoch bewertete: die Kreise von Bromberg, Plock, Posen, Kalisch, Czenstochau, Lelow, Pilica u. a., im ganzen 1 325 000 Seelen, die ehedem (1795—1807) preußisch gewesen waren. Für Rußland blieb dann, den für Österreich bestimmten Anteil (Krakau und Zamosc) abgerechnet, noch der respektable Besitz von 2 700 000 Seelen von Warschau übrig. Diesen Plan, dem Metternich zustimmte, nahmen die Minister nach London mit, um daraufhin dort die Angelegenheit zu ordnen. Und was sie dabei noch zu unterstützen schien, war, daß auch Graf Nesselrode, der Minister des Äußern Rußlands, wie die Altrussen überhaupt, mit dem „Königreich Polen" und seiner Konstitution keineswegs einverstanden war. So hoffte man, den Zar für das „Arrangement" gewinnen zu können.

Diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Vor allem fand man zu wenig Zeit zu ernsten Verhandlungen. Denn ein Übermaß an geselligen Veranstaltungen nahm die Gäste, ganz besonders aber den Kaiser von Rußland, fast völlig in Anspruch. Die Engländer, die ein volles Dutzend Jahre lang vom Kontinent, ihrer Schule für gute Lebensformen, getrennt gewesen waren, hatten Maß und Urteil darin nahezu verloren, und so war die Art, wie sie jetzt die fremden Souveräne feierten, nur eine endlose Kette geschmacklos überladener Feste von übermäßiger Dauer, gegen die dann später die Vergnügungen des Wiener

— so wie heute der Gedanke auftauchte, Galizien dem wiedererstandenen Polenstaat einzuverleiben —, kam aber, wohl infolge des Widerstandes der Altrussen, bald davon zurück.

[1]) „Ich folge dem russischen Kaiser nach England. Dort werden wir hauptsächlich die polnische Sache unter englischer Vermittlung betreiben und bestimmen. Das hiesige Terrain ist keineswegs zu dieser Negoziation geeignet, weil es zu sehr unter dem Einfluß aller elenden polnischen Franzosen und französischen Polen steht." Metternich an Hudelist a. a. O.

Digitized by Google

Kongresses sehr vorteilhaft abstachen. So fand der Zar, der seine Politik gerne selbst handhabte, kaum mehr Zeit für sie übrig, als merken zu lassen, daß er bei seinen polnischen Forderungen ohne Einschränkung beharre. Übrigens ist es auch nicht zu der von Metternich erwarteten Vermittlung Englands gekommen. Er erreichte zwar, daß Castlereagh dem Wiener Kongreß anwohnen sollte, was er als einen Erfolg buchte, brachte aber diesen Regierungsmann nicht dahin, einen bindenden Vertrag wider Rußlands Vergrößerungspolitik einzugehen oder doch Rußland zu drohen. Nein, dazu verdichtete sich Castlereaghs Überzeugung von der Schädlichkeit des russischen Vorschreitens nach Westen doch nicht. Ein solcher Akt konnte zu kriegerischen Verwicklungen führen, bei denen er Österreich als Kampfgenossen nicht für zureichend ansah. Denn Alexander I. und namentlich sein polnischer Freund Czartoryski, der sich auch in London einfand, wurden nicht müde, die österreichische Armee als minderwertig und überdies durch die Verhältnisse in Italien gebunden hinzustellen. Die Zurückhaltung des Engländers ließ dann Metternich als letzten Trumpf Österreichs Zustimmung zur völligen Wiederherstellung Polens im Umfang wie vor der Teilung von 1772 in Aussicht stellen, eine Idee, die bei Briten und Franzosen nicht wenig populär, nebenbei aber ganz ungefährlich war, da sich ihr der Zar sicher widersetzte.[1])

Sowenig wie Castlereagh für die englische Intervention in der polnischen Frage, ließ sich der preußische Kanzler für ein festes Abkommen wider Rußlands Pläne gewinnen. Friedrich Wilhelm III. fühlte sich seinem persönlichen Freunde, als den er den Zar ansah, zu großem Dank dafür verpflichtet, daß er ihn zur Auflehnung wider Napoleon bewogen und ihn dabei so wirksam unterstützt hatte, eine Ansicht, die sein Kanzler übrigens nicht teilte. Auch hatte ihm ja der Zar Aussicht auf den Gewinn des ganzen Königreichs Sachsen eröffnet, dessen Herrscher Friedrich August im Kriege notgedrungen an der Seite Napoleons ausgeharrt hatte, um ihm eine Einbuße an polnischem Land weniger empfindlich werden zu lassen, und Hardenberg, der sein Portefeuille liebte, wagte keinen ernsten Widerspruch. Nun hatte sich wohl auch Metternich bereit erklärt, dem Anfall Sachsens an Preußen zuzustimmen, jedoch nur unter der Voraussetzung, daß der Berliner Hof in der polnischen Frage mit Österreich gegen Rußland nachdrücklich auftrat. Das wurde aber in London sehr zweifelhaft, wo Friedrich Wilhelm, mehr noch als während des Feldzugs, unter des Zaren Einfluß stand, so daß sich dem Österreicher der Gedanke aufdrängte, es könnte schließlich, wenn sich der preußische Herrscher in der Frage des Herzogtums Warschau von Alexander nicht trennte, zu einem Bruch mit den beiden Nachbarmächten kommen. Als ebenso vorsichtiger wie gelenkiger Diplomat legte Metternich für diesen Fall schon jetzt das zweite Eisen ins Feuer, das später auf dem Kongreß in blutrote Glut

[1]) Nach Berichten des österreichischen Gesandten in London, Grafen Merveldt, aus dem Juli 1814. Siehe auch meinen Aufsatz „Zur Vorgeschichte des Wiener Kongresses", a. a. O., S. 302 ff.

Digitized by Google

geraten sollte, d. h. er entschloß sich, sich Frankreich zu nähern oder sich doch den Weg zu ihm offenzuhalten. Der Weg ging über Sachsen. Talleyrand, Ludwigs XVIII. Minister des Äußern, wollte es nicht an Preußen gelangen lassen, um diesen kriegstüchtigen Nachbar Frankreichs nicht noch mehr zu kräftigen, und Metternich dürfte, als er von London nach Paris zurückkehrte, dort dem König gegenüber zugestimmt haben. Das war zwar unverbindlich, ließ aber doch die Möglichkeit eines allenfalls nötigen Zusammenwirkens offen.[1]) Natürlich galt das nur für den äußersten Fall. Denn der durch die zahllosen Opfer an Blut und Geld die Jahre her erschöpfte und schließlich besiegte französische Staat war gerade kein erwünschter Bundesgenosse, insbesondere nicht gegen das siegreiche Preußen, dessen tapferes Heer sich rasch eine allenthalben anerkannte Geltung erkämpft hatte. Darum erschien es Metternich geboten, an Hardenbergs Seite solange als immer möglich auszuharren und sich erst dann von ihm abzuwenden, wenn Alexanders Unnachgiebigkeit an Friedrich Wilhelms unverbrüchlicher Anhänglichkeit neue Nahrung fand. Dann allerdings wird der Preis für Frankreichs Hilfe die Einschränkung des sächsischen Gewinnes für Preußen sein müssen. Und so ist es später in Wien tatsächlich gekommen, nachdem auch in England die öffentliche Meinung, und ihr gehorchend die Regierung, gegen die Entthronung der Wettiner Stellung genommen hatten. Jedenfalls ist der Gedanke einer Schmälerung des preußischen Anteils schon in London bei Metternich entstanden. Denn wir kennen einen Brief Hardenbergs an ihn, unmittelbar nach der englischen Reise (7. Juli 1814) geschrieben, worin gesagt ist, der Kanzler sehe keine Möglichkeit, Preußen anders als durch den Besitz von ganz Sachsen herzustellen (arranger); bei dem politischen System der beiden Reiche müßte auch Österreich daran gelegen sein, daß Preußen nicht schwach sei und, um es nicht zu werden, am Ende zu Mitteln greife, die den Absichten und Interessen der Donaumacht entgegen wären, mit der es doch so sehr für immer zum allgemeinen Besten verbunden zu bleiben und gemeinsam zu handeln wünsche. Der König von Sachsen könnte ja schließlich mit den drei päpstlichen Legationen von Ravenna, Ferrara und Bologna entschädigt werden und dann in Italien ein verläßlicher Alliierter Österreichs werden.[2]) Dafür aber ließ sich Metternich nicht gewinnen. Eher sollten die Legationen wieder dem Kirchenstaat zufallen, wie es der Minister Pius' VII., Kardinal Consalvi, der auch nach London gekommen war, dort

---

[1]) In einem späteren Schreiben Metternichs an Talleyrand vom 20. August 1814 heißt es: „Wenn der König mit Ihnen über Politik spricht, versichern Sie ihn, daß ich ihm Alles an dem Tage gesagt habe, an dem er mir erlaubte, mich von ihm zu verabschieden. Gründen Sie Ihre Instruktion darauf. Sie werden uns immer auf demselben Wege finden, und lassen Sie die Welt reden." (In der „Revue historique" von 1903 habe ich das französische Original des Briefes mitgeteilt.) Die Instruktionen Talleyrands enthielten als ersten Punkt die Erhaltung des sächsischen Königreichs im Besitz der angestammten Dynastie.

[2]) Wiener Staatsarchiv.

Digitized by Google

unausgesetzt von ihm verlangte.[1]) Nur dadurch wird er Preußen entgegenkommen, daß er das vom Berliner Hof begehrte Mainz, zu dessen Erwerb er Bayern in einem Vertrag vom 3. Juni seine guten Dienste versprochen hatte, nicht an dieses gelangen, sondern zur Bundesfestung werden lassen wird.[2]) Allerdings hatten sich Preußen und das britische Hannover (Hardenberg und Graf Münster) in einem Londoner Memorandum vom 15. Juni 1814 zu dem Beschluß vereinigt, niemals dem Anfall von Mainz an Bayern zustimmen zu wollen. Auf dem Kongreß wurde es in der Tat zur deutschen Bundesfestung erklärt.

So war in London die sächsische Frage in der Lösung, die sie später auf dem Wiener Kongreß fand (Teilung des Landes), vorgedacht und mit der polnischen eng verknüpft worden. Vielleicht war dort auch Kaiser Alexander in dieser Sache anderen Sinnes geworden, als er bisher gewesen war. Noch in Paris hatte er dem Herzog Karl August von Weimar, der sich eine Zeitlang auf das sächsische Königreich Hoffnung gemacht hatte, erklärt, Sachsen, das allein zu schwach sei, um Frankreich Widerstand zu leisten, müsse für das allgemeine Wohl geopfert und zur Stärkung Preußens verwendet werden.[3]) Jetzt aber, als ein Sendbote des in Preußen internierten Königs, General Watzdorff, bei ihm in London erschien und ihn an frühere, in Frankfurt gesprochene wohlwollende Worte erinnerte („er hoffe zu Gott, dem König und seiner Dynastie beim Friedensschluß seine Freundschaft und sein Interesse betätigen zu können"), da ließ er ihm sagen, es bleibe bei seinen dort geäußerten Gefühlen.[4]) Waren das nur ausweichende Redensarten? Oder wollte der Zar den König von Preußen fester an sich fesseln, indem er ihn erfahren ließ, daß er sich noch anders besinnen könnte? Die beiden sollen in England nicht sehr freundlich voneinander geschieden sein. Karl August, der auch nach London gekommen war, schrieb von dort an seine Gemahlin: „Ich fange an zu glauben, daß der König von Sachsen wieder eingesetzt wird und daß wir nicht viel bekommen werden."[5])

Oder hing diese zeitweilige Änderung in der Haltung Alexanders mit dem Eheprojekt zusammen, das die Dynastien Romanow und Habsburg einander nähern sollte und in London nahe daran war, verwirklicht zu werden? Noch während der Pariser Unterhandlungen im Mai war dort der Plan aufgetaucht, Erzherzog Karl, den Sieger von Aspern, in Oberitalien mit einem staatlichen „Etablissement" auszustatten, damit er dann des Zaren Schwester, die geistvolle und lebenskräftige Großfürstin Katharina, verwitwete Herzogin von Oldenburg, heirate, die diese Verbindung wünschte. Das blieb auch noch in London so, wo die Sache so weit gedieh, daß Briefe Alexanders und Katha-

[1]) S. unten den Brief Metternichs an Hudelist vom 13. Juni 1814.
[2]) Instruktion für Graf Zichy in Berlin, 1. August 1814.
[3]) Egloffstein in der Deutschen Rundschau, August 1908.
[4]) Bericht Watzdorffs an Castlereagh im Wiener Staatsarchiv.
[5]) Egloffstein, a. a. O., September 1908.

Digitized by Google

rinens an die Zarin-Mutter Maria Feodorowna nach Petersburg abgingen, um deren unerläßliche Zustimmung zu der Heirat zu erbitten. Wir erfahren, daß diese Zustimmung nicht erfolgte, weil nach russischen Religionssatzungen zwei Schwestern nicht zwei Brüder ehelichen dürfen und Katharinens ältere Schwester mit Karls Bruder, dem Palatin von Ungarn, Erzherzog Joseph, vermählt gewesen war. Übrigens war auch Kaiser Franz der Verbindung nicht sehr geneigt, die schließlich daran scheiterte, daß Katharina sich in den letzten Wochen ihres Londoner Aufenthaltes sterblich in den Kronprinzen von Württemberg verliebte, der sie im nächsten Jahr heimführte.[1])

So blieben Metternichs sanguinische Hoffnungen auf eine Einigung der vier Mächte wenigstens in der polnischen Frage auch in London unerfüllt. Und ebensowenig Fortschritte machte dort die deutsche Verfassungsfrage, in der es nur zu Konferenzen zwischen ihm und Hardenberg und zu dem Beschluß kam, gemeinsam Grundsätze der Konstitution zu gewinnen und dann erst die mittleren Mächte „zur Diskussion" darüber heranzuziehen. Das war nicht viel, wenn man hört, daß die Minister täglich beratend beisammen saßen. Gleichwohl waren ihre Konferenzen nicht ohne Ergebnisse. Nur daß sie lediglich England zugute kamen. Denn während die wesentlichsten Fragen, die ganz Europa berührten, ungelöst blieben, hatte es England meisterhaft verstanden, die Zeit, die den hohen Gästen das Vergnügen übrig ließ, für seine eigenen politischen Zwecke auszunützen. Daß über seerechtliche Dinge unter den Verbündeten nicht verhandelt werde — Metternich hatte in Frankfurt diesen heiklen Punkt berührt —, war von Lord Castlereagh noch während des Winterfeldzugs durchgesetzt worden; niemand wagte mehr an diese Domäne des britischen Interesses zu rühren und seine Alleinherrschaft auf den Meeren anzutasten. Und ebenso hatte der britische Minister bei den Pariser Unterhandlungen erreicht, daß in den Geheimartikel des Friedensvertrags die Vereinigung Belgiens mit Holland aufgenommen wurde. Belgien war der Preis, den England, ohne in seine Tasche zu greifen, an Holland dafür zahlte, daß es dessen schönste Kolonien (Kapland, Ceylon), die es während des Krieges erobert hatte, nun nicht mehr herausgab. Dabei behielt das Londoner Kabinett einen der wesentlichsten Leitsätze der englischen Politik im Auge, dem es schon seit vielen Jahrzehnten treu geblieben war und nicht geringe Opfer gebracht hatte: daß die jenseitige Küste des Kanals, soweit es nur immer tunlich war, unter britischem Einfluß zu stehen habe und daher jede starke fremde Macht davon fernzuhalten sei. Der zwanzigjährige Krieg gegen die französische Republik und Napoleons I. Empire hatte dem einen Ziel gegolten, das revolutionäre und das imperialistische Frankreich aus Flandern, Brabant und Holland zu ver-

[1]) Die Großfürstin war in London viel umworben. Zwei Brüder des Prinzregenten erhielten von ihr Körbe. Auch vom König von Preußen war die Rede, den sie gleichfalls nicht mochte. Die Berichte des österreichischen Gesandten Merveldt wissen darüber zu berichten. Dazu vergl. man das Memoire der Fürstin Lieven und meine „Geheimpolizei auf dem Wiener Kongreß", S. 112.

Digitized by Google

treiben. Das war nun erreicht, und sofort setzte Britanniens Staatskunst den Erfolg der Waffen in politische Werte um, indem sie jetzt in London den Verbündeten einen Vertrag zur Annahme vorlegte, worin der Souverän von Holland aufgefordert wurde, ehestens von Belgien Besitz zu ergreifen. Er sollte einen holländischen Gouverneur nach Brüssel schicken, der den österreichischen General, Baron Vincent, abzulösen und das Verhältnis dieses Landes zu Holland nach von dem Vertreter Englands im Haag, Lord Clancarty, vorgelegten Grundsätzen zu regeln hatte. Großbritannien behielt sich dabei vor, bei der Kostenentschädigung der Verbündeten durch Holland zu vermitteln.[1])

Mit der niederländischen Frage nun, die ganz im britischen Interesse und ohne Rücksicht auf Wunsch und Willen des belgischen Volkes nach staatlicher Unabhängigkeit unter einem eigenen Fürsten gelöst wurde,[2]) war enge verknüpft ein Ereignis, das in aller Welt großes, am britischen Hofe und im Parlament peinliches Aufsehen erregte und zur Folge hatte, daß der Kongreß verschoben werden mußte. Die einzige Tochter des Prinzregenten, die Thronerbin Charlotte von England, war mit dem Prinzen von Oranien, dem Sohne des Souveräns von Holland, verlobt. Da erklärte sie plötzlich ihrem Bräutigam, daß sie ihn nicht heiraten wolle. Ihre Beweggründe bei diesem Entschluß sind bis auf den heutigen Tag noch nicht aufgeklärt. Das wahrscheinlichste ist, daß sie, die sich in dem unseligen Zwist des Prinzregenten mit seiner Gattin Karoline zur Partei ihrer Mutter und damit zur whigistischen Opposition hielt, von dieser mit der Besorgnis erfüllt worden war, sie könnte, wenn sie außer Landes ginge, ihr englisches Thronfolgerecht einbüßen. Was man außerdem erfuhr, war, daß auch der Zar, der in London nur mit Männern der Opposition verkehrte, und Großfürstin Katharina sich eingemischt hätten, eine persönliche Intrige, die im Jahre darauf die Ehe der jüngsten Schwester des Zaren mit dem Oranier zur Folge hatte.[3]) Daß die Sache allgemein politischen Charakter besaß, steht außer Frage. Denn bei dem Grundsatz der britischen Staatskunst, die niederländische Küste des Kanals zu dominieren, war eine Ehe der Thronerbin von England mit dem Thronfolger in Holland, das nun Belgien absorbierte, von hohem öffentlichem Interesse. Deshalb hatten der Prinzregent und seine Regierung den Plan mit großem

[1]) Der Vertrag vom 24. Juni 1814 ist bei Angeberg, Congrès de Vienne, I, 182 (mit der unmöglichen Datierung: Paris, 14. Juni) gedruckt. Der „Prince souverain" von Holland hat dann am 21. Juli (Angeberg, I, 207 ff.) die ihm vorgeschriebenen acht Punkte des „Amalgams" von Belgien mit Holland angenommen, „auf daß sie einen Staat bilden".

[2]) Man vgl. das „Mémoire présenté aux Puissances alliées" der Belgier vom 22. Juni 1814 bei Wellington, Supplementary despatches, IX., 145 ff.

[3]) Hardenberg notiert in seinem Tagebuch mit großer Bestimmtheit, daß die Großfürstin die Prinzessin gegen ihren Verlobten eingenommen habe („semait la zizanie"), dem Merveldt in seinen Berichten nach Wien allerdings widerspricht. Siehe auch Montgelas, S. 381.

Digitized by Google

Eifer verfolgt, dessen Scheitern auch dem Parlament nicht gleichgültig sein konnte; es kam sicher zu Debatten darüber und wohl auch wieder über die ganze unglückliche Ehegeschichte des Staatsoberhauptes. Da durfte der populärste und bei der Volksvertretung einflußreichste Minister — das war Castlereagh — nicht fehlen, und er erklärte denn auch sofort den Vertretern der anderen Staaten, daß er im Juli noch nicht werde nach Wien kommen können,[1]) worauf der Zar die Gelegenheit ergriff, seinerseits zu versichern, er könne seine Heimreise nicht länger aufschieben. Das führte dazu, daß man den ganzen Kongreß hinausschob, was allerdings als Verlängerung all der provisorischen und ungeklärten Zustände in den eroberten Ländern sehr bedauert und in einer besonderen Konferenz der Minister zu Protokoll gegeben wurde.[2]) Man beruhigte sich erst, als man von Alexander erreicht hatte, daß er sein Erscheinen in Wien für längstens den 27. September zusagte und sich zu dem Versprechen herbeiließ, in der Zwischenzeit der polnischen Sache wegen nichts verfügen zu wollen.

Unter diesen neuen Umständen einigten sich die vier Minister auf folgendes Programm: Österreich und Preußen wollen sich Mitte August über eine Verfassung Deutschlands einigen und dann Hannover, Bayern und Württemberg zur Diskussion beiziehen. (Auch der deutschen Verfassungsfrage wegen lag Metternich viel an dem engen Zusammenschluß Österreichs mit Preußen.) Die Minister Rußlands, Englands und Preußens werden am 10. September in Wien eintreffen, um mit Metternich über die territorialen Fragen „unter sich" einig zu werden, wie es im Pariser Frieden vorgesehen war. Gegen Ende des Monats werden der Zar und der König von Preußen ankommen, worauf der Kongreß am 1. Oktober sich versammeln wird. So dachte man sich den Hergang. Daß man „unter sich" nicht einig werden könnte, blieb unerwähnt. Und doch fehlte es nicht an Möglichkeiten dazu. Da war die Hartnäckigkeit Alexanders in der polnischen, die Unsicherheit in der sächsischen Sache, die Abneigung Englands und Frankreichs gegen die Fortdauer der Herrschaft Murats, des Schwagers Napoleons, über Neapel, welche Herrschaft ihm Österreich garantiert hatte; dazu kam die intime Feindschaft des englischen Prinzregenten gegen den Zar, die dieser sich durch seine Haltung in der Verlobungssache und seine Koketterie mit der Opposition zugezogen hatte. Aber alle diese trennenden Momente durften nicht nach außen dringen, und die Ein-

[1]) Über die Geltung Castlereaghs schreibt Metternich am 8. Juni an den österreichischen Staatsmann Grafen Philipp Stadion: „Lord Castlereagh erfreut sich hier der größten Popularität, und in den Annalen Britanniens gibt es kein Beispiel für den Empfang, der ihm vorgestern im Parlament bereitet wurde und zu dem die Opposition das Signal gab."

[2]) Humboldt schrieb am 21. Juni an die Gattin: „Die Verschiebung des Kongresses ist im allgemeinen höchst schädlich, denn sie verlängert auf die verderblichste Weise den provisorischen Zustand der eroberten Provinzen und Deutschlands, und noch außerdem dadurch, daß tausend Dinge zwischen die endliche Entscheidung treten können ... alles ist zweifelhaft." (A. a. O., IV, 358.)

Digitized by Google

heit der vier Großmächte — das Wort war noch nicht erfunden — mußte gewahrt bleiben. Darum wurde jetzt in London, wie seinerzeit in Chaumont am 1. März, am 29. Juni 1814 diese Einheit aufs neue verbrieft. Jeder der vier Staaten wird 75 000 Mann auf Kriegsfuß erhalten, „um den Beschlüssen Schutz zu verleihen und für Ordnung und Ruhe bis zu dem Augenblick zu sorgen, wo die Verhältnisse Europas völlig gesichert sein werden". Dieser Wehrkraft wird man sich nur im vollen Einvernehmen bedienen.[1]) Für England war festgesetzt, daß es, wie schon im Vertrag von Chaumont, sich durch Geld, das es den anderen Mächten zahlte, zum Teil oder gänzlich von der Truppenleistung freikaufen konnte. Und da ist es bezeichnend, daß es jetzt von diesem Recht nicht ohne Einschränkung Gebrauch gemacht hat: es steuerte 20 000 bis 25 000 Mann bei, die es aber nur — das stand nicht im Vertrag, wir erfahren es von Metternich — in Holland aufzustellen bereit war, obgleich sich dort bereits eine nationale Armee gebildet hatte. Das entsprach eben wieder ganz dem Grundsatz seiner bis auf den heutigen Tag verfolgten Politik, das Niederland in Abhängigkeit zu erhalten, um so für seine insulare Macht ein kontinentales Glacis zur Verfügung zu haben.[2])

Als der Einheitsvertrag der vier Mächte von den Ministern unterzeichnet wurde, war Kaiser Alexander lange nicht mehr in London; er war zu maritimen Manövern nach Portsmouth und von dort über Holland weiter nach Baden gereist, wo er die Familie der Zarin besuchte, um dann über Sachsen nach Norden zu fahren. Auch der König von Preußen war bereits fort. Er wollte sein ihm wieder zugefallenes Neufchâteler Land aufsuchen, ehe er heimkehrte. Metternich strebte nach seinem kurzen Aufenthalt in Paris und einem Zusammentreffen mit Alexander I. in Bruchsal nach Wien, wo er am 18. Juli eintraf. Hier war er vor allem darauf bedacht, für jenen äußersten Fall eines Zerwürfnisses mit Rußland und Preußen sich die in London erworbene Freundschaft Englands zu sichern, das als Geldgeber zu schätzen war, namentlich wenn er den Gegnern fehlte. Er ließ jetzt durch den österreichischen Gouverneur Belgiens, Vincent, bei den Oraniern im Haag auf eine Wiederanknüpfung in der Verlobungssache hinarbeiten und erreichte wirklich, daß der Bräutigam und sein Vater sich dazu bereit erklärten. Das fiel in London sehr zugunsten der Wiener Regierung ins Gewicht, wenn auch die Angelegenheit an der Halsstarrigkeit der Prinzessin scheiterte. Auch machte es dort Eindruck, als der Herzog von Berry, Ludwigs XVIII. Neffe, dem britischen Kabinett in einer besonderen Mission erklärte, Frankreich sei in der polnischen Sache durchaus Österreichs Meinung. Bei dieser Gelegenheit kam in London auch die Frage Murat (siehe oben) zur Sprache, wobei der österreichische Gesandte, über Österreichs Haltung interpelliert, erwiderte, der Wiener Hof könne sich unmöglich durch die Preisgebung des Königs von Neapel im Süden einen neuen

[1]) Angeberg, Congrès de Vienne, I, 183.

[2]) Der allgemein in die Geschichtserzählung übergegangene Vorwand, die Niederlande gegen Frankreich zu kräftigen, wird auch von Metternich vertreten.

Digitized by Google

Feind schaffen, solange die Dinge im Norden nicht beruhigend geordnet seien, eine Logik, der sich der britische Minister nicht verschloß.[1]) Kurz, als Castlereagh am 15. August London verließ, um nach Wien zu reisen, war er mit Instruktionen versehen, die ihm in der polnischen Frage eine sehr entschiedene Haltung gegen Rußland vorschrieben, und wenn es später auf dem Kongreß wirklich zu dem von Metternich befürchteten Konflikt kommen wird, werden England und Frankreich an Österreichs Seite stehen, bis Alexander etwas von seinen polnischen Wünschen — darunter Krakau und Thorn — aufgegeben und Preußen sich mit der Hälfte von Sachsen begnügt haben wird, wodurch der Friede erhalten blieb.

Ohne Folgen ist der fast ein halbes Jahr sich hinziehende Zwist der Mächte, in den sich Frankreich nach Humboldts Vorhersage mit Erfolg eindrängte, nicht geblieben. Die bitterste war wohl die, daß der in London von Metternich und Hardenberg angestrebte enge Zusammenhang der beiden deutschen Großmächte einer Rivalität Platz machte, die Deutschland so lange nicht zur Macht gelangen ließ, bis sie durch Eisen und Blut ausgefochten war. Erst dann konnte Hardenbergs Wort von einem „Mitteleuropa" und Metternichs „System der Mittelmächte" Gestalt und Leben gewinnen.[2])

(Fortsetzung folgt)

Große Worte und leere Taten unserer Feinde

Von

General der Infanterie Freiherrn v. Woinovich

Die ruhmredigen Worte, welche die Staatsmänner der Entente stets im Munde führen, stehen in keinem Verhältnisse zu dem Tiefstand ihrer kriegerischen Erfolge und zu den bewunderungswürdigen großen Siegen unserer heldenmütigen Armeen.

Erst nach Generationen, wenn die Ereignisse dieses Krieges längst schon zur Geschichte geworden sein werden, wird Klios Griffel die Scham zu verzeichnen haben, welche dieser von den Mittelmächten gegen zwölf Staaten, also gegen beinahe Dreiviertel der gesamten Welt, geführte Titanenkampf in der Erinnerung der Ententevölker hervorrufen muß.

Unter den führenden Männern der Entente, denen man doch eine gewisse Intelligenz zubilligen sollte — von den Völkern, die durch falsche Darstellungen

[1]) Nach Merveldts Berichten.

[2]) Von einem „System eines Mitteleuropas" ist in einem aus Wien am 11. Oktober 1814 geschriebenen Brief Hardenbergs die Rede, während Metternich in dem Brief an Hudelist vom Mai als seine „Lieblingsidee", „ein auf die Mittelmächte gegründetes System" bezeichnet hatte.

Digitized by Google

kontinuierlich über die Ereignisse des Krieges und über die Kriegslage getäuscht wurden, muß dabei gänzlich abgesehen werden —, wird es gewiß auch manche geben, die die Wahrheit erkannt haben und das Gefühl für die erlittene Niederlage innerlich empfinden dürften. Wie aber im gewöhnlichen Leben psychisch minderwertige Menschen, denen die Argumente fehlen, zur Grobheit zu greifen pflegen, so ist das auch bei den meisten leitenden Männern unserer Gegner der Fall. Für ihre ungeschlachten Äußerungen, für ihren jedes Beispieles entbehrenden Ton, in dem sie vom und zum Feinde reden, für ihre großsprecherischen Radomontaden, heute, nach dreieinhalbjährigen Niederlagen, ohne Hoffnung auf die Zukunft, wären nur zwei Erklärungsgründe zulässig. Entweder erkennen sie selbst nicht das ganze Gewicht der Ereignisse und den Ernst ihrer Lage oder, wenn dies trotzdem — in ihrem Innern wenigstens — der Fall sein sollte, bestreben sie sich, selbe durch die ungeheuerlichsten Verdrehungen in das Gegenteil zu verkehren, offenbar, um den sinkenden Mut und die Kriegslust ihrer Völker neu zu beleben und sich selbst Vertrauen in die Zukunft vorzutäuschen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß letzteres der Fall ist, denn die Entente hat sich ja bemüht, ein förmliches System in ihr Vorgehen zu bringen, das unschwer zu erkennen ist, wenn man die Reden beachtet, die von feindlicher Seite zu uns herüberschallen.

Es empfiehlt sich daher eine Art Blütenlese wenigstens jener Aussprüche vorzunehmen, welche von maßgebenden Personen ausgingen, um so mehr, als wir dabei in der Lage sind, alle Anwürfe, die uns gemacht wurden, mit leichter Mühe zurückzuweisen und der Welt der Neutralen wenigstens die Überzeugung zu verschaffen, wie sehr von seiten unserer Gegner das Bild von der Entstehung und vom Verlauf des Weltkrieges zu unserem Nachteile verzerrt worden ist.

Die Ursachen, die den Krieg zum Ausbruch brachten, sind es hauptsächlich, die insbesonders englische Staatsmänner stets anführen, um zu beweisen, daß Deutschland den Krieg durch den Bruch der Neutralität Belgiens herbeigeführt habe, wobei sie das Märchen von dem „Fetzen Papier", wie Deutschland angeblich den Neutralitätsvertrag genannt haben soll, endlos wiederkäuen, obgleich diese Äußerung niemals gemacht wurde. Wir können demgegenüber nicht oft und nicht scharf genug diesen Vorwurf zurückweisen und feststellen, daß die Ursache des Ausbruches dieses Krieges lediglich in einem gemeinen Verbrechen, in dem Morde unseres Thronfolgerpaares, zu suchen sei. Alles, was weiter geschah, auch die Verletzung der Neutralität Belgiens, war nur eine Folge dieser Mordtat. Im Grunde spaltete sich damals schon die Welt in zwei Lager — in eines, das diese gemeine Mordtat billigte, indem es sich derselben als politischen Mittels bediente — ein ethisch vollkommen verwerfliches Vorgehen — und in ein gegenteiliges. In welchem Recht und Moral liegt, darüber besteht wohl kein Zweifel. Über diese Kleinigkeit aber glitten und gleiten die Staatsmänner der Entente leicht hinüber; Grey, Sasonow z. B. haben sie in allen ihren Emanationen als unbedeutend

Digitized by Google

hinzustellen versucht, ganz zu schweigen von Pasitsch und dessen Wiener Gesandten Joanović, die ihre Genugtuung über diese politische Tat kaum zu verbergen verstanden.

Wer wird sich indessen über den allgemeinen Tiefstand der öffentlichen Moral bei unseren Gegnern zu wundern vermögen, wenn staatliche Würdenträger, wie z. B. Lord Cecil, die Naivität oder die Lügenhaftigkeit bis zu dem Punkte treiben, ganz ernsthaft zu behaupten, daß deutsche Soldaten gefangene Engländer schlachten, braten und verzehren! Die Äußerungen solcher Männer verdienen wahrlich kaum, daß man sich mit ihnen ernstlich beschäftige.

Seit Ausbruch des Krieges ist es im feindlichen Lager Sitte und Regel geworden, allen eigenen Unternehmungen große Worte und Redensarten vorauszusenden, sie förmlich anzukündigen, und falls die folgenden Taten ihnen nicht entsprechen, dies durch um so größeren Aufwand an Worten und bombastischen Redensarten zu bemänteln. Dadurch ist es unseren Gegnern tatsächlich auch gelungen, ihren naiven, vom Ausland ängstlich abgesperrten Völkern gegenüber den Schein des Siegers aufrechtzuerhalten, obwohl die Tatsachen der Wirklichkeit niemals entsprachen, da die Zentralmächte ganze Länder eroberten, während sich die Entente kaum einiger Kilometer Kampfterrains zu bemächtigen imstande war.

Je nach der Nationalität scheiden sich die Redner auf der gegnerischen Seite in mehrere Gruppen. Die eine durch englische Flegelhaftigkeit der Sprache sich auszeichnend, in neuester Zeit durch die Amerikaner noch übertroffen, die zweite repräsentiert durch französische und italienische Staatsmänner, wohl weniger rüpelhaft im Ausdruck, dafür aber maßlos chauvinistisch, jedes Wirklichkeitsgefühles bar und von ausschweifendster Phantasie. In der Mitte zwischen beiden standen bis vor kurzem die Russen. Das übrige Völkergesindel, Portugiesen, Serben, Rumänen usw., kam weniger in Betracht, weil den publizistischen Ergüssen ihrer „Staatsmänner" niemand eine Bedeutung beimaß.

Kurz nach Beginn des Krieges hat der große Staatsmann Grey gemeint, für die Engländer bliebe es so ziemlich gleich, ob sie sich an dem Kriege beteiligten oder nicht; er glaubte offenbar, England würde sich die gebratenen Kastanien, wie in früheren Zeiten stets, durch andere aus dem Feuer holen lassen. Ob er sich wohl, als die deutschen Luftschiffe London bombardierten, als sich England genötigt sah, zur allgemeinen Wehrpflicht Zuflucht zu nehmen, und als die deutschen Unterseeboote begannen, ihr Vernichtungswerk auszuüben, dieser prophetischen Worte erinnert haben mag?

Ein anderer englischer Staatsmann, Churchill, meinte prahlerisch, den Krieg werde jener gewinnen, der am längsten mit „silbernen" Kugeln zu schießen vermag. Dieses echt englische Krämerwort erwies sich in seiner Voraussetzung, daß die Deutschen es sein würden, denen zuerst die silbernen Kugeln ausgingen, als wenig voraussichtlich und den Tatsachen nicht entsprechend.

Gröber und aus der Sphäre der Fußballmatche und der Boxerkämpfe

Digitized by Google

stammend war das schöne Bild, das Lloyd George für den Kampf Englands gegen Deutschland wählte, das er schon vor zwei Jahren mit dem „to knock down" (dem Niederschlagen) in einer offiziellen Rede bedrohte. Wenn man in Erwägung zieht, daß der Premier Englands ex cathedra solche Worte gebrauchte, so offenbart sich am deutlichsten das abgrundtief sittliche Niveau, auf welches nicht nur Englands Volk, sondern auch seine Intelligenz herabgesunken sein muß.

Im Vergleiche hiermit sind andere Redensarten und geflügelte Worte noch höflich zu nennen, wenngleich auch sie von einer unglaublichen Arroganz, bodenlosen Ignoranz und völligen Verkennung der tatsächlich bestehenden Verhältnisse sowie deren möglichen Erfolgen zeugen. Hierzu gehörte in erster Linie die beständig sich wiederholende, fast in jeder Emanation wiederkehrende Floskel von der Notwendigkeit der Niederwerfung des „preußischen Militarismus".

Ganz abgesehen davon, daß jene, welche dieses Schlagwort gedankenlos Deutschland gegenüber gebrauchen, um ihm daraus einen Vorwurf zu machen, über die Geschichte, Entstehung und Berechtigung des preußischen Militarismus gänzlich im unklaren sind, muß füglich gefragt werden, ob denn der englische Marinismus, die Rüstungen Rußlands, Frankreichs und selbst Italiens etwas anderes als „Militarismus" seien. Daß ihr Militarismus nicht vollwertig und nur eine Nachahmung des preußisch-deutschen blieb, ist gewiß nicht Schuld ihrer Bestrebungen, sondern nur eine Folge des Irrtums, daß es genüge, die Äußerlichkeiten des Militarismus nachzuahmen, während doch das Wesen desselben erfaßt werden muß, wenn man ihn auf die Höhe und auf den inneren Wert des preußischen bringen will. Dieses wurzelt aber in dem Geiste und in der Selbstdisziplin sowie in dem Pflichtgefühle, die dem deutschen Volke durch Jahrhunderte anerzogen worden sind, Eigenschaften, die den Völkern der Entente allerdings unverständlich zu sein scheinen.

Etwas weniger geistlos und brutal, wenn auch dem Wesen nach nicht gerechtfertigt, sind die Äußerungen, die italienische und französische Staatsmänner sowie deren Presse an unsere Adresse richten. Sie faseln meist von einem demokratischen Frieden, gefallen sich in unverständlichen Schlagworten, die nur davon Zeugnis abgeben, daß sie sich in einer utopistischen Welt bewegen und das Mein und Dein gänzlich vergessen haben. Unter einem demokratischen Frieden scheinen sie einen solchen zu verstehen, der nicht durch die Diplomatie, sondern zwischen den Volksvertretungen geschlossen wird und der nur ihre nationalen Ansprüche befriedigt. Nun, weder Frankreich, noch Italien, am allerwenigsten aber England oder gar Amerika haben einen Anspruch darauf, behaupten zu können, daß ihre Regierungen demokratisch in dem Sinne sind, daß sie den Volkswillen zur Geltung zu bringen geeignet wären. Verglichen mit den Mittelmächten verkörpern sie vielmehr den äußersten Terrorismus, der durch einzelne Klassen, selbst durch einzelne bestimmte Personen, die im Trüben fischen wollen, ausgeübt und auf-

Digitized by Google

rechterhalten wird. Jeder, der dort vom Frieden redet, riskiert seinen Kopf! Ist das vielleicht Freiheit der Willensmeinung, und ist das vielleicht ein Charakteristikon der Demokratie?

Ein anderes Schlagwort im Munde unserer Gegner ist jenes über das Selbstbestimmungsrecht der Völker und über den Schutz kleiner Staaten. Wie es damit auf seiten unserer Gegner aussieht, lehrt ein Blick auf Irland und bewies das Vorgehen der Entente gegenüber Griechenland. Dessenungeachtet ermüdet man auf seiten der Entente nicht, diese tendenziösen Worte den Mittelmächten gegenüber stets ins Treffen zu führen, als ob diese es wären, von denen die Bedrückung kleinerer Staaten und schwächerer Völker ausginge. Neuerlich hat die französische Republik sogar eine aus tschechisch-slowakischen Überläufern gebildete Brigade gegen uns mobilisiert, offenbar um zu illustrieren, wie unerträglich unser Druck auf diese beiden Völkerstämme sei. Nun, man weiß, in welcher Weise derlei „Demonstrationsarmeen" zustande zu kommen pflegen, und wird ihr demnach keine übermäßige Bedeutung beilegen. Bei den Ententestaaten gilt in dieser Hinsicht das alte Sprichwort vom Splitter im Auge des Nachbars und vom Balken im eigenen!

Eine merkwürdige Erscheinung, die zum Nachdenken veranlaßt, ist jene, daß unsere Gegner, je schlechter sich ihre militärische Lage gestaltet, desto lauter ihre Stimme erheben und ihre Zuversicht auf einen Endsieg, getragen von ihrem Siegeswillen, in die Welt hinausposaunen. Besonders charakteristisch ist hierfür der jüngst berichtete Faustschlag Sonninos auf den Tisch, begleitet von dem Ausrufe: „Triest muß uns gehören!" Nur ein Narr vermag unter den gegebenen Verhältnissen Ähnliches zu sprechen!

Übrigens läßt sich im letzten Kriegsjahre, in dem sich auf seiten der Mittelmächte Erfolg an Erfolg reihte, immerhin eine gewisse Dämpfung im Tone der feindlichen Kanzelredner konstatieren. Auch sprachen sie nicht mehr von einer Vernichtung Deutschlands oder von einer Zerstücklung Österreich-Ungarns, sie begnügen sich gegenwärtig schon mit deren Beraubung, bemühen sich jedoch, dieselbe zu verkleiden, indem sie hochtrabende Redensarten und wunderliche Worte erfanden und beispielsweise von einer Reintegrierung Belgiens, Serbiens, Rumäniens und Montenegros, von einer Desannexion Elsaß-Lothringens und ähnlichem redeten. Im Wesen wohl dasselbe wie früher, im Ausdruck jedoch vorsichtiger!

Besonderer Erklärung bedürfen nach unserer Ansicht die neugebildeten Ausdrücke „Endsieg" und „Siegeswille". Im Munde der Entente nehmen sich diese wie das Eingeständnis ihrer bisher erlittenen Niederlagen aus sowie dafür, daß ihnen der „Anfangserfolg" durch länger als drei Jahre vollständig gefehlt hat. Der Siegeswille soll das nun zu ihren Gunsten ändern; eine Hoffnung, die jedoch auf schwanken Füßen ruht, denn der Siegeswille der Entente stößt auf den gleichen Willen unsererseits, nur mit dem Unterschiede, daß wir schon die Beweise dafür geliefert haben, daß unser Wille auch durch den Sieg gekrönt wird — jener der Entente aber nicht. Welche Umstände

Digitized by Google

demnach eintreten müßten, um der Entente die heißersehnten Siege zu verschaffen, die ihr das Schicksal bisher so hartnäckig verweigerte, ist nicht recht einzusehen. Der Siegeswille der Entente genügt hierzu noch nicht, denn wir treten demselben mit der Zuversicht des Siegers entgegen!

Soweit wir daher um uns zu blicken vermögen, überall begegnen wir bei unseren Gegnern großen Worten und schwülstigen Redensarten, denen aber nur schwächliche Taten folgen!

Es ist demnach die Frage, ob und wie lange noch diese gänzlich unbegründete Siegeszuversicht der Entente andauern wird; sie erscheint gegenwärtig mehr als krampfhafte Anstrengung, sich vor der Welt und in den eigenen Augen als unbesiegt hinzustellen, und von der Hoffnung auf eine Wendung des Kriegsglückes beseelt zu sein. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß diese geistige Disposition plötzlich, ganz unvermittelt, zusammenbrechen kann — vorläufig dürfte sie wohl nur durch die hochgespannten Erwartungen, welche die Entente dem Auftreten Amerikas entgegenbringt, aufrechterhalten werden.

Georges Clemenceau

Von

Matthias Salm

Die Früchte der französischen Revanchepolitik beginnen zu reifen. Über vierzig Jahre hindurch war dieser Krieg vorbereitet worden, die führenden Männer der Dritten Republik mit verschwindenden Ausnahmen haben ihn herbeigesehnt. Der Sicherung des Rachesieges wurde alles hintangestellt. Gambetta, Thiers und Mac Mahon hatten den Weg unermüdlich gewiesen, ihre Nachfolger sind ihn gegangen. Sie haben nur das fortgeführt, was jene begonnen: die Schaffung eines starken Angriffsheeres und eines Bündnisses mit dem zaristischen Rußland und dem imperialistischen England gegen den verhaßten Sieger von Metz und Sedan. Delcassé und Poincaré fühlten sich kriegsbereit und siegessicher, sie hielten sich für die berufenen Testamentsvollstrecker der ersten Revancheapostel. Nun hat Frankreich seit fast vier Jahren seinen Revanchekrieg, aber der Sieg ist ausgeblieben, und er ist heute in weiterer Ferne denn je. Säulen der Revanche, die Delcassé, Viviani, Millerand, Ribot, Briand, Barthou, sind gestürzt. Ganz Frankreich seufzt in einem Meer von Kriegsleiden, wie es noch kein Land der Welt gesehen. Im November stand Raymond Poincaré, le président de la Revanche, allein da, kein Staatsmann war zu finden, der auch nur mit einem Schein von Erfolg die Kriegs- und Regierungsgeschäfte im Sinne der Revanche hätte leiten können, außer dem ältesten der führenden Revanchards, Georges Clemenceau. Nur ungern bequemte sich Poincaré, diesen Mann zum Minister-

Digitized by Google

präsidenten zu machen. Nicht weil er an der Kriegsbegeisterung Clemenceaus zweifelte, sondern weil dieser sein persönlicher Feind war und ihn hartnäckig und erbarmungslos kritisiert hatte.

Die Nachricht, daß Georges Clemenceau an die Spitze der französischen Regierung getreten sei, galt vielen als Ankündigung der Entscheidungsstunde in diesem Kriege. Und mit Recht. Clemenceau ist mehr als irgendein anderer der heute in Frankreich lebenden Politiker der Vertreter der Revancheidee, für ihn ist die Rache an Deutschland und dessen vollständige Vernichtung ein Lebens- und Arbeitsziel seit den Niederlagen des siebziger Krieges. Dieser Mann, blind und ein fou furieux wie Gambetta nach Sedan, will Frankreich weiterkämpfen lassen. Aber er wird eher als Gambetta stürzen, denn Frankreich blutet aus tausend Wunden, und der Feinde im eigenen Lande hat Clemenceau viele, Feinde, die er sich selbst geschaffen hat. Mit Clemenceau wird auch das Revancheregime stürzen, und dann wird wohl in Frankreich der Weg zum Frieden frei.

Clemenceau ist der letzte, aber erbittertste und brutalste Vertreter der Revancheidee, so wie sie 1871 festgelegt worden ist. Er hatte zu den eifrigsten Anhängern Gambettas gehört, als dieser die guerre à outrance predigte, er hatte mit ihm gegen den Frankfurter Vertrag protestiert, und er hat diesen Protest bis heute mit der Unermüdlichkeit eines Gambetta fortgesetzt. Auch mit demselben Geschick. Ne parlons pas de la revanche, recueillons-nous! galt auch ihm als taktische Vorsichtsregel, und zwar so sehr, daß viele außerhalb Frankreichs ihn genau so wie Gambetta auch heute noch für einen Mann halten, der einer Verständigung mit Deutschland nie abgeneigt war. Freilich, wer ihn genauer kannte und seine politische und schriftstellerische Tätigkeit gewissenhaft verfolgte, der wußte, daß es seit Gambetta keinen eifrigeren und unversöhnlicheren Gegner Deutschlands gegeben hat. Er unterstützte seit 1871 die unerhörten Heeresvermehrungen, indem er dem Volke die Bedrohung Frankreichs durch Deutschland in den aufregendsten Worten vorlog, pries die kriegerischen Ruhmestaten Frankreichs, die ungleich höher ständen als die coups de théâtre der Deutschen bei St. Privat und Sedan, spottete über die Berner Konferenz, über alle Versuche einer Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland und über die Pazifisten mit ihrer Devise: „L'amour plus fort que la haine!" Mit bitterem Haß verfolgte er Jean Jaurès. Die deutsche Zurücknahme Elsaß-Lothringens bezeichnete er als démembrement, déchirement und humiliation Frankreichs, veranstaltete und führte oft die pèlerinages nach dem Elsaß, dessen Bewohner er quand même! (trotz dem Frankfurter Vertrage, den er ja ebensowenig wie Gambetta anerkannt hatte), als Landsleute betrachtete. Auch in der Bündnispolitik war er mit Gambetta eines Sinnes. Mit ihm suchte er eine Annäherung an Rußland und besonders an England, das ihm als der beste Bürge des Revanchesieges galt. Der Gewinnung Englands opferte auch er Ägypten ohne Bedenken. Er kämpfte gegen Jules Grévys Kolonialpolitik, da sie England verdrießen könne und

Digitized by Google

die Kräfte Frankreichs, die für den Rachekrieg gegen Deutschland zusammengehalten werden müßten, zersplittere. Damals gab es noch zahlreiche Männer in Frankreich, in erster Linie rechtsstehende, denen der Haß gegen Deutschland den Blick für Tatsachen noch nicht getrübt hatte, die England mit gesundem Instinkt noch immer als den wahren Feind Frankreichs bezeichneten und vor einer selbstmörderischen Annäherung warnten. Sie nannten Clemenceau treffend einen vendu à l'Angleterre, und sie konnten sich dabei auf ein unwiderlegliches Anklagematerial, auf den Dossier Norton, stützen. Aber Clemenceau predigte unbeirrt Frankreich den Verderbensweg weiter unter dem Beifall des Prinzen von Wales, der ihm auch als König Eduard VII. seine geschäftliche Freundschaft bewahrte und ihn später vielleicht noch mehr wie den kleinen Théophile Delcassé und den noch kleineren Raymond Poincaré als Handlanger benutzte. Schon bei den Marokkokrisen 1905 und 1911 rührte der Revanchard für England die Kriegstrommel. Im Senat hielt er am 10. Februar 1912 jene kriegshetzerische Rede, die bei uns leider wenig oder gar nicht beachtet worden ist. Er schloß mit dem herausfordernden Wink nach Deutschland: „Nous avons encore quelque chose à dire, quelque chose à faire, quelque chose à vouloir!" Auch seinen Agitationsmethoden für das Dreijahrsgesetz, seinen dreisten Artikeln zu den Vorfällen in Zabern und zur Verurteilung „Hansis" schenkten wir keine genügende Bedeutung.

In den Julitagen 1914 war bekanntlich die Revanchesucht in Frankreich zur Siedehitze gestiegen, Clemenceau gehörte zu den Eingeweihten, die wußten, daß die Stunde großer Entscheidungen nahe sei. „C'est sur la force efficace de la nation armée que se fonde l'espoir précurseur de notre volonté!" schrieb er zur Revue von Longchamp in seinem „Homme libre" und forderte die beste und baldigste Kriegsbereitschaft. Dann ist der Krieg gekommen. Schon am 2. August, am Tage vor der deutschen Kriegserklärung, offenbart Clemenceau in seinem Artikel „A la veille de l'action" allen denen, die es noch nicht wissen sollten, Frankreichs schon längst vorhandene Kriegspsychose, die sich seitdem nur gesteigert hat. Die Lebenshoffnung des alten Revanchards hatte der Krieg gegen das verhaßte Deutschland nur zum Teil erfüllt, der Sieg sollte, mußte errungen werden. Der über siebzigjährige Greis entfaltete eine politische und publizistische Tätigkeit wie kein zweiter in Frankreich und in allen kriegführenden Ländern. La guerre, rien que la guerre! ist seine Losung bis heute. Er geißelte alle wirklichen und scheinbaren Fehler mit einer selbst bei diesem brutalen Kritiker ungewohnten Rücksichtslosigkeit, schonte weder das Staatsoberhaupt, noch Minister, noch Generale, auch nicht die Verbündeten; er hat durch seine rücksichtslose Kritik ohne Zweifel viel verdorben, aber auch manche Mißstände beseitigt, hätte noch weit mehr erreicht, wenn er immer Gehör gefunden hätte. Seine schonungslose Kritik hat in den vier Kriegsjahren Frankreichs kriegsbegeistertste Männer aus den leitenden Stellungen verdrängt, keiner war mehr zu finden, der sich den Angriffen des gefürchteten Mannes auszusetzen wagte, und so ist er selbst Ministerpräsident geworden und hat aus

Digitized by Google

willigen Trabanten sein Ministerium gebildet, das aller Voraussicht nach das letzte der ausgesprochenen Revanche sein wird.

Denn Clemenceau schaufelt als Ministerpräsident sich und den Revanchards das Grab. Sein Ministerium ist der letzte Versuch der jetzigen französischen Regierung, den Krieg zu gewinnen, Clemenceau wird ohne jede Rücksicht alles daransetzen, den Krieg wirksam weiterzuführen, er wird ganz Frankreich hinopfern wollen, Gut und Blut, soviel noch da ist. Er wird den Bogen so schnell wie brutal aufs höchste spannen, und dann, vielleicht bald, wird dieser zerspringen. Ein anderer Führer hätte wohl noch fortwursteln können, Clemenceau kann das nicht, er setzt jetzt alles auf eine einzige Karte und wird das Spiel um so schneller verlieren. In diesem ältesten und eigenwilligsten Revanchepolitiker wird die Revanchepolitik Schiffbruch leiden, er stand an ihrer Wiege und wird auch an ihrem Grabe stehen.

Trügen nicht alle Anzeichen, dann wird Clemenceau nicht nur durch weitere kriegerische Mißerfolge Frankreichs gestürzt, sondern nicht zuletzt auch durch die Vernünftigen im eigenen Lande. Seine Wirksamkeit in der inneren Politik hatte ihm schon früh viele und gerechte Feinde zugezogen, seine Rolle in der Panamaangelegenheit ist noch nicht vergessen, in seine Jahre als Innenminister und Ministerpräsident (1906—1909) fallen die schlimmsten Skandale und Affären: die anrüchige Liquidation des Vermögens der Kongregationen, die Schiebereien der Ouenzaaffäre, die organisierten Betrügereien der Marinelieferanten und die Schwindeleien der Thereſe Humbert. Gegen die Arbeiter hat er mit der Brutalität eines Tyrannen gekämpft, hat ihre gerechten Forderungen höhnend abgewiesen, sich mit Spitzeln umgeben, sich selbst zynisch den ersten Polizisten Frankreichs genannt (le premier flic de France). Gegen die Unzufriedenen ließ er Maschinengewehre auffahren. 15 Arbeiter wurden damals getötet, 467 verwundet, und 180 Jahre Gefängnis sind verhängt worden. Von diesem Manne ist, das wissen auch heute noch viele in Frankreich, kein Glück für das Land zu erwarten, selbst nicht im Falle eines Sieges, der überdies schon längst unmöglich geworden ist. Langsam aber sicher wird die Macht seiner Gegner wachsen, um so schneller, je deutlicher jeder kriegerische Erfolg ausbleibt.

Clemenceau scheint die ihm drohende Gefahr zu ahnen. Er hat bereits den Kampf begonnen gegen einen Mann, der nie ein Revanchard war und stets gegen die Korruption gekämpft hat: Joseph Caillaux. Caillaux war zu keiner Zeit ein Freund Deutschlands, aber er hat auch nie zu einem Kriege gegen dieses Nachbarland gehetzt, er war gegen die offensive Bündnispolitik, er hatte sogar einst den Mut, dem britischen Botschafter Sir Francis Bertie die Worte zuzurufen: „Je me fiche de l'entente cordiale!“ Clemenceau versucht jetzt unter den schlimmsten Verdächtigungen und Anklagen diesen Politiker zu beseitigen, seine niedrigen Angriffsmethoden sind zu bekannt, als daß sie hier noch zu schildern wären. Der endgültige Sieger wird nicht Clemenceau, sondern Caillaux sein.

Digitized by Google

Mit Clemenceaus Ministerium wird die französische Revanchepolitik zusammenbrechen. Auch die Politik der Skandale und Affären. Vielleicht beginnt dann für Frankreich eine neue Zeit, eine Zeit der äußeren und inneren Politik, die alle Kriegsschäden heilt und Frankreich zu einer sittlich, geistig und wirtschaftlich großen Nation macht, zum Wohle Europas und der ganzen Menschheit.

Aus den Jugenderinnerungen A. v. Werners

(Schluß)

Aller Verkehrsstörungen ungeachtet waren meine Bilder rechtzeitig in Berlin bei der Akademie eingetroffen, und schon am 2. August benachrichtigte mich Professor Fritz Eggers, daß ich den Preis der Michael-Beer-Stiftung erhalten habe. Gleichzeitig äußerte er sich über seine in Aussicht genommene Berufung nach Karlsruhe, von der ich ihm geschrieben hatte:

„Berlin 2. August 1866
Hirschelstr. 9.

... Mit einigen Worten schildern Sie mir den Reiz seines[1]) häuslichen Stillebens so beredt, daß man versucht ist — namentl. wenn die Ferienlüfte zu wehen beginnen — den Koffer zu packen und recta nach Carlsruhe zu gehen. Eine Zeitlang dachte ich ernstlich daran, daß die eben angebrochenen Ferien mich nirgend anderswohin führen würden. Aber auf einige Andeutungen und Anknüpfungen, welche im Frühjahr wegen einer etwaigen Übersiedlung gemacht wurden, ist Alles wieder still davon geworden und es hat keine so ernsthafte Gestaltung angenommen, daß ich einen notwendigen vorläufigen Besuch hätte machen müssen. Woher, wenn ich fragen darf, wissen Sie davon? — Ich habe dort ja sehr viele liebe und gute Freunde und Bekannte — Ferdinand v. Schweitzer ist ja jetzt auch wohl da? — aber nehmen Sie mir nicht übel, daß ich Ihren Satz, es lebe sich dort besser, frischer und fröhlicher, als in Berlin, nicht so schlankweg unterschreiben kann. Dazu bin ich zu sehr Nordländer. Ich finde, daß es sich in Berlin sehr frisch und sehr fröhlich lebt, trotzdem, daß man sich etwas Ehrliches plagen muß. Wollen wir es der historischen Entwicklung überlassen, ob auch das Schicksal mich einmal zu Ihnen führen wird. Inzwischen könnte Joseph nur einmal mit seiner Frau hierher nach Berlin zum Besuch kommen. Sagen Sie ihm das nur; ich hab' ihn nun schon so oft darum gebeten. Es ist hier doch eben sehr anders geworden seit der Zeit da wir mit einander hausten.

Bitte, grüßen Sie Joseph recht herzlich. Er könnte mir wohl immer einmal einen Brief stiften; ich wollte auch recht pünktlich antworten. Ist

[1]) J. V. Scheffels.

Digitized by Google

Schweitzer[1]) da, so ermahnen Sie, bitte, auch diesen, der ja nun doch wohl Zeit genug hat, mich mit einigen Zeilen zu erfreuen. —

Nochmals schönste Glückwünsche und Glückauf zur Römerfahrt

Ihr ergebener

Friedrich Eggers."

Kurz bevor ich diesen Brief erhielt, hatte ich bei Lessing die Bekanntschaft seines alten Düsseldorfer Freundes Schnaase, des bekannten Kunsthistorikers, gemacht, der übrigens nur in sehr bescheidener, zurückhaltender Weise hin und wieder seiner kunstschriftstellerischen Tätigkeit gedachte. Auch E. Brachvogel, der Dichter des „Narziß", der in dieser Zeit zum Besuch nach Karlsruhe gekommen war, sah ich bei Lessing. Alles schien wieder im gewohnten Geleise und atmete Ruhe und Frieden. Am 6. August rückten denn auch die badischen Regimenter wieder in ihre Garnison Karlsruhe ein. Ich war ihnen ein Stück auf der Durlacher Pappelchaussee entgegengegangen, vor allem, um mich zu überzeugen, daß mein Freund und Quartettgenosse Schmidt, der im Feldzug als Hauptmann eine Kompagnie des 3. badischen Infanterieregiments geführt hatte, heil und gesund zurückgekehrt sei. Als er noch Regimentsadjutant war, hatte ich mit ihm öfters Ritte in die nähere oder weitere Umgegend von Karlsruhe gemacht, die häufig in der Artilleriekaserne Gottesau endeten, wo uns ein anderer Jünger des Mars und Apolls, der Artillerieleutnant Rüdt v. Collenberg zum Streichquartett erwartete. Es waren immer lustige Ritte gewesen und wir hatten uns dabei nicht nur über das Wetter und Musik, sondern auch über Staats- und Militärangelegenheiten unterhalten, und mein Freund und Oberleutnant Schmidt — sein Bruder war Ministerialrat und ebenfalls leidenschaftlicher Musiker — hatte gelegentlich geäußert: „Die Franzosen, dees sind allweil die modernen Römer." Als ich ihn nun jetzt so an der Spitze seiner Kompagnie dahermarschieren sah, ich froh darüber, daß er mit heiler Haut davongekommen, er in nicht gerade gehobener Stimmung — wir befanden uns gegenüber der Artilleriekaserne Gottesau, wo wir noch vor kurzem Quartett gespielt hatten —, da konnte ich mich nicht enthalten, ihn zu fragen, was ja nicht schön, aber militärtechnisch berechtigt war: „Na, wie ist's jetzt mit den modernen Römern?" Worauf er trübsinnig zur Antwort gab: „'s isch all nix, all nix!" und mit seiner Kompagnie weitermarschierte, dem Durlacher Tor und der Kaserne zu. Ich hielt den Krieg für beendigt.

Acht Tage später erhielt ich aus Berlin die offizielle Mitteilung der Akademie, daß mir der Preis der Stiftung zuerkannt sei, gleichzeitig aber auch die Aufforderung der Militärbehörde, mich am 25. August in meiner Heimat zur Ersatzreserve zu stellen. Das war sehr überraschend! Aber nach-

[1]) Ferdinand v. Schweizer war der Sohn des langjährigen badischen Gesandten in Paris und später selbst badischer Gesandter in Florenz, ein Jugend- und Universitätsfreund von Scheffel und Eggers, der damals aber, soviel ich mich erinnere, nicht in Karlsruhe war.

Digitized by Google

dem die Friedenspräliminarien in Nikolsburg schon unterzeichnet waren und der Abschluß des Friedens zweifellos bevorstand, war von jenseits des Rheins das Wörtchen Kompensation gefallen, in französischen Zeitungen las man etwas vom Saarbrücker Kohlenbecken, und obwohl für alle Fälle am Rhein eine Armee unter dem Oberbefehl des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern auf der Wacht stand, schien es doch den Verhältnissen angemessen, diese Abwehrmacht durch Einberufung von Reserven u. dgl. mehr zu verstärken. Nach den Militärzügen zu urteilen, denen ich dann auf meiner Reise nach Frankfurt a. O. begegnete, schien es, als ob zwei oder gar drei Armeekorps auf dem Wege vom Osten nach dem Rhein begriffen seien.

Ich reiste in Gesellschaft von K. F. Lessing, der seine Tochter Berta mit ihrem Erstgeborenen bis Frankfurt a. M. begleitete, von Karlsruhe ab.

Auf dem ganzen Wege, am auffallendsten in Frankfurt a. M., wimmelte es von preußischen Soldaten — ein ungewohnter Anblick — und alle Militärzüge, denen wir von da an begegneten, wurden von der Bevölkerung mit stürmischem Jubel begrüßt, es ging ja an den Rhein!

In Berlin, wo mein preisgekröntes Bild: „Luther vor Cajetan" auf der akademischen Ausstellung vorzüglich plaziert war, machte ich den Professoren Daege, J. Schrader, Eybel, Pape, Karl Becker und Albert Wolff meine Dankbesuche und wurde überall sehr freundlich empfangen. Meine Militärstellung in Frankfurt a. O. erledigte sich rasch und glatt. Als ich vor der Kommission erschien, bemerkte einer der Herren nach einem Blick in die Listen, in die ich bereits zur Ersatzreserve des 8. Leibregiments eingeschrieben war: „Ach, das ist der Maler," worauf der Vorsitzende mit einem kurzen Blick auf mich entschied: „Weg damit, weiter!" und der Feldwebel mir mit bedeutungsvollem Lächeln mitteilte, daß ich mir den Ausmusterungsschein am nächsten Tage bei ihm abholen könne; ich war als zu schwach erkannt, und der Erteilung eines Auslandspasses und meiner Romfahrt stand also nichts mehr im Wege. Meine Vaterstadt wimmelte von gefangenen und verwundeten Österreichern; den Maler L. v. Kemnitz begrüßte ich in der Kaserne als Inspektor der Lazarette, die alle überfüllt waren. Die Österreicher hatten die Cholera eingeschleppt, die unheimliche Krankheit hatte sich unter der Zivilbevölkerung verbreitet und massenhafte Todesfälle — im Hause Forststraße 3 allein zehn! — herbeigeführt. Auch in die Familie Jansen in Berlin hatte die Epidemie mit rauher Hand eingegriffen und eine der jungen Töchter war ihr zum Opfer gefallen, — kurz, es war trotz allen Siegesjubels recht ungemütlich in der nordischen Heimat, und ich reiste mit Otto Lessing, dem Bildhauer, der unter diesen Umständen auch berechtigte Sehnsucht nach dem Süden empfand, nach nur zehntägigem Aufenthalt in Berlin und Frankfurt nach Karlsruhe zurück. Da unser Gardekorps, auf dem Rückmarsche aus Böhmen begriffen, in Dresden einige Ruhetage hatte, so war die Gelegenheit günstig, etwas von den Erlebnissen der einzelnen während des kurzen Feldzugs zu erfahren, und wir blieben deshalb einige Tage bei Otto Lessings Schwager Koberstein, der auch als preußi-

Digitized by Google

scher Reserveoffizier einberufen gewesen und nun wieder entlassen war. Man begegnete unseren Soldaten natürlich in allen Gartenlokalen, sie sahen, obgleich sie alle Gefechte und Schlachten mitgemacht und bis 3 Meilen vor Wien marschiert waren, verhältnismäßig gut und proper aus, und ihr Betragen in Feindesland muß gut gewesen sein, denn man merkte nichts von Verrohung. Ich hörte sie nicht damit renommieren, daß sie soundso viel Österreicher umgebracht hätten, sie sprachen im Gegenteil vielmehr mit Schauder von der furchtbaren Wirkung ihres Gewehrfeuers. „Das hörte sich an, wie wenn man Kattun reißt," sagte ein Grenadier.

Ein Ulanenoffizier erzählte mir, daß sich seine Ulanen zuerst gescheut hätten, ihre Lanzen zu gebrauchen, weil sie damit den Gegnern wehtun könnten, was sie, Auge in Auge mit dem Gegner, mit Widerwillen erfüllt habe. Alle, mit denen ich mich unterhielt, sagten übereinstimmend, sie hätten vom Beginn des Feldzugs an nie am Siege gezweifelt, und so bedenklich es auch einmal bei Königgrätz gestanden habe, „gesiegt hätten wir doch, am zweiten Tage sicher", meinten sie.

An der Wartburg wollte ich doch nicht vorbeifahren, ohne meinem alten Freund, dem Kommandanten von Arnswaldt, meinen Besuch zu machen. Aber es war nicht mehr wie im Jahre vorher bei ihm da oben in seinem künstlerischen Heim. Das Jahr 1866 hatte zu tief in seine teuersten Empfindungen, in uralte Überlieferungen seiner Familie und in Überzeugungen eingegriffen, die man achten und ehren mußte. Er sprach nicht davon, sang auch nicht Lieder von Scheffel zur Laute, und ich sah ihn erst 1875 wieder, nachdem das neue Deutsche Reich gleich dem Phönix aus der Asche des alten erstanden war und bei ihm die Erinnerungen an die Vergangenheit Hoffnungen auf die Zukunft gewichen waren.

Den Herren von der Seine schienen vorläufig die Trauben noch zu sauer zu sein, und man hörte bald nichts mehr von Kompensationen und dem Saarbrücker Kohlenbecken. Auch brauchte man für das große Unternehmen des nächsten Jahres, mit dem das Prestige des zweiten Kaiserreichs noch glänzender als 1855 der Welt vor Augen geführt werden sollte, Frieden und — Geld, um so mehr, als man mit dem mexikanischen Geschäft schlecht abgeschnitten hatte.

In Karlsruhe ging ich mit aller Kraft an die Vollendung des Hohenstaufenbildes, das ich zur Ausstellung in der Exposition Universelle in Paris 1867 bestimmt hatte, wo ich mich zugleich vor meiner Reise nach Italien einige Zeit aufzuhalten gedachte. Lessing hatte bei seiner Sorgfalt um die Beschaffung alles nötigen historischen Materials immer noch nicht angefangen, seine seit langem untertuschte „Disputation zwischen Luther und Eck" zu malen, und ich stand ihm auch noch für einen Studenten dazu Modell, während Adolf Schrödter einen „Falstaff, der seinen Pagen schilt" malte und Des Coudres an seiner großen Kreuzigung für die Pariser Ausstellung arbeitete. Scheffel war wieder in Karlsruhe und sammelte und vervollständigte seine „Gaudeamuslieder". Über die geschichtlichen Ereignisse und Umwälzungen dieses Sommers

Digitized by Google

konnte er sich aber noch immer nicht beruhigen, und die Abende in seiner Mansarde waren nicht mehr so harmlos und heiter wie früher, obwohl er gerade in dieser Zeit einige seiner hübschesten Lieder dichtete, u. a. „Der Hut im Meer", den ich sogleich für das Düsseldorfer Künstleralbum illustrieren sollte. Für den „Lahrer Hinkenden Boten" war ich mit Aufträgen zu Illustrationen der Zeitereignisse und allerlei Erzählungen von Gerstäcker u. a. überhäuft und hatte einige davon an Hans Thoma überwiesen, der sich während des Krieges nach seiner Heimat Bernau im Schwarzwald begeben hatte, von wo er mir folgenden launigen Brief schrieb:

„Bernau, 4. Sept. 1866.

Lieber Werner!

Wie mir Wurm[1]) geschrieben mußtest Du nach Frankfurt — Hoffentlich steckst Du nicht jetzt in der preußischen Jacke — oder bist Du jetzt der kühne Husar wie Du Dir in Schroedters Garten hie und da den Anschein geben wolltest? Gut daß der Krieg vorbei ist oder Du kämest gar einmal als Exekution nach Bernau, wie würdest Du da hausen? Ich würde Mühe haben Dich zu bändigen. Doch ich hoffe diese Befürchtungen sind alle umsonst, und Du sitzest wohl als friedlicher Bürger im ruhigen Atelier. Von mir hier oben kann ich Dir wenig mitteilen, ich bin eifrig mit Studienmalen beschäftigt, womit ich die etwa hie u. da aufsteigen wollende Sehnsucht nach Carlsruhe beschwichtige. — Da ich so einsam lebe hier so bitte ich Dich sehr um einen Brief.

Über Basel kann ich noch nichts Bestimmtes sagen u. ich glaube fast nicht, daß ich hingehe.

Schroedters und Lessing bitte ich von mir zu grüßen — ebenso etliche Carlsruher Malerschaft —

Lebe wohl.

In Erwartung baldiger Antwort bin ich

Dein Hans Thoma.

Adresse: H. Thoma, Bernau Amt S. Blasien."

Meine anderen Kollegen rückten im Laufe des Oktobers wieder in Karlsruhe ein, während Thoma nach Basel übersiedelte, wo er sich aber in seinen Erwartungen enttäuscht sah, wie er mir später schrieb:

„Lieber Werner!

Muß Dir endlich auch wieder ein paar Zeilen schicken, wobei ich hoffe daß Du Dich bewegen lässest, nachher mir das gleiche zu thun, sintemalen ich es viel nöthiger habe als Du, sitzest Du doch in der angenehmsten Gesellschaft wie der Vogel im Hanfsamen, wirst Dir kaum Zeit nehmen dieses zu lesen, ich dagegen, da siehts ganz anders aus u. wenn Du Dir vorstellen kannst wie es einem im Winter verirrten Spatzen, Finken u. dgl., da ich doch einmal ein

[1]) Scherzname des Malers Osterroth.

Digitized by Google

Beispiel aus der Vogelwelt genommen habe, zu Muthe ist, so hast Du ungefähr einen Begriff wie ich hier lebe.

Die Basler sind außerdem, daß sie Kaufleute sind auch noch Schweitzer u. gefallen mir mit wenig Ausnahmen nicht. — Das Kunstinteresse ist, daß Gott erbarm, das Verständnis im Allgemeinen ebenso, ganz rühmliche Ausnahmen sind allerdings schon da.

Schreibe mir doch bald, Du glaubst es nicht was das für ein schauerlich Gefühl ist, so ganz von der Künstlerwelt abgeschlossen zu sein, — ich habs auch nicht geglaubt und geahnt.

Lebe wohl.

Basel, 16. Dez. 1866. Dein Freund H. Thoma."

Schon Mitte Januar 1867 sahen wir uns in Karlsruhe wieder, wo sich Thoma auf der Durchreise nach Düsseldorf einige Tage aufhielt und nicht versäumte, bei einem der üblichen Sonntagskaffees im Lessingschen Hause zugegen zu sein.

Der dreißigste Geburtstag Osterroths, in Thomas Brief als „Wurm" genannt, am 9. September, den wir in besonderer Weise im Atelier des uns liebwerten Kollegen feierten, hatte mir das Motiv zu einem Bilde geliefert, das ich noch bis zum Weihnachtsfest vollendete. So gut es ging, phantastisch mit einfachen Mitteln kostümiert, waren wir an diesem Sonntagmorgen bei ihm erschienen. Ich hatte ein der Person des Gefeierten angepaßtes Lied zu der Melodie: „Schier dreißig Jahre bist du alt" gedichtet, das ich mit Gitarrenbegleitung sang, während der Marinemaler Fritz Sturm die Flöte dazu blies. Maler Reichmann überreichte unsere Geschenke, Bildhauer Tendlau einen mächtigen Strauß von landschaftlichen Vordergrundpflanzen. Die Szene erschien mir sehr malerisch und deshalb malte ich sie, und das urdeutsche Bild fand merkwürdigerweise bald einen Liebhaber in Antwerpen.

Um mich auf meine Romfahrt vorzubereiten, studierte ich bei einem in unseren jüngeren Künstlerkreisen sehr beliebten französischen Sprachlehrer, Lafont, der auch das Italienische ziemlich beherrschte, fleißig diese schöne Sprache, und suchte alle meine Geschäfte vor meiner Abreise nach Paris abzuwickeln, was sich aber in die Länge zog. Da die für die Pariser Ausstellung bestimmten Bilder schon im Januar der Jury unterbreitet und vorher auch noch in Karlsruhe ausgestellt werden sollten, so mußte ich mich mit der Fertigstellung meines großen Bildes gehörig tummeln.

Graf und Gräfin Flemming waren im November auch wieder nach Karlsruhe zurückgekehrt, ebenso der österreichische Geschäftsträger v. Zulauf, der mich alsbald auf meinem Atelier besuchte und mit dem ich wieder bei Graf Flemming dinierte, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Nur als er mich eines Tages fragte, ob mir nichts davon bekannt sei, daß der Großherzog von Baden sich mediatisieren lassen wolle und daß die sächsischen Herzogtümer Koburg-Gotha, Meiningen und Altenburg mit dem Großherzogtum Sachsen-Weimar

Digitized by Google

einen Einheitsstaat bilden wollten, war ich etwas überrascht, und es fiel mir ein, daß sich ein Norddeutscher Bund gebildet und Preußen mit Baden eine Militärkonvention abgeschlossen habe — absolut ungefährliche diplomatische Geheimnisse, Kenntnisse oder Erfahrungen, gegen deren Mitteilung selbst das spätere Reichsgericht nicht die geringsten Bedenken erhoben haben würde. Die Militärkonvention hatte nur die Zahl der „Fremdenlegionäre" um eine Anzahl älterer und jüngerer Angehöriger des militärischen Berufes in Karlsruhe vermehrt.

Der preußische General v. Beyer war Kommandant der badischen Division geworden und begann seine dienstliche Tätigkeit damit, daß er zunächst einen erfolgreichen Angriff auf die Herzen der Karlsruher Damenwelt unternahm, bei dem er durch seinen Geist, seine persönliche Liebenswürdigkeit und sein meisterhaftes Klavierspiel nicht unwesentlich unterstützt wurde. Nur soll sein Humor in militärischen Fragen mitunter recht bissig gewesen sein. Aber er erreichte doch das früher für unmöglich Gehaltene, daß ein Gemmingen das Kommando einer preußischen Division in Düsseldorf übernahm, und sein liebenswürdiger Bruder, ein Kavalier vom Wirbel bis zur Zehe, dem die Karlsruher Gesellschaft den merkwürdigen Spitznamen „Odioserle" gegeben hatte, unterstützte ihn dort bei seinen gesellschaftlichen Pflichten und in der Haushaltung; beide Herren waren Junggesellen.

Ein anderer, Oberst v. Amerongen, wurde Kommandeur der ersten Kürassiere in Breslau, sicher also ein ausgezeichneter Offizier. Daß alle diese Herren, denn es folgten ja noch mehrere solcher Austauschoffiziere, ein gewisses Grauen vor dem unwirtlichen rauhen preußischen Norden hatten, ist leicht begreiflich, aber in Wirklichkeit erwies es sich doch nicht als gar zu schlimm. Chef des Stabes der badischen Division war der preußische Oberst v. Leczynski geworden, der sich später als Generalstabschef der Werderschen Armee mit unsterblichem Ruhme bedeckt hat; zum Kommandeur des badischen Leibregiments wurde der preußische Oberst v. Wechmar berufen. Diese Herren, denen ich im geselligen Kreise bei Graf Flemming, Lessing und Gude öfters begegnete, brachten eine neue Note in diesen Kreis, dem sie durch ihren Geist und ihre weltmännische Liebenswürdigkeit zur Zierde gereichten, wie ebenfalls später noch ihre Nachfolger.

Den Weihnachtsabend verlebte ich wieder bei den mir lieben Familien Lessing und Schrödter, wo der Wert der unter dem Christbaum aufgebauten kleinen Geschenke durch sinnige, humorvolle Sprüche, von denen sie begleitet waren, erhöhte Bedeutung gewann.

Am ersten Weihnachtstag war ich bei Scheffel zu Tisch, dem der Unmut über die neuen Verhältnisse in Deutschland noch immer böse Stunden bereitete, während seine sonst gleichgesinnten Freunde schon angefangen hatten, die Sache von der praktischen Seite anzusehen. Frau Scheffel verbrachte den Winter in der Schweiz. Am dritten Weihnachtstag kam unser Verleger Adolf Bonz von Stuttgart herüber, mit dem wir in langer Beratung, die von früh

Digitized by Google

9 Uhr bis zum späten Abend dauerte, alle Vorkehrungen für die Herausgabe des illustrierten „Gaudeamus", des „Trompeter von Säkkingen" und der „Bergpsalmen" trafen, für die ich den Auftrag zur Ausführung nach Paris mitnahm.

Der Silvesterabend wurde im Gudeschen Hause durch lebende Bilder mit Quartettbegleitung, Erscheinen einer Zigeunerbande mit wahrsagenden Zigeunerinnen u. a. mehr in fröhlicher Weise gefeiert.

Ein ereignisreiches, folgenschweres Jahr war zu Ende.

Hat das Seekriegsrecht in neuerer Zeit Fortschritte gemacht?

Von

H. Wittmaack, Reichsgerichtsrat a. D.

(Schluß)

II

Viel Streit hat über die Beschlagnahme von Konterbande auf neutralen Schiffen und solcher Schiffe selbst wegen Beförderung von Konterbande stattgefunden. Konterbande sind Waren, die zur Unterstützung des Feindes in seiner Kriegführung geeignet und bestimmt sind. Nicht als ob man Teilnahme für die Unmenschen gehabt hätte, die aus keinem anderen Grunde als ihres Profits wegen durch die Zuführung von Waffen, Munition und anderen unmittelbar zur Kriegführung geeigneten Gegenständen an eine kriegführende Partei das Blutvergießen zu befördern oder zu verlängern suchten. Anfangs wurde zwar auch die Ansicht vertreten, daß es sich dabei nur um ein kaufmännisches Spekulationsgeschäft (aventure commerciale) handelte, aber schon im siebzehnten Jahrhundert begann man dem Treiben solcher Leute entgegenzutreten. Durch Verträge von 1670 und 1780 verpflichteten sich Dänemark und England, während eines Krieges die Feinde des anderen Teiles nicht mit Konterbande zu unterstützen. Rußland verbot im Jahre 1780 die Zufuhr von Konterbande an kriegführende Staaten. In den Verträgen über die bewaffnete Neutralität von 1780 und 1800 erklärten die Vertragsmächte, daß sie für die strengste Beobachtung des an ihre Untertanen erlassenen Verbots des Handels mit Konterbande Sorge tragen würden. Eine ähnliche Bestimmung findet sich in dem Vertrag zwischen Rußland und Großbritannien vom Jahre 1800. Das im Jahre 1795 erlassene allgemeine preußische Landrecht untersagte den Kauffahrteischiffen in Kriegszeiten, von den Konterbandeartikeln mehr einzunehmen als für die eigenen Bedürfnisse erforderlich sei. Der französische Code pénal vom Jahre 1810 bedroht im Art. 840 diejenigen mit Strafe, die durch feindliche, von der Regierung nicht genehmigte Hand-

Digitized by Google

lungen den Heimatsstaat einer Kriegserklärung von seiten einer anderen Macht aussetzen. Unter dieses Verbot fällt auch die Unterstützung einer kriegführenden Macht mit Konterbande. Die humanen Bestrebungen, welche sich hierin zu erkennen geben, sind in neuerer Zeit nicht verfolgt. Kein Unbefangener, mag er die Entwicklung des Völkerrechts auch noch so optimistisch beurteilen, wird leugnen können, daß in dieser Beziehung eine große Verschlechterung der Rechtsanschauungen eingetreten ist. Von seiten der Vereinigten Staaten sind bekanntlich in dem gegenwärtigen Kriege den Ententestaaten Waffen und Kriegsmunition in einem bisher unerhörten Umfang geliefert worden. Man hat dadurch den Krieg verlängert und blutiger gemacht. Als sich Aussichten auf Friedensverhandlungen zeigten, fielen die Kurse für Kriegswerte an der Neuyorker Börse, und als dann später sich herausstellte, daß es mit dem Frieden nichts sei, stiegen die Kurse wieder infolge des Eintreffens von „befriedigenden Nachrichten", wie es in den Börsenberichten hieß. Ja, man ist so weit gegangen, die Begriffe umzudrehen und die Anstrengungen der Zentralmächte, die Zuführung von Konterbande an ihre Feinde mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu verhindern, als unmenschlich zu bezeichnen. Diese Umwertung der Begriffe erklärt sich aus der Veränderung, die in den Faktoren der öffentlichen Meinung stattgefunden hat.

Im achtzehnten Jahrhundert war auf die Entwicklung des Völkerrechts von wesentlichem Einfluß die Ansicht der Philosophen, wie es damals hieß. Diese bildete das, was man jetzt öffentliche Meinung nennt. Gegenwärtig wird die öffentliche Meinung durch eine von den Finanzmännern abhängige feile Presse gebildet. So darf man sich nicht wundern, daß die sittlichen Begriffe umgekehrt werden.

Im achtzehnten Jahrhundert war man von solcher Verrohung fern. Die Streitigkeiten über die Konterbande bezogen sich nicht darauf, ob es mit den sittlichen und rechtlichen Grundsätzen zu vereinbaren sei, daß Angehörige eines neutralen Staats des Geldverdienstes wegen einen kriegführenden Staat unterstützten, es handelte sich vielmehr nur um die zu große Ausdehnung des Begriffs Konterbande. Von kriegführenden Staaten, namentlich von England, wurden alle möglichen Artikel für Konterbande erklärt, wohl nicht allein deshalb, weil ihre Zuführung dem Feinde nützte, sondern auch zu dem Zwecke, dem neutralen Handel zu schaden. Es wurden nicht bloß die Konterbandewaren selbst konfisziert, sondern ihnen auch eine Ansteckungskraft beigelegt, so daß auch das Schiff und die unschuldige Ladung, selbst wenn sie nicht dem Eigentümer der Konterbande gehörten, der Konfiskation verfielen. Gegen diese Ausdehnung des Konterbandebegriffs richtete sich eine gewaltige Reaktion. In dem Pyrenäischen Frieden zwischen Frankreich und Spanien im Jahre 1659 und vor allem in den Utrechter Handelsverträgen von Frankreich mit England und mit den Niederlanden wurde der Begriff der Konterbande auf bestimmte, zum unmittelbaren Kriegsgebrauch dienende Artikel eingeschränkt. Es wurde insbesondere ausgesprochen, daß Weizen, Getreide, Gemüse, Öl,

Digitized by Google

Wein, Salz und andere Lebensmittel, sowie Tuche, Baumwolle, Seide, Kleidungsstücke usw., Gold und gemünztes Geld, Schiffsbaumaterial u. a. nicht als Konterbande behandelt werden dürften. Das allgemeine preußische Landrecht zählt folgende Gegenstände auf, deren Verladung während eines Krieges, bei dem Preußen neutral ist, nicht gestattet ist: grobes Geschütz und Munition, Granaten, Bajonette, Flinten, Karabiner, Pistolen, Kugeln, Flintensteine, Lunten, Pulver, Salpeter, Schwefel, Piken, Degen, Sättel, Hauptgestelle und Zelte. Diese Aufzählung entspricht ungefähr den damals herrschenden Anschauungen.

Die Londoner Deklaration unterscheidet zwischen absoluter und relativer Konterbande. Die unter die erstere fallenden Waren unterliegen der Beschlagnahme, wenn ihre Bestimmung das feindliche oder vom Feinde besetzte Gebiet oder die feindliche Streitmacht ist. Relative Konterbande dagegen darf nur dann beschlagnahmt werden, wenn sie für den Gebrauch der Streitmacht oder einer Verwaltungsstelle des feindlichen Staats bestimmt ist. Die Deklaration zählt elf Nummern der absoluten und vierzehn der relativen Konterbande auf, wobei es den kriegführenden Mächten gestattet wird, noch andere Gegenstände unter die Konterbande aufzunehmen. Zur relativen Konterbande gehören u. a.: Lebensmittel, Furage, für militärische Zwecke geeignete Kleidungsstücke, Gold und Silber, geprägt und in Barren, sowie Papiergeld, Feuerungsmaterial, Geschirr und Sattelzeug, Fernrohre und Chronometer. Hier treffen wir also schon eine weite Ausdehnung der früheren Konterbandeartikel an. Noch weit mehr wurde die Zahl dieser Artikel im Laufe des Krieges ausgedehnt. Die deutsche Regierung ist bei der Ausdehnung der Konterbande zur Vergeltung den feindlichen Staaten gefolgt. In einer Bekanntmachung vom 22. Juli 1916 werden statt der elf in der Deklaration neununddreißig Artikel als absolute Konterbande aufgezählt. Diese Zahl ist in einer Verordnung vom 25. Juni 1917 auf fünfzig vermehrt, darunter einige, die in der Deklaration zur relativen Konterbande gerechnet wurden. Unter anderen sind folgende Gegenstände erwähnt: Bleche, photographische Artikel, Grubenholz, Flachs, Hanf, Jute, Wolle, Rohbaumwolle, Fässer aller Art, Häute, Leder, Aluminium, Nickel, Zinn, Blei und Kupfer, Seide, Glassachen, Flaschen, Kalk, Soda usw. Die Nummern der relativen Konterbande betragen jetzt achtzehn. Außerdem gehören verschiedene in der Deklaration hierher gerechnete Gegenstände jetzt zur absoluten Konterbande. Neu werden u. a. angeführt: alle Arten Hölzer, Zement, Geschirr und Sattelzeug, Schwämme, Leim, Seife, Schiffsbodenfarben, Lack, Drehbänke usw. Nach der Deklaration dürfen u. a. Rohbaumwolle, Jute, Hanf und Erze nicht als Konterbande erklärt werden. Diese sind jetzt absolute Konterbande geworden. Felle, die nach der Deklaration frei bleiben sollten, werden als relative Konterbande angesehen.

Die Ausdehnung des Konterbandebegriffs vergrößert auch die Ansteckung. Im Mittelalter wurde, wenn ein neutrales Schiff Konterbande führte, ohne weiteres das Schiff und die übrige Ladung konfisziert. Später entschloß man

Digitized by Google

sich zu einer Milderung. Man konfiszierte das Schiff und die an sich unschuldige Ladung nur, wenn sie dem Eigentümer der Konterbande gehörte oder wenn besondere erschwerende Umstände vorlagen, z. B. betrügerische Handlungen, Widersetzlichkeit bei der Aufbringung, Verletzung eines Staatsvertrags. So war im wesentlichen früher die englische und nordamerikanische Praxis. In Frankreich bestimmte ein Reglement von 1778, daß neutrale Schiffe, die Konterbande führen, und deren unschuldige Ladung nur dann konfisziert werden sollen, wenn der Wert der Konterbande drei Viertel des Wertes der Ladung beträgt. Diese Vorschrift ist bis in die neueste Zeit bestehen geblieben. Nach dem allgemeinen preußischen Landrecht wurde die Konfiskation nicht über die nach dem Landrecht als Konterbande anzusehenden Artikel ausgedehnt. Dagegen wurde in dem preußischen Prisenreglement von 1864 auch das neutrale Schiff für gute Prise erklärt, wenn die ganze Ladung aus Konterbande bestehe, oder wenn das Schiff Widerstand geleistet oder in betrügerischer Weise gehandelt habe. Ähnliche Bestimmungen enthielten für den damaligen Krieg die österreichischen und dänischen Verordnungen. Das schwedische Reglement von 1818 und ein russischer Ukas von 1877 beschränken die Konfiskation auf die verbotenen Artikel. Die Londoner Deklaration bestimmt, daß das Schiff, welches Konterbande führt, der Einziehung unterliegt, wenn die Konterbande mehr als die Hälfte der Ladung ausmacht. Außerdem unterliegt der unschuldige Teil der Ladung der Beschlagnahme, soweit er dem Eigentümer der Konterbande gehört. Diese Vorschriften sind in die deutsche Prisenordnung aufgenommen und werden wohl auch von den feindlichen Mächten zur Richtschnur genommen. Sie enthalten schon ihrem Wortlaut nach zum Teil einen Rückschritt im Vergleich zu dem früheren Recht, insofern als es schon zur Konfiskation des Schiffes genügt, daß mehr als die Hälfte, nicht drei Viertel der Ladung, aus Konterbande besteht. Dazu kommt die große Ausdehnung des Konterbandebegriffs.

Ein weiterer Rückschritt liegt in der Einführung des Begriffs der sog. fortgesetzten Reise. Es war früher anerkannte Regel, daß Konterbande ausgeschlossen sei, wenn ein neutrales Schiff die Waren von einem neutralen Hafen nach einem anderen befördere. Diese Regel war auch in der Instruktion für die englische Flotte enthalten. Während des Burenkrieges 1899 sagte England sich hiervon los. Es beschlagnahmte deutsche Schiffe, die von einem deutschen nach einem portugiesischen Hafen fuhren. Dem energischen Auftreten der deutschen Regierung gegenüber sah die englische Regierung damals davon ab, diesen Standpunkt zur Durchführung zu bringen; sie gab für den damaligen Krieg nach, behielt sich aber ihren neuen rechtlichen Standpunkt für die Zukunft vor. Auf der Londoner Konferenz setzte sie ihre Ansicht bezüglich der absoluten Konterbande durch. Diese soll der Einziehung unterliegen, auch wenn das Schiff nach einem neutralen Hafen bestimmt sei. Bei der relativen Konterbande wurde allerdings der Begriff der einheitlichen Reise nicht anerkannt; diese Konterbande sollte der Einziehung nur unterliegen, wenn das

Digitized by Google

Schiff sich auf der Fahrt nach dem feindlichen Gebiet oder der feindlichen Streitmacht befindet. Die Unterscheidung mußte in der Praxis fallen. Neutrale Schiffe konnten früher unbehelligt von einem neutralen Hafen zu einem anderen fahren. In der Deklaration wurde der kriegführenden Macht das Recht eingeräumt, sie anzuhalten und zu untersuchen, ob sie Konterbande an Bord hätten. Schon dieses enthält eine große Belästigung der neutralen Schiffahrt. Die Frage, ob ein Verdacht der Führung von Konterbande vorliegt, wird von den Kommandanten der Kriegsschiffe nach ihrem Belieben entschieden. Wenn sie ein ihnen verdächtig erscheinendes Schiff durchsuchen und keine absolute, aber doch relative Konterbande finden, so kann man ihnen nicht wohl zumuten, die verbotenen Waren wieder freizulassen. Die englische Regierung dehnte denn auch sofort bei Beginn des Krieges den Begriff der einheitlichen Reise auf die relative Konterbande aus. Die deutsche Prisenordnung vom 22. Juli 1916 hat sich diesem Verfahren angeschlossen. Die feindliche Bestimmung der relativen Konterbande ist danach unter anderem anzunehmen, wenn die Sendung an Order oder an einen aus den Schiffspapieren nicht ersichtlichen Empfänger gerichtet ist, oder wenn sie unmittelbar oder mittelbar nach einem befestigten Platze des Feindes oder nach einem Platz, der der feindlichen Streitmacht als Operations- oder Versorgungsbasis dient, bestimmt ist.

Die Einführung der sog. Einheitlichkeit der Reise hat noch eine andere nachteilige Folge. Bei der Differenz zwischen der deutschen und englischen Regierung im Jahre 1900 über die Aufbringung deutscher Schiffe wurde deutscherseits auch verlangt, daß eine solche Aufbringung nur in der Nähe des Kriegsschauplatzes erfolgen dürfe. Die englische Regierung gab diesem Ansinnen nach. Wenn es nun zum Begriff der Konterbande genügt, daß die Sendung mittelbar über neutrale Häfen und auch nach Umladung an den Feind gelangen soll, so muß auch die Aufbringung des verdächtigen Schiffes allenthalben ohne Rücksicht auf die Entfernung vom Kriegsschauplatz erfolgen können. Die Möglichkeit, daß das neutrale Schiff sich inzwischen von der Konterbande befreien, insbesondere sie nach einem neutralen Hafen bringen könne, wird ausgeschlossen.

III

Die Blockade bezweckt, einen feindlichen Platz dadurch, daß man ihn durch Schiffe von der Verbindung mit der See abschneidet, zur Übergabe zu zwingen. Schon der König Demetrios von Makedonien soll sich ihrer um 300 v. Chr. gegen Athen bedient haben, aber erst im Mittelalter nach der Entstehung der großen Flotten wurde sie in weiterem Umfang angewandt. Ihre Zulässigkeit und ihre Verbindlichkeit für die neutralen Schiffe ist grundsätzlich wohl niemals beanstandet, nur die Art und Weise der Ausführung hat zu Differenzen Anlaß gegeben. Es wurde die Ansicht aufgestellt, daß es genüge, wenn ein kriegführender Staat einen feindlichen Platz oder sogar eine ganze Küste in Blockadezustand erkläre, ohne daß es erforderlich sei, den Platz oder die Küste durch Kriegsschiffe wirklich einzuschließen.

Digitized by Google

Von dieser sog. fiktiven oder papiernen Blockade machten hauptsächlich England und Holland Gebrauch. England führte sie 1223 ein. Als England während des nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges 1780 alle französischen und spanischen Häfen in Blockadezustand erklärte, rechtfertigte der Prisenrichter Marriot dieses Verfahren in folgender Weise: Großbritannien blockiere infolge seiner insularen Lage naturgemäß alle französischen und spanischen Häfen; es habe die Berechtigung, von dieser Lage als von einer Gabe Gottes Vorteil zu ziehen.

Eine solche Anwendung der Blockade hatte zur Folge, daß jedes Schiff, welches mit Ladung nach dem feindlichen Platze bestimmt war, aufgebracht und konfisziert wurde. Es hing von dem Belieben einer feindlichen Macht ab, durch einfache Verfügung das sonst nur für Konterbande geltende Verbot der Zuführung an den Feind beliebig auszudehnen oder ganz allgemein zu machen, ohne Rücksicht darauf, ob hierdurch wirklich ein militärischer Vorteil erreicht wurde oder nicht. Die Erbitterung der Neutralen hierüber gehörte zu den Gründen, die im Jahre 1780 zu der bewaffneten Neutralität führten. Hierin wird festgesetzt, daß die Blockade effektiv sein muß und nicht bloß fiktiv sein darf. Wie England der bewaffneten Neutralität überhaupt feindlich gegenüberstand, kehrte es sich auch hieran nicht. Eine englische Verordnung vom April 1795 bestimmte, daß die englischen Kreuzer sich aller Schiffe bemächtigen sollten, die Lebensmittel nach französischen Häfen brächten. Hierdurch wurden auch Interessen nordamerikanischer Reeder geschädigt. Als die nordamerikanische Republik deshalb Widerspruch erhob, versuchte England die Maßregel durch die Behauptung zu rechtfertigen, es habe gehofft, den Feind durch Hungersnot zu bezwingen. Außerdem führte es an, daß die Verordnung auch durch die Knappheit der Lebensmittel in England gerechtfertigt werde. Die nordamerikanische Regierung hielt demgegenüber ihren Einspruch aufrecht und erwiderte, die Hoffnung, den Feind durch Hungersnot zu bezwingen, müsse eine augenscheinliche sein. Wenn das Völkerrecht ähnliche Maßnahmen bei einer Belagerung oder Blockade zulasse, so sei dies doch niemals auf die Abschließung einer ganzen Nation ausgedehnt. Die Berufung auf die Knappheit der Lebensmittel wurde mit dem Bemerken zurückgewiesen, daß diese Tatsache durch unwiderlegliche Beweise erwiesen sein müsse. Die englische Verordnung wurde von dem überwiegenden Teil der Publizisten als völkerrechtswidrig angesehen. So verstand sich die englische Regierung dazu, ihren Standpunkt aufzugeben. Die Verordnung wurde wieder aufgehoben und den geschädigten Nordamerikanern Ersatz bewilligt. Im Jahre 1798 dehnte England dessenungeachtet die fiktive Blockade noch weiter aus. Bei der durch die Willkürmaßregel Englands herbeigeführten zweiten bewaffneten Neutralität von 1800 wurde wiederholt, daß eine Blockade nur dann wirksam sei, wenn die blockierenden Kriegsschiffe arrêtés et suffisamment proches seien, und hinzugefügt, daß ein neutrales Schiff nur dann wegen Blockadebruchs aufgebracht werden könne, wenn der Kommandant der blockieren-

Digitized by Google

den Flotte es von dem Blockadezustand des Hafens in Kenntnis gesetzt hätte. Die letztere Bestimmung war auch in dem Falle für die neutralen Schiffe von großer Bedeutung, wenn ein Hafen tatsächlich blockiert war. Schiffe durften danach nicht aufgebracht werden, wenn sie noch von dem blockierten Hafen entfernt waren. Indessen verstand sich Rußland bereits in dem Vertrage mit England im Jahre 1801 zu einer Abschwächung der Bedingungen für eine wirksame Blockade. England kehrte sich an die Vertragsbestimmungen nicht. Im Jahre 1806 erklärte es die französische Küste von Brest bis zur Elbe in Blockadezustand. Napoleon antwortete darauf mit der sog. Kontinentalsperre. So suchte man sich während der Napoleonischen Kriege durch Absperrungen zu Lande und zur See gegenseitig zu schaden, ohne auf die Grundsätze des Völkerrechts Rücksicht zu nehmen.

Erst später gelangten die rechtlichen Grundsätze wieder zur Anerkennung. Im Krimkriege verstand sich England auf Drängen der französischen Regierung dazu, von einer fiktiven Blockade abzusehen. Die Deklaration von Paris bestimmt, daß die Blockade effektiv sein müsse, d. h. durch eine Streitmacht aufrechterhalten, die genüge, um den Zutritt zu dem feindlichen Gestade tatsächlich zu verhindern. Diese Bestimmung enthält im Verhältnis zu den früher von England angewandten Grundsätzen allerdings einen erheblichen Fortschritt. Ihre Unbestimmtheit im Vergleich mit den Verträgen über die bewaffnete Neutralität läßt sie aber im allgemeinen als einen Rückschritt erscheinen. Man hat ferner in die Deklaration die Bestimmung der zweiten bewaffneten Neutralität, daß ein neutrales Schiff nur dann wegen Blockadebruchs aufgebracht werden dürfe, wenn es vorher an Ort und Stelle auf die bestehende Blockade hingewiesen worden sei, nicht aufgenommen. In dieser Hinsicht bestand ein Unterschied zwischen der englischen und der französischen Praxis. England hielt eine allgemeine Verkündigung der Blockade für ausreichend, um jedes für den blockierten Hafen bestimmte neutrale Schiff aufzubringen, ohne Rücksicht darauf, wie weit es noch von dem Hafen entfernt war. Außerdem sah es sich als berechtigt an, ein Schiff noch dann wegen Verletzung der Blockade zu verfolgen, wenn es in den blockierten Hafen eingelaufen und glücklich wieder entkommen war und sich danach auf anderen Reisen befand. Frankreich dagegen hielt nur dann einen Blockadebruch für vorliegend, wenn das Schiff an Ort und Stelle von dem Kommandanten der blockierenden Flotte gewarnt war. Eine spätere Verfolgung des Schiffes wegen Blockadebruchs fand nach der französischen Ansicht nicht statt. Obgleich nun die Deklaration von 1856 den englischen Anschauungen hierin nicht entgegentrat, sondern sich hierüber einer Äußerung enthielt, lehnte doch England die Genehmigung der ganzen Deklaration, auch der Bestimmung über die Blockade, ab. Die Vereinigten Staaten und Spanien weigerten sich, der Deklaration beizutreten. Tatsächlich sind aber die Bestimmungen über die Blockade, wenn sie auch zu einer formellen rechtlichen Gültigkeit nicht gelangt sind, später im wesentlichen befolgt. Auch die nordamerikanische Regierung bestrebte sich

Digitized by Google

während des Sezessionskrieges, als sie die ganze Küste der Südstaaten in Blockadezustand erklärte, diese Blockade allmählich effektiv zu gestalten. In einem Punkt verletzte sie indessen das Völkerrecht. Nach anerkannten Rechtsregeln hört die Blockade auf, wenn das blockierende Geschwader von den Streitkräften des blockierten Staates vertrieben wird. Bekommt die blockierende Seemacht wieder die Oberhand, so muß eine neue Blockadeerklärung erlassen werden. Diese Regel ist auch von England befolgt. Nordamerika setzte sich aber während des Sezessionskrieges hierüber hinweg, als das Blockadegeschwader bei Charleston und Galveston von der Seemacht der Konföderierten vertrieben wurde.

Einen schlimmen Völkerrechtsbruch beging die nordamerikanische Regierung weiter dadurch, daß sie den Begriff der sog. einheitlichen Reise auf die Blockade ausdehnte und sich dadurch die Möglichkeit verschaffte, auch den Verkehr zwischen neutralen Häfen zu stören. Bis dahin war es, namentlich auch von England, anerkannt, daß ein Blockadebruch nur dadurch begangen werden kann, daß ein neutrales Schiff in den blockierten Platz einzudringen versucht. Die Vereinigten Staaten stellten plötzlich den Grundsatz auf, daß auch die nach einem neutralen Hafen bestimmten Waren schon auf dem Wege nach diesem Hafen wegen Blockadebruchs angehalten und konfisziert werden dürften, wenn anzunehmen sei, daß sie später nach dem blockierten Platz hätten befördert werden sollen. Der höchste Gerichtshof der Vereinigten Staaten sanktionierte als Prisengericht diesen Grundsatz. Die Entscheidung rief eine allgemeine Entrüstung unter den Publizisten aller zivilisierten Staaten und vor allem auch bei den englischen hervor. Es ist daher nicht auffallend, daß die Londoner Deklaration ablehnte, sich der nordamerikanischen Auffassung des Völkerrechts hier anzuschließen. Die Deklaration bestimmt, daß ein die Beschlagnahme des Schiffes rechtfertigender Blockadebruch nicht anzunehmen sei, wenn sich das Schiff auf der Fahrt nach einem nicht blockierten Hafen befindet, wie auch immer die spätere Bestimmung von Schiff oder Ladung sein mag.

Die englische Regierung sah nach Ausbruch des Krieges zunächst davon ab, den Begriff der einheitlichen Reise auf die Blockade zur Anwendung zu bringen. Man scheute sich offenbar, sich hier mit der allgemeinen Ansicht, wie sie in Anlaß des nordamerikanischen Völkerrechtsbruchs so entschieden hervorgetreten war, in Widerspruch zu setzen, und nahm daher hier die Bestimmungen der Londoner Deklaration an. Als sie sich aber im Juli 1916 von der Londoner Deklaration lossagte, bestimmte sie, daß das Prinzip der fortgesetzten Reise oder der Endbestimmung sowohl im Falle der Konterbande als in Blockadeangelegenheiten angewandt werden solle. Wie zum Hohn wird hinzugefügt, daß es in der Absicht Englands und seiner Verbündeten liege, in vollkommener Übereinstimmung mit dem Völkerrecht zu handeln.

Es ist bekannt, daß alle deutschen Häfen von England und Frankreich in Blockadezustand erklärt sind, ohne daß davon die Rede ist, daß eine genügende

Digitized by Google

Anzahl von Schiffen vor den deutschen Häfen vorhanden ist, um das Ein- und Auslaufen von Schiffen zu gefährden. Sogar aus unseren Nordseehäfen laufen dann und wann unsere Seestreitkräfte unbehindert aus. Ende Mai sind nach den Zeitungsnachrichten vierzehn deutsche Frachtschiffe aus Hamburg, Emden und Lübeck in Rotterdam eingetroffen, ohne auf ihrer Fahrt von englischen Kriegsschiffen behelligt worden zu sein. Von irgendwelcher Einschließung unserer Ostseehäfen kann nicht die Rede sein. Die gegenwärtige französische Regierung hat sich im Gegensatz zu der napoleonischen den englischen Anschauungen gefügt. Ja, man geht noch weiter, man blockiert auch in gewisser Weise die neutralen Länder. Auch in diesen darf die Einfuhr von Waren nur so weit stattfinden, als die Ententemächte es gestatten. Im Jahre 1799, als England Holland in Blockadezustand erklärte, sprach sich der englische Prisenrichter dahin aus, daß die Schelde als Grenzfluß nicht blockiert sei. In gleichem Sinne entschied der höchste Gerichtshof der Vereinigten Staaten im Jahre 1866, daß die Blockade der Südstaaten nicht die Blockade der Mündung des Rio Grande, eines Grenzflusses zwischen Mexiko und den Südstaaten, in sich begreifen könne. Die nordamerikanische Regierung hat sich nach ihrem Eintritt in den Krieg den englischen und französischen Blockademaßregeln angeschlossen. Im Jahre 1866 sprach der höchste Gerichtshof der Vereinigten Staaten aus, das Völkerrecht gestatte keine papierene oder konstruktive Blockade. Wenn eine solche Blockade von anderen Staaten ausgeübt worden sei, so hätten die Vereinigten Staaten immer ihre Gültigkeit bestritten.

In neuerer Zeit hat man als Zwangs- und wohl auch als Präventivmaßregel eine Blockade ohne Kriegserklärung eingeführt. Die Zulässigkeit einer solchen ist nicht unbestritten. Die friedliche Blockade ist in dem gegenwärtigen Kriege gegen Griechenland angewandt, um dieses zum Eingreifen in den Krieg auf seiten der blockierenden Mächte zu zwingen. Diese Maßregel unterscheidet sich von den früheren Fällen nicht allein durch den Grund, sondern auch durch ihre Grauenhaftigkeit. Es ist den blockierenden Mächten gelungen, eine Anzahl Griechen, namentlich Greise und Kinder, wirklich dem Hungertode zuzuführen. Diese Blockade ist hauptsächlich von den demokratischen Regierungen Englands und Frankreichs in die Wege geleitet. Die Regierung des russischen Zaren hat sich mit Erfolg bestrebt, hier mildernd einzugreifen. Dagegen ist die durch die Revolution ins Leben gerufene demokratische russische Regierung nicht für das unglückliche Griechenland eingetreten. Ebensowenig hat die demokratische Regierung der Vereinigten Staaten hier irgendwie einzuwirken versucht. Erbarmen mit dem unglücklichen Griechenland hatte nur der autokratische Zar.

Im Oktober und November 1914 erklärte die englische Regierung die ganze Nordsee für Kriegsgebiet und teilte den Neutralen mit, daß die Schifffahrt dort, abgesehen von den von englischer Seite anzuweisenden Routen, gefährlich sei. Dieses Sperrgebiet ist in neuerer Zeit noch erweitert. Die Absperrung erfolgt durch Minen. Es handelt sich also, wenigstens hauptsächlich, um die Anwendung einer neuen Waffe, der Minen, für welche sich besondere

Digitized by Google

Rechtsmaßregeln noch nicht gebildet haben. Die englische Regierung scheint aber selbst ihre Maßregel für bedenklich in völkerrechtlicher Beziehung zu halten, denn sie sucht sie als Gegenmaßregel gegen angebliche deutsche Minenlegung unter neutraler Flagge und gegen den deutschen U-Bootskrieg zu rechtfertigen. Die Bedenken der englischen Regierung sind auch wohl begründet. Die Minensperre enthält eine Maßregel, die die neutrale Schiffahrt unterbindet und nach der neuesten Ausdehnung des Sperrgebiets sie zum Teil, so insbesondere die niederländische, ganz lahmlegt.

Die deutsche Regierung hat durch Verfügung vom 31. Januar 1917 in der See Sperrgebiete um die Küsten von England und Frankreich, im Mittelmeer und später auch im Norden eingeführt. In diesen Sperrgebieten soll jedem Seeverkehr ohne weiteres mit allen Waffen entgegengetreten werden. Der Zweck ist, die feindlichen Gebiete vom Schiffahrtsverkehr auszuschließen. Die Aufrechterhaltung der Sperre erfolgt durch die U-Boote. Es handelt sich also auch hier um den Gebrauch einer neuen Waffe, nicht um eine Änderung der völkerrechtlichen Anschauungen. Die Einführung der Sperrgebiete ist als Vergeltungsmaßregel gegen die fiktive Blockade des deutschen Gebiets durch unsere Feinde völkerrechtlich gerechtfertigt. Die Neutralen können sich daher über die deutsche Sperre nicht beklagen. Aber auch abgesehen davon muß man wohl nach Analogie der Blockade derartige Sperrgebiete als völkerrechtlich zulässig ansehen. Die Sperre wird durch die U-Boote mit Erfolg aufrechterhalten; es findet eine wirkliche Okkupation statt, und es handelt sich nicht um eine einfache Untersagung des Seeverkehrs in diesen Gebieten. Auf die Interessen der Neutralen wird insofern tunlichst Rücksicht genommen, als ihnen für den Verkehr zwischen ihren Ländern untereinander genügende Wege freigelassen sind.

In dem gegenwärtigen Kriege kommt es vor, daß England neutrale Schiffe, die sich in seinen Häfen befinden, durch Vorenthaltung von Bunkerkohlen, Proviant und anderen notwendigen Ausrüstungsgegenständen nötigt, Charterpartien mit bestimmten Firmen abzuschließen, um sich die neutrale Schiffstonnage zu sichern. Die deutsche Regierung hat in der Verordnung vom 16. Juli 1917 eine Gegenmaßregel getroffen, indem sie vorschreibt, daß ein auf der Fahrt von oder nach feindlichem Gebiet befindliches neutrales Schiff als feindlich zu behandeln ist, wenn es von einem feindlichen Staatsangehörigen oder von einer in einem feindlichen Lande wohnhaften Person oder von einer Person gechartert ist, von der feststeht, daß sie einer feindlichen Regierung während des Krieges Agentendienste geleistet hat. Diese Vorschrift geht über die Bestimmungen der Prisenordnung von 1909 hinaus, indem hiernach ein neutrales Schiff nur dann als feindlich behandelt werden soll, wenn es von einer feindlichen Regierung gechartert sei. Die Verschlechterung der Lage der Neutralen beruht nicht sowohl auf einer Änderung der Rechtsanschauungen, als vielmehr auf der Anwendung neuer Mittel zur Verstärkung der Defensiv- und Offensivkraft einer kriegführenden Partei.

Digitized by Google

Krieg und Seelenleben![1]

Von

Professor Dr. R. Gaupp (Tübingen)

Seit 41 Monaten kämpft unser deutsches Volk um das Recht seines Daseins, und trotz der Wandlungen im Osten wissen wir noch immer nicht, wie lange wir diesen Kampf noch fortsetzen müssen. Denn an die Stelle des Feindes im Osten tritt ja mit immer deutlicherer Bestimmtheit der überseeische Gegner im Westen. Dem erbitterten Ringen unserer tapferen Heere draußen entspricht die entschlossene Stimmung unseres Volkes in der Heimat, das trotz der zunehmenden Erschwerung des Lebens seine Pflicht des Durchhaltens nicht außer acht lassen wird. In diesem Zeitpunkt unseres harten Daseinskampfes gilt das Wort nichts, die Tat alles. So haben wir wohl im ganzen nur wenig Neigung, unsere Aufmerksamkeit den vielen Schriften über den Krieg zu widmen, die unsere auch im Krieg schreibselige Zeit täglich auf den Markt wirft. Nicht belehrt wollen wir werden, sondern gehoben und gestärkt, und dies nicht durch Worte, sondern durch die Wucht des Geschehens. Und so ist es wohl begreiflich, daß ich nur zögernd an die Aufgabe herangehe, vom Standpunkte des Arztes über den Einfluß des Krieges auf die Seele des Menschen und der menschlichen Gemeinschaften zu schreiben. Mitten im Strom der Ereignisse stehend, von Hoffnungen und Sorgen um des Vaterlandes Wohl aufs tiefste ergriffen, bin ich so wenig wie irgendein Mensch unserer Zeit imstande, mit der kühlen Ruhe des Forschers alle Zusammenhänge zwischen Krieg und Seelenleben vor Augen zu führen. Vieles muß auch ganz außer Betracht bleiben, weil die Zeit nicht gestattet, es öffentlich zu erörtern; vieles wird erst eine spätere Zeit richtig zu bewerten wissen und vieles ist meinem ärztlichen Gesichtskreis wohl auch ganz ferne geblieben. Wenn ich es trotzdem versuchen will, hier von „Krieg und Seelenleben" zu sprechen, so mag die Rechtfertigung darin liegen, daß uns mit der Länge des Krieges kein Wort eindringlicher zugerufen wird, als die Überzeugung unseres großen Heerführers, daß diesen Krieg der gewinnen werde, der die stärksten Nerven habe, daß nicht die Zahl und nicht die Technik, sondern die Kraft der Nerven, d. h. die Kraft der Seele über das Schicksal Europas, ja der ganzen Welt entscheiden werde. Von dieser Kraft der Seele soll hier die Rede sein. Dabei werde ich mich bemühen müssen, nicht einen Fehler zu begehen, dem der Arzt so leicht zum Opfer fällt, wenn er aus dem Bereiche seiner eigenen fachlichen Erfahrung heraustritt und die Gesamtheit der seelischen Vorgänge ins Auge faßt, nämlich den, daß er des Pathologischen zu viel wahrnimmt, weil er selber beruflich das Pathologische tagtäglich vor Augen hat. Aber

[1] Nach einem Vortrag im Württembergischen Goethebund in Stuttgart.

Digitized by Google

merkwürdig: wir Psychiater machen die wunderliche Entdeckung, daß in diesen Zeiten ungewöhnlichen Geschehens und grauenvollen Erlebens der Laie mit der Annahme des Pathologischen, des „Wahnsinns", der „Kriegspsychose", der „Verrücktheit" einzelner wie ganzer Völker viel rascher bei der Hand ist als der Fachmann, der die schrecklichen Entgleisungen blinder Leidenschaft und die widerlichen Produkte raffinierter Berechnung von den abnormen Gemütszuständen und Wahnbildungen des Geisteskranken streng zu sondern vermag.[1])

Wenn wir von „starken Nerven" sprechen, so denken wir dabei natürlich nicht an die strangartigen Gebilde, die unser Gehirn mit den übrigen Teilen des Körpers verbinden, sondern wir meinen damit die Entschlußkraft der Seele, die Besonnenheit ihres Urteils, ihre Herrschaft über das wogende Meer der Empfindungen und Gefühle, ihre Fähigkeit unentwegten Festhaltens an einem klar erkannten Ziele, ihre Selbständigkeit gegenüber der Masse von außen eindringender Reize und Antriebe. Wir wissen es alle, und dieser Weltkrieg hat es ja mit erschütternder Deutlichkeit von neuem gezeigt, in welch hohem Maße der moderne Mensch bei der Erregbarkeit seiner Nerven, der Verwundbarkeit seiner Seele, der Flüchtigkeit seiner Stimmungen in seinem ganzen Denken unter der Einwirkung machtvoller Gefühle und gläubig übernommener Ideen steht. Leicht wird das stolze Gebäude menschlicher Intelligenz durch die Stürme des Affektes aus seinen Fugen gerissen, ja bis zur Unkenntlichkeit verschüttet. Aber während die Produkte des selbständigen Denkens in der Regel zu einem festen Bestande unserer geistigen Eigenart werden, einen unverlierbaren Besitz unserer Seele bilden, unterliegen alle gemütlichen Regungen in gesetzmäßiger Weise dem Einfluß der Zeit, und keine noch so warme Welle des Gefühls, keine noch so erhabene Stimmung behält die Kraft ihres Anfangs. *Gefühle* und *Stimmungen vergehen*, *Überzeugungen* und *Gesinnungen bestehen*, wenn sie in mühsamer geistiger Arbeit gewonnen wurden. Wenn aber die äußeren Geschehnisse in all ihrer objektiven Wucht durch Monate und Jahre weitergehen, wie in diesem Kriege, so erleben wir eine Wandlung in uns, unter deren Wahrnehmung wir ja wohl alle leiden, von der wir aber doch auch alle Gewinn haben: die hohen Stimmungen des Anfangs ebben ab, die Begeisterung schwindet, der Rausch verfliegt, die Gewohnheit stumpft ab, die mittlere Gefühlslage kehrt wieder und der vom Affekt in Fesseln geschlagene Verstand kommt wieder zu seinem Recht. Und was *dann* aus einem *Menschen* und einem *ganzen Volke* wird, das hängt von der *seelischen Beschaffenheit* dieses Menschen und dieses ganzen Volkes ab, wie sie sich im Laufe der Jahre bzw. Jahrhunderte entwickelt hat. *Charakter* und *Gesinnung* bestimmen den Wert und die Leistung des einzelnen und des Volkes, nicht die Begeisterung des Anfangs, nicht das Hin und Her der Stimmungen, in denen wir in den behaglichen Zeiten des Friedens wohl oft mit Unrecht die schönsten Blüten der menschlichen Seele gesehen haben. Wenn wir heute auf die großen

[1]) Vgl. *Gaupp*, Wahn und Irrtum im Leben der Völker. Tübinger Rektoratsrede 1916.

Digitized by Google

Tage der Mobilmachung im August 1914 zurückblicken, so wollen wir gewiß die Erinnerung an jene Höhepunkte unseres Lebens als kostbares Kleinod in der Seele bewahren, aber wir wollen nicht gegen uns und gegen andere ungerecht werden, wenn wir diese Hochstimmung heute weder bei uns noch bei anderen mehr entdecken können. Ihr Abhandenkommen ist nicht, wie uns törichte Nörgler einreden wollen, nur die Folge unserer inneren wirtschaftlichen Nöte, auch nicht ein häßlicher Mangel unseres Charakters, sondern jene Begeisterung erlosch, weil sie nach den elementaren Gesetzen jeder Psychologie erlöschen mußte, nachdem ihre Zeit abgelaufen war. Mit dieser Tatsache hängt auch die ganz allgemeine Wahrheit zusammen, daß der Krieg im ganzen die Menschen im Wesen nur wenig verändert hat. Er hat die Guten nicht schlecht, die Schlechten nicht gut gemacht; denn er vermochte nicht das, was sich im Laufe von Jahrzehnten im Strom der Welt charakterologisch gebildet und fixiert hatte, von Grund aus zu wandeln. Und so haben wir denn auch keinen Anlaß, uns zu wundern, wenn hier in der Heimat, fern vom Krieg, sich immer mehr wieder das alte Treiben der Menschen zeigt, ja wenn sich ihre Eigenschaften immer unverhüllter so darstellen, wie sie eben als persönliche Eigenschaften immer bestanden und nur durch die Woge der Begeisterung in der ersten Kriegszeit etwas verdeckt wurden. So sehen wir also z. B. Leute, denen der Erwerb materieller Güter schon bisher der einzige Lebensinhalt war, die Konjunktur ausnützen, d. h. häufig schamloser Profitgier frönen, wir sehen die Standesunterschiede wieder mächtig ihr Haupt erheben, die Parteien wieder ihre Sonderinteressen wahrnehmen und sich gegenseitig moralisch beschimpfen, wir sehen in Großstädten Frauen und Mädchen, deren Männer und Brüder im Felde ein Leben voll Gefahr und Not führen, ihrer kindlichen Eitelkeit nachgehen und einer aus Feindesland stammenden Mode huldigen, auch wenn diese Mode den elementarsten Forderungen der Stoffersparnis ins Gesicht schlägt, ja vielleicht sogar von diesem Gesichtspunkt aus von unseren Feinden gewählt wurde. Zu den schmerzlichsten Empfindungen gehört für viele unserer Feldgrauen die Wahrnehmung, daß zwischen ihrer Hölle draußen in Flandern und der ärmlichen Ichsucht hier in der Heimat sich eine gar so große Kluft auftut. Aber es wäre ungerecht, sich solcher Bitterkeit hinzugeben; denn es ist nicht denkbar, den Charakter des erwachsenen Menschen hier in der Heimat, fern vom Kriege, von Grund aus zu ändern. Nur wenn sich eigene Erlebnisse mit ehernem Griffel in unsere Seele schreiben und wenn diese Erlebnisse nicht flüchtiger Art waren, sondern uns in unserem innersten Wesen, namentlich in unserem Pflicht- und Verantwortungsgefühl erfaßten, werden sie zu einem dauernden Bestande unseres Seins. Noch wissen wir heute nicht, welche dauernden Umwandlungen die langen Kriegsjahre in denen erzeugen, die draußen im Schützengraben den Schutz unserer Heimat bilden. Zahlreiche Erfahrungen, die ich als Arzt von vielen machte, die draußen Schweres erlebten, haben in mir im ganzen die Überzeugung geweckt, daß der Krieg Zeiten schafft, in denen die großen Eigenschaften des einzelnen ebenso wie die eines

Digitized by Google

ganzen Volkes wachsen und sich entfalten, daß aber auch seine Mängel und Fehler deutlicher werden und sich verstärken können.

Noch einer anderen psychologischen Grundtatsache müssen wir gedenken, ehe wir uns den Erfahrungen im einzelnen hingeben. Die Art, wie die verschiedenen Menschen auf die Einwirkungen der Außenwelt, namentlich auf stärkere Erlebnisse reagieren, hängt in erster Linie von ihrer angeborenen Fühlweise ab. In der Lehre von den Temperamenten hat diese Wahrheit ihre populäre Fassung erhalten. In Zeiten, in denen große Ereignisse das Wohl des einzelnen wie das der Gesamtheit bedrohen, sehen wir die Menschen sich in zwei große Gruppen teilen, die wir gewöhnlich mit den Worten Optimisten und Pessimisten bezeichnen. Sie alle wissen, wie diese Gefühlsveranlagung in diesen Kriegsjahren die Stellungnahme unserer Volksgenossen zu den wechselvollen Phasen des Krieges bestimmte. Sie wissen auch, wie sich die Gegensätze der Betrachtungsweisen oft grimmig befehden und einander am liebsten hinter Schloß und Riegel brächten. Dabei finden wir nun freilich in der gemeinen Beurteilung der Dinge eine oberflächliche Art der Betrachtung. So recht wir daran tun, die aus ängstlichem Egoismus geborene wehleidige Form pessimistischer Stimmung, deren Träger am liebsten die Hände klagend in den Schoß legt, von unserer Schwelle zu weisen, so töricht ist es, den Pessimismus des Urteils, der sich mit Besonnenheit und eiserner Energie paart, zu verdammen; denn er ist die beste Quelle vorsorglicher Arbeit und kraftvoller Abwehr. Und so wohltuend es ist, den frischen, frohen Glauben an des eigenen Volkes unverwüstliche Kraft auch noch im Herzen derer zu finden, denen das Schicksal selbst Schweres auferlegt hat, so schädlich ist jener Optimismus des Urteils, der in kurzsichtiger Überschätzung der eigenen Stärke die Kräfte des Feindes herabsetzt und in gefährlicher Sorglosigkeit das versäumt, was die Gefahr der Stunde gebieterisch fordert. Die leichtfertige Geringschätzung des englischen Kriegsgeistes, die wir im Herbst 1914 in weiten Kreisen unseres Volkes antrafen, hat uns ebensowenig gefördert, wie etwa die Verhöhnung der Kriegsvorbereitungen des amerikanischen Volkes. In der vollen Erkenntnis der Gefahren, in ihrer mutigen Begegnung mit furchtloser Entschlossenheit zeigt sich die wahre Stärke von Intelligenz und Charakter, die von weichlicher Verzagtheit ebensoweit entfernt ist als von leichtfertigem Draufgängertum. Unsere Kämpfer draußen in der flandrischen Ebene sind keine Verächter des Feindes; in ihren entschlossenen Gesichtern zeigt sich ein fester Wille, aber weder Angst noch leichter Sinn. Allzu rasch ist Presse und Publikum bei der Hand, den einen pessimistischen Schädling zu nennen, der nicht jede optimistische Phantasterei mitmacht. Aber wir dienen dem Vaterland besser, wenn wir nicht daran glauben, daß wir mit dem U-Bootkrieg schon in wenigen Monaten England auf die Knie zwingen und seiner Weltmachtstellung berauben; denn wir suchen mit größerer Umsicht und Ausdauer und mit tieferem Ernste nach allen Möglichkeiten eines Sieges oder eines guten Friedens. England verdankt das staunenswert rasche Wachstum seiner militärischen Kraft sicherlich

Digitized by Google

dieser Verbindung eines Optimismus der Stimmung mit einem Pessimismus des Urteils, zu dessen Klärung die peinlichen Fragen im englischen Unterhaus wesentlich beitragen mögen. Und endlich muß uns die Einsicht, daß optimistische und pessimistische Fühlweise eine angeborene Form seelischen Wesens darstellt, an dem die Erfahrungen des Lebens nur wenig zu ändern vermögen, gerecht und nachsichtig gegen die machen, die anders als wir auf die großen Ereignisse der Zeit reagieren. In der gegenseitigen Ergänzung der Anschauungen und Stimmungen liegt die beste Garantie für die Vollständigkeit unserer Maßnahmen.

Wenden wir uns nach diesen allgemeinen Ausführungen zu der Frage nach den Wirkungen des Krieges auf das Seelenleben der einzelnen und der menschlichen Gemeinschaften, so ist es billig, daß wir mit unseren Kämpfern im Felde beginnen. Wir alle erinnern uns der schönen Begeisterung, mit der unser Heer in den Augusttagen 1914 hinauszog, der fast 2 Millionen Freiwilliger, unter denen vierzehn- bis sechzehnjährige Knaben waren, des wundervollen Humors, mit dem sich die Truppen die lange Fahrt an ihren Bestimmungsort kürzten, der ungeheuren Energie, mit der sie Strapazen körperlicher und seelischer Art aushielten, wie sie noch kein Menschengeschlecht auszuhalten hatte. Im siegreichen Vordringen der ersten Wochen lebte eine kraftvolle Spannung in den Truppen, im Rückzug von der Marne eine gesammelte Ruhe, im monate- und jahrelangen Stellungskampf ein treues Pflichtgefühl. Wider alle ärztliche Erwartung erwiesen sich auch manche früher nervösen und wenig leistungsfähigen Männer den Anforderungen des Krieges lange Zeit als gewachsen. Manches nervöse Symptom verschwand, mancher lange Zeit ängstlich geschonte Magen vertrug die Kost der Feldküche, ja die rohen Früchte des Feldes erstaunlich gut. Die sehr jugendlichen Kriegsfreiwilligen, denen die frische Begeisterung anfänglich überraschende Kräfte verlieh, versagten wohl nicht selten schon nach wenigen Wochen oder Monaten. Auch die ältere Landwehr und der Landsturm erwies sich bisweilen als weniger anpassungsfähig als die aktiven Truppen und die Reserve. Das Gesetz der Gewohnheit half über das Ungeheure der täglichen Eindrücke hinweg, die Einstellung auf ganz andere Formen des Daseins im Stellungskrieg gelang über Erwarten gut. Die Erregung des Kampfes ließ Verwundungen kaum zum Bewußtsein kommen; religiöse oder philosophische Lebensanschauung fand sich beim gereiften Manne mit der stündlichen Todesgefahr ab. Die Kameradschaft erleichterte die schwere Pflicht. Ahnungslos gingen nur die jungen Regimenter unserer Schüler und Studenten singend in den frühen Tod. Mit der Länge des Krieges und der Schwere der Verluste wich der frohe Sinn des Soldaten der stummen Entschlossenheit des seine Heimat schützenden deutschen Mannes. Mit dem Dezember 1914 beginnen die schweren artilleristischen Kämpfe an der Westfront; aus dem Trommelfeuer der Weihnachtstage 1914 bekamen wir in Tübingen erstmals eine größere Anzahl von Soldaten, die nervös oder seelisch zusammengebrochen waren. Die Erkrankungsformen er-

Digitized by Google

wiesen sich jedoch meist als harmlos und gutartig, heilten größtenteils rasch wieder. Mit der Vervollkommnung der technischen Kampfmittel und mit der Erstarrung des Krieges im Stellungskampf der Westfront häuften sich die Schreckwirkungen der Granatexplosionen und Verschüttungen im oft zerschossenen Unterstand, auch diese Zustände von oft schrecklichem Ansehen, aber doch meistens von günstigem Verlauf. Unregelmäßigkeiten der Ernährung, ungenügender Schlaf, körperliche Überanstrengung, andauerndes Stillhalten in qualvollen Situationen, namentlich auch körperliche Erkrankungen wie Typhus und Ruhr untergruben die nervöse Widerstandskraft manches nicht allzu widerstandsfähigen Mannes; es stellten sich neurasthenische Symptome ein, namentlich eine schwere Schlafstörung mit angstvollen Träumen, die sich auch im Frieden des Heimatlazaretts oft lange nicht verliert, aber schließlich doch wieder zu heilen pflegt. Eine deutliche Zunahme der Geisteskrankheiten hat der Krieg nicht hervorgebracht. Da jetzt etwa jeder dritte männliche Einwohner Deutschlands feldgrau geworden ist, da die aus krankhafter Anlage entstehenden Geisteskrankheiten namentlich in den Jahren 20 bis 40 aufzutreten pflegen und da der Krieg natürlich kein Schutzmittel gegen das Ausbrechen psychischer Störung darstellt, so müssen nach einfacher Rechnung jetzt jährlich viele Tausende im feldgrauen Gewand schicksalsmäßig geistig erkranken, genau so wie ihre zu Hause gebliebenen Schwestern. Das Ungewöhnliche und immer Aufregende solcher Vorkommnisse führt zu ihrem Bekanntwerden in weitem Kreis, und so entsteht dann die irrige Meinung, daß der Krieg viele Männer in Geisteskrankheit verfallen lasse. Glücklicherweise ist dies nicht der Fall. Die vorübergehenden Zustände ängstlicher Verwirrtheit nach heftigem Schreck oder nach lebhafter Angst brauchen wir nicht als wirkliche Geisteskrankheit zu werten, und die enormen Ermüdungen und Erschöpfungen in den Bewegungsfeldzügen des Ostens haben — das lehren uns namentlich die Erfahrungen an den völlig erschöpften Serben in unseren Gefangenenlagern — keine geistigen Störungen hervorgerufen. Körperliche Erschöpfung und seelische Erregungen machen den von Haus aus gesunden Menschen nicht geisteskrank. Inwieweit der Mißbrauch des Alkohols, dem die Russen im Russisch-Japanischen Krieg namentlich bei ihren Offizieren viele seelische Erkrankungen zu verdanken hatten, in diesem Weltkrieg seine schädigenden Wirkungen ausübt, entzieht sich zurzeit noch unserer genauen Kenntnis. Im Anfang sah man manches Delirium bald nach der Mobilmachung ausbrechen, jetzt sind rein alkoholische Psychosen sehr selten geworden.

Mit der Dauer des Kriegs und der Zunahme der Verluste durch Tod, Verwundung und Krankheit sah sich die Heeresverwaltung gezwungen, in ihren Anforderungen an die körperliche und geistige Rüstigkeit des Soldaten bei der Einstellung herabzugehen; es wurden viele zum Dienst einberufen, die früher ausgemustert gewesen waren. Damit stieg auch die Ziffer der nervösen und psychischen Erkrankungen bei den Truppen der Heimat wie des Feldheeres. Ängstliche Naturen reagierten bisweilen schon auf die Einstellung mit ner-

Digitized by Google

vösen Zufällen, andere verloren das seelische Gleichgewicht bei der Reise an die Front, im Schützengraben, am Abend vor einem Sturmangriff, beim Einschlag der ersten Granaten, beim Anblick der verwundeten oder getöteten Kameraden. Immer zahlreicher wurden mit der Dauer des Krieges die Fälle, in denen von Haus aus zarte oder nervöse Männer auf die seelischen Eindrücke des Krieges mit nervösen, namentlich hysterischen Symptomen antworteten, und zurzeit haben wir Nervenärzte stets übervolle Lazarette; so ist im Laienpublikum die Meinung entstanden, daß der Krieg eine Quelle schweren nervösen oder geistigen Siechtums sei. Dies ist gottlob nicht richtig. Die entstehenden Störungen sind fast immer gutartig, und wenn wir häufige Rückfälle nach erstmaliger Heilung erleben, so handelt es sich meist um Einwirkungen der Angst oder Unlust auf die widerstandsunfähige Seele des Soldaten. Daß sich unter einem Heer von mehreren Millionen Männern natürlich auch manche ungute Elemente, manche reizbare, undisziplinierte Leute, manche Hetzer und Schimpfer befinden, ist nicht verwunderlich, und daß die Hoffnung auf eine möglichst hohe Kriegsrente auch manchmal zu Übertreibungen und Vortäuschungen verlockt, kann nicht verschwiegen werden; die Unfallversicherung aus der Friedenszeit hat in manchen unklaren oder selbstsüchtigen Köpfen unzulässige Vorstellungen über ein Recht auf Rente für durchgemachtes Übel entstehen lassen. Sorgfältige Untersuchung und gewissenhafte Behandlung durch selbständige und unabhängige Ärzte wird diesen Mißstand hoffentlich in bescheidenen Grenzen halten.

Doch genug von den seelischen Erkrankungen der Angehörigen unseres Heeres! Wichtiger und interessanter ist wohl ein Einblick in das Seelenleben derer im Felde, die bei aller Schwere ihrer Arbeit die Kraft behalten, ihrer Pflicht nachzukommen. Daß die Stimmung nach 41 Monaten Krieg nicht mehr das Strohfeuer der Begeisterung ist, ist selbstverständlich. Aus eigener Erfahrung kann ich hier nicht viel berichten, da ich selbst nie Truppenarzt im Felde war, sondern nur wenig Gelegenheit hatte, die Stimmung an der Front kennen zu lernen. Ich möchte aber nicht unterlassen, auf die gute Arbeit von Everth: „Von der Seele des Soldaten im Felde", hinzuweisen, in der ein psychologisch geschulter Mann in sachlicher und schmuckloser Form die Männer draußen so schildert, wie sie denken und fühlen, wie sie leben und mit der stetigen Nähe des Todes sich abfinden, wie die Heimat und Familie anfangs fast vergessen wird, um oft später wieder als Ziel und Sehnsucht ins Bewußtsein zu rücken. Zweifellos hängt das, was der einzelne aus dem Kriege an tieferen Eindrücken und wertvollen Lebenserfahrungen mitbringt, weit weniger von den Zufälligkeiten seiner dienstlichen Verwendung als von den Eigenschaften seines eigenen Charakters ab. Als Rektor der Universität Tübingen habe ich ein Jahr lang viele Briefe von Studierenden an uns Daheimgebliebene gelesen, und ich war oft ergriffen von der Tiefe der Gedanken und der Wärme der Empfindung, die mir aus solchen Blättern entgegentraten. Dem Gefühl der Freiheit und persönlichen Verantwortung gesellt sich der lebhafte Sinn

Digitized by Google

für die Autorität des Staates und des Kriegsherrn hinzu. Besonders lehrreich scheint mir die Tatsache, daß das stete Leben im Freien und der kameradschaftliche Geist der Zusammengehörigkeit bei den meisten Männern, solange sie körperlich gesund sind, ein Gefühl ruhiger Sicherheit erzeugt, das auch durch die dauernde Gefahr, durch die vielen schmerzlichen Eindrücke nicht wesentlich getrübt wird. Die große Bedeutung körperlicher Gesundheit für Stimmung und seelische Leistung tritt unverkennbar zutage, und mancher, der jahrelang draußen ausgehalten hat, verliert Nerven und Mut, sobald ein körperliches Leiden, etwa eine Magenverstimmung oder ein Darmkatarrh, das Wohlgefühl des gesunden Körpers herabsetzt. Es liegt auf der Hand, daß ein religiöser Glaube, ein tiefer vaterländischer Sinn, eine unerschütterliche Überzeugung von der Gerechtigkeit unserer Sache und von einem sinnvollen Gang der Weltgeschichte die Übernahme der schweren Pflichten ebenso erleichtert wie die Einsicht in die Notwendigkeit des Ausharrens, um die Heimat zu schützen und die Zukunft des Reiches zu sichern. Das eiserne Muß, das jetzt Millionen unserer Männer seit über drei Jahren in Kampf und Entbehrung festhält, wäre ohne die Überzeugung jedes einzelnen, daß er für eine gerechte Sache kämpft, seelisch unerträglich. Wir in der Heimat werden gut daran tun, uns dessen immer völlig bewußt zu bleiben. Die Grundstimmung unseres Volksheeres im Felde ist ein komplizierter Seelenzustand, der in den — meist von Offizieren verfaßten — Feldbriefen unserer Presse nicht eindeutig zum Ausdruck kommt.

Aber nicht nur denen, die draußen im Schützengraben den Angriffen eines an Zahl und Material überlegenen Feindes standhalten müssen, sondern auch den zahlreichen Truppen, die in der Heimat und in der Etappe ihre dienstliche Pflicht erfüllen, bringt der Krieg eine starke seelische Wirkung. Das Herausgerissenwerden aus der beruflichen Arbeit, die Monotonie des Wachdienstes, die Bequemlichkeiten und sittlichen Gefahren mancher Etappenstellung sind bei der langen Dauer des Krieges ernste Belastungsproben für das Pflichtgefühl und die seelische Frische der Truppen. Auch hier hilft nur der echte vaterländische Sinn, soll nicht die sittliche Tüchtigkeit des Mannes gefährdet werden.

Es hat nicht an Versuchen gefehlt, die seelischen Eigenschaften unserer großen Heerführer unter die Lupe des Psychologen zu nehmen. Die Bedeutung der mathematisch-mechanischen Anlage in Verbindung mit Phantasie und Kombinationsvermögen tritt nach der Schilderung Bernhard v. Hindenburgs in der genialen Leistung seines großen Bruders unverkennbar zutage, und Sommer verzeichnet die interessante Tatsache, daß ein Verwandter unseres Feldmarschalls, der Mathematiker Hindenburg, im achtzehnten Jahrhundert durch seine Theorie des Schachspiels in Leipzig zur Berühmtheit gelangte. Mir hat die Betrachtung der Bilder unserer besten Generäle immer einen besonderen Genuß bereitet. Diese durchgebildeten Gesichter verraten in wundervoller Klarheit die Verbindung scharfer Auffassung, raschen

Digitized by Google

Denkens und unbeugsamen Willens. Unsere Heerführer haben jetzt im Kriege keine Zeit, uns in ihr Inneres schauen zu lassen, und wir wissen wenig davon, wie die ungeheure Verantwortung und das Übermaß anstrengendster Arbeit ihre Seele bewegt. Es wird späteren Zeiten vorbehalten sein, von ihnen zu lernen, falls der Mund dieser Willensmenschen dazu gebracht werden kann, ihr inneres Erleben in Wort oder Schrift zum Ausdruck zu bringen.

Nicht bloß auf das Heer und seine Führer, sondern auf das ganze Volk hat der Krieg seine seelischen Wirkungen ausgeübt. Anfangs in der Form einer wahren Sturzwelle leidenschaftlicher Erregung, in der alles Denken sich auf den Krieg und die Not des Vaterlandes konzentrierte, in der das Gefühlsleben und die Phantasie enorm gesteigert waren, alle Kritik schwieg, alle Lügen geglaubt wurden, alle persönlichen Wünsche verstummten, ein Geist der Zusammengehörigkeit und der Kameradschaft alle Stände und Altersstufen verband. Der einzelne trat hinter der Masse, hinter seinem ganzen Volke zurück; ein Opfermut ohnegleichen ging durchs ganze Volk, und so wurden Stunden der Begeisterung durchlebt, die für manche den Höhepunkt ihres Daseins bedeuten. Aber diese Welle starken Affektes engte das Denken gewaltig ein und förderte eine Leichtgläubigkeit und Urteilsschwäche, die uns heute über vieles lächeln läßt, was wir damals mit Ernst und Pathos betrieben. Ich erinnere an die Spionenfurcht, an die Goldautos, an den Sturm auf die Sparkassen, an die wunderlichsten Siegesnachrichten. Weniger harmlos war der Glaube an alle nur ausdenkbaren Greuel durch Angehörige fremder Staaten. Selbst die mittelalterlichen Gerüchte von den feindlichen Brunnenvergiftungen und den abgehackten Kinderhänden (als Talisman gegen das Getötetwerden im Kugelregen) blieben uns nicht erspart. Durch unsere Presse ging damals die falsche Meldung, ein französischer Flieger habe am 31. Juli den Bahnhof in Nürnberg mit Bomben belegt; lange spielte in unseren Zeitungen die Greueltat eines Engländers eine Rolle, der in der kalten Winterszeit einen deutschen gefangenen Soldaten völlig nackt in seinem Flugzeug in die Luft hinaufgenommen habe, um von ihm in der Erfrierungsqual Aussagen über die Stellung deutscher Truppen zu erpressen. Alle diese Dinge erwiesen sich als Ausgeburten einer wilderregten Phantasie. Leider haben die 41 Monate Kriegszeit noch immer nicht ausgereicht, um solche Täuschungen unmöglich zu machen. Immer noch müssen wir z. B. alle paar Wochen in der Presse lesen, daß der Zar oder der Großfürst Nikolajewitsch oder Kerenski Selbstmord verübt haben. Freilich reicht die Beweglichkeit unserer Phantasie lange nicht an die des Romanen. Eine Mitteilung, wie die der französischen Presse, daß die deutschen Frauen Halsketten aus den Augen verwundeter und verstümmelter französischer Gefangener tragen, würde wohl in deutschen Landen kaum gläubige Leser gefunden haben, wenn sie von Frankreichs Damen berichtet worden wäre. Björnson sagt in seinem schönen Buche, das „vom deutschen Wesen" handelt, bei seiner Bekämpfung des Deutschenhasses: „Er hat etwas an sich, der Haß, was zu allen Zeiten auf den Zuschauer komisch wirkt. Denn es ist bei aller

Digitized by Google

Traurigkeit komisch, daß die Menschen rasender werden, wenn man ihnen ein Stück Haß, als wenn man ihnen ein Stück Liebe rauben will." Der kluge Rechenkünstler über dem Kanal hat sich die Lenksamkeit der gefühlserregten Massenseele ganz besonders schlau zunutze gemacht. Was in England und namentlich in der für die Kolonien bestimmten englischen Presse über Deutschland, über deutsche Männer und Frauen verleumderisch vorgebracht wurde, entsprang keineswegs nur der leichtgläubigen Stimmung des Augenblicks, sondern ebensosehr der kalten Berechnung eines händlerischen Geistes.

Je erregbarer die Seele des einzelnen ist, desto mehr fällt er in solchen Zeiten politischer Erregung, wie der Krieg sie erzeugte, der verdummenden Wirkung blinden Hasses anheim. So ist es gewiß kein Zufall, daß wir die wildesten Ausbrüche sinnlosen Hasses und niedriger Beschimpfung namentlich bei Literaten, Dichtern und Künstlern gefunden haben. Maeterlinck, der Deutschland einst „das Gewissen Europas" genannt hat, nahm die Tonart der Gasse auf, und viele andere folgten ihm nach. Aber auch Gelehrte, denen objektives Denken berufliche Pflicht sein sollte, verloren jede Besonnenheit. In England entdeckte man, daß Deutschland wissenschaftlich überhaupt noch nichts geleistet hat, ausländische Kunst und Wissenschaft wurde boykottiert, und noch heute weigert sich z. B. die medizinische Presse Frankreichs, über deutsche Arbeiten zu berichten. Der „kleine Zauberer aus Wallis", wie unser Staatssekretär des Äußeren jüngst den englischen Diktator genannt hat, hatte völlig vergessen, wie sehr er noch vor wenigen Jahren die hohe kulturelle Leistung Deutschlands auf dem Gebiete der sozialen Fürsorge gerühmt hatte. Über Nacht waren wir Hunnen, Barbaren, Verbrecher und Banditen geworden. Das alles sind ja bekannte Dinge. Es genügt, daran zu erinnern, um zu beweisen, wie sehr sich unter der Wirkung der Leidenschaft des Krieges das Urteil abschwächt, so daß man Lamprecht zustimmen muß, wenn er ausführt, daß mit dem Ausbruch des Krieges bei den Kulturvölkern Europas das Weltbild zusammenschrumpfte und das gesamte Seelenleben den urzeitlichen Charakter primitiver Kulturen mit ihrem begrenzten Denken, ihrer geringen Scheidung von Wahrheit und Dichtung, ihrem Drang zu Lüge und sittlicher Willkür annahm. Mit dem Abflauen des Affektes stieg dann die Urteilskraft namentlich bei den Völkern germanischer und slawischer Herkunft. Aber noch immer steht der Beobachter vor der trüben Erscheinung, daß nationaler Haß die Wahrheit verfälscht und das Bedürfnis wachhält, den Gegner zu beschimpfen und zu verleumden. Noch immer schweigt die Besonnenheit und noch immer verhüllt der menschliche Geist sein Haupt vor der einfachen Tatsache, daß der Krieg den Charakter der Völker wie der einzelnen Menschen nicht von Grund aus zu ändern vermochte. Wie es vor dem Krieg in allen Ländern geistig und sittlich hochstehende Menschen neben minderwertigen und tiefstehenden gab, so ist es auch heute noch. Natürlich steht unserem sittlichen Empfinden ein deutscher Kriegswucherer, der die Notlage seines Volkes ausbeutet und so in Monaten Millionen verdient, tief unter dem britischen Tommy, der für

Digitized by Google

Englands Macht und Größe ins Feld zieht. Aber das kann doch nicht geleugnet werden, daß die Verschlechterung der Moral und die Abschwächung der Vernunft, die der einzelne beim Aufgehen in der Masse immer erfährt, je nach dem Volkscharakter ein verschiedenes Ausmaß zeigt. So zahlreich auch die Ausnahmen sein mögen, so dürfen wir doch, ohne den Tatsachen Gewalt anzutun, von dem kindlich-prahlenden Zustand der Italiener, von der eitlen Aufgeblasenheit und Ruhmsucht des Franzosen, von der Habgier, Herrschsucht und geistigen Enge des Engländers und von der unberechenbaren, aber im Grunde gutmütigen Seele des Russen sprechen. Mit der grausamen Behandlung seiner Gefangenen hat sich Frankreich für alle Zeiten ein Denkmal der Schande gesetzt.

Kehren wir zur Seele unseres eigenen Volkes zurück! Mit dem Nachlassen der gemütlichen Spannung der ersten Monate nahm das öffentliche Leben in Deutschland wieder mehr die gewöhnlichen Formen an, bis mit der Knappheit der Rohstoffe, namentlich der Lebensmittel, der Staat immer größere Anforderungen an den Gemeinsinn seiner Bürger stellen mußte. Es kamen die Zeiten der Rationierung des Brotes und Fleisches, es kamen die Zeiten der Knappheit der zum Leben notwendigen Dinge. Die Notlage wirkte auf die Intelligenz, den Erfindergeist und den Willen fördernd und stärkend. Wertvollste Entdeckungen wurden gemacht, die Wissenschaft stellte sich in den Dienst der Forderungen des Tages, zarte Frauenhände schufen, leider oft unter Gefährdung ihrer Gesundheit, wertvolle Arbeit für Heer und Marine, ein Gemeinschaftsgeist ohnegleichen spornte das Volk an, Englands grausame Pläne zuschanden zu machen. Aber das Gesetz, nach dem jede Gemütsbewegung der Funktion der Zeit unterworfen ist, kam auch hier zu seinem Rechte. Dem aufopfernden Sinne trat der Eigennutz und der kleine grämliche Geist übertriebener Sorge für das eigene Wohl an die Seite. Es entstand das Geschlecht der Hamster und es wuchs die Zahl und Energie derer, die die Notlage der Massen und die Knappheit der Stoffe zu ihrem persönlichen Vorteile ausnützen. Eine wilde Profitgier treibt ihre schamlosen Blüten und führt zu einer bedrohlichen Verschiebung unseres Nationalvermögens. Ein so scharfer Kopf wie Walter Rathenau, dessen weitschauendem Blick Deutschland sehr viel zu verdanken hat, ist zu der Überzeugung gekommen, daß vielleicht von allen Wirkungen des Krieges die der Vermögensumschichtung sich als die folgenschwerste und zukunftsreichste erweist, und es wird nicht zu bezweifeln sein, daß die Kreise unseres Volkes, die im Krieg und durch den Krieg wirtschaftlich zurückkommen, im großen und ganzen kulturell wertvoller sind als die paar Tausende, in deren gierigen Händen die Milliardengewinne zusammengeballt werden. Immer wieder steht der Beobachter unseres Volkslebens vor der wehmütigen Tatsache, daß es vielen Menschen leichter wird, dem Vaterland das Blut ihrer Söhne zu opfern, als auf den Profit am Kriege zu verzichten. In immer weitere Kreise dringt die Auffassung, daß je länger dieser Krieg dauert, je tiefer er in das Wirtschaftsleben aller Völker

Digitized by Google

eingreift, desto klarer die wahren Ursachen seiner Entstehung und seiner Fortführung zutage traten: sie seien in der Habgier der Völker und ihrer leitenden Männer, in der Überwertung des Reichtums, im Fluche des internationalen Kapitalismus gelegen. Alles, was von unseren Gegnern sonst vorgebracht werde, diene nur zur Verschleierung dieser wirklichen Ursachen des sinnlosen Menschenmordens. Die sittlichen Anschauungen unserer westlichen Kultur sind in intellektueller Beziehung so weit gefördert, daß kein Volk die Schuld eines Krieges in Europa auf sich nehmen will und kann, der nur der Vermehrung seiner Macht und seines Reichtums diente. Darum sehen wir von Anfang an das krampfhafte Bemühen aller Staaten, jede Schuld am Krieg von sich zu wälzen. Darum sehen wir auch jetzt, nachdem die Friedensliebe der Zentralmächte in feierlichster Form der Welt dargetan ist, unsere Gegner trotzdem in ihrem Vernichtungswillen beharren. Was sie als Gründe dafür vorbringen, mag genügen, um englisch-amerikanischer Unwissenheit und französischer Rachsucht des niederen Volkes den wahren Sachverhalt zu verschleiern, aber es genügt nicht mehr, um das Urteil derer zu verwirren, die an dem Fortgang des kapitalistischen Krieges nur als Zuschauer teilnehmen.

Während wir so auf der einen Seite die allmächtige Entwicklung des kapitalistischen Geistes in der Außenpolitik der modernen Großstaaten wirksam sehen, finden wir gleichzeitig im Innern, teils gewollt, teils erzwungen, den zunehmenden Einfluß staatssozialistischer Ideen, deren Wirksamkeit das Ende des Krieges überdauern wird. Ihnen tritt ein gesteigertes soziales Verantwortlichkeitsgefühl zur Seite und wirft die Frage auf, wie die furchtbaren wirtschaftlichen und sittlichen Schäden, die dieser Krieg unserem Volkskörper zugefügt hat, wieder geheilt werden können. Noch ist es nicht möglich, den ganzen Umfang dieser Schäden klar zu überblicken. Manche, wie die zunehmende Verrohung und Kriminalität unserer Jugend, geben zu ernster Sorge Anlaß. Die Zahlen der Kriminalstatistik jugendlicher Rechtsbrecher sind in stürmischem Anwachsen. So war in Wien die Summe der wegen Verbrechen und Vergehen verurteilten Kinder unter 14 Jahren im Jahr 1916 siebenmal so groß als 1913, die der verurteilten Minderjährigen unter 18 Jahren dreimal so groß als im Frieden. Über einen hohen Grad sittlicher Verwahrlosung berichtet die Verbrechensstatistik der Kriegsjahre bei den der Fürsorgeerziehung überwiesenen Mädchen. Es wird einer gründlichen Reform dieses wichtigen Teiles öffentlicher Fürsorge bedürfen, wenn das schwere Unheil, das wir hier für die Zukunft unseres Vaterlandes heraufziehen sehen, wirksam gebannt werden soll. Es ist nicht bloß das Fehlen des Vaters, die unzulängliche Erziehung durch die arbeitende Mutter und der zu frühe Erwerb reichlicher Geldmittel, in denen wir eine Gefahr für die Jugend unseres Volkes erblicken. Wir dürfen nicht vergessen, wie häufig auch körperliche Schwäche und Krankheit bei ungünstigen Ernährungs- und Lebensverhältnissen die seelische Entwicklung gefährdet und sittliche Schwäche erzeugt, ganz zu schweigen von den düsteren Fällen, in denen der vom Kriege heimkehrende Vater mit Krankheiten be-

Digitized by Google

haftet ist, deren Übertragung und Vererbung auf die Kinder körperliches und geistiges Siechtum hervorrufen können.

Noch ernster und wichtiger als diese Schäden unseres Volkslebens ist die trübe Tatsache, daß der menschenmordende Krieg unserer Zeit die schlimmste negative Auslese darstellt, die einem Volke zuteil werden kann. Während in den Kriegen früherer Zeiten die Zahl der Männer, die im Kampfe getötet wurden, im Vergleich zur Zahl der indirekten Verluste durch große Volksseuchen, die namentlich die Schwachen und Kranken hinwegrafften, klein war, sind in diesem Weltkrieg die unmittelbaren Kriegsopfer ungeheuer, so daß jede Regierung davon absehen muß, sie während des Krieges in ihrem ganzen Umfang dem Volke bekannt zu geben. Es ist berechnet worden, daß wenn alle Männer der Erde, die in diesem Weltkrieg ihr Leben verloren, in geschlossenem Zuge in Marschkolonne an uns vorüberziehen würden, dieser Zug mehrere Monate lang Tag und Nacht ohne Unterbrechung andauern würde. Stunden würden vergehen, bis alle im Felde Erblindeten, Wochen, bis die Einarmigen und Einbeinigen, Monate, bis die anderen Verwundeten und Erkrankten an uns vorübergekommen wären. Der Vorbeimarsch aller gefallenen einzigen Söhne, die die Letzten ihres Stammes waren, würde mehrere Tage in Anspruch nehmen. Der Gedanke an diese unabsehbare Heerschar des Todes und des Elends paßt schlecht zur alten Rede vom „frischen, fröhlichen Krieg". Das große Ziel der Erhaltung des Vaterlandes läßt heute noch in allen Ländern einen stillen Heroismus des Opferns und Tragens mächtig sein, der über die unsagbare Schwere der Verluste hinweghilft. Wenn aber einst der Friede einkehren wird, wenn der gewaltigen Anspannung aller Fasern im großen Dienste der vaterländischen Idee die Entspannung folgen wird, wenn die kriegführenden Länder ihre Verarmung an ihrem besten Blute überschauen werden, wenn dann mit der Wiederkehr offener Meinungsäußerung aller Schmerz auch nach außen hervorbricht, der heute noch in der Stille der Häuser verborgen weint, dann wird nach der Meinung vieler für die abendländische Welt die große Entscheidungsstunde kommen, in der es sich zeigen muß, ob der Wille zur Macht und die Schranken der Nationalität auch künftig in den Völkern Europas und Amerikas stärker sein werden als der Wille zum Frieden auf Erden. Von Zeit zu Zeit werden mir hier in Tübingen Männer zur Begutachtung zugeführt, die als Anhänger einer christlichen Sekte unter Berufung auf die Worte der Bergpredigt den Waffendienst im Feldheer oder das Schießen auf den Feind ablehnen — trotz der schweren, auf der Weigerung stehenden Strafen! Die Tatsache dieser Weigerung genügt in der Regel für ihre Truppenteile und meist auch für deren Ärzte, sie kurzerhand für geisteskrank zu erklären. Die Meinung ist irrig, wie schon der Gedanke an Tolstoi beweist; ich erwähne sie hier nur, um zu zeigen, wie sehr wir alle unter der überwertigen Vorstellung als einer Selbstverständlichkeit stehen, daß die Forderung des Nationalstaates der Gegenwart bedingungslos über das Wort Christi, wie es der naive bibelgläubige Mensch versteht und sich

Digitized by Google

auslegt, zu siegen habe. Aus dieser allgemeinen Bewertung der nationalen Idee erklärt es sich, daß die Gedanken des Pazifismus, den einst Deutschlands größter Denker, Immanuel Kant, vertrat, heute noch in der politischen Stimmung fast aller kriegführenden Staaten als Ausgeburt des Wahns oder des Verbrechens erscheinen. Freilich doch wieder mit der bemerkenswerten Inkonsequenz, daß uns die pazifistischen Ideale der derzeitigen Machthaber Rußlands ebenso willkommen sind, wie wir ihre Äußerung bei uns selbst noch aus patriotischer Sorge bekämpft und verdammt sehen. Noch können wir für diese inneren Zwiespältigkeiten heute keinen richtigen Ausdruck finden, aber dunkel dämmert es vielerorts, daß hier neue Auffassungen und Wertungen emportauchen wollen und an das Gewissen der Menschheit appellieren. Noch erscheint es uns wohl als eine unfaßliche Vorstellung, daß wir am Ende eines Krieges, in dem die Völker alle leiblichen und seelischen Kräfte für die Macht und Größe ihres nationalen Staates hergeben, vor das Problem des dauernden Weltfriedens, der internationalen Verständigung und der Überwindung imperialistischer Epochen gestellt werden könnten. Alle geschichtliche Entwicklung widerspricht scheinbar einem solchen Gedanken, alle wirtschaftlichen Betrachtungen scheinen zu dem Ergebnis zu führen, daß mit dem Anwachsen der staatlichen Macht und mit der schärferen Herausbildung nationaler Großstaaten der Kampf um die Schätze der Erde und die Sorge für die Arbeit und Ernährung einer wachsenden Volkszahl unzertrennlich verbunden seien. Damit sei aber jedenfalls für die nächsten Jahrhunderte die Lage der Großmächte unseres Planeten im Wesen dieselbe wie bisher: nur die reale Macht garantiere die Sicherheit, und wer nicht die Kraft zum Drücken habe, der werde unnachsichtig selber erdrückt. Auf der anderen Seite aber sehen wir als Niederschlag aus den seelischen Erfahrungen des Krieges eine Betrachtungsweise der Dinge und der Werte des Lebens sich regen, die von der Grundanschauung ausgeht, daß der Krieg sich durch die Vollendung seiner Technik und die Größe seiner Opfer selbst überlebt habe, weil der Verlust, den er jedem der kriegführenden Staaten zufüge, größer sei als der mögliche Gewinn des Sieges. Es erscheint dieser Denkweise sinnlos, daß alle geistige und physische Kraft der Nationen in der gegenseitigen Zerstörung und Vernichtung aufgehe; vielmehr könne diese grauenvolle Schraube ohne Ende nur durch die Einsicht und Vernunft der Völker und ihrer Lenker zum Stillstand gebracht werden, nicht durch die technisch-kriegerischen Leistungen der angreifenden und abwehrenden Heere (Meinecke). Wenn es also auch noch voreilig sei, vom ewigen Weltfrieden zu träumen, so bestehe doch auch schon für unser Geschlecht die Pflicht, an der Überwindung der Gegensätze der Völker durch friedliche Verständigung mitzuwirken und brauchbare organische Einrichtungen dafür zu schaffen. So klar der Irrtum vom Wert internationaler Verträge, hinter denen keine machtvolle internationale Vollstreckungsgewalt steht, durch diesen Weltkrieg erwiesen sei, so sei damit doch noch keineswegs erwiesen, daß ein künftiger Friedensbund der Völker mit internationalen Schiedsgerichten,

Digitized by Google

Abrüstung und Freiheit der Meere ins Reich der Unmöglichkeit gehöre, daß das Wort „Pazifismus" nur noch von unheilbaren Toren gesprochen werde. Denn über und neben dem reinen Egoismus der Nationen stehe noch eine andere Welt geistiger Kräfte, Ideen von hohem Gehalt, die an den unveräußerlichen Rechten und Pflichten der Menschheit als einer Einheit festhalten und die Kulturgemeinschaft der abendländischen Völker nicht aufgeben wollen. Allen nationalistischen Leidenschaften, allen Haß- und Racheempfindungen der erschöpften Völker werde als neue geistige Macht ein idealer Sinn der Versöhnung entgegentreten, der nationale und menschliche Ideale zu vereinigen suche. Der Krieg habe sich als untaugliches Mittel zur Fortsetzung der Politik erwiesen, weil bei der heutigen Verflechtung der politischen und wirtschaftlichen Interessen der großen Weltvölker jeder Krieg zwischen einzelnen beinahe zwangsläufig wieder zum Weltkrieg werden müßte, also von neuem all das furchtbare Elend heraufführen würde, unter dem wir jetzt die abendländische Welt aufstöhnen sehen. So widerlege sich der Krieg gewissermaßen selbst und verlange seine Ablösung durch andere Mittel des Ausgleichs der nationalen Interessen.

Diesen politischen Erwägungen eines hochgestimmten, einer künftigen Weltkultur zugewandten Idealismus gesellen sich dann immer deutlicher noch andere Gedanken von mehr religiöser und ethischer Färbung hinzu. Mit dem Beginn des Krieges wuchs unter der Ahnung des furchtbaren Kommenden der Sinn für Religion und kirchliches Leben in gewaltigem Maße, die Gotteshäuser füllten sich und die Welt lag vor der höheren ewigen Macht betend auf den Knien. Die Diener der Kirchen griffen ins Alte Testament mit seinem streitbaren Gott, dem Herrn der Heerscharen, der mit seinem Volke in die Schlacht zieht und ihm durch seine Hilfe den Sieg verleiht. Die Propheten des alten Bundes, die das Nationale unter göttliche Gesichtspunkte gestellt hatten, wurden die mächtigen Helfer für das religiöse Gefühl in all seiner Hoffnung und Not. Nationale Hochstimmung ließ bisweilen das Christliche eng mit dem Deutschen zusammengehen und tat der milden Lehre des großen Nazareners etwas Gewalt an, so daß sich Conrad zu der Mahnung veranlaßt sah, die Kirche habe die Aufgabe, das Evangelium zu predigen und nicht den Patriotismus. In England trat all dies besonders stark zutage. Mit dem Nachlassen der großen Gefühlswellen der ersten Wochen und Monate und mit der Zunahme der schmerzlichen Verluste wurde die Religion wieder mehr verinnerlicht und vielen die große Trösterin mit ihrem beglückenden Hinweis auf das Wiedersehen im Reiche des Himmels, mit ihrer eindringlichen Mahnung zum Glauben an die Gerechtigkeit Gottes, mit ihrer Versicherung, daß jeder einzelne im Schutze des Ewigen stehe. Mit der Länge des Krieges freilich, mit der Häufung der furchtbaren Opfer, mit der bitteren Erkenntnis, daß es gerade die Besten unseres Volkes sind, die ihr Leben dahingeben, trat auch manch quälender Zweifel in die Herzen, manch lautes oder leises Murren, daß der Schöpfer der Welt diese sinnlose Zerstörung der höchsten Werte zu-

Digitized by Google

lasse und daß er nicht deutlicher erkennbar den Sieg dem zuwende, der im Gefühl gerechter Abwehr zur Waffe gegriffen habe. Aus vielen Feldpostbriefen vernehmen wir den tiefen religiösen Ernst des in Kampf und Not stehenden Soldaten; Bischof Keppler berichtet uns von der letzten Karte eines Sterbenden mit dem Inhalt: „Letzter Gruß an Frau und Eltern: Ich glaube an Gott. Amen." In anderen Herzen hat der stündliche Anblick der grauenvollen Zerstörungen im Felde Trotz und Zweifel an dem Sinn alles Geschehens aufgewühlt, und fatalistischer Gleichmut ist vielfach an die Stelle religiöser Gebundenheit getreten. Natürlich hat es auch nicht an Stimmen gefehlt, die in dem furchtbaren Weltkrieg eine Strafe des Himmels, in den Strömen vergossenen Blutes das Sühneblut sahen, das nötig sei zur Abschreibung an der großen Blutschuld des Volkes, zur Entsühnung und Wiedergeburt seiner Glieder. Andere Denkart lehnt solche Gedanken ab, begnügt sich mit der Unerforschlichkeit des göttlichen Willens und widerstrebt aus innerstem Gefühle, die Kämpfe um nationale Macht und Größe der Völker zu einer unmittelbaren Sache Gottes zu machen. Der starke und lebendige Sinn für deutsche Art zu fühlen, veranlaßte manchen nachdenklichen Mann, überdrüssig des Streites der Konfessionen, für den draußen überhaupt kein Verständnis herrscht, dem Traume einer einheitlichen Zukunftskirche nachzuhängen, um seinem Volke die religiöse Zerklüftung mit ihren oft schwer empfundenen politischen Begleiterscheinungen künftig zu ersparen. Ich verweise auf Gogartens lesenswerte Abhandlung über „Religion und Volkstum". Über die religiösen Kämpfe und Nöte derer zu sprechen, die mit dem Gatten oder dem einzigen Sohne den Sinn und Inhalt ihres Lebens verloren, verbietet die Ehrfurcht, die vor dem größten Leide des menschlichen Herzens verstummt.

Neben den religiösen Gedanken, häufig auch an Stelle ihrer, sehen wir das Grübeln des ethischen Idealismus mit seinen quälenden Fragen nach dem Warum und Wohin? Der Baseler Philosoph Joel hat mit ergreifenden Worten die Seelenverfassung geschildert, die den der Wahrheit ergebenen Forscher überfiel, als er mit dem Ausbruch des Krieges von der Übermacht blinden Geschehens wie erschlagen wurde, als er die Wahrheit vergiftet, alle Innenwelt verschüttet, das Recht zertreten und den Glauben an den Fortschritt des menschlichen Geistes zertrümmert fand. Dem Philosophen erscheint der Weltkrieg der Gegenwart als ein Ringen der Völkerseelen, als ein Kampf der Rassen und Nationen um die höchsten Ideale allen menschlichen Seins, um die letzten Ziele unserer Weltanschauung. Und während der Erforscher der Wahrheit das Postulat aufstellt, daß es in allem Tanz der Leidenschaften und in allem Wirbel der Erscheinungen eine ernste, unentwegte Sachlichkeit, eine feste, unentfliehbare Realität gebe, sucht der Ethiker, dem kein Zweifel am Recht und Siege seines Volkes die Ruhe seiner Seele raubt, nach Anzeichen dafür, daß der verlorene Geist der Menschheit aus dem alten deutschen Idealismus wiedergeboren werde. Um diesen hohen und edlen Glauben scharen sich viele deutsche Männer und Frauen, die hinter dem furcht-

Digitized by Google

baren Dunkel der Gegenwart doch schon in der Ferne das Licht einer schöneren Zukunft erblicken. Dieser schöneren Zukunft gilt es schon heute die Stätte zu bereiten. Der Norweger Björn Björnson, der unser deutsches Volk in Waffen im Osten und Westen bei seiner schweren und blutigen Arbeit sah, ist in die begeisterten Worte ausgebrochen: „Eine wundervolle Aufgabe für einen großangelegten Geist, mit unter den Leitenden dieses Volkes einmal nach dem Kriege sein zu können!" Wenn wir aus dem Munde dieses nordischen Germanen ein solches Lob unseres Volkes vernehmen, so schütteln wir nicht nur leichten Herzens all den Schmutz und Unrat von uns ab, mit dem uns Führer und Presse der feindlichen Staaten seit dreieinhalb Jahren beworfen haben, sondern wir entnehmen daraus für uns hier in der Heimat eine ernste Verpflichtung, aber auch die frohe Gewißheit, daß es dem deutschen Geiste nach dem Kriege gelingen werde, die Welt trotz aller Lüge und Verleumdung von der Größe seiner geschichtlichen Aufgabe zu überzeugen. Noch ist freilich alles von den Sorgen der Gegenwart umwölkt, noch sehen wir kaum angedeutet die Linien unseres künftigen Weges. Weil dem aber so ist, entsteht für uns Deutsche in der Heimat die Aufgabe, in aller Stille unsere Pflicht zu tun, auf die Zähne zu beißen, in Kälte und Knappheit durchzuhalten und unsere ganze Kraft dem Vaterland zur Verfügung zu stellen. Wir wollen die Meinung anderer achten, auch wenn sie uns nicht immer gefällt, wir wollen alle Habsucht und allen Wucher bekämpfen und dem Götzen Mammon Werte eines reineren Geistes entgegenstellen, wir wollen aber auch alles vermeiden, was die Einheit und Geschlossenheit hier im Innern gefährdet. Und — eingedenk der Worte Bethmann-Hollwegs — wollen wir dafür Sorge tragen, daß den Tüchtigsten unseres Volkes die Bahn frei werde. Denen aber, die noch immer mit ihres Leibes Wehr die Grenzen unseres Reiches schützen, wollen wir für die Tage der Rückkehr aus den Kämpfen des Krieges Freiheit und Arbeit und — nach den Grauen der Zerstörung — den Frieden der Seele bereiten.

Tübingen, Neujahr 1918.

Digitized by Google

Aus dem Briefwechsel Friedrich Eichhorns

Von

Wolfgang Windelband

(Fortsetzung)

Eichhorn an Amalie

Paris den 24. August 1815.

Habe Dank für die Mittheilung der Schleyermacherschen Predigt. Es ist zwar nur ein kurzer Auszug, aber auch diesem sieht man es an, daß Du den innersten Geist aufgefaßt hast u. daß Du wieder giebst, was gleichsam Dein eigener Gedanke zu seyn scheint. Du fragst mich nach meinem innern Leben. Damit Du richtig verstehst, was ich Dir darüber mittheile, muß ich Dir mein äußeres schildern. Morgens um 5½ Uhr steh' ich auf u. arbeite, ohne daß ich irgend einen Besuch zulasse, bis 9 Uhr. Von da an beginnt das tumultuarische Treiben im Bureau, in Conferenzen, ich fahre zu diesen, zu jenen, und dieß dauert in der Regel bis gegen 4 Uhr. Eine Stunde gönn' ich mir dann zur Ruhe. Um fünf ess' ich bey dem Staatscanzler, oder bey Gneisenau, oder gehe mit dem Minister von Altenstein zu einem Restaurateur. Dann folgt der Besuch eines Bekandten, selten geh' ich ins Schauspiel, nach 9 Uhr bin ich in der Regul wieder zu Hause; bald nach 10 Uhr geh' ich höchst unpariserisch zu Bette, um den andern Morgen frühzeitig u. frisch wieder bey der Hand zu seyn. Du kannst Dir leicht vorstellen, daß den größten Theil des Tages mein Leben so in äußerlicher Bewegung hingeht. Ich möcht' es aber nur im Gegensatze gegen das Leben der Liebe im stillen Heiligthum des Gemüths ein äußerliches nennen, denn von einer andern Seite betrachtet ist es auch höchst innerlich. Es kommt darinn wenig Zerstreuung durch sinnlichen Genuß vor. Auch ist meine Bewegung in Geschäften nicht von der Art, daß ich, die innere Freyheit des Denkens u. Bildens aufgebend, mich bloß leidend von der Reyhe einzelner Arbeiten, die ohne mein Zuthun sich zudrängten u. Abfertigung forderten, hinreißen ließe. Vielmehr ist es die stets wache Liebe zum Vaterland, eine frey entworffene u. sich entwickelnde Idee u. Aufgabe, der ich vom Standpunkte meines Berufs aus alles, was mir entgegenkommt, unterordne, zu einer freyen Bildung aufnehme u. bearbeite. So wandele ich, ich möchte sagen in einer Art von Begeisterung, wie Du mich einst zur Zeit des Landsturms gesehen, durch meinen Tag hin. Mein Wirkungskreiß ist nicht gering, u. wenn ich auch des Erfolges nicht gewiß seyn kann, so steh' ich doch so, daß nicht Kleinigkeiten mir hinderlich in den Weeg treten, daß die Riesen mit denen ich zu kämpfen habe mir ein freudiges Gefühl der Kraft im Kampfe selbst erregen, u. daß, wenn ich alles fruchtlos sehe u. niedergetreten, ich doch die höhere Nothwendigkeit erkenne, der ich weichen muß, dieß nicht ohne Vertrauen auf die Zukunft u. ohne die feste Zuversicht auf eine göttliche Hülffe.

Digitized by Google

Mannichmal, wenn Du sonst nicht ganz gut gestimmt warest, pflegtest Du jene Art von Thätigkeit ganz verächtlich äußerlich zu schelten, vielleicht, weil unser Leben in gemeinsamer Liebe dadurch zu viel unterbrochen wurde. Aus diesem Grunde darfst Du jetzo auf meine Arbeit nicht böse werden. Glaube mir, was ich sonst für ein geistiges Leben führe, gehoert ganz der Erinnerung an Dich u. der Ahnung von Dir. Sowie ich des Morgens erwache, strecke ich sehnsüchtige Arme des Leibes u. Geistes nach Dir aus. Ich sehe Dich ruhend in süßem Schlafe, Dein Kind neben Dir. Zuerst belausche ich Dich, dann werd' ich ungeduldig u. wecke Dich mit einem Kuß. Zuerst bist Du unzufrieden, daß ich Dich gestöhrt habe, Du läßt Dich dann freundlich schmeicheln und giebst mir den Kuß zurük. Jetzo wird Herrmann wach, wir spielen mit ihm, seine Ungeduld treibt uns heraus. Wir versammeln uns dann um das Frühstück. Wer ist dann die äußerliche? Es werden Bestellungen gemacht zum Einkauf auf dem Markt, an Louisen, die Sorgen der Wirtschaft melden sich, u. vor ihrem Gedränge geh' ich zu meiner Arbeit. Abends ist es nicht so, wie in Berlin, daß ich noch zu Freunden gehe. Du bist hier mein einziger Freund u. Geliebte. Sowie sich die treibenden Gedanken, welche der Arbeit des Tages den Stoß u. die Kraft geben, des Abends sich zur Ruhe legen, erhebt sich wieder aus dem ebenen Spiegel meines Gemüths Dein klares Bild. Alle meine zartesten Gedanken u. Empfindungen sammeln sich um dasselbe zu einem milden Gespräch durch alle geistigen Gebiethe. Manchmal überlese ich dabey Deine Votivtafeln, und dann geh' ich zu der Bibel über, die ich auch von Dir empfangen ...

Eine Kirche hab' ich hier noch nicht besucht. So sehr ich das Bedürfniß nach Kirchgängen fühle, wie wir einst zusammen gemacht haben, so widersteht es mir doch grade hier in eine Kirche zu gehen. Alles ist so frivol u. voll Lug, jedes ernste Geschäft erscheint wie eine Comödie, daß die Kirche dieses Volkes einem wahrhaft Religiösen auch nur als eine andre Art von farce, noch dazu schlechte, weil sie dem Volke halb aufgezwungen wird, vorkommen kann. Einen schoenen Genuß hat mir neulich die berühmte Sängerin Catalani gemacht. So hab' ich noch nie eine gehoert. Ihre Stimme hat zwar nicht ganz das Metall von der Milder-Hauptmann;[1]) über der künstlichen Entwicklung, die gleichwohl nicht die Natur verkünstelt, dem großen Umfang ihrer Stimme, ihrer gleichen Fähigkeit für die Höhe als für die Tiefe, endlich dem himmlischen Reize des Vortrags vergißt man alles, u. fühlt sich ganz dem Zauber der Toene hingegeben. Dieses war der übereinstimmende Eindruck auf eine Versammlung von wenigstens 10,000 Menschen.

*

Den 25ten August.

Heute wird hier das Fest des heiligen Ludewig gefeyert. Außer einer geringen Zahl von Menschen, welche um ihrer Stellen willen es thun müssen oder welche die Polizey erkauft, werden wenige das Fest durch eine thätige

[1]) Sängerin der Wiener Hofoper.

Digitized by Google

Theilnahme feyern. Je länger ich mich hier umsehe, desto unwahrscheinlicher kommt es mir vor, daß diese Bourbons in Paris sich erhalten werden. Die Formel der Koenig als père und die Franzosen als enfans, die in allen Reden des Koenigs vorkommt, ist wie zum Gespötte. Es hat niemand die geringste Achtung, niemand die geringste Furcht. Augenscheinlich hängen ihm nur die Klugen an, um Frankreich mit Europa zu versöhnen; ist der Friede geschlossen, jagen sie ihn unfehlbar wieder fort. Was alt oder kindisch, dumm oder gebrechlich ist, macht höchstens seine Parthey. Man glaubt garnicht, daß es Soldaten wären, was man als Koengliche Garden herumgehen sieht, diese weibischen, unbärtigen u. furchtsamen Gesichter troz der Blechhelme. Es bedarf wahrlich keines Sturms von Revolution, da der Koenig nur über diesem Volke schwebt u. mit keinem Faden ihm angebunden ist, so kann er wie weggeblasen werden. Fouché u. Talleyrand schenkt er unbedingtes Vertrauen; seine Wahl wäre gut, wenn er sie als Organe [zu] gebrauchen wüßte; so aber gebrauchen sie ihn als Organ, u. als hommes de convenance stehen sie so lange mit ihm, als ihr Vortheil es heischt; in böser Zeit helfen sie ihn wegstoßen, ebenso gut wie die andern, statt ihn zu halten. Hievon sind alle hiesigen Cabinette überzeugt, u. dieß macht den Frieden so schwer. Fouché hat es darauf angelegt, uns nun aus dem Lande zu bringen. In einem Rapport an den Koenig schildert er das Elend von Frankreich so arg, daß, wenn wir noch länger blieben, die Verzweiflung zu den Waffen greifen würde.[1]) Der Rapport ist noch wenig bekandt, unter der Hand haben wir ihn erhalten, wohl aus Vorgeben nur als Geheimniß, denn für uns ist er ja nur gemacht, uns zu erschrecken. Merkwürdig ist darin die Stelle, daß sie zu jedem Opfer bereit wären, wenn man sie nur als Corps de Nation beysammenließe. Ich schick' ihn Dir abschriftlich, Du kannst ihn auch den Freunden mittheilen...

Eichhorn an Amalie

Paris den 30t. Aug. 15.

So große Angst hast Du um mich, geliebte Amalie, und siehst mich überall unter Meuchelmördern! Deine beyden lezten Briefe sind voll von dieser Angst. Laß Dein Gemüth von Unruhen und Sorgen nicht so bewegt werden. Es ist hier in Paris mit uns, wie einst mit den Franzosen in Berlin. Wir hätten ihnen eben gern Gift u. Galle gemischt, oder sie durch heimlichen Überfall gern von unserm Halse geschafft. Viel ward damals darüber gesprochen. Mit finstern Gesichtern giengen wir vor den Unterdrückern vorüber, als wenn wir sie auffressen wollten. Hast Du aber von einem Falle gehoert, daß ein Franzose damals in Berlin durch Meuchelmord aus der Welt gegangen sey? Es sind wohl hier schon öfters Exzesse vorgefallen, aber noch weiß man von keiner

[1]) Der Bericht schließt mit den Worten: „Es kann sein, daß ein Volk von 30 Millionen vom Erdboden verschwindet. Aber bei diesem Kampf von Mann gegen Mann wird es mehr wie ein Grab geben, das gemeinsam Bedrücker und Bedrückte enthält" (Houssaye, a. a. O., Bd. 3, S. 531).

Digitized by Google

Ermordung eines Alliirten in Paris. Die Bürgergarde, welche aus lauter bemittelten Leuten besteht, die ihre Häuser, Waaren oder sonstiges Eigenthum nicht gern einer Verwüstung ausgesezt sieht, welche ohnfehlbar eintreten würde, wenn Gedanken wie der alten Bluthochzeit auch nur theilweise ausgeführt würden, ist stets wachsam u. thätig, jeden Exzeß in der Geburt zu ersticken. Beynahe unsere halbe Garde ist täglich im Dienste; man sieht beynahe ebenso viel Soldaten auf der Straße, als Bürger; das flößt Respekt ein. In den Provinzen ist nur hin u. wieder noch Unsicherheit, u. da hoert man auch, daß seitwärts von den Militairstraßen Leute erschlagen worden. Darum sey getrost u. fasse Muth in Deiner Seele ...

Hätt' ich Dich bey mir, geliebtes Weib, und unsern Herrmann, so würde ich augenbliklich gar nichts entbehren. Wie ich Dir schon neulich schrieb, fühl' ich mich in meiner Seele wunderbar gehoben durch alles, was ich arbeite, durch das Gewühl der Menschen, deren Reyhen ich erregend u. wieder erregt durchwandele, durch die großen Bewegungen des ganzen mich umgebenden Lebens, die mich nicht wie einen Schiffbrüchigen forttreiben voll Angst über der dunkeln, bodenlosen Tiefe; im Brausen des Sturmes hoer' ich nur die Posaune eines göttlichen Gerichts, im Grauß der Zerstöhrung leuchtet mir die Sonne des neuen Lebens, welches der ewige Vater aus der Fülle seiner Allmacht erschaffen will. Ich arbeite mit großer Zufriedenheit, wenn ich gleich nicht weiß, welche Früchte meine Arbeit tragen wird. Das Wenigste ist noch reif. Je tiefer ich Gelegenheit habe, in die Dinge zu blicken, desto mehr lern' ich verstehen, was man von dem Leben, wie es wahrhaftig ist, nicht wie die Phantasie es bildet, erwarten darf. Bis an die äußerste Grenze, die ein praktischer Blick mir zeigt, spann' ich meine Erwartung u. richte auch danach meine Thätigkeit. Da find' ich mich täglich weniger u. weniger getäuscht im Einzelnen, und im Ganzen u. Großen meine Hoffnung erfüllt.

Die Menschen hier u. die Unterhandlungen für sich u. einzeln betrachtet, sieht es wunderschlecht aus. Aber es ist, als wenn der liebe Gott selbst von Zeit zu Zeit als Präsident der Versammlungen vorsitze. Wenn jeder dann seine nüchternen Gedanken ausgesprochen u. sie das Werk an dieser wie jener Seite wie zum Schluß gebracht haben, tritt eine Nothwendigkeit vor, die gleich so vernehmlich u. verständig spricht, daß sie das ganze Werk wieder fallen lassen u. wieder von vorne anfangen. Ich glaube, daß die Monarchen bald von hier weggehn werden. Allgemein heißt es, daß der Kaiser Alexander, nach der Revue über seine Truppen die er am 6t Septbr. bey Meaux halten will, nicht wieder zurükkommen werde. Unser Koenig geht dann auch gewiß nach Hause. Schon ist der Befehl gegeben, daß seine Reitpferde von Meaux aus nicht mehr zurükgehen sollen. Die Minister werden wohl noch eine Zeit lang beysammen bleiben, man wird einen großen Theil von Frankreich durch eine verbündete Armée besezt halten, u. irgend auf einem Congreß nach diesem vorläuffigen Frieden sich Zeit nehmen, bis Weisheit kommt oder eine neue Nothwendigkeit, welche die Dinge in Ordnung bringt.

Digitized by Google

Heute gehe ich mit dem Miniſter v. Altenſtein auf einige Tage ins Hauptquartier zu Bluecher nach Alençon. Bey meiner Rükkehr hoffe ich wieder einige Zeilen von meiner geliebten Amalie zu erhalten...

Eichhorn an Amalie

Paris den 6t. Septbr 1815.

... In Alençon hab' ich 3 Tage zugebracht. Unter andern Freunden ſah' ich dort Leo Luetzow, auch Hauptmann v. Scharnhorſt u. den jüngſten Gerlach.[1]) Mit Luetzow war ich noch vorgeſtern Abend zum Thee beyſammen. Wir ſprachen meiſt von Berlin u. unſern Frauen...

... Wenn die Sachen den Gang zum ſchlechten Ende ſo fortgehen, wie ſie in der Richtung ſind, hoff' ich in 8 Wochen ſpäteſtens wieder bey Dir zu ſeyn. Dann muß, wie die Leute es nennen, ein Friede geſchloſſen ſeyn, woraus vor Ablauf einiger Jahre wieder ein neuer Krieg entſteht. So will es eine unvermeidliche Nothwendigkeit. Ich klage nicht darüber, weil alle Vorſtellungen vergeblich ſind. Die Ergebung wird leicht, wenn man einmal die Nothwendigkeit als unvermeidlich erkandt hat. Am Ende muß doch alles zum Beſten kehren...

Man hat mich ſchon ſondirt, ob ich nicht für gewiſſe Unterhandlungen, die nach dem Abſchluß des Friedens hier fortdauern ſollen, bleiben wollte. Du ziehſt mich, geliebte Amalie, u. durch keinerley ſüße Verſprechungen, ſie mögen ſeyn welche ſie wollen, laſſ' ich mich, ſo bald der Friede geſchloſſen iſt, von Dir entfernt halten. Das ſchwoere ich Dir hoch und theuer. Nicht, weil ich es Dir verſprochen, werd' ich Wort halten; weil ich nicht anders kann meine Sehnſucht zufrieden ſtellen, darum wird unſere Trennung nicht länger währen, als die höchſte Noth mich zwingt...

Von Gneiſenau ſoll ich wenig ſchreiben? Wenige Menſchen ſeh' ich ſo viel u. ſo vertraut als ihn. Für unſere Sache iſt er von der höchſten Wichtigkeit. Er arbeitet unaufhoerlich. Das Unmoegliche kann aber auch er nicht moeglich machen.

Eichhorn an Amalie

Paris den 9t. Septbr 15.

Einige Worte muß ich wenigſtens meiner Amalie troz aller Unruhe von Arbeit ſchreiben, wenn ich ihr ſo viele Briefe zur Beſtellung, die ſchnell geſchehen muß, überſende.

Ich befinde mich wohl, obgleich, wie ſchon geſagt in großer Arbeit. Du weißt, wie eine tüchtige Arbeit mir Freude macht. Ob ſie Früchte tragen wird iſt ungewiß. Ich fühle mich dennoch glücklich in dem innerlichen Wollen u. Schaffen, wenn es auch nur in der Mittheilung an die Menſchen bleibt, die unmittelbar zum Werke berufen ſind. Balan wird heute Nachmittag mit

[1]) Leopold v. Gerlach, der unter Friedrich Wilhelm IV. zu ſo hoher Bedeutung gekommen iſt.

Digitized by Google

der Renfner[1]) erwartet. Ich freue mich auf seine Ankunft. Lange ist schon einigemahl bey mir gewesen. Wir werden von ihm bey der Reclamation der Kunstsachen noch Gebrauch machen koennen. Die Monarchen sind zur Revue nach Vertu[2]) gereist, wollen aber nächsten Mittwoch wieder hier seyn. Aus der Revue der Oesterreicher bei Dijon wird schwerlich etwas werden, die bei Lyon ist abbestellt. Friede, soll er wohl so heißen, wird vielleicht in 4 Wochen seyn. Grüße Eltern, Geschwister und Freunde. Einen Kuß unserm Hermann.

Dein

getreuer

Eichhorn.

Amalie an Eichhorn

Berlin am 11ten Sept. 1815.

... Gestern kam ich aus der Schleiermacherschen Predigt, und war so voll, so erhaben von dem Gehörten, in der Dir so bekannten höheren Geistes Stimmung, daß ich Dir so gern Alles davon hätte mittheilen mögen, und Dich in meinem Auge lesen lassen, was der Mund unvollkommen darbringt. Die Predigt war wieder ganz in unsres Freundes besserer Art, belehrend und Andacht, höchste Andacht erregend. Der Gegenstand seines Vortrags war das Verhältniß der Starken im Glauben gegen die Schwachen im Glauben. Er theilte dieß in 2 Theile, und sprach nur über den Ersten großen. Was heißt stark sein im Glauben, was ist schwach sein im Glauben! Der Text war Paulus Brief an die Römer C. 14 V. 1—3. Es war mir oft, als wenn Du zu mir ermahnend redetest über die falsche Stärke des Glaubens. Kein Festhalten irriger Ueberzeugung u. starres Beharren darauf, eben so wenig ein blindes Wegsetzen über die gewöhnliche Ansicht ist stark sein im Glauben. Schwach darin sein ist nicht das ängstliche Befolgen jedes auch des äußeren Gesetzes, nicht das sorgsame Behüten unsrer Seele vor Versuchung. Das ist stark sein im Glauben, wenn Alles, Alles uns zukommt aus dem Evangelio, wenn jede Forderung unsres Gemüthes an dieses gerichtet ist, wenn wir nichts vollkommneres kennen als das Wort Gottes, wenn nichts da ist nur denkbar für uns, was dem zu vergleichen wäre, wenn wir demüthig fühlen, daß alle Kraft, Alles, alles was wir vollkommnes erringen können nur allein von dem Evangelio uns komme. Wenn das Menschlichste wie das Göttlichste aus dieser einen Quelle bei uns entspringt, das Geselligste wie das Einsamste, das Alltäglichste wie das Ungemeine. Die Schwachen im Glauben sind die, welche wohl das Evangelium kennen u. üben, aber doch etwas andres zu bedürfen glauben zu ihrem Heile, welche von dem alten Menschen immer noch etwas hinzuthun zu dem Neuen, die so viel Sonderung machen des Lebens u. ihnen nicht Alles aus einer u. derselben Quelle entspringt. Dieses Resultat seiner Betrachtung

[1]) Frau des Geh. Legationsrats Renfner, der bekannt ist durch die Ausübung der Zensur in Berlin im Jahre 1813.

[2]) Vertus in der Nähe von Châlons-sur-Marne.

Digitized by Google

nach freilich vorhergegangener tiefer und schoener Untersuchung sprach Schleiermacher in einem so begeisterndem Feuer, mit einer solchen Kraft u. Lebendigkeit, daß schon die Stimme, der Ausdruck allein zur höchsten Erbauung hinreichten. Ich habe diesem Gottesdienst wieder viel zu verdanken ...

Eichhorn an Amalie

Paris den 13. Sept. 15.

... Die Feyer des vierten Septber.[1]) hab' ich in den Worten, die Du mir darüber schreibst, recht mitempfunden. Den alten geliebten Vater und Großvater unter seinen Kindern und Enkeln! Solche Genüsse werden mir freilich hier nicht. Was man ein Leben stiller Gemüthlichkeit nennt, kehrt nur des Abends bei mir ein, meist in Träumen der Erinnerung und der Sehnsucht, nie des augenbliklichen Genusses. Noch weniger kann ich vom Genießen des sinnlichen Wohlbehagens rühmen, nicht einmal ein häufiges Zusammensein mit Freunden, wovon Du Dir eine so Neiderregende Vorstellung machst. Mein ganzer Tag ist mit Arbeit angefüllt, mit ruhender unter Schreiberey, mit bewegter und wandelnder unter Menschen, die ich bei mir sehe oder aufsuche. Dennoch bin ich glüklich, weil die Arbeiten mich anziehn, und ich in dem großen Verkehr der Bewegungen recht drinnen bin. Alle, die mich wiedersehen, finden mich gesund u. ich fühle mich auch so.

Näher u. näher rükt der Friede, worüber aber das Urtheil von Niebuhr nicht unrichtig ist. Ich denke, daß wir uns bald, bald wiedersehen. Laß Dich die Stürme nicht beunruhigen, die alle Vernünftigen hinter der Sonne des Friedens, die kaum anbrechen will, schon folgen sehen. Es ist das unüberwindliche Verhängniß, das kein Mensch abwehren kann. Leichtsinnig geb' ich mich keinem neuen Verhältnisse hin, u. nie ohne Deine Zustimmung, weil ich weiß, daß Du mich auch von dem Rechten nie abhältst. Laß uns diese große, bewegte Zeit nicht wie die Kleinmüthigen, sondern wie die Gott schauenden genießen. Meinem Herzen wohnt das Sprüchlein lebendig ein:

Wem die Zeit ist wie die Ewigkeit,
Und die Ewigkeit wie die Zeit,
der ist befreyt
von allem Streit.

Hüthen muß man sich vor Allem, liebe Amalie, daß die Seele nicht der Weichlichkeit sich hingiebt, denn da ist die Schwäche nahe, und man wird losgerissen von jedem Anker in einen bodenlosen Abgrund ...

Ich schicke Dir hier einen zweyten ungedrukten Bericht von Fouché an den Koenig über die innere Lage von Frankreich, merkwürdiger wie den ersten.[2])

[1]) Geburtstag von Amaliens Vater.

[2]) In diesem zweiten Bericht entwarf Fouché unter Berufung auf die blutigen Greuel, mit denen die royalistische Reaktion vor allem in Südfrankreich verbunden war, ein äußerst schwarzgefärbtes Bild von der inneren Uneinigkeit der Nation.

Digitized by Google

Theil' ihn schnell a) dem Vater, b) Niebuhr, c) Präsident von Braunschweig,[1]) und d) G.H. Rat v. Altenstein u. hernach allen Freunden mit, die Dich darum bitten.

Stein ist von hier abgereist, weil er die Hoffnung aufgegeben, etwas zu wirken ...

Eichhorn an Amalie

Paris den 17t. Sept. 15.

Ehe ich wieder einen Brief von Dir habe, geliebte Amalie, schreib' ich Dir schon einen neuen.

Man erwartet täglich die Vereinigung der vier großen Cabinette über die Basis des Friedens. Es scheint, als wenn die andern außer Preußen ihre Politik schon in Uebereinstimmung gebracht hätten; nur Preußen thut noch Widerstand, wird aber wohl auch bald nachgeben müssen. So vortheilhaft von einer Seite seit Jahr u. Tag das persoenliche Zusammenseyn der Monarchen u. ihrer Minister gewesen ist, so fängt es doch nun an, wo die Gefahr vor dem gemeinschaftlichen Feinde aufgehoert hat u. nun die verschiedenen Interessen der verbündeten Staaten unter sich rege werden, höchst nachtheilig bey dem Staate zu wirken, von welchem man weiß, wie weit der Regent Entschlossenheit hat, zu gehen, wie entfernt er ist, die Sache aufs Aeußerste kommen zu lassen. Bey weniger genauer Personenkenntniß wäre der Staat, welcher sich etwas anmaßen will, ungewiß gewesen, ob er nicht die Saiten zu hoch spanne. Diese Ungewißheit fällt nun gänzlich weg. Ueberhaupt überzeug' ich mich mehr u. mehr, daß Unterhandlungen nur da Gedeyhen bringen, wo sie nebenbey an das Schwerdt schlagen koennen u. wollen, das Furcht erregt.

Du erhälst hier einige witzige Verse über das jetzige französische Ministerium. Theile sie auch an den G. O. Justiz-Rath v. Altenstein, hiernächst an Niebuhr u. an unsere andern Freunde mit ...

Gold u. Silber bring' ich nicht zurück, darauf rechne nicht, liebe Amalie. Bey meinen Grundsätzen kann ich einmal von diesen Sachen nichts erwerben. Ich will mir über alles das Gefühl eines reinen Bewußtseyns, der Unabhängigkeit u. des Rechts bewahren, alles Böse, was mir in den Weeg kommt, fassen u. angreiffen zu können, ohne durch die Erinnerung eigener Schwäche gelähmt zu seyn. Herrmann soll wenigstens den Reichthum eines ehrlichen, väterlichen Nahmens erben.

Wenn ich nur alle Tage Briefe von Dir hätte, liebes Weib! Andere Leute, ich meyne Frauen, schreiben ihren Männern, die sie nicht so lieb haben, mit jedem Courier. Dir ist Briefschreiben so ein Leichtes. Thue doch auch wie die andern. Ich schreibe Dir, so oft ich nur kann. Könntest Du Dir eine Vorstellung von dem Treiben machen worin ich stets bewegt werde, so müßt' es Dir als ein Wunder erscheinen, daß ich so viel schreibe, u. Du würdest mir jeden Brief mit einem halben Dutzend der Deinigen belohnen ...

[1]) Präsident des Kammergerichts.

Digitized by Google

Wir haben viele Berliner Frauen hier, unter denen Dir aber schwerlich wohl seyn würde. Die Renfner, Jordan,[1]) Staegemann,[2]) Frau von Buelow.[3]) Du kennst sie alle nicht und bist auch nicht von ihrer Weise. Ich koennt' auch nicht sagen, daß sie viel miteinander wären. Zuweilen seh' ich eine u. die andere bey dem Fürsten. Die Renfner ist am glüklichsten mit ihrem Mann im französischen Schauspiel, die Jordan ist viel häußlich, die Staegemann mit ihrer Tochter kann in Frankreich gar nicht gewoehnen u. will gegen den 20. d. von hier zurükreisen; Frau von Buelow besieht sich viel mit ihrem Manne Paris u. seine Umgebung. Die Männer unter den Preußen kommen viel zusammen. Der Mann, welcher die Seelen berechnet, hat auch seine Frau bey sich; der wunderliche Kauz thut, als wenn er sich ihrer schäme.

Lebe wohl, liebes Weib, küsse Hermann von seinem Vater. Grüße Eltern, Geschwister u. Freunde. Dein

getreuer

Eichhorn.

*

Paris d. 23t. Sept. 15.

... Du weißt, daß die Russen abmarschiren. Dieß hat Bluecher veranlaßt, mit seiner ganzen Armée gegen die Seine hin u. Paris sich zu conzentriren. Gestern kam sein Hauptquartier nach Versailles. Dorthin u. Gegend wird auch das dritte Armée Corps zu stehen kommen. Nun hab' ich die Aussicht, mit den Brüdern mich öfters zu sehen. Dieß macht mich sehr glüklich, u. auch Ihr werdet freudigen Antheil nehmen, daß Ihr uns nun so nahe beysammen wißt.

Das ganze französische Ministerium ist abgegangen; das neue wird seyn

1. Herzog von Richelieu, Präsident des Conseil u. Minister der auswärtigen Angelegenheiten,
2. Vaublanc, Minister des Innern,
3. Duc de Gaete (Gudin),[4]) Minister der Finanzen,
4. Grosbois,[5]) Minister der Justiz,
5. Bouchange,[6]) Minister der Marine,
6. D. d. Feltre, Kriegsminister,
7. de la Cazes,[7]) General Polizey Director.

Das alte Ministerium gieng ab, weil es eine zu große Opposition bey

---

[1]) Vortragender Rat im Ministerium des Auswärtigen.

[2]) Geh. Staatsrat.

[3]) Finanzminister.

[4]) Gaudin, nicht Gudin, wie Eichhorn schreibt, wurde nicht zum Finanzminister ernannt, sondern Corvetto.

[5]) Der neue Justizminister hieß nicht Grosbois, sondern Barbé-Marbois.

[6]) Der Name lautet richtig: Dubouchage.

[7]) Decazes, nicht zu verwechseln mit Napoleons bekanntem Anhänger Las Cases.

Digitized by Google

der Versammlung der Pairs u. der Deputirten, die in den nächsten Tagen zusammen kommen, erwartete.[1]) Frankreich ist in einer furchtbaren Auflösung.

Augenblicklich tritt auch im Verhältniß zu den verbündeten Mächten eine neue Crisis ein. Die Friedensbasis, welche leztere der französischen Regierung vor einigen Tagen mitgetheilt hatten, ist von ihr verworffen. Sie versteht sich zwar zu einer Contribution u. zur Abtretung der 600 000 Seelen, welche sie im vorigen Pariser Frieden gegen den Zustand vor der Revolution gewonnen hatte; sie verweigert aber sonst alle Abtretungen, u. will auch nicht auf mehrere Jahre, wie zur Bedingung gemacht ist, eine Europaeische Armée in ihren Festungen dulden. Die Monarchen wollten in den nächsten Tagen schon abreisen, werden aber nun wohl bleiben. Die Großmuth nach der Capitulation von Paris u. die Verschiedenheit in der Politik der Verbündeten hat die Menschen wieder übermüthig gemacht. Darum ist Bluecher wieder gut in der Nähe. Auf die Englaender sind nun die Franzosen böser, wie auf uns, da jene die Belgischen u. Holländschen Kunstwerke nun erst, vor dem Thorschlusse des Friedens, mit Bayonetten aus dem Museum haben bringen lassen. Es kommt wieder Bewegung in die diplomatische Ruhe, welche die lezten 3 Wochen eingetreten. Jeder Tag mag wohl wieder etwas Neues bringen ...

Theile die Neuigkeiten unsern nächsten Freunden mit. Grüße sie, vorzüglich die lieben Eltern u. Geschwister. Meinem Herrmann einen tüchtigen Schmaz. Dein

getreuer

Eichhorn.

(Schluß folgt)

Weshalb marschiert der allgemeine Friede so langsam?

Von

Generalleutnant z. D. v. Görtz

Im Dezemberheft 1915 sprach ich bei Verneinung der Frage: „Steht das Ende des Weltkrieges nahe bevor?“ die Ansicht aus: „Rußland mit seinen tiefen Räumen kann einen Krieg unendlich lange fortsetzen. Zur Beendigung kann, wie im mandschurischen Kriege, nur eine Revolution zwingen. Solange diese nicht eintritt, ist auch ein Kriegsende nicht abzusehen.“

Der Fall liegt erfreulicherweise gegenwärtig vor und hat den Mittelmächten wirksame Entlastung gebracht. Zwar hat die Entente nach Abschluß des Waffenstillstandes vom 15. Dezember ihre Quertreibereien gegen Abschluß

[1]) Die Wahlen, aus denen später die sogenannte „Chambre introuvable“ hervorging, waren vollständig im reaktionär-royalistischen Sinne ausgefallen.

Digitized by Google

eines Sonderfriedens Rußlands weitergeführt und das besonders in der Ukraine, selbst unter Mißbrauch des Roten Kreuzes, durch amerikanische Offiziere getan. Der Versuch der Herren Balfour, Robert Cecil und besonders Lloyd Georges, die englischen Kriegsziele gegen Deutschland auszuspielen und Rußland ihm gegenüber mißtrauisch zu machen, mißglückte aber, weil ja die Ukraine selbst den Frieden wünscht, und die Verhandlungen von Brest-Litowsk haben den Präliminarfrieden gebracht, da die beiderseitigen Abgeordneten (Delegierten) „guten Willens" gewesen sind. Sechs Punkte waren von den Russen zur Beratung gestellt. Selbstbestimmungsrecht und politische Unabhängigkeit der Völker, Ausdehnung dieser grundsätzlichen Feststellungen auf die Kolonien, keine gewaltsame Angliederung (Annexion), Schutz der Minderheiten, keine Kriegsentschädigungen und Freiheit des Handels. Die sehr bald erfolgende Antwort der Vertreter des Vierbundes bezeichnete die Leitsätze des russischen Vorschlages als diskutable Grundlage, und Herr Trotzki erklärte mit Genugtuung, die Prinzipien eines allgemein demokratischen Friedens ohne Annexionen seien angenommen. Den anderen Ententemächten wurde eine zehntägige Entscheidungsfrist, bis 4. Januar 1918, zum Anschluß an die Verhandlungen gewährt. Daß England-Amerika und mit ihnen die gehorsamen Übrigen hierauf nicht eingehen würden, war vorauszusehen. In der Zwischenzeit fanden die Verhandlungen über nur Rußland angehende Verhandlungspunkte statt, und da Trotzki, Joffe und Genossen die ihnen gebaute Brücke benützten, führten jene zum Abschluß. Unterstaatssekretär v. d. Busssche berichtete im Hauptausschuß des Reichstages ausführlich am 3. Januar 1918. Auch er sprach von „Ausstreuung falscher Nachrichten der Entente" (zur Störung der Verhandlungen). Wichtig war auch, daß am 24. Dezember zwischen dem Ausschuß der Volkskommission und dem Zentralausschuß der Linksrevolutionäre eine Einigung über Bildung der Regierung zustande kam. Nun war also eine verhandlungsfähige Regierung in Rußland vorhanden.

Am 2. Januar 1918 hatte der Kaiser den Kanzler, den Herrn v. Kühlmann, den Generalfeldmarschall v. Hindenburg und General Ludendorff zu gemeinschaftlichem Vortrag empfangen. Es scheint, als ob die Bevollmächtigten des Vierbundes in Brest-Litowsk unberechtigten russischen Wünschen gegenüber entgegenkommender gewesen sind, als wünschenswert war. Mit solchen Erwägungen sind wohl auch die Gerüchte in Verbindung zu bringen, welche sich auf Rücktrittsgesuche der beiden hohen Militärs bezogen und in den nächsten Tagen umliefen. Man durfte nun erwarten, daß dem Willen des Siegers kräftiger Ausdruck gegeben werden würde. Die nächsten Tage brachten schon einen Beweis für die Stimmung, als der Reichskanzler am 4. im Hauptausschuß erklärte: „Wir stützen uns auf unsere Machtstellung, auf unsere loyale Gesinnung und auf unser gutes Recht."

Spätestens am 5. Januar 1918 hatten nach Verabredung die Brester Verhandlungen weiterzugehen. — Da trat der berühmte „Zwischenfall" ein. Angestiftet durch Quertreibereien der Entente, schlug der Vorsitzende der russi-

Digitized by Google

schen Kommission (Joffe) infolge Beschlusses seiner Regierung telegraphisch von Petersburg aus am 3. Januar vor, den Beratungsort von Brest-Litowsk ins neutrale Ausland (Stockholm) zu verlegen. Die gesamte russische Abordnung kehrte der Abrede zuwider zunächst auch nicht nach Brest-Litowsk zurück. Es war sehr durchsichtig, weshalb der Entente der Ort Brest noch weniger als ein neutraler paßte und weshalb sie die Ortsveränderung nach Stockholm wünschte. In Brest sind die russischen Vertreter bis zu einem gewissen Grade deutscherseits beaufsichtigt, müssen selbst und unbeeinflußt handeln, während sie in Stockholm sich in der englischen, französischen oder eigenen Gesandtschaft Rat holen können, der sie in einer den Mittelmächten ungünstigen Weise beeinflussen könnte. Außer der Ortsveränderung verlangten die Russen auch noch gewisse Änderungen in den Vorschlägen der Mittelmächte, betreffend die Modalitäten der Gebietsräumungen und die Vornahme der Volksabstimmung. Gleichzeitig unterschob die russische Presse den Mittelmächten, diese wollten sich ihrer Zusage betreffend das Selbstbestimmungsrecht der Völker entziehen. Der Deutsche Reichskanzler wies diese Insinuation im Hauptausschuß des Reichstags zurück. Herr v. Kühlmann wurde angewiesen, den Vorschlag der Russen abzulehnen. Das geschah von den Vertretern des Vierbundes am 4. telegraphisch. Da diese an diesem Tage in Brest-Litowsk eingetroffen waren, bemühten sich Herr Trotzki und Genossen am 7. auch wieder dorthin.

Die beiden Zwischentage (5. und 6.) waren von den Vertretern des Vierbundes zu Besprechungen mit den eingetroffenen Vertretern der Ukraine benützt worden. Verdächtig war die Bereitwilligkeit der Entente, die Rada anzuerkennen, und man konnte wohl annehmen, daß die Absicht der Entente vorlag, sich der Radavertreter im Petersburger Volksrate zu bedienen, um auf die Haltung Trotzkis und Lenins Einfluß zu gewinnen. Wichtig war in diesen Tagen, daß Buchanan aus Petersburg nach Stockholm abreiste und damit die russische Regierung vom Einfluß dieses Intriganten befreit wurde.

Nachdem die ehemaligen Verbündeten Rußlands die ihnen am 25. Dezember 1917 gelassene zehntägige Frist zum Eintritt in die Friedensverhandlungen unbenutzt hatten vorübergehen lassen, wurde von den Bevollmächtigten des Vierbundes von Brest aus am 6. an Herrn Joffe ein Funkspruch gegeben, der durch mündliche Erläuterungen in der ersten neuen Vollsitzung am 9. ergänzt wurde. Der Inhalt behandelt die Ablehnung des Ersuchens um einen anderen Verhandlungsort, mit Feststellung der Tatsache, daß die bisherigen Verbündeten Rußlands die gestellte Frist hatten verstreichen lassen und mit der Fälschung des Berichtes über die Verhandlungen vom Dezember 1917 durch die russische halbamtliche Presse, in welcher Wiedergabe von einer Antwort des Herrn Joffe gesprochen wird, die frei erfunden ist. Während Herr v. Kühlmann, nach einem zeitlichen Abrisse über die Entwicklung der Verhandlungen, die soeben angeführten Punkte mit erfrischender Deutlichkeit behandelt hatte, welche den Erfolg der in Berlin während der Unterbrechung der Ver-

Digitized by Google

handlungen gegebenen Weisungen zeigt, stellte auch Graf Czernin noch einmal fest, „daß die Verbündeten (Rußlands) nicht geantwortet haben und daß es sich heute nicht mehr um Verhandlungen zwecks eines allgemeinen Friedens, sondern eines Separatfriedens zwischen Rußland und Vierbund handelt". Dieser Hinweis ließ die russische Forderung, die Verhandlungen nach Stockholm zu verlegen, ganz besonders unberechtigt und hinfällig erscheinen. Noch deutlicher als beide Diplomaten war General Hoffmann in seiner Beschwerde über die Angelegenheit der Verbreitung russischer aufwiegelnder Flugblätter in den deutschen Heeren. Die diplomatischen und militärischen Vertreter Bulgariens und der Türkei schlossen sich an. Am 10. erklärten sich die russischen Vertreter mit Fortsetzung der Verhandlungen in Brest-Litowsk einverstanden und bezeichneten die deutscherseits beanstandete russische Darstellung vom Verlaufe der Sitzung vom 27. als falsch. Der weitere Verlauf der Verhandlungen in Brest-Litowsk berührt den allgemeinen Frieden nicht mehr. Ich breche also die Darstellung hier ab und bemerke nur noch, wie Herr Trotzki (Lenin) in den folgenden Sitzungen weniger für Friedensschluß als dafür sich bemühte, mit Verschleppungskünsten Uneinigkeit bei uns hervorzurufen, wie sie in seinem Lande vorhanden ist.

Den anderen Mächten des Vielverbandes gegenüber ist die militärische Lage des Vierbundes eine glänzende. Weshalb ist nun trotz der Anspruchslosigkeit desselben ein Friedensschluß so schwierig?

Einmal, weil noch heute der Hauptfeind England nicht ausreichend geschädigt ist, und ferner, weil das Lügengewebe, in welches die ganze Welt zum Schaden der Mittelmächte durch die Entente schon 1915 eingewickelt war, seitdem noch dichter geworden ist. Deren eigene Völker ahnen deshalb nicht die Aussichtslosigkeit ihrer militärischen Lage, und wo etwa die Erkenntnis durchgedrungen ist, werden deren Vertreter mit Gewalt niedergehalten. Englands Landheere haben sich tapfer, aber ohne entscheidende Erfolge, geschlagen. Sie haben insbesondere die deutsche U-Bootbasis am Kanal nicht gewonnen, selbst dagegen sehr erhebliche Verluste erlitten. Auch die Engländer mit dem ihnen anhaftenden Mangel an individueller Ausbildung verfügen nicht über eine zum Kampfe in aufgelöster Ordnung genügend durchgebildete, disziplinierte Infanterie. Sie sind daher — wie bisher die Russen, wenn auch diese aus etwas anderen Ursachen — zu Massenangriffen genötigt, wie man sie gerade in Flandern sah. Solche sind aber dem Hinterlader, der Handgranate, dem modernen Artilleriesperrfeuer gegenüber wenig empfehlenswert. Immerhin hat das englische Landheer — besonders unterstützt von kanadischen Hilfstruppen — sehr viel mehr geleistet, als man bei Kriegsbeginn erwartete. Umgekehrt steht es mit der Flotte. Von ihr erwartete Freund und Feind viele Erfolge. Nichts ist davon eingetreten. Soweit sie überhaupt in die Erscheinung getreten ist, hat sie unserer jungen Marine gegenüber den kürzeren gezogen und bereits 177 Einheiten von 688 390 Tonnen verloren. Die englischen Aushungerungsabsichten haben sich uns gegenüber nicht erfüllt, dagegen schränken unsere U-Boote

Digitized by Google

den Engländern die Zufuhr an Lebensmitteln und anderen Dingen ein. Die Verringerung des Schiffsraumes wächst täglich und betrug für die Entente von Mitte Dezember 1916 bis dahin 1917 9 196 000 Bruttoregistertonnen.

Dagegen hat noch kein bewaffneter Feind englischen Boden betreten, ebensowenig den der Kolonien, während die deutschen Kolonien — in neuer Zeit anscheinend auch Ostafrika — sich in Feindeshand befinden. Da der ganze Krieg außerhalb Englands Gebiet geführt wird, haben dessen Bewohner — abgesehen von großen Blutopfern in Kämpfen — den Krieg nur gelegentlich deutscher Besuche aus der Luft und bei Beschießungen einzelner Küstenplätze von See aus kennen gelernt. Diese haben noch nicht genügend tiefwirkende Folgen gehabt. Von sonstigen Erfolgen der Mittelmächte aber — und damit komme ich zum „Lügengewebe" — erfahren die Engländer wie ihre Bundesgenossen und wie schließlich das gesamte neutrale Ausland „über See" nur das, was Reuter ihnen sagen will. Durch dieses fortgesetzte Belügen der eigenen Landsleute, der Bundesgenossen und Neutralen haben die Churchill, Asquith, Bonar Law, Lloyd George die ersteren beiden Gruppen zu immer neuen Anstrengungen „aufgepeitscht". Diese „Routine" der offiziellen englischen Personen im Lügen ist eine alte bekannte Eigenschaft. Schon vor zweihundert Jahren beantwortete der englische Humorist Swift die Frage, was ein englischer Premierminister sei, mit den Worten: ein Mann, der nie die Wahrheit redet, er sei denn überzeugt, daß man sie für eine Lüge halte. Auch Wellington hat im Feldzuge von 1815 (Ligny und Waterloo) Beweise seines Könnens in dieser Richtung gegeben, obgleich er ein „ehrlicher Soldat" war. Über die verlogene Berichterstattung der Engländer und die unwahren Reden der englischen Minister ärgert man sich ja bei uns schon lange nicht mehr. Den Gipfel erreichte der Ministerpräsident Lloyd George in seiner Unterhausrede vom Dezember 1917, in welcher er von der „Vermessenheit der preußischen Militärkaste" spricht, der er die Absicht, den eigenen Herrscher zu stürzen und einen anderen an seine Stelle zu setzen, unterschiebt. Es gehört unbegrenztes Vertrauen in die „nationale Verbohrtheit" des englischen Parlaments dazu, diesem solchen Unsinn vorzusetzen. Mit Recht wurde deutscherseits darauf hingewiesen, wie der nach Lloyd Georges Rede von der deutschen Militärkaste zu stürzende Kaiser gerade englischerseits immer als deren „Exponent" beschimpft und begeifert worden ist. Die Kerle müssen doch auch gar kein Gedächtnisvermögen für von ihnen früher Gesagtes besitzen! Und da geben „Daily News" und „Daily Chronicle" noch ihrer Befriedigung wegen des „gemäßigten Tones" der Rede Ausdruck! Wenn diese von den eigenen führenden Männern betrogenen Völker aber nun einmal erkennen sollten, in welchem Grade sie zu ihrem eigenen Schaden hintergangen worden sind, kann es Männern wie Poincaré, Clemenceau, Sonnino, Lloyd George usw. ebenso ergehen, wie es ihren Gesinnungsgenossen Sasanow, Suchomlinow, Salandra, Grey bereits ergangen ist, daß sie nämlich von den mißleiteten eigenen Völkern weggefegt, vielleicht auch zur Verantwortung gezogen werden.

Digitized by Google

Diesen Zeitpunkt fürchten die „Ehrenmänner" und suchen ihn hinauszuschieben, hoffen vielleicht auch noch auf Änderung der Lage.

Deshalb treffen die „Friedensgedanken eines österreichischen Diplomaten", welche „Times" vor etwa drei Jahren abdruckten, auch heute noch zu, wenn es in ihnen heißt: „Die Furcht vor dem Frieden muß man heute nur bei den Staatsmännern suchen, die von der Last ihrer Verantwortlichkeit niedergedrückt sind." Diese Verantwortlichkeit fühlen die Kriegshetzer der Entente auch heute und deshalb scheuen sie den Friedensschluß. Darum ist dieser so schwer, trotz aller Mäßigung des Vierbundes in seinen Zielen. Er wird erst eintreten, wenn die leitenden Männer bei den Westmächten werden gewechselt haben, denn mit Männern von der Gesinnung eines Lloyd George ist es für uns ausgeschlossen zu verhandeln, wie Graf Hertling dem Direktor von Wolffs Bureau Dr. Mantler gegenüber im Dezember ausführte.

Literarische Berichte

Der Friede und die deutsche Zukunft. Von Alfred Hettner. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geh. M. 3.50, geb. M. 5.—

Bei der Behandlung weltpolitischer Fragen macht sich immer stärker der geographische Gesichtspunkt geltend, so daß wir heute mit einem neugeprägten Wort die Anwendung der geographischen Betrachtung auf politische Fragen als „Geopolitik" bezeichnen; als Mitschöpfer und Meister der Geopolitik genießt bei uns der Schwede Kjellén hohes Ansehen. Auch Deutschland hat natürlich seine „Geopolitiker"; zu ihnen gehört der als Geograph längst geschätzte und bewährte Heidelberger Gelehrte Alfred Hettner. Wenn schon in früheren Werken Hettners, wie in den beiden Büchern über Rußland und England, das geopolitische Moment sich stark geltend machte, so bildet es den eigentlichen Mittelpunkt seines neuen Buches. Was Hettners „Frieden und die deutsche Zukunft" von vielen anderen, das gleiche unerschöpfliche Thema behandelnden Schriften stark abhebt, ist die große Besonnenheit, die bei aller warmen Vaterlandsliebe leidenschaftslose Betrachtung. Vor den Extremen des Pazifismus wie des Annexionismus bleibt Hettner bewahrt durch den abgeklärten Sinn des echten Gelehrten, dem es wissenschaftliche Pflicht ist, die Dinge zu erkennen wie sie sind, und der in der Schulung dieser Pflicht die Maßstäbe und Grenzen, wie sie die Wirklichkeit bietet und auferlegt, zu achten und abzuschätzen gelernt hat. Von Betrachtungen über die Ursache des Krieges, über den Sinn des Friedens und über unsere und unserer Verbündeten Lebensinteressen geht er in seinem Buch aus, und nachdem er noch die Politik des Friedensschlusses im allgemeinen dargelegt hat, behandelt er nacheinander, was für die Friedensschlüsse mit unseren einzelnen Gegnern in Betracht kommt, nicht etwa, indem er unseren Staatsmännern kategorisch vorschreibt oder mehr oder minder aufdringlich rät, was sie in jedem einzelnen Fall zu tun haben, sondern indem er alle Gesichtspunkte — immer unter besonderer, aber nicht unter ausschließlicher Betonung auch der geopolitischen Faktoren — durchgeht und so ein sehr wertvolles positives Material als Grundlage für die zu treffenden Entschlüsse ausbreitet. Gerade in dieser Zurückhaltung liegt der besondere Wert des Buches, der ihm nicht nur für die nächste Zukunft besondere aktuelle Bedeutung verleiht, sondern auch für die Zeit nach dem Friedensschluß nicht veralten wird.

Deutschland im Urteil des Auslandes früher und jetzt. Von Heinrich Fränkel. München, Georg Müller.

Ein recht nützliches und anziehendes Buch, das weit über 200 Urteile von Ausländern über uns aus verschiedenen Zeiten zusammenstellt. Es geht daraus hervor, wie ganz anders man uns vielfach früher beurteilte, als man heute, wo man uns um jeden Preis moralisch ruinieren will, Wort haben möchte. Derselbe Anatole France, der uns heute als Weltbrandstifter verschreit, hat noch 1908 gesagt, daß Wilhelm II. gar nicht daran denke, Frankreich

Digitized by Google

anzufallen, wohl aber werde dessen Oheim Eduard VII., „der wohlbeleibte Nußknacker mit vornehmen Manieren und scheinbar gutmütigem Aussehen", Brand stiften. Ergreifend ist der letzte Brief des Japaners Nogi Ueda, der lieber Harakiri beging, als daß er gegen Deutschland kämpfte, dem er so viel verdanke. E.

Bismarck. Sein Leben und sein Werk. Von Gottlob Egelhaaf. Zweite vermehrte Auflage. Stuttgart, Carl Krabbe (Erich Gußmann).

Die auf sorgfältiges Quellenstudium aufgebaute, in der Darstellung lebendige und fesselnde Bismarck-Biographie des bekannten Stuttgarter Historikers hat in den weiten Kreisen gebildeter Geschichts- und Vaterlandsfreunde die verdiente freundliche Aufnahme gefunden, so daß jetzt eine zweite Auflage des Werkes nötig wurde. Der Verfasser hat für diese das Buch gründlich durchgearbeitet, wobei er die seit dem ersten Erscheinen (1911) neu hinzugekommene vielseitige Vermehrung unseres Wissens um Bismarck besonders berücksichtigte. Dabei wurde auch das persönliche Element in Erscheinung und Wirken des Gewaltigen noch stärker herausgehoben, wodurch naturgemäß das menschlich Anziehende des Buches, das schon in der glühenden Verehrung des Biographen für seinen Helden begründet liegt, noch gewonnen hat. ss.

Vom Jenseits der Seele. Die Geheimwissenschaften in kritischer Betrachtung. Von Max Dessoir. Ferdinand Enke, Stuttgart.

Max Dessoir gehört zu den nicht sehr zahlreichen deutschen Gelehrten, die es als eine „sozialhygienische" nicht minder denn als eine wissenschaftliche Pflicht erkannt haben, die Dämmerungsgebiete des Aberglaubens, des Okkultismus, der „Geheimwissenschaften" im engeren und weiteren Sinne kritisch zu durchleuchten und abzustecken, die Ergebnisse dieser Arbeit aber im Dienste einer recht verstandenen Aufklärung den weitesten Kreisen zugänglich zu machen. Das hier vorliegende überaus stattliche Buch, das eine Auswahl aus seinen wichtigsten Studien über jene Gebiete enthält, jetzt herauszugeben, dazu fühlte sich der Verfasser veranlaßt durch die Erkenntnis, „daß in diesen Kriegsjahren Aberglaube und Neigung zu einem mit Gaukelkünsten spielenden Mystizismus bedenklich angewachsen sind; Wahrsager aller Richtungen beuten Angst und Trauer geschäftlich aus, Zerrbilder religiöser und philosophischer Anschauungen dringen immer tiefer in verwirrte Gemüter ein". Demgegenüber will Dessoir dazu beitragen, „der öffentlichen Meinung in ihrem Kampf gegen gemeingefährlichen Aberglauben zu helfen und den Idealismus, zu dem wir uns bekennen, vor Trübungen zu schützen". So hat dieses Buch vom Jenseits der Seele, d. h. „dem Raum hinter der Oberfläche des Bewußtseins", vor allem einen praktischen und populären Zweck. Damit und mit der Entstehung des Buches aus einer Sammlung von Vorträgen und Aufsätzen, die zu verschiedenen Zeiten und für verschiedene Hörer- oder Leserkreise niedergeschrieben wurden, hängt zusammen, daß es nicht in so geschlossener, gleichmäßiger, systematischer Weise seinen Stoff behandelt wie etwa Alfred Lehmanns (auch viel umfangreicheres) Werk über Aberglauben und Zauberei. Darin mag ein gewisser Mangel liegen, der aber ausgeglichen wird durch die überaus anregende und unterrichtende Vielseitigkeit des Inhalts. Dieser gliedert sich im wesentlichen in vier große Abschnitte: „Parapsychologie" (d. h. die Lehre von den aus dem normalen Verlauf des Seelenlebens heraustretenden Erscheinungen; darunter behandelt der Verfasser das Unterbewußtsein, Traum und Hypnose, den seelischen Automatismus, seelisches Doppelleben, Fernwirkung und Fernsehen); Spiritismus (ein durch die langjährigen eigenen Versuche und Erfahrungen des Verfassers besonders interessantes Kapitel); Geheimwissenschaft (Kabbalistisches und Theosophisches); Magischer Idealismus. In diesem letzten Abschnitt gipfelt das Buch nicht nur äußerlich; hier werden die letzten psychologischen und geschichtlichen Zusammenhänge all der verschiedenen bisher betrachteten „parapsychischen" und okkulten Äußerungen und Tatsachen aufgedeckt, wird in gedanklich wie historisch schlüssiger Weise der Nachweis geführt, „daß der Gedankenkreis aller Geheimwissenschaften (samt okkultistischen und spiritistischen Vorstellungen) sich mit ursprünglichen Versuchen zu einer idealistischen Weltanschauung deckt". Neben der Entwicklung zu immer reineren, echt philosophischen Formen des Idealismus haben sich die tieferen Stufen, auf denen jene primitiven Versuche stehen, als eine „Unterschicht" erhalten, eben die Schicht der Geheimwissenschaft. Wie die Grundsätze des „magischen Idealismus" die Voraussetzung des, wenn man so sagen darf, okkultistischen Denkens bilden und zugleich nur innerhalb dieses Dämmer- und Nebelreichs bestehen können, das ist in mustergültiger Weise dargelegt. — Daß der streng kritische Standpunkt, der in den mehr abstrakt philosophisch gerichteten, wie in den mit praktischen Fragen und Einzelfällen sich beschäftigenden Teilen des Buches stets innegehalten wird, nicht durch oberflächlichen Rationalismus und materialistischen Vernunfthochmut, sondern durch die Liebe zur Klarheit des

Digitized by Google

Denkens und Ehrfurcht vor dem wahrhaft Seelischen bestimmt ist, versteht sich bei Dessoir von selbst, sei aber doch hervorgehoben, weil es die Überzeugungskraft des Werkes besonders zu verstärken geeignet ist. y.

Flieg und Flügge. Eine Aviatiade in acht Nummern. Von Roland Betsch verfaßt und von Georg Schütz bebildert. Preis gebunden M. 1.80. Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn in Breslau.

Ein humoristisches Buch, über das wir uns herzlich gefreut haben und das uns einige Stunden erheitert hat. Es führt in erfrischender Lebendigkeit und mit einem unverwüstlichen Optimismus in trefflicher Übereinstimmung mit der Wirklichkeit das Fliegerleben vor und zeigt dem Laien außerdem noch, „wie's gemacht wird". Wer also einen Blick hinter die Kulissen tun und sich dabei erheitern will, dem können wir dieses Buch nicht warm genug empfehlen, um so mehr, als es auch mit sehr ergötzlichen, künstlerisch hochstehenden Bildern geschmückt ist. Nur die „Aviatiade" möchten wir dem Verfasser schenken. Herr Professor Engel wird sich die Haare ausraufen, wenn er dieses Wortungetüm vor die Augen bekommt.

Das Land Ober Ost. Deutsche Arbeit in den Verwaltungsgebieten Kurland, Litauen und Bialystok-Grodno. Herausgegeben im Auftrage des Oberbefehlshabers Ost. Mit 36 Bildern und 3 Karten. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 6.—

Zwei Jahre sind jetzt vergangen, seitdem das „Land Ober Ost" unter der deutschen Militärverwaltung des Oberbefehlshabers Ost steht. Jetzt hat ein neuer Abschnitt seiner Entwicklung begonnen, der nunmehr dem endgültigen Abschluß zustrebt. Da ist es an der Zeit, Rückschau zu halten auf das bisher Geleistete. Und so erscheint im rechten Augenblick, von der Presseabteilung beim Oberbefehlshaber Ost herausgegeben, das Buch „Das Land Ober Ost", das die erwünschten Aufschlüsse geben will. Es hat seine Aufgabe sehr weit gefaßt. Land und Leute, das bunte Völkergemisch, das so schwer zu entwirren ist und dessen Behandlung eine kundige Hand fordert, treten in knappen Charakteristiken und Einzelzügen vor das Auge des Lesers; Streiflichter auf ihre Geschichte führen zu tieferem Verständnis ihrer Art. Auf solcher Grundlage entfaltet sich dann der Bericht über alles das, was die deutsche Verwaltung auf dem spröden Boden gewirkt hat, was unsere Feldgrauen wieder aufbauten und was sie Neues schufen: in der Verwaltung des Landes, in der Anbahnung neuer Verkehrswege, in Handel und Gewerbe, in Land- und Forstwirtschaft, aber auch in Kirche und Schule, in Kunst, Wissenschaft und Presse. Das alles erfahren wir aus Einzelschilderungen der Fachleute, die die Arbeit geleistet haben und die von ihrer Liebe zur Sache etwas in ihre Darstellung legten, und erhalten so ein anschauliches Bild, das von einer sonst wenig beachteten Großtat während des Krieges Kunde gibt. Bilder und Karten beleben die Darstellung, ein statistischer Anhang gibt genauere Anhaltspunkte für das im Text Erzählte.

Die Einheitsschule. Von Curt Fritzsche. Dresden, „Globus", Wissenschaftliche Verlagsanstalt. M. 1.50.

Über das vielbesprochene Problem der Einheitsschule heute noch etwas Neues zu sagen, ist nicht leicht. Curt Fritzsche hat es verstanden: er hat den Mut gehabt, einmal zusammenfassend alle Gründe gegen die Einheitsschule ins Feld zu führen und sich dabei — das ist das Wichtigste — nicht bloß auf den Standpunkt des christlichen Hauses und der Allgemeinheit, sondern vor allem auch derer zu stellen, die es am meisten angeht, der Eltern. Von besonderem Interesse ist auch der versuchte Nachweis, wie von ganz verschiedenen Grundlagen aus und mit ganz verschiedenen Zwecken die heterogensten Elemente sich zur Forderung der Einheitsschule zusammengefunden haben. Hier gewinnt die Schrift neben der pädagogischen auch eine politische Bedeutung; als Ausgangsboden für fruchtbaren Meinungsaustausch wird sie geeignet sein, wichtige Dienste zu leisten.

Hans Zimmer.

Theodor Körners Werke, herausgegeben von Hans Zimmer. 2. Aufl., 2 Bde. Gebunden M. 4.80. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut („Meyers Klassikerausgaben").

Vor über zwanzig Jahren ist diese kritische Ausgabe der wichtigsten Werke Theodor Körners zum ersten Male gedruckt worden; jetzt, in der zweiten Auflage, tritt sie als völlig neues Werk vor den Leser. Konnte sie damals die zum 100. Geburtstag Körners erschienenen Veröffentlichungen benutzen, so verwertete sie jetzt die zahlreichen aus Anlaß der Jahrhundertfeier 1913 ans Licht getretenen Aufsätze und Schriften. Überhaupt war es ihre vornehmste Aufgabe, alles, was die Wissenschaft an gesicherten Ergebnissen über Leben und Werke Körners im Laufe der Zeit dargeboten hat, klar, knapp und geschmackvoll zusammenzufassen. Sie dürfte damit berufen sein, den Ausgangspunkt weiterer Forschung zu bilden, und hat zugleich durch eigene Ergebnisse

Digitized by Google

den Anfang zu einer solchen weiterführenden Beschäftigung mit Körner gemacht.
—r.

Deutsche Schulerziehung in Krieg und Frieden. Von Georg Kerschensteiner. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. M. 2.80.

In Krieg und Frieden — nicht umgekehrt! Es sind in der Tat zum Teil hochaktuelle Zeitprobleme, die Kerschensteiner in diesem aus fünf Vorträgen herausgewachsenen Buche behandelt, z. B. die Motive des freiwilligen Eintritts in das Heer, und der Geist der Kriegszeit geht auch sonst durch das vollwichtige Werk, insofern sogar, als hier neben viel praktischer Erfahrung und vielen Hinweisen auf tatsächliche Verhältnisse häufig genug auch — die Polemik zum Wort kommt. Aber über diese und über das augenblicklich Zeitgemäße hinaus weist die Schrift in die Tage des künftigen Friedens, und hierin liegt ihr vornehmstes Verdienst: wie aus Kriegserfahrungen und allgemeinen Gedanken heraus eine deutsche Schulerziehung — mit dem Ton auf „erziehung" — gewonnen werden soll, will sie zeigen, und was Kerschensteiner hierüber an Grundgedanken vorbringt, wird auch für die anregend und beachtlich sein, die ihm in Einzelheiten nicht folgen mögen.
Hans Zimmer.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Assan, Ing. B. G., Le péril blanc. La lutte pour l'Asie. (Notre planète en guerre.) Bern, Ferd. Wyß. Fr. 5.—.

Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 614. Dr Sten Konow, Indien. Leipzig, B. G. Teubner. Geb. M. 1.50.

Bauer, Max, Deutscher Frauenspiegel. Bilder aus dem Frauenleben in der deutschen Vergangenheit. Zwei Bände. München, Georg Müller. Geb. M. 30.—.

Carlyle, Thomas, Helden und Heldenverehrung. Übersetzt und eingeleitet von Egon Friedell. München, Georg Müller. Geb. M. 4.50.

Cartelleri, Alexander, Gobineau. Straßburg, Karl J. Trübner. M. 1.20.

Dove, Prof. Dr. K., Wirtschaftsgeographie von Afrika. Jena, Gustav Fischer. M. 8.—.

Eucken, Rudolf, Der Sinn und Wert des Lebens. Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage. Leipzig, Quelle & Meyer. Geb. M. 4.40.

Federn, Karl, Anklagen gegen Deutschland. Das Buch „J'accuse" und andere Schriften. Bern, Ferd. Wyß Fr. 7.50.

Fehler und Forderungen. Schriftenfolge zur Neugestaltung deutscher Politik. Heft 1: Friedrich Curtius, Der Charakter des deutschen Staatswesens. München, Georg Müller. M. 2.—.

Meyers Historisch-Geographischer Kalender für das Jahr 1918. XXII. Jahrgang. Leipzig, Bibliographisches Institut. M. 2.40.

Oberhummer, Eugen, Die Türken und das osmanische Reich. Leipzig, B. G. Teubner. M. 3.—.

Schumacher, Prof. Dr. Hermann. Belgiens Stellung in der Weltwirtschaft. (Zwischen Krieg und Frieden. Heft 41.) Leipzig, S. Hirzel. M. 1.50.

Schönlank, Bruno, In diesen Nächten. Gedichte. Berlin, Paul Cassirer. M. 3.50.

Simmel, Georg, Goethe. Zweite Auflage. Leipzig, Klinkhardt & Biermann. M. 4.—.

Tolstoi, Leo, Tagebuch. Erster Band. 1895—1899. Herausgegeben von Ludwig Berndl. München, Georg Müller. Geb. M. 8.—.

Vorträge der Gehe-Stiftung zu Dresden. 8. Band 1917. Heft 5: Die Staatsauffassung der Engländer. Von Prof. Dr. Julius Hatschek. Heft 6: Die Reform der staatswissenschaftlichen Studien unter besonderer Rücksichtnahme auf die Kriegserfahrungen. Von Dr. Heinrich Herkner. Leipzig, B. G. Teubner. Je 80 Pf.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Italien als Großmacht

Von

Freiherrn Woinovich von Belobreska

Dieser Staat hat gleich nach seiner Konsolidierung 1866 mit echt römischem Pathos die Allüren einer sechsten europäischen Großmacht angenommen, obgleich schon damals bezweifelt werden konnte, daß er es seiner wahren Bedeutung nach auch tatsächlich sei. Weder seine territoriale Ausdehnung, noch seine Einwohnerzahl und materiellen Hilfsquellen, geschweige denn die Bildungsstufe seines zurückgebliebenen Volkes berechtigten ihn hierzu.

Aber auch die jüngste Vergangenheit bot Italien keineswegs eine Veranlassung, sich in der europäischen Staatenfamilie als Großmacht breit zu machen. Seine Einigung bzw. seine Wiedergeburt hatte es hauptsächlich günstigen politischen Konstellationen, durchaus nicht eigener Kraft zu danken. Ohne Solferino und Königgrätz gäbe es heute kein Königreich Italien im gegenwärtigen Umfang. Vergeblich hat das italienische Volk nachträglich das geflügelte Wort „Italia farà da se" erfunden — kein Mensch außerhalb Italiens glaubte an dessen Wahrheit.

Italien hat sich selbst so hoch „hinaufgeschätzt", gestützt auf seine Vergangenheit und auf die römische Tradition, als deren Erben aufzutreten es sich für berechtigt hielt. Wie weit es mit der eigenen Kraft bestellt ist, möge folgendes feststellen:

Das neugeschaffene Königreich hatte nach 1866, abgesehen natürlich von den erst später erworbenen Kolonien, eine territoriale Ausdehnung von 287 000 Quadratkilometer, seine Bevölkerungszahl etwa 33 Millionen erreicht. Es stand also im Vergleich mit den fünf anderen Großmächten in jeder Beziehung an letzter Stelle, nur was die Bevölkerungszahl anbelangt, näherte es sich dem volksarmen europäischen Frankreich, wobei jedoch in Betracht gezogen werden muß, daß die Kolonien dieses Landes — wie übrigens auch die der anderen Großmächte — förmliche Provinzen desselben bilden, also füglich in dessen Bevölkerungszahl einbezogen werden könnten, was bei Italiens Kolonien Cyrenaika und Erythräa, die erst später zu Italien kamen, gewiß nicht der Fall ist. Was Österreich-Ungarn anbelangt, so ist dieses mehr als doppelt so groß wie Italien und übertrifft dessen Bevölkerungsziffer um 17 Millionen. Von den übrigen Großmächten soll gar nicht gesprochen werden.

Copyright 1918 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Italien repräsentiert also schon in materieller Beziehung den „Gernegroß" unter den Großmächten, was sich übrigens auch in seiner finanziellen Stärke ausprägte. Italien ist ein Staat *ohne* bedeutende *Industrie* — aber auch als *Agrikulturstaat* vermag es sich nicht anzusehen, denn es ist mit seiner Ernährung hauptsächlich auf die Einfuhr angewiesen. Auch an Kohle, Eisen und den wichtigsten Rohstoffen mangelt es ihm gänzlich. Dies wäre auch der einzige Umstand, der seinen Abfall vom Dreibunde erklären könnte, da es sich tatsächlich einer Absperrung von der See kaum auszusetzen vermocht hätte. Österreich-Ungarn, ein ausgesprochener Binnenstaat, war aus der Ursache imstande, wirtschaftlich durchzuhalten, weil sich seine Industrie als gut entwickelt erwies und weil seine Agrikultur, trotz der schlechten Ernte der letzten drei Jahre, es von der Einfuhr unabhängig machte.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß Italiens Politik auch in Zukunft niemals unabhängig sein könne, und in Anbetracht dessen hätte es sich allerdings an den Dreibund nicht anschließen *dürfen*. Es wird stets daran leiden, daß es weniger Menschen, weniger Industrie und weniger Agrarprodukte und Rohstoffe, endlich geringere finanzielle Kraft als jede der anderen Großmächte besitzt. Als Großmacht könnte es sich daher nur unter ganz bestimmten Verhältnissen in beschränkter Weise geltend machen, etwa durch Bündnisse mit anderen Großmächten, wie im gegenwärtigen Kriege, in dem die Westmächte seinen Kohlen-, Eisen-, Lebensmittel- und Rohstoffbedarf deckten und ihre sehr mächtige Industrie der schwächlichen italienischen unter die Arme griff. Als *Großmacht* in der eigentlichen Bedeutung des Wortes darf man nämlich doch nur einen solchen Staat ansehen, der völlig auf eigenen Füßen steht und seine Politik unabhängig zu wählen vermag. Ist das *nicht* der Fall, wie bei Italien, so sinkt der betreffende Staat von selbst zu einer Macht *zweiten Ranges* herab, zu einem großen *Kleinstaat*, der der Anlehnung an eine Großmacht nicht zu entraten vermag; die *eigene Geste* allein — wie bei Italien — genügt nicht, um Großmacht zu sein, wenn nicht alle Bedingungen hierfür gegeben sind.

Italien hat im gegenwärtigen Kriege immerhin versucht, es zu werden, indem es hoffte, dies durch Erweiterung seiner Grenzen durchzusetzen. Mit welchem Erfolge, lehrt die Geschichte der jüngsten Zeit.

Die leitenden Männer des Landes haben dabei wahrscheinlich geglaubt, daß durch eine gewisse Kampfbereitschaft *auf dem Papiere* unter Umständen eine Großmachts*politik* gewährleistet sei. Sie errechneten, daß ihnen soundso viel Millionen Menschen für das Heer zu Gebote standen, daß sie soundso viele Milliarden Lire aufbringen konnten — *wenn* der Krieg nicht allzulange dauere und wenn die Hauptlast desselben die Verbündeten trügen —, also lauter Voraussetzungen, die in der Regel nur ein Kleinstaat machen darf. Und sie haben damit einbekannt, daß Italien unvermögend sei, den Krieg aus eigener Kraft und auf eigenes Risiko zu führen. Italien hat also eigentlich schon *vor* Beginn des Krieges als Großmacht abdiziert.

Digitized by Google

Ohne Scham hat es sich, getröstet durch den sacro egoismo, bei Beginn des Krieges dazu entschlossen, die Rolle eines Kleinstaates zu übernehmen und abzuwarten, bis sich die Großmächte untereinander zerfleischt und geschwächt haben würden, in der Hoffnung, dann mit seinen relativ geringeren, jedoch frischen Kräften leichteres Spiel zu haben.

Aber auch hierin hat sich Italien verrechnet. Wie dies kam, soll im folgenden erklärt werden.

Der Kalkul Italiens über seine und Österreich-Ungarns militärische Kraft war gründlich verfehlt, obwohl Italien schon bei Ausbruch des Krieges hauptsächlich aus dem Grunde aus dem Dreibund ausgesprungen war, um freie Hand zu bekommen und wahrnehmen zu können, welcher der Kriegführenden stärker sei. Schon damals hat es die Riesenkraft Deutschlands und die Widerstandsfähigkeit Österreich-Ungarns unterschätzt. Es hatte jedoch durch seine anfängliche Neutralität immerhin Zeit zur Rüstung gewonnen; aber auch diesbezüglich und hinsichtlich des Zeitpunktes seines Eingreifens in den Kampf täuschte es sich abermals. Es sah nämlich 1915 die Kriegslage nicht unbefangenen Auges an und glaubte felsenfest daran, der heroische Kampf, den Österreich-Ungarn gegen Rußland zu bestehen hatte, werde mit dem Niederbruche des ersteren enden, versprach sich also in kurzer Zeit mit echt italienischem Sanguinismus nach einem kurzen militärischen Spaziergange den Frieden in Wien diktieren zu können. Wie sehr es dabei im Irrtum war, sollten die nächsten 30 Monate des Krieges beweisen.

Nun könnte allerdings auch ein Kleinstaat unter ähnlichen Verhältnissen über eine Großmacht triumphieren; die vorliegenden Umstände waren in der Tat danach angetan. Österreich-Ungarn hatte diesen „keinstaatlichen", immerhin mehr als eine Million starken feindlichen Kräften, um figürlich nur zu sprechen, nur eine Handvoll tapferer Landesverteidiger entgegenzusetzen. Es war daher nicht ausgeschlossen, daß die immerhin erheblichen Kräfte der fragwürdigen Großmacht im Siegeslaufe ihr Ziel erreichten, denn bei überhaupt nicht verfügbaren ausgebildeten Streitkräften nützen weder Größe des Territoriums noch Anzahl des Menschenmaterials — Beweis, die Kriege des ehemaligen so kleinen Preußen gegen das in jeder Beziehung überlegene Österreich. Das damalige Fazit zugunsten Preußens, das seine Kräfte voll auszunützen verstand, war, daß dieser „Zwergstaat" in das Konzert der Großmächte „automatisch" eintrat. Der Tat, dem Erfolge, beugt sich schließlich alles!

Zu dieser Tat war nun Italien allerdings geschritten — der Erfolg war ihm jedoch versagt. Mit einer Hand vermochte das todwund angesagte, von allen Seiten angegriffene Österreich die Millionenarmee der italienischen Großmacht durch zweieinhalb Jahre abzuhalten und zum Schluß derart niederzuwerfen, daß es beträchtliche Teile italienischen Bodens eroberte. Die Großmacht Italien war demnach selbst unter der für sie günstigsten politischen und militärischen Konstellation, die sich in Zukunft kaum wiederholen dürfte, nicht imstande, einen Erfolg zu erringen. Was wäre erst geschehen,

Digitized by Google

wenn Italien den Kampf gegen Österreich-Ungarn allein aufgenommen haben würde? Das Kriterium einer wirklichen militärischen Großmacht besteht eben hauptsächlich darin, daß sie, auf sich selbst angewiesen, sich ihres Gegners zu erwehren vermag.

Italien muß also die Konsequenzen seiner Großmannssucht und seiner vielfach irrigen Berechnungen tragen. Es abdiziert auch nach dem Krieg tatsächlich seiner aufgebauschten Großmachtstellung, denn es hat während des Kriegs bewiesen, daß seine Ambition nicht im gleichen Verhältnisse zu seinen Kräften stand. Wo sind, für alle Zeiten, die schönen Träume von Görz, Triest und Trient, von Istrien und Dalmatien, die es sich bis vor kurzem vorgetäuscht?

Italien wird sich künftig darauf beschränken müssen, ein großer Kleinstaat zu bleiben, der, stets bedroht durch das mit Recht argwöhnisch gewordene Österreich, sich nicht zu rühren vermögen wird.

Die Erinnerungen Freycinets

Von

Friedrich Fürst Wrede

Zu den glitzernden Schlagworten, mit denen unsere Gegner die Kampflust der eigenen Bataillone zu entfachen und in unsere Reihen Zwistigkeit zu säen trachten, zählt die Behauptung, das große Völkermorden sei ein Kampf der Demokratie gegen die Autokratie. Dieser plumpe Versuch, ehrgeizige Eroberungssucht mit dem Purpurmantel staatlichen Fortschrittes zu behängen, scheiterte endgültig am 28. November des vergangenen Jahres.

Ein Funkspruch flog durch die Luft und ein politisches Kartenhaus stürzte zusammen. Die drahtlose Nachricht, die gleich der Morgenröte, allen Schützengräben, totspeienden Batterien und widerspenstigen Diplomatenstuben zum Trotz, überallhin drang, wo Herzen für wahre Freiheit und Menschlichkeit schlagen, war das aus dem ehemaligen Zarenschlosse Zarskoje Selo datierte Friedensangebot der russischen Volkskommissäre; das umgeblasene Kartenhaus hieß das russisch-französische Einvernehmen oder — wie man in Frankreich kurzweg zu sagen pflegte — „die russische Allianz".

Die geschichtlichen Tatsachen dieses Bündnisses sind zur Genüge bekannt. Das Einlaufen der französischen Flotte in Kronstadt im Jahre 1891, der Gegenbesuch eines russischen Geschwaders in Toulon 1893, die drei Zarenreisen im Oktober 1896, September 1901 und Juli 1909, und nicht zum mindesten die in Frankreich gezeichneten großen russischen Anleihen bilden die Marksteine in der Entwicklung des machiavellischen Versuches, zwei mächtige, aber wesens-

Digitized by Google

ungleiche Nationen durch die Glühhitze des Neides gegen die Machtfülle einer dritten zusammenzuschweißen.

Der offizielle Geburtsschein des russisch-französischen Einvernehmens trägt als Datum den 27. August 1891. Allein völkerrechtliche Verträge pflegen nicht die Eigentümlichkeit der Pallas Athene zu teilen, von der die Mythologie berichtet, sie sei in voller Waffenpracht jählings dem Haupte des Zeus entsprungen. Das Wunder und die Romantik wären für politische Bündnisse sogar ein recht übles Horoskop. Je prosaischer die zu ihrem Abschlusse führenden Erwägungen, desto besser sind die Aussichten für ihre Lebensdauer. Die haltbarsten Verträge wachsen auf dem kargen Boden nüchterner Wirtschaftsinteressen.

Über die Vorgeschichte des russisch-französischen Bündnisses geben uns die im Verlage Delagrave erschienenen „Erinnerungen" Freycinets mit dankenswerter Offenherzigkeit Auskunft. Herr Freycinet ist nicht der erste beste. Sein Name läuft wie ein roter Faden durch die mannigfachen Wandlungen der dritten Republik. Von Beruf Ingenieur, leistete er 1870 Gambetta in Tours bei der Volksbewaffnung große Dienste, ward im Kabinett Dufaure Minister der öffentlichen Arbeiten, lenkte dreimal als Ministerpräsident das französische Staatsschiff und bekleidete während der Interstitien wiederholt bald das Amt eines Ministers des Auswärtigen, bald das eines Kriegsministers. Er war eine Kraft, auf die man immer wieder zurückgriff, und wie kaum ein anderer in der Lage, Geschichte zu schreiben. In erster Linie die Geschichte seines ureigenen Lebenswerkes — der „Alliance russe".

Die Geheimnisse, die er aus der Werkstatt, in der der für Frankreich unselige Bund geschmiedet wurde, ausplaudert, sind ganz dazu geeignet, das in Umlauf gesetzte Märchen von der Solidarität der Demokratien gegenüber der bösen deutschen Autokratie ins rechte Licht zu rücken.

Bereits das Samenkorn der Entente läßt sich mit waschechten demokratischen Anschauungen schwer in Einklang bringen. Was wir dank den Erinnerungen des französischen Staatsmannes darüber erfahren, hat vielmehr einen bedenklich selbstherrlichen Beigeschmack. In den ersten Novembertagen des Jahres 1888 ließ der Großfürst Wladimir den Kriegsminister Herrn Freycinet zu sich in das Hotel du Louvre bitten und sprach den Wunsch aus, ein Exemplar des neueingeführten Armeegewehres seiner Waffensammlung einzuverleiben. Das etwas seltsam anmutende Verlangen wurde mit der Bonhomie eines großen Herrn, der es für ganz selbstverständlich erachtet, daß gesetzliche Vorschriften für seine Privatwünsche nicht in Betracht kommen, gestellt. Indes, die Preisgabe eines ängstlich gehüteten militärischen Geheimnisses an einen Ausländer — und sei es auch der Bruder des Zaren — überschritt denn doch den Rahmen traditioneller fränkischer Höflichkeit. Freycinet war sich dessen bewußt und berichtete den Hergang dem am 6. November tagenden Konseil. Man beriet hin und her und kam schließlich überein, die prinzliche Laune zu erfüllen. General Mathieu wurde mit der Aufgabe betraut, dem zur strengsten

Digitized by Google

Verschwiegenheit verpflichteten Großfürsten namens der Regierung der Republik ein Gewehr und eine Anzahl Patronen zu überreichen. So ganz privater Natur scheint die Waffenliebhaberei des nordischen Gastes übrigens nicht gewesen zu sein. Denn kurz darauf stellte der russische Militärbevollmächtigte Baron Frederickſz an Freycinet die Anfrage, ob die französische Regierung prinzipiell gewillt wäre, in ihren Werkstätten russische Gewehre herstellen zu lassen.

„Sehr gerne," erwiderte Freycinet. „Aber wir möchten vorerst die Gewißheit haben, daß diese Gewehre nie auf uns schießen werden." Frederickſz beeilte sich zu erklären: „Wir verstehen es in diesem Sinne und werden alle Garantien dafür geben."

Dieses Zwiegespräch verdient festgenagelt zu werden. Es ist weit mehr als eine geschäftliche Abmachung; es bildet klipp und klar die Präliminarien einer Allianz — wohlverstanden einer Allianz, die über die Köpfe der verfassungsmäßig verantwortlichen Minister des Äußeren hinweg von Armeeleitung zu Armeeleitung angebahnt wurde.

Wir möchten nun die Frage aufwerfen, ob ein derartiger Vorgang in dem — wie uns salbungsvolle Worte jenseits des Ozean versichern — von einer Militärkaste regierten Deutschland sich abspielen und, was vielleicht noch bezeichnender ist, eingestanden werden könnte, ohne einen Sturm demokratischer Entrüstung zu entfesseln.

Am 13. März 1890 stürzte das bisherige Kabinett Tirard. Freycinet wurde vom Präsidenten Carnot mit der Bildung einer neuen Regierung betraut. Er behielt selbst, außer dem Vorsitz, das Kriegsressort bei und legte das wichtige Portefeuille der äußeren Angelegenheiten in die Hände Ribots.

„Ribot, den ich von dem in den früheren Kabinetten Vorgefallenen in Kenntnis setzte, machte sich meinen Standpunkt ganz zu eigen." Herr Ribot tat dies rückhaltlos. Denn während seiner Amtsführung am Quai d'Orsay wurde in den Werkstätten von Châtellerault mit der Fabrikation von 500 000 russischen Gewehren begonnen.

Am 11. Mai konnte der nunmehrige Ministerpräsident neuerdings einen vornehmen Besuch in sein Tagebuch eintragen. Diesmal handelte es sich nicht um den waffenkundigen Großfürsten Wladimir, sondern um ein weit schärfer gezeichnetes Profil aus dem Hause Romanow-Holstein-Gottorp: den berüchtigten Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch. Dementsprechend bewegte sich auch das Gespräch sofort in viel gefährlicheren Bahnen. Der Gast „verlangte detaillierte Auskünfte über unsere Wehrmacht, über die Anzahl der Batterien, über die Armeeleitung", berichtet der Historiograph der Entente treuherzig. Daß dergleichen Fragen an einen französischen Ministerpräsidenten und Kriegsminister gestellt und von ihm beantwortet werden konnten, läßt darauf schließen, daß während der kurzen Amtsführung Ribots an dem von seinen unmittelbaren Vorgängern, den Herren Goblet und Spuller, geknüpften Faden behend weitergesponnen worden war.

Digitized by Google

Allein was auch bisher geschehen sein mochte, es beschränkte sich doch auf eine Fühlungnahme von Ministern und hohen Militärs, hatte sich sozusagen bei herabgelassenen Gardinen abgespielt, war Kabinettspolitik in des Wortes übelster Bedeutung. Nun aber handelte es sich um das Wagnis, die gehätschelte politische Pflanze aus dem Dunkel des Geheimnisses an das grelle Licht der Öffentlichkeit zu bringen. Es galt zu erkunden, ob die breiten Schichten eines Volkes, dessen geistige Schatzkammer die drei mythischen Worte „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" birgt, sich nicht etwa gegen ein Bündnis auf Gedeihen und Verderben mit dem diese Ideale stringent verneinenden Zarismus auflehnen würden.

Eine passende Gelegenheit, den Prüfstein anzulegen, sollte sich rasch finden. Siebzehn Tage nach dem Besuche Nikolai Nikolajewitschs überraschte der russische Botschafter den französischen Minister des Äußern mit dem Ansinnen, eine größere Anzahl in Paris lebender Nihilisten ohne viel Federlesen verhaften zu lassen. Herr Ribot erinnerte sich des alten Spruches: Doppelt gibt, wer schnell gibt. Bereits am folgenden Tage — in den Morgenstunden des 29. Mai — leistete er den von der russischen Polizei geheischten Schergendienst.

Das demokratische Gewissen bestand die Belastungsprobe vorzüglich. Nun wußte man an den Ufern der Newa, daß die republikanischen Ideale lediglich für den Hausverbrauch an der Seine bestimmt seien und ein Export dieser für ein Zarenreich unerwünschten Artikel nicht in der Absicht des neuen Freundes läge.

Das erleichterte wesentlich den Verkehr. Auch ist ein Liebesdienst des anderen wert. Als die französische Flotte im Juli des folgenden Jahres in Kronstadt einlief, trug der Selbstherrscher aller Reußen kein Bedenken, an Bord des Panzerschiffes „Marengo" die berauschenden Klänge der Marseillaise stehend anzuhören. Man sah in solcher gegenseitiger Preisgabe fundamentaler politischer Grundsätze nichts als den Austausch internationaler Artigkeiten; war töricht genug, zu wähnen, auf einer so kleinlichen und schwankenden Grundlage ließe sich ungestraft ein Bund diametral entgegengesetzter Weltanschauungen aufbauen.

„Als die Eskader die Anker lichtete, war die Annäherung vollzogen," triumphiert Herr Freycinet. „Die definitiven Erklärungen wurden am 27. August ausgetauscht."

Diese Erklärungen bilden den wirkungsvollen ersten Aktschluß des großen, von uns miterlebten weltgeschichtlichen Dramas.

Mit einem einfachen Schutzvertrag, etwa nach Muster des Dreibundes, war indes Männern vom Schlage Freycinets und Ribots keineswegs gedient. Sollten die russischen Millionenheere früher oder später die Rheingrenze erobern, so war schon jetzt eine jede Einzelheit im voraus regelnde Militärkonvention vonnöten. In diesem Punkte stießen die französischen Politiker jedoch auf hartnäckigen Widerstand des Zaren. Mit welchen Mitteln dieser

Digitized by Google

Widerstand planmäßig und beharrlich untergraben, wie der Monarch durch geheime Machenschaften seiner Umgebung Schritt für Schritt auf der abschüssigen Bahn weitergedrängt wurde — das ist vielleicht das interessanteste Kapitel aus Freycinets Aufzeichnungen.

Alexander III. pflegte die Sommermonate alljährlich in Dänemark im Familienkreise seiner schönen Gemahlin Marija Feodorowna zu verbringen. Hohe und niedere Intriganten machten sich — Bismarck wußte davon ein Lied zu singen — seit jeher den kaiserlichen Urlaub, während dem jeder Verkehr mit fremden Diplomaten entfiel, zunutze. Auch der russische Botschafter in Paris wandelte in diesem bereits etwas ausgetretenen Geleise. Auf seinen Rat hin wurde ein in Frankreich naturalisierter Däne — Jules Hansen — mit einem von Freycinet diktierten Aide-mémoire nach Schloß Fredensborg gesandt. Am 1. September 1891 trat der Geheimagent die Reise an. Und nun sehen wir die Kamarilla am Werke. Hansen vertraut das Schriftstück einem gewissen Peter Ratchkovski an; Ratchkovski wieder übergibt es dem Fürsten Obolenski, der es in die Hände seines kaiserlichen Herrn zu spielen verspricht.

Die krummen Wege sind oft die kürzesten. Bereits am 4. September ließ Alexander III. durch Obolenski dem Sendboten mitteilen: „Herr Hansen kann Herrn Freycinet melden, daß der Kaiser das Verlangen ernstlich erwägt und nach erfolgter Rückkehr nach Petersburg eine Entscheidung treffen wird."

Diese mündliche, unoffizielle Zusage einer späteren Erledigung war aber auch alles, was von dem Schüler Pobjedonoszews vorläufig zu erreichen war.

Zweimal — November 1891 und September 1892 — weilt der russische Kanzler Giers in Frankreich, und Freycinet sowohl als Ribot lassen kein Mittel unversucht, um ihm eine bindende Zusage zu entlocken.

Vergebens. Giers spart nicht mit schönen Worten, reist jedoch vorzeitig ab oder schützt Krankheit vor.

Im August 1892 beratschlagt General Boisdeffre in Petersburg mit dem Generalstabschef Obrontcheff. Man einigt sich in allen Punkten — nur das wichtigste, die so heißersehnte Ratifikation der Militärkonvention seitens des Kaisers, vermag auch Boisdeffre in seinem Depeschensack von der russischen Reise nicht heimzubringen.

Erst Anfang 1894 — unter Casimir-Périer — gelang es, den durch Krankheit geschwächten Alexander III. zur Unterschrift zu bewegen. Wenige Monate später verschied er in Livadia, seinem Sohne Nikolaus II. den nun rechtsverbindlichen Vertrag als unheilvolles Erbe hinterlassend.

Die Peripetien dieses hier nur im Umrisse angedeuteten fast dreijährigen Kampfes um die kaiserliche Signatur, seine zahlreichen Enttäuschungen und rastlosen Zettlungen schildert uns Freycinet anschaulich und, wie bereits hervorgehoben, mit oft verblüffendem Freimute.

Stellenweise lesen sich die Erinnerungen des französischen Ministerpräsidenten wie eine der von unseren Voreltern so geschätzten „Hof- und Staatsaktionen". Und doch sind sie ein durch und durch modernes Werk; schlechter-

Digitized by Google

dings eine Fibel der Erkenntnis, daß selbst in der demokratischsten Staatsform der Wille einzelner Drahtzieher richtung- und ausschlaggebend ist.

Alles in allem, ein höchst zeitgemäßes, beherzigenswertes Buch, das durch eine gute Übersetzung den weitesten deutschen Kreisen zugänglich gemacht werden sollte.

Londoner Präludien zum Wiener Kongreß

(Geheime Berichte Metternichs an Kaiser Franz)

Von

August Fournier

(Fortsetzung)

Metternich an Kaiser Franz

1.

London, den 12. Junius 1814.
(Mundiert.)

Eure Majestät!

Ich bin am verflossenen 5. früh in Boulogne eingetroffen, woselbst ich den russischen Kaiser in Erwartung des Königs von Preußen seit vier und zwanzig Stunden fand. Der Herzog von Clarence, welcher die Flotte befehligte, welche, 17 Kriegsschiffe stark, auf der Rhede zum Überschiffen der Monarchen bereit lag, hatte eine Fregatte zu meiner Disposition bereiten lassen. Ich schiffte mich am selben Morgen ein und wurde auf ausdrücklichen Befehl des Prinzen Regenten mit allen Ehren begrüßt, welche außerordentlichen Botschaftern zukommen. Ich hatte eine Überfahrt von 5 Stunden und setzte meine Reise nach London noch am selben Abend fort. Ich traf am 6. früh in der Hauptstadt ein. Der Kaiser und der König trafen erst am 8., ohne von irgend jemand gekannt zu werden, in den für sie bereiteten Häusern ein. Das Volk, welches in außerordentlicher Menge auf den Straßen, welche die Monarchen durchziehen sollten, versammelt war, äußerte laut seinen Unwillen, daß sie sich den ihnen bereiteten Freudensbezeugungen entzogen.

Am selben Tage ließ mich der Prinz-Regent zu sich bitten. Er empfing mich mit der ausgezeichnetesten Freundlichkeit. Ich hinterbrachte ihm Eurer Majestät Empfehlungen, und trachtete, ihn so viel als möglich über die getäuschte Hoffnung, Allerhöchstdieselben hier zu sehen, zu trösten. Er wiederholte mir bei dieser Gelegenheit alles, was ich Eurer Majestät in Paris aus dem letzten Berichte des Grafen Merveldt zu unterlegen die Ehre hatte.[1]) Während unserer Unterredung, in welcher er sich im besten politischen Sinne erklärte,

[1]) Österreichs Vertreter am englischen Hof hatte am 17. Mai an Metternich geschrieben, der Prinzregent habe ihm gesagt, er habe den Kaiser auf den Knien anflehen lassen, nach London zu kommen (qu'il faisait prier à genoux S. M., ce que S. Altesse Royale répéta plusieurs fois, de venir à Londres).

Digitized by Google

sagte er mir, Eurer Majestät seinen Dank für die Ehre zu hinterbringen, welche Allerhöchstdieselbe ihm durch die Verleihung des goldenen Vließes und eines Regiments zu erweisen für gut befunden hätten. Ich sagte ihm, wirklich mit Briefen, welche die eine und die andere Anzeige enthielten, beauftragt zu seyn. Er bat mich, sie ihm in einer Audienz, welche er auf den folgenden Tag festsetzte, zu überreichen. Diese Audienz fand statt, und Eure Majestät finden ihre Anzeige in den öffentlichen Blättern. Von dem Regimente wird noch keine Erwähnung in denselben gemacht, weil diese Sache so exzentrisch für England ist, daß sie einen eigenen Negoziations-Punkt zwischen mir und Lord Castlereagh ausmachte, und wir endlich über die Hinstellung der Sache in der Art übereingekommen sind, wie Allerhöchstdieselben es aus dem gehorsamst angeschloßenen, für die „Wiener-Zeitung" abgefaßten Artikel zu entnehmen geruhen wollen.[1]) Der Prinz-Regent versicherte mich, daß die Auszeichnung eines Husaren-Regiments in Oesterreichischen Diensten die ehrenvollste seines Lebens sey; er hat diese Idee gegen alle Angriffe des Ministeriums durchgeführt.

Seit der Ankunft der Monarchen finden täglich Feste oder Feierlichkeiten statt, von denen eins in einem Feste des Hosenbandes bestand, bei welchem Eure Majestät (:abwesend:) als Ritter proklamiert, der König von Preußen und die Lords Liverpool und Castlereagh (:als anwesend:) alsbald eingekleidet wurden. Es wird wahrscheinlich eine eigene Gesandtschaft nach Wien zur Überreichung der Ordens-Insignien an Eure Majestät abgesendet werden.

Die Reise der beiden Monarchen und die meinige, insoferne sie die Abwesenheit Eurer Majestät zu ersetzen fähig ist, werden von Einfluß-reichen Folgen für den nächsten Gang der politischen Angelegenheiten seyn. Das, was ich vorgesehen habe, trifft mit jedem Tage mehr ein. Der russische Kaiser verliert täglich außerordentlich in den Augen des Prinz-Regenten, des Ministeriums und des Publikums; der Kaiser ist auf der anderen Seite übel gegen den ersteren gestimmt, und verzeiht dem letzteren nicht, daß es weit mehr Wesen mit Blüchern und Platow[2]) als mit ihm treibt. Diese beiden Generale, und besonders der erstere, erscheinen nie, wenn es auch in Begleitung der Monarchen geschieht, ohne die höchste Begeisterung des Pöbels zu erregen.[3]) So sind

[1]) In der von Metternich für die „Wiener Zeitung" verfaßten Notiz hieß es wegen des Ordens: „S. K. K. Majestät haben S. Kön. Hoheit den Prinzen-Regenten von dem Eide, welcher nur von katholischen Rittern geleistet werden kann, in a. h. Ihrer Eigenschaft als Großmeister und Souverain dieses Ordens dispensiert." Wegen des Regiments: „Zugleich haben a. h. dieselben dem Prinzen-Regenten die Proprietät eines Husaren-Regimentes verliehen; dasselbe wird den Namen „Prinz-Regent von England" annehmen."

[2]) Der siegreiche Kosakenhetman.

[3]) „Übrigens waren diese Leute nicht vom Pöbel," schreibt der preußische Staatsrat Stägemann nach Hause, „sondern ganz feine Gentlemen und anständige Damen drängten sich, wenn der Wagen stillhielt, durch, um uns die Hand zu geben." Hedwig v. Olfers, I, 207.

Digitized by Google

Blüchern bereits mehrere Male die Pferde ausgespannt, und derselbe von dem Volke im Triumph durch die Straßen gezogen worden, eine Ehre, welche dem Kaiser noch nicht widerfahren ist.

In dem Grade als Illusionen schwinden, steigt bei allen Partheien die Achtung für Österreich. Das Volk spricht täglich mehr von dem alten Kaiser (:old Caesar:), die Stimmung der Regierung folgt diesem Gange; sie ist ohne Anstand die beßte. Ich habe mehr Sorge zu tragen, daß der Prinz-Regent sich nicht ungemeßenen Ausbrüchen überlaße, als ihn hinaufzustimmen. Alle Minister, ihre ganze Parthei und die verschiedenen Oppositionen sind in gleichem Grade in unserem Interesse.

Mit dieser hohen Achtung der Grundsätze, welche Eurer Majestät Regierung unwandelbar vorschwebten, wäre allerdings viel Gutes in der wichtigsten Frage des Augenblicks, der pohlnischen, zu erwarten, wenn auf irgend eine Weise auf die Persönlichkeit des Königs von Preußen zu bauen wäre. Mit seinem beispiellosen Hange von Nachgiebigkeit gegen alle Ideen des Russischen Kaisers ist mit dem besten Willen von so vielen Seiten noch keine sichere Aussicht auf eine glückliche Entwicklung der vorliegenden pohlnischen Frage möglich. Es kömmt sehr vieles auf die Art an, wie dieser haikle Gegenstand zur Sprache gebracht wird, ob getrennt oder vereint, ob England die Initiative in der Frage übernehmen, oder dieselbe jeder Macht in Hinsicht ihres eigenen Interesses überlassen werde, — diese Fragen sind noch Deliberations-Gegenstände zwischen den drei Kabinetten,[1]) welche allerdings von der größten Wichtigkeit sind, und über die ich nicht säumen werde, Eurer Majestät den gehorsamsten Bericht zu erstatten, sobald sie aufgeklärt seyn dürften.

Die Dauer des hiesigen Aufenthaltes ist übrigens bestimmt. Der Russische Kaiser geht am 21. von hier nach Portsmouth und kehrt nicht wieder nach London zurück. Er schifft sich in Southampton ein, und will in Ostende ans Land steigen.

Der Prinz-Regent besteht darauf, daß ich ihn nach Portsmouth begleite, sodann hierher zurückkehre und mich wenigstens zwei Tage aufhalte, um mit ihm und dem Staatskanzler Hardenberg über einen gemeinschaftlich auf dem Kongreß einzuhaltenden Gang überein zu kommen. Ich werde demnach meine Rückreise beiläufig gegen den 26. antreten, und einen 24stündigen Aufenthalt in Paris eingerechnet, trachten, den 6. Juli in Wien zu seyn.

Ich kann Eurer Majestät indessen die volle Beruhigung geben, daß der Entschluß, sich nicht hieher zu begeben, von keinen nachtheiligen Folgen für unsere Staats-Verhältniße in direkter Hinsicht auf das hiesige Kabinett ist. Bei dem Publikum erregt derselbe allgemeines Bedauern, und es ist kaum möglich, daß daßelbe nicht auf einige Zeit mehr mit russischen und preußischen Großthaten als mit den unsrigen beschäftigt bleibe.

F. v. Metternich.

[1]) Preußen, Österreich, England.

Digitized by Google

2.

London, den 12. Junii 1814.
(Eigenhändig.)

Euer Majestät!

Unterfange ich mich in der Anlage einen Brief der Fr. Großfürstin Catherine an den Erzh. Carl gehorsamst zu unterlegen. Wenn Allerhöchstdieselben diesen Brief interzipiren zu laßen geruhen wollten, werden sich dieselben überzeigen, wie die Sachen zwischen beyden stehen. Die Großfürstin betreibt sie mit großem Eifer und hat den Kaiser bewogen, mich zu sich zu rufen, um mich von dem Entschluße zu benachrichtigen, die Einwilligung der Kaiserin Mutter einzuholen. Ein heute früh nach Petersburg abgegangener Curier hat die Schreiben des Kaisers und der Großfürstin bey sich.

Die Großfürstin hegt sehr den Wunsch, daß Ew. Majestät ein Wort der Kaiserin Mutter zu schreiben geruheten, um sie zu benachrichtigen, daß Allerhöchstdieselben diese Heyrath gerne sehen. Dieser Schritt scheint mir Etwas voreilig; er dürfte sich aber ganz gut herbeylassen, wenn Ew. Majestät geruhen wollten, dem Herzog Ferdinand v. Württemberg den Auftrag zu ertheilen, an seine Frau Schwester[1]) zu schreiben, und ihr zu sagen, wie sehr Allerhöchst Ihre Gesinnungen mit dem Wunsche des H. Erzherzogs einverstanden seyen. Der Herzog müßte aber einen Curier mit diesem Briefe abschicken. Die Großfürstin verspricht sich die gute Folge eines ähnlichen Schrittes, daß die Tergiversationen, welche vielleicht bey Ihrer Frau Mutter zu besorgen sein dürften, beseitigt würden. Um diesen Zweck zu erreichen, müßten Ew. Majestät jedoch nicht säumen, die Sache so einzuleiten.

Die Großfürstin ist forthinn in der ganzen Sache sehr bestimmt; der Kaiser scheint sie offen erhalten zu wollen, welches der Ersteren keineswegs einleuchtet. Ich sehe sie in der jetzigen Lage der Dinge als wünschenswerth an.

F. Metternich.[2])

[1]) Die Kaiserin-Mutter, Zarin Maria Feodorowna, die Witwe Pauls I., war eine württembergische Prinzessin. Ihr Wort galt ihren Kindern, auch dem Kaiser Alexander, in Heiratsangelegenheiten als entscheidend.

[2]) Staatsrat Hudelist schreibt an Metternich, Wien, 26. Juni 1814: Der Kaiser habe ihm den Auftrag erteilt, mit Prinz Ferdinand von Württemberg zu sprechen, damit er nach Petersburg schreibe. „Der Unterschied dieses Auftrags und Eurer Durchlaucht Antrags bestand aber darin, daß der Kaiser, wenn schon, wie S. Maj. sich ausdrückten, Oesterreich einmal von der Frau Erzherzogin geheurathet werden soll, eine Verbindung dieser Prinzessin mit dem Erzherzog Palatinus, nicht aber mit dem Erzherzog Karl, wünschte. Dieses schien mir in mehreren Hinsichten bedenklich und so wesentlich von Ew. Durchlaucht Willensmeinung verschieden zu seyn, daß ich S. Maj. bewog, die Sache bis zu Ew. Durchlaucht Ankunft zu verschieben und bis dahin alles in Statu quo zu belassen. Der Palatinus hat vor der Zeit Wind von der Sache bekommen und S. M. bestimmt, bei dieser Heurath die Person des Bräutigams zu verändern."

Digitized by Google

3.

London, den 12. Junii[1]) 1814.
(Eigenhändig.)

Euer Majestät!

Es wäre schwer, sich über den hiesigen Stand der Dinge einen rechten Begriff zu machen, wenn man nicht an Ort und Stelle ist oder das Publikum genau kennt. Blücher und Platow spielen hier bey weitem die erste Rolle; wo sich dieselben sehen laßen, strömt der Pöbel tausendweise herbey und hegt nur Gefühle für sie. In der zweiten Linie stehen die beiden Monarchen, und meine Lage gleicht der Ihrigen und ist also äußerst Ehrenvoll; ich werde mit nicht weniger Vivat und Hurra's begrüßt als sie und bin bereits zweymal in der Lage gewesen, meinen Wagen verlaßen zu müßen, weil er wegen der herbeyströmenden Menge Volkes sicher zu Grunde gerichtet worden wäre. Alle diese Freudensbezeugungen sind aber nichts gegen Jene, welche die obbenannten Generäle einärndten. Die Regierung geht indeßen ihren ruhigen Gang fort, und ich kann Ew. Majestät nicht genug versichern, wie vortrefflich derselbe ist. Lord Castlereagh spielt die erste Rolle, und Ew. Majestät kennen seine Ansichten zu sehr, als daß ich sie noch eigends berühren zu müßen glauben dürfte. Lord Castlereagh wird wahrscheinlich nach Wien benannt werden, um dem Congresse beyzuwohnen. — Der Prinz-Regent selbst wünscht sehr hinzukommen. Es dürfte aber wahrscheinlich bey diesem Wunsche bleiben, da derselbe von Seiten des Parlaments zu großen Anstand erwarten müßte.

Der russische Kaiser ist von der übelsten Laune. Das Land gefällt ihm; der Prinz und der Sinn der Regierung mißfallen ihm jedoch ebensosehr als er dèm Ersteren mißfällt. Die gegenwärtige Reise wird diese Fürsten sicher nicht vereinigen. Ew. Majestät dürften die polnische Frage nächstens zur Sprache gebracht finden. Die verschiedene Oppositions-Partheyen beschäftigen sich stark mit derselben; die Meisten sind für die Wiederherstellung eines Königreichs — Keine jedoch stimmt für deßen Vereinigung mit Rußland. Das Eigene unserer gegenwärtigen Lage ist, daß alle Partheyen sich an Uns anzuschließen trachten. Ich habe hiervon tägliche Beweise, und mein Einwirken hat bisher den Ausbruch dieser haiklen Frage verhindert, welche wenn sie einmal vor das Parlament gebracht ist, von weitaussehenden Folgen sein wird.

Ich werde trachten, Alles, was hier gut gemacht werden kann, zu beendigen, und ebenso alles, was compromittirt werden dürfte, offen zu halten. Die preußischen Köpfe fangen an, sich sehr zu erhitzen, und wir werden sicher noch besondere Scenen zu erleben haben, bis die polnische Sache in ihrem rechten Geleise sein wird. Der einzige König[2]) ist von einer beyspiellosen Tolleranz gegen alle Ideen des Kaisers;[3]) er bekämpft sie gegen Jedermann, ausgenommen gegen ihn. Der Kaiser selbst ist äußerst embaraßirt.

[1]) Metternich schreibt irrtümlich „Julii".
[2]) Friedrich Wilhelm.
[3]) Alexander.

Digitized by Google

Ich bitte Ew. Majestät, alle mögliche Rücksicht fortwährend auf die augenblickliche Erhaltung der Armee zu nehmen. Wenn wir Etwas imponiren, so setzen wir die Sache durch; im Gegentheiligen Falle geht der Russische Kaiser ohne an uns zu denken und ohne Uns eines Blickes zu würdigen, gerade seinen Weg, welcher sich mit Unserem und dem Europäischen Interesse vollkommen kreutzet.

Ich werde, wie ich es Ew. Majestät in meinem Hauptberichte gehorsamst anzuzeigen die Ehre habe, die möglichste Eile in meine Rückreise setzen; ich kann meine Abreise jedoch nur nach dem Befinden der Umstände einrichten, und ich sehe nicht vor, daß sie vor dem 26. (wird) stattfinden können. — Der rußische Kaiser wird seinen Ideen gemäß spätestens bis gegen den 15. July in Wien sein. Er reist über Holland, den Rhein aufwärts; er will sich ein paar Tage in Carlsruhe aufhalten, und sodann 8 Tage in Wien bleiben. Seine Reise nach Petersburg will er über Berlin richten. Alle diese Projeckte sind der Art, in der bestimmten Frist nicht ausgeführt werden zu können.

F. Metternich.

4.

London, den 13. Junii 1814.
(Eigenhändig.)

Euer Majestät!

Ersuche ich gehorsamst, meine gehorsamsten Berichte 1 und 2 dem St. R. v. Hudelist mittheilen zu wollen, um ihn in der Kenntniß des Standes der Sachen zu erhalten. Ich hoffe den 24. von hier abreisen zu können. Mein Wunsch ist, sobald als möglich Allerhöchstdemselben Mündlichen Bericht über meine hiesigen Verhandlungen abstatten zu können, und ich hoffe, daß Ew. Majestät Gelegenheit finden werden, sich zu überzeigen, daß alle Fragen so gestellt werden, wie es die Lage der Dinge und das Interesse der Monarchie nur immer zulaßen.

Der Haß des Pr. Regenten gegen den Kaiser Alexander hat einen neuen Zuwachs durch eine Audienz erhalten, welche der Letztere den erpichtesten Oppositions Mitgliedern am gestrigen Tage ertheilte.[1])

Es ist nun bestimmt, daß L. Castlereagh zum Congreße kommen wird. Wir sind mit den Mitteln beschäftigt, deßen Dauer auf höchstens 4 bis 6 Wochen zu beschränken, und ich hoffe, daß unsere Vorsorge im besten Lohn bleiben wird.

Metternich.

5.

London, den 23. Junii 1814.
(Eigenhändig.)

Euer Majestät!

Ich habe heute die Ehre, Allerhöchstdenselben eine Veränderung in dem Gange der großen politischen Angelegenheiten zu berichten, welche in mehr

[1]) Es waren elf Mitglieder der whiggistischen Opposition.

Digitized by Google

als einer Hinsicht von nicht unbedeutendem Einfluße auf ihre definitive Ausgleichung ist, und welche ich daher in ihrem ganzen Gange zu beleuchten mich verpflichtet finde.

Der russische Kaiser hatte seit seiner Ankunft in London, oder vielmehr seit dem Augenblicke, als es möglich wurde, ihm hier von den wichtigen noch offenen Geschäfts-Gegenständen zu sprechen, stets den Drang geäußert, sobald als möglich nach Petersburg zurückzukehren. So wollte er z. B. seine Reise über Holland aufgeben, mit Anfange des künftigen Monats in Wien eintreffen und sich nur acht bis zehn Tage daselbst aufhalten, ohne die Eröffnung des Congresses abzuwarten. Die Bemühung der Minister der vier Cabinette gieng auf ein ganz anderes Ziel. Wir waren sämmtlich einig, daß die Geschäfte nur in einem Ganzen und mit einem gesezten Gange glücklich beendigt werden könnten; daß demnach die Fragen in Betreff der Vertheilung des Herzogthums Warschau und des Schicksals Sachsens, wie nicht minder die Ausgleichung in den deutschen Angelegenheiten gleichen Schritt unter sich halten müßten, und daß die vier Cabinette sich nicht eher trennen sollten, bis die Hauptgrundsätze wenigstens deutlich hingestellt und die Deliberations-Gegenstände auf ihre alleinige Anwendung beschränkt, dem Congresse überlaßen würden. Nach der oberflächlichen Berechnung gehört zu diesem vorläufigen Geschäfte eine Periode von wenigstens 14 Tagen; die Dauer des Congresses kann hierauf auf 6 Wochen beschränkt werden.

Ich hoffte, die Uebereinkunft unter den 4 Höfen hier zur Sprache gebracht zu sehen. — Die unglaubliche Versplitterung der Zeit, welche durch die hiesige Lebensart in einer festlichen Gelegenheit unvermeidlich wird, und der Umstand, daß Lord Castlereagh fast ausschließend mit seinen inneren Angelegenheiten beschäftigt wurde, machte diese Aussicht scheitern. Mein ganzer Zweck richtete sich demnach alsbald nur mehr dahin — die Fragen aller Art völlig offen zu erhalten — und die engste Vereinigung zwischen uns, England und Preußen zu bewirken. Das Eine und das Andere hat mir vollkommen geglückt. Ein ganz eigener Umstand hat aber die Epoche der Negociationen weiter hinausgesetzt, als wir Alle gewünscht hätten.

Ich hatte mich mit dem Grafen Nesselrode und meinen übrigen Collegen dahin vereinigt, den Kaiser Alexander zu bewegen, gegen den 20. July in Wien einzutreffen. Die Feste, welche Ew. Majestät zu geben gedenken, wären auf die Tage zwischen dem 20. July und dem 1. August beschränkt worden; Lord Castlereagh hätte getrachtet, die ersten Tage Augusts in Wien einzutreffen; die Eröffnung des Congresses wäre auf diese Weise bis zum 15. August bestimmt gewesen, und der rußische Kaiser würde seine Rückreise nach Petersburg gegen den 20. desselben Monats haben antretten können.

In dem Augenblicke, als wir diesen Antrag dem Kaiser unterlegen wollten, tratt der Heuraths-Bruch zwischen der Prinzeßin Charlotte von Wallis mit dem Prinzen von Oranien ein, deßen Details sich in einem anderen meiner

Digitized by Google

heutigen Geh.-Berichte befinden.[1]) Welche Diskussionen über diesen unvorhergesehenen Umstand in dem Parlamente stattfinden dürften, war um so weniger zu bestimmen, als derselbe die unglücklichen Verhältniße zwischen dem Prinzen-Regenten und der Prinzeßin Seiner Gemalin ebenfalls wieder zur Sprache zu bringen drohte. Lord Castlereagh erklärte demnach, daß die genaue Bezeichnung des Tages, an dem er bestimmt in Wien eintreffen könne, nicht in seiner Gewalt liege, und daß er sich darauf beschränken müße, das Engagement zu nehmen, in der ersten Hälfte des Monats Augusts in Wien einzutreffen. Er machte diese Erklärung als ganz unverfänglich direckte dem ruß. Kaiser, welcher erklärte, daß er eine so lange Zeit ferne von seinen eigenen Geschäften nicht bleiben könne und das Projeckt aussprach, sich gerade nach Petersburg zu begeben und nach einem kurzen Aufenthalte von 14 Tagen oder längstens von 3 Wochen sich nach Wien zu verfügen und sodann mit Muße den Gang der Negociationen abzuwarten. — Der englische Minister willigte ohne Weiterem in diese Idee. Als er mir von seiner Unterredung mit dem Kaiser sprach, machte ich ihn aufmerksam, wie viele Gefahr in diesem Plane liege, daß diese Zwischen-Zeit benüzt werden könne, den Kaiser eine definitive Parthey über die Polnischen Verhältniße ergreifen zu laßen. Wir kamen dahin überein, diesem sehr wichtigen Gegenstand eine eigene Conferenz zu widmen. Ich unterfange mich Ew. Majestät das von mir verfaßte Protokoll dieser Conferenz gehorsamst beyzuschließen.[2]) Es enthält alle Motive, welche gegen die verspätete Eröffnung des Congresses anzuführen waren. Zugleich werden Allerhöchstdieselben meine Absicht nicht verkennen, den Kaiser in dem Falle, daß derselbe von dem Entschluße, nach Petersburg zurückzukehren, nicht abzuhalten sein sollte, wenigstens über die zwey wichtigsten Punkte festzuhalten: — den einen, sein bestimmtes Versprechen, dem Gange der Geschäfte durch seine Abwesenheit keine Hinderniße in den Weg zu legen; — den anderen, die pohlnischen Fragen nicht via facti zu prekludiren.

Ew. Majestät werden aus der Anlage 2 — der offiziellen Rückäußerung des Kaisers ad protocollum — zu entnehmen geruhen, daß diese Zwecke so viel als es nur immer moralisch möglich ist, erreicht sind. (: Bericht des Gr. Nesselrode an den Kaiser:)

Aus der Anlage 3 werden Ew. Majestät nicht minder zu ersehen geruhen, welchen Gang wir den Geschäften in dieser neuen Lage der Dinge vorzeichnen zu müßen für Nöthig erachteten. Die Kabinette würden sich, denselben gemäß, am 10. September in Wien vereinigen und die Materialien der definitiven Einrichtungen bis zum 1. Oktober unter sich festsetzen. Der Kaiser

[1]) Dieser Bericht fehlt.

[2]) An der Konferenz nahmen Metternich, Hardenberg und Castlereagh teil, die an den Kaiser von Rußland das Ersuchen zu richten beschlossen, sicher nach Wien zu kommen und in der Zwischenzeit, wie die anderen Mächte, in den schwebenden Fragen keinen definitiven Entschluß zu fassen. Das wurde in einer schriftlichen Erklärung zugestanden.

Digitized by Google

Alexander selbst wird am 27. Sept. in Wien sein, und der Congreß am 1. Okt. beginnen.

Die unverkennbaren Nachtheile der neuen Einrichtung sind zu bestimmt in meinem Conferenz Protokolle hingestellt, als daß ich sie hier erneuert berühren sollte. Sie entspringen aus der Natur der Dinge und sind von jedem interimistischen Besitzstande unzertrennlich.[1])

Die Lage der Geschäfte bietet jedoch manchen vortheilhaften Gesichtspunkt dar, von denen ich die zwey erheblichsten heraushebe. Der eine ist die Überzeugung, welche den Grafen Nesselrode auf das höchste belebt, daß die Reise des Kaisers nach Petersburg, und deßen Aufenthalt daselbst vielleicht das einzige Mittel ist, ihn über die Polnischen Ideen, welche ihn nun gewißermaßen begeistern, zurückzuführen. Die Stimme der Rußen ist so ganz gegen die Sache, daß sie sich ohne Ausnahme gegen selbe erheben wird, und Graf Nesselrode zweifelt nicht, daß der Kaiser sich mit jedem Schritt überzeigen muß, daß seine Ansichten den Geschäften der Nation ganz entgegen sind.[2])

Der zweite ist der Umstand der Trennung des Königs von Preußen von dem Kaiser; auf diese legt der St. K. Hardenberg einen großen Werth. Ich habe mich in den letzten Zeiten mit jedem Tage zu überzeugen Gelegenheit gefunden, wie unmöglich es ist, irgend etwas bey dem Könige im entgegengesezten Sinne der Ansichten des Kaisers durchzusetzen, wenn der leztere Gelegenheit findet mit dem Könige persönlich in Berührung zu kommen. — In der jetzigen Lage der Dinge wird der König ferne von dem Kaiser bleiben bis wir die Grundlage unserer Verhandlungen in Ueberlegung genommen und fest hingestellt haben.[3])

Welche Cirkulare ich von hier aus unter Einem an die Minister Ew. Majestät im Auslande erlaße, geruhen Allerhöchstdieselben aus der 4. Anlage zu entnehmen. Ich füge gehorsamst das rußische Cirkular bey, welches von dem meinigen in dem wesentlichen Umstande abweicht, daß in dem lezteren die Motive der Verspätung des Congresses allein auf Unkosten Englands geschoben werden.[4])

---

[1]) Als Nachteile werden im Protokoll vom 20. Juni angeführt: Die Unterbrechung des persönlichen Verkehrs der Souveräne der großen Mächte, Beunruhigung der Souveräne zweiten und dritten Ranges und der nur provisorisch regierten Völker über ihr Schicksal.

[2]) Die polnische Idee des Kaisers ist während seines Petersburger Aufenthaltes in der Tat durch die Abneigung der russischen Hofkreise eingeschränkt, dann aber während seines Besuches bei Czartorysski in Pulawy wieder kräftig belebt worden, wo die Huldigungen der Polen den eitlen Monarchen aufs neue gefangen nahmen.

[3]) Einen dritten Vorteil der Verschiebung des Kongresses nennt Metternich in einem Brief an Gentz: er sei sehr froh, dadurch vier bis sechs Wochen Zeit zur Vorbereitung zu gewinnen.

[4]) Darin heißt es, der Friedensvertrag von Paris habe die Eröffnung des Kongresses in Wien auf den 1. August festgesetzt, da man nicht voraussah, daß sich die Parlamentssitzungen in England so sehr in die Länge ziehen würden, um den britischen

Digitized by Google

Diese Verspätung wird allerdings eine große Sensation im europäischen Publikum machen.

Es ist demnach nöthig, dasselbe über die eigentlichen Motive derselben zu belehren. Wir sind übereingekommen in die sämmtlichen offiziellen Blätter Artikel einrücken zu laßen, welche die Fragen deutlich hinstellen. In der Anlage C geruhen Ew. Majestät den Artikel zu entnehmen, den ich für die Wiener Zeitung entworfen habe, und den ich durch den heutigen Curier dem St. R. v. Hudelist ebenfalls zuschicke.[1]) Ich trage dem H. v. Hudelist unter einem auf Ew. Majestät Begnehmigung über die Publikation dieses Artikels einzuholen.

Ew. Majestät geruhen der getroffenen Übereinkunft gemäß die unumgänglich nöthigen Befehle nach Italien zu erlaßen, daß die provisorisch besetzten Länder sämmtlich unter Ew. Majestät Occupation bleiben. — Allerhöchstdieselben werden sich zu überzeigen geruhen, daß ich Sorge getragen habe, diese Provisorische Occupation nur auf jene Länder zu beschränken, welche nicht durch den Pariser Traktat oder durch frühere Verträge zwischen den Mächten bereits ihre definitive Bestimmung erhalten haben. In diesem lezteren Falle sind die Provinzen zwischen dem Po und dem Ticino deren definitiven Besitznahme demnach nichts im Wege steht. Die provisorischen Occupationen durch Oesterreichische Truppen sind die Legationen, das Lucchesische und die von uns besetzten Theile des Genuesischen; dann das gemeinschaftlich mit Bayern besezte linke Rheinufer und die mit Preußen gemeinschaftlich besezte Festung Mainz. Das Großherzogthum Frankfurt, mit Ausnahme des Aschaffenburgischen, bleibt unter Ew. Majestät General-Gouvernement. Vermög der lezten Pariser Uebereinkunft zwischen den Mächten haben Ew. Majestät die Revenuen der von Allerhöchst Ihren Truppen besezten Länder ganz für sich zu erheben; die einzigen Revenuen der besezten Theile des linken Rhein-Ufers fallen in die Theilung zwischen Ew. Majestät und Bayern. Die Garnison von Mainz wird auf Unkösten der Städtischen Revenuen und des Rhein-Octrois unterhalten.

Ich bin nicht der Meinung, daß irgend ein eigenes Publikandum in den provisorisch besezten Ländern über die Fortsetzung dieser Occupationen stattfinden sollte. Wir haben in keinem öffentlichen Akte erklärt, wann diese Occupation aufhören solle; ihre Dauer ist nur durch den Ausschlag des Congresses zu bestimmen, und die Publikation in den Zeitungen ist hinreichend, um die

---

Staatssekretär an der rechtzeitigen Abreise zu hindern, dessen Anwesenheit auf dem Kongreß von größtem Interesse sei.

[1]) In Metternichs Notiz für die „Wiener Zeitung" hieß es, die wichtigen Verhandlungen des englischen Parlaments und die Unmöglichkeit für den Staatssekretär, vor deren Beendigung abzukommen, dazu der Drang der Geschäfte des russischen Kaisers hätten die in London vereinigten Kabinette und Monarchen bewogen, die Eröffnung des Kongresses, die im Laufe des August in Wien stattfinden sollte, auf den 1. Oktober zu verschieben.

Digitized by Google

Zurücksetzung des Anfanges der Unterhandlungen dem Publikum bekannt zu machen. Jede offizielle Publikation würde sehr viel schwierige Ansichten darbieten. Da die Generäle jedoch stets den Hang haben, Proklamationen zu erlaßen, so glaube ich Ew. Majestät auf diesen Umstand um so mehr aufmerksam machen zu müßen, damit ein eigenes Verboth erlaßen werde.

F. Metternich.

6.

London, den 25. Junii 1814.
(Eigenhändig.)

Eure Majestät!

Der russische Kaiser ist am 21. nach Portsmouth abgereist. Am 27. wird er sich zu Douvres nach Ostende einschiffen und seinen Weg über Antwerpen, Haag, Amsterdam, Nimmwegen, Achen, Cöln, sodann auf dem Rheine bis Mainz nach Bruchsal und Carlsruhe nehmen; von dort geht er nach einem kurzen Aufenthalte über Leipzig, Frankfurt an der Oder, Königsberg nach Petersburg. Er will zu dem Feste seiner Frau Mutter in Petersburg sein und nach dem St. Alexander Tage (:12. Sept. neuen Styl:) seine Reise nach Wien antretten.

Ich habe die Ehre, Ew. Majestät die folgende fernere Einrichtung, über welche wir uns hier vereinigt haben, gehorsamst zu unterlegen.

Da der Congreß auf den 1. Oktober ausgeschrieben ist und die 4 Großen Höfe nöthiger Weise über die Hauptgegenstände einverstanden sein müßen, bevor der Congreß eröffnet wird, so werden sich der rußische, der englische und der preußische Staats-Minister am 10. September in Wien einfinden. Wir werden vereint den Plan ausarbeiten und selben den Monarchen bis zum 27. September zu unterlegen im Stande sein. Wenn der Congreß eröffnet ist, so werden wir darauf antragen, daß aus sämmtlichen Bevollmächtigten ein Ausschuß von 7 Mitgliedern erwählt werde, welcher den Auftrag erhält, die Agenda des Congresses in Ueberlegung zu nehmen und einen Allgemeinen Einrichtungs-Plan vorzulegen.[1])

Da in diesem Comite die 4 Mächte erscheinen, und wir trachten werden im vorhinein unter Uns einig zu sein, so wird dieser Geschäfts-Gang die Angelegenheiten allerdings sehr erleichtern und beschleunigen.

Ich vermuthe, Ew. Majestät werden nun allein Ihre Bequemlichkeit für den Aufenthalt in Baden zu Rathe ziehen. Die einzige Rücksicht, welche ich Allerhöchstdenselben gehorsamst empfehlen zu müßen mich verpflichtet halte, ist, daß Ew. Majestät die Epoche vom 16. September an gerechnet in der

[1]) Der hier geplante Ausschuß von sieben aus dem „Plenum" des Kongresses erwählten Mitgliedern kam sowenig zustande wie der Kongreß überhaupt eröffnet wurde. Dagegen wurden den Vertretern der vier Großmächte beigesellt die von Frankreich, Schweden, Spanien und Portugal. Welchen dieser vier Staaten man ursprünglich nicht beizuziehen gedachte, ist nicht bekannt. Es war wohl Portugal, dessen Vertreter in Wien erst auf seine Reklamation zugelassen wurde.

Digitized by Google

Nähe von Wien zubringen. Aus diesem Umstande ergeht der Vortheil, daß Allerhöchstdieselben der einzige dem Negoziations-Punkte nahe Monarch sind.

Die Feste müßen nun natürlicher Weise auf den 1. Oktober verschoben bleiben.

F. Metternich.

(Schluß folgt)

Die Friedenskonferenz

Traumbild eines Diplomaten

Voll Staunen sah ich mich in einer glänzend erleuchteten Halle. Ein großer Spiegel warf mein Bild zurück. Ich stand da in hellblauem Rock mit silbernen Tressen. In meiner Rechten hielt ich einen Stab mit goldenem Knopfe. Da fiel mir ein, daß ich zum Türhüter des Palastes bestellt war, in dem sich heute die Bevollmächtigten zur Friedenskonferenz zu ihrer ersten Sitzung vereinigen sollten.

Wagen auf Wagen fuhr vor. Ich empfing alle die hochmögenden Herren der beiden feindlichen Gruppen mit gleich höflicher Unparteilichkeit und geleitete sie in den Beratungssaal.

Bald waren alle versammelt und saßen steif und würdevoll um den langen grünen Tisch. Nur ein Sessel war noch leer, der des ersten Bevollmächtigten Deutschlands. Ich sah mich nach ihm um, da stand plötzlich, ohne daß ich eine Anfahrt oder Schritte gehört hätte, eine mächtige Gestalt vor mir, unheimlich, geisterhaft, in weißem Koller, hohen Stiefeln, den mächtigen Pallasch an der Seite.

„Bismarck!!“ rief ich erschreckt und taumelte zwei Schritte zurück.

Lautlos ging er an mir vorüber, lautlos öffnete sich die schwere Türe zum Saal, lautlos schritt er zum leeren Sessel, vor den er sich hinstellte. Ich eilte ihm nach, wollte ihm zurufen, daß Geistern der Eintritt verboten sei; aber meine Zunge klebte am Gaumen; ich brachte keinen Laut heraus und versteckte mich zitternd hinter einer Säule.

Die hohen Herren am Konferenztisch sahen verblüfft auf die seltsame Gestalt, deren Umrisse nur undeutlich zu erkennen waren. Unbehagen malte sich auf den Gesichtern der Ententeleute, helle Freude auf denen der Mittelmächte. Eine ärgerliche Stimme (es war Lloyd George) rief: „Ich halte es mit den heiligen Gesetzen des Völkerrechts nicht vereinbar, daß längst Verstorbene an unseren Beratungen teilnehmen!“

„Meine Herren,“ begann hierauf Bismarck, „ich glaube, daß es nach dem Völkerrecht genügt, wenn der Geist noch lebendig ist — und mein Geist ist gottlob noch lebendig in Deutschland.“

Niemand wagte mehr einen Einwand.

Digitized by Google

„Ich trete sofort in medias res," fuhr der Exkanzler fort. „Nach dem vereinbarten Programm sollen wir einen Frieden schließen auf der Basis der Versöhnung, des Status quo ante bellum. Es sollen also alle staatlichen Verhältnisse wieder in den Rechtszustand verbracht werden wie vor dem August 1914. Wäre ich noch Reichskanzler, hätte ich wohl ganz andere Friedensbedingungen unseren besiegten Gegnern (Murren auf der Ententeseite) auferlegt. Indessen, ich habe als erster Bevollmächtigter Deutschlands hier nicht meine eigene Meinung, sondern die von den verbündeten Regierungen und vom Reichstag aufgestellten Friedensgrundlagen zu vertreten und danach zu verfahren. Wir sind also, wie Sie, bereit, den Status quo wiederherzustellen. Das schließt für Deutschland und Österreich in sich: Räumung von Belgien, von Frankreich, von Montenegro, Serbien, Rumänien und von einem guten Stück italischen Bodens. Von der russisch-rumänischen Seite brauchen wir nicht zu reden, da dort Sonderfrieden geschlossen werden, teilweise schon geschlossen sind. Was tun Sie nun dagegen, meine Herren von der Ententeseite? Während wir ein riesiges Gebiet, das unsere sieghaften Waffen dem Feind abgerungen, freiwillig aufgeben, haben Sie lediglich einige Dörfer im Elsaß zu räumen – daneben allerdings auch unsere Kolonien, und zwar natürlich nicht bloß die von England und Frankreich, sondern auch die von Japan besetzten."

„Tsingtau herausgeben!" rief der kleine Japaner protzig dazwischen. „Das können Sie im Ernste nicht verlangen. Wir sind die Sieger!"

„Und wir in Europa etwa nicht?" fuhr der Exkanzler mit ruhiger Bestimmtheit fort. „Tsingtau und Samoa müssen so gut in integrum restituiert werden wie jedes andere okkupierte Gebiet. Glauben Sie, daß man Ihrer schönen Schlitzaugen wegen eine Ausnahme machen werde? (Lloyd George lächelte nicht ohne Schadenfreude.) Doch wir sind konziliante Menschen. Wir sehen ein, daß das hochherzige England, das den Japanern für ihre freundliche Mithilfe bei der beabsichtigten Vernichtung Deutschlands die Vorherrschaft in Ostasien versprochen hat, nun auch Wort halten muß. Wir wollen deshalb dem englischen, wohl auch von Amerika unterstützten Bemühen, dem ostasiatischen Reiche nach und nach zu allen dort gelegenen fremdländischen Besitzungen zu verhelfen (Lloyd George lachte nicht mehr!) gern entgegenkommen. Wir sind daher bereit, uns für Tsingtau und Samoa in anderer Gegend entschädigen zu lassen. („Sehr gut!" rief der kleine Japaner.) Ich nenne z. B. Algier, Tunis, Tripolis, Kapland, Madagaskar, den belgischen Kongo als durchaus geeignete Verhandlungsobjekte, um für Tsingtau usw. eingetauscht zu werden. Darüber können wir ja später uns unterhalten. Für jetzt fahren wir fort zu untersuchen, wo noch weiter der Zustand vor 1914 herzustellen sein wird. Da ist zum Exempel Ägypten. Dieses Land muß natürlich wieder unter die Oberherrlichkeit des Sultans und unter die Herrschaft des rechtswidrig abgesetzten Vizekönigs zurückkehren. Die englische Besatzung mag zunächst im Lande bleiben, da sie vor 1914 schon da war. Aber das Rechtsgefühl, das in England so herrlich entwickelt ist, gibt mir die Gewähr, daß die Regierung Seiner Britischen Majestät nicht zögern wird,

Digitized by Google

die früher oft abgegebene Erklärung, man werde Ägypten räumen, sobald sich die Zustände dort konsolidert hätten, vor diesem hohen Areopag und im Friedensinstrumente selbst feierlich zu wiederholen. Sache der Konferenz wird es sein, einen bestimmten Zeitpunkt für die Zurückziehung der englischen Truppen festzusetzen. — Da sind dann weiter gewisse griechische Gebiete von den Ententemächten besetzt, die alsbald zu räumen sein werden, wie Saloniki und die den Dardanellen vorgelagerten Inseln . . ."

„Sofern darüber nicht ein Separatabkommen zwischen uns und Griechenland zustande kommt," warf Lloyd George mit gewinnendem Lächeln ein.

Bismarck verneigte sich liebenswürdig gegen den Engländer. „Verzeihen Sie, edler Lord! Das Interesse, das die hohe Versammlung, und nicht zuletzt England, an der Freiheit und Unabhängigkeit der kleineren Staaten nimmt, legt der Konferenz die Pflicht auf, dergleichen Verträge, die leicht zur Ausbeutung der Schwachen führen könnten, zu verbieten und für nichtig zu erklären, sofern sie nicht von allen Großmächten vorher geprüft und genehmigt worden sind. Es wäre also nicht ausgeschlossen, daß Verhandlungen unter den Mächten dazu führten, einige griechische Gebietsteile England oder auch Frankreich zuzusprechen (er nickte dabei dem englischen Vertreter freundlich zu), nachdem die nötigen Kompensationen gefunden wären, für Deutschland z. B. in Belgien . . ."

„Aha!" rief Lloyd George höhnisch.

„Ganz richtig," meinte Bismarck lächelnd. „Ich sehe mit Freuden, daß der sehr ehrenwerte Lord zu verstehen beginnt, wie jede Abweichung von dem allseitig als Richtlinie anerkannten Satz: Keine Annexionen! notwendig beim Gegner den Anspruch auf Kompensation hervorruft. Wir wollen gar keine Annexionen irgendwelcher Art, im Interesse des Friedens, trotz unserer siegreichen Heeresführung. Und wenn England nicht ebenso uneigennützig sein kann, werden wir ihm jedenfalls nicht einen einzigen Kilometer Neuerwerbung zugestehen, der nicht durch eine deutsche Erwerbung ausgeglichen wird. — Wir gehen weiter: Palästina und Mesopotamien sind ebensogut zu räumen, wie wir die eroberten Gebiete Belgiens und Frankreichs aufgeben werden. Das ist ja selbstverständlich und bedarf keiner weiteren Begründung. Höchstens wäre auch hier daran zu erinnern, daß eine Zurückbehaltung türkischen Landes durch England ebenfalls nicht durch ein Sonderabkommen mit der Pforte, sondern nur nach Kompensationsverhandlungen mit den Mächten ins Leben treten könnte. Nur auf solche Weise werden wir zu einem allseitig befriedigenden Versöhnungsfrieden gelangen. — Die Zurückziehung der Truppen aus den okkupierten Ländern hat natürlich pari passu zu erfolgen. Aus Frankreich und Belgien werden wir gleichzeitig mit den Engländern abziehen . . ."

„Die Engländer stehen dort nicht in Feindes-, sondern in Freundesland," bemerkte Lloyd George hochmütig.

„Um so mehr wird der ehrenwerte Lord das dringende Bedürfnis fühlen, den gastlichen Boden Frankreichs, den englische Truppen seit über drei Jahren

Digitized by Google

schon im Besitz haben, so rasch als möglich zu verlassen. Er darf sicher sein, daß wir die Küste von Flandern am selben Tage räumen, an dem der letzte englische Soldat aus Calais und den anderen Häfen Nordfrankreichs zur Heimat fährt ..."

Hochrot vor Zorn schrie Lloyd George dazwischen: „Die Frage der Besetzung von Calais ist eine Angelegenheit, die nur uns und Frankreich angeht. Wenn Frankreich einwilligt, bis zur Schuldentilgung das Besatzungsrecht in Calais uns einzuräumen ..."

„So können wir das nicht hindern, wollen Sie wohl sagen. Sehr richtig. Wir können und wollen es nicht hindern. Aber das Status-quo-ante-Prinzip ist damit an wichtiger Stelle aufgegeben, und der ehrenwerte Lord wird es gewiß verstehen, wenn wir zur Herstellung des Gleichgewichts so lange die flandrische Küste besetzt halten, als das Faustpfand von Calais in englischen Händen bleibt. — Sie sehen, meine Herren, auf der Basis der Versöhnung und Herstellung des früheren Zustandes ist ein ganz verständiger Frieden zu schließen, wenn nur überall die Konsequenzen dieses Prinzips richtig ..."

In diesem Augenblick durchzuckte ein furchtbarer Schlag das Haus ... ich wachte auf und fand mich am Boden vor meinem Schreibtisch; matt leuchtete die Lampe. Neben mir lagen Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen", über denen ich eingeschlafen war ...

Graf Eduard v. Bethusy-Huc, der Gründer der Freikonservativen Partei

Ein Nachruf aus der Feder Wilhelm v. Kardorffs

Mitgeteilt von

Friedrich Thimme

In dem Bilde Wilhelm v. Kardorffs, das in den bisherigen Veröffentlichungen aus seinem Nachlaß den Lesern der „Deutschen Revue" nahe zu bringen versucht wurde, würde ein bezeichnender Zug fehlen, wenn neben seinen Reden, die uns vor allem den parlamentarischen Kämpfer zeigen, und seinen Briefen, die, meist rasch während der Sitzungen und Arbeiten im Reichstage und Abgeordnetenhaus niedergeschrieben, sich mehr oder weniger um das parlamentarische Leben und Treiben in der Hauptstadt drehen und in ihrer Flüchtigkeit Kardorffs Bedeutung nicht immer voll widerspiegeln, nicht seine literarische Darstellungsgabe, wie sie namentlich in einer Anzahl biographischer Skizzen und Nachrufe zutage tritt, noch besonders hervorgehoben würde. Die Leser der „Deutschen Revue" kennen bereits die mehrfachen Ansätze, die Kardorff unternommen hat, um seine Erinnerungen an den größten

Digitized by Google

seiner Freunde und Zeitgenossen, Bismarck, niederzuschreiben; leider hat die Hetze der parlamentarischen Berufsarbeit diesen Plan nicht über die ersten Anfänge hinaus gedeihen lassen. Ein hübsches Beispiel für Kardorffs Erzählungskunst liefern die persönlichen Erinnerungen, die er dem greisen Feldmarschall Moltke in der „Deutschen Monatsschrift" (1902) gewidmet hat. Auch die Nachrufe auf Fürst Herbert Bismarck, auf Eugen Richter u. a. zeigen neben der Gabe lebendiger Schilderung ein Streben nach historischer Objektivität und ein unbefangenes Gerechtigkeitsgefühl, das man bei dem temperamentvollen Kämpen in Hunderten von parlamentarischen Schlachten nicht ohne weiteres vermuten würde, das aber die notwendige Ergänzung zu seinem Gesamtbilde ist. In dem Nachlaß Kardorffs befinden sich noch manche solcher literarischer und biographischer Skizzen, die halbfertig liegen geblieben sind. Aus ihnen mag zur Abrundung der Veröffentlichungen aus Kardorffs Nachlaß der Torso eines Nachrufes mitgeteilt werden, mit dem Kardorff seinem am 19. November 1893 verstorbenen Freunde, dem Grafen Eduard v. Bethusy-Huc, dem eigentlichen Gründer der Freikonservativen Partei, ein Denkmal zu setzen geplant hat. Er gehört nach Treue und Anschaulichkeit der Charakteristik, nach Lebendigkeit der Darstellung, nach sympathischer Wärme des Tones zu dem Ansprechendsten, was aus Kardorffs Feder hervorgegangen ist.

Das Gedächtnis des Grafen Bethusy-Huc, das heute fast nur noch bei den Kennern der Parlamentsgeschichte und der Memoirenliteratur lebt, verdient gerade jetzt aufgefrischt zu werden, da er der Träger einiger bezeichnender Erinnerungen an Bismarck und Moltke ist, die in unseren von Krieg und Krisen erfüllten Tagen besonders aktuell sind. Sie mögen hier mit den Worten wiedergegeben werden, wie sie Graf Bethusy zum Zwecke der „Gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten Moltkes"[1]) niederzeichnete:

„Wir saßen im Frühjahr 1867 im konstituierenden Reichstage — die Luxemburger Affäre war aufgetaucht, und die Interpellation Bennigsen stand für übermorgen auf der Tagesordnung. Da sagte mir in einem Gespräch in den Vorräumen des Sitzungssaales General v. Moltke etwa folgendes:

„Nach einem Kriege, wie wir ihn eben gehabt haben — gemeint ist der Krieg von 1866 —, kann man wahrlich nach einem zweiten kein Verlangen tragen, und niemand ist entfernter davon als ich. Und doch muß ich wünschen, daß der gegebene Anlaß zu einem Kriege mit Frankreich benutzt werde — ich halte leider diesen Krieg binnen jetzt und fünf Jahren für absolut unvermeidlich, und innerhalb dieser Frist wird sich das heut unbestreitbare Übergewicht unserer Organisation und Bewaffnung durch Frankreichs Anstrengungen täglich zu unseren Ungunsten mehr ausgleichen. Je früher wir also handgemein werden, desto besser. Der gegenwärtige Anlaß ist gut. Er hat einen nationalen Charakter, man benutze ihn also."

[1]) V, S. 294 ff.

Digitized by Google

„Diese mir an sich einleuchtenden Äußerungen erschienen mir aus dem Munde einer solchen Autorität trotz ihres zunächst nur vertraulichen Charakters doch zu schwerwiegend, um ihnen nicht weitere Folge zu geben. Ich trug sie in meiner Freikonservativen Fraktion vor und wurde von ihr veranlaßt, den Reichskanzler über seine Ansicht zu befragen, da die Fraktion mit Recht Bedenken hatte, in so wichtiger äußerer Frage sich zu binden, ohne die Ansicht der Regierung zu kennen.

„Graf Bismarck erkannte zwar die Richtigkeit der Moltkeschen Ausführungen auf politischem wie auf militärischem Gebiete an, erklärte aber zugleich, daß er es niemals würde verantworten können, das Elend eines Krieges über sein Land heraufzubeschwören, wenn das Land diesen Krieg nicht, wie das im österreichischen Kriege der Fall gewesen, zur Wahrung seiner vitalen Interessen oder seiner Ehre bedürfe. Die wie immer fundierte subjektive Überzeugung eines Regenten oder Staatsmannes, daß der Krieg dereinst doch hereinbrechen werde, könne einen solchen nicht rechtfertigen. Unvorhergesehene Ereignisse könnten die Lage ändern und das scheinbar Unvermeidliche abwenden.

„Als ich tags darauf dem General dieses mitteilte, erwiderte er: „Bismarcks Standpunkt ist unanfechtbar, wird uns aber seiner Zeit viel Menschenleben kosten."

„Ein zweites Gespräch fällt in die Mitte der achtziger Jahre. Es wurde damals zwar nicht in der Presse, wohl aber gesprächsweise eine Legende verbreitet, welche dem Feldmarschall, so sehr sie ihn scheinbar ehrte, doch nur unerwünscht sein konnte. Man erzählte, König Wilhelm habe am Abend des Schlachttages von Gravelotte seinen Generalstabschef gefragt, was zu tun sei, wenn der Feind auch am anderen Tage seine Stellungen behaupte. Moltke habe geantwortet: „Wieder angreifen, Majestät!" Und als der König entgegnete, das könne er nach den schmerzlichen Verlusten kaum übers Herz bringen, hinzugefügt: „Dann müßte ich Majestät um meine Entlassung bitten."

„Als ich im gerechten Zweifel an der Echtheit dieser Legende den Feldmarschall vertraulich darüber befragte, erklärte er sie für eine von A bis Z erfundene Fabel, die in den Vorgängen jenes Abends keinen auch nur scheinbaren Anhalt finde. „Ich würde," fügte er hinzu, „nie, am wenigsten im Kriege, angesichts des Feindes meinem Herrn den Stuhl vor die Tür gesetzt haben. Das widerspricht nicht nur der Disziplin, sondern auch der soldatischen Ehre."

Aus diesen Aufzeichnungen Graf Bethusys, deren Aktualität nicht erst besonders unterstrichen zu werden braucht, ergibt sich schon, in wie engen Beziehungen er zu den beiden größten Paladinen Kaiser Wilhelms I. gestanden hat. Mit Moltke verknüpften ihn sogar verwandtschaftliche Bande, da seine Tochter Ella den Neffen Moltkes, Grafen Wilhelm v. Moltke (gestorben 1905 als preußischer Generalleutnant), geheiratet hatte; oft weilte Moltke seitdem auf dem gastlichen Schlosse zu Bankau dem Bethusyschen Stammsitze. Dem

Digitized by Google

nachmaligen ersten Reichskanzler war Bethusy in den Jahren des Konfliktsministeriums näher getreten. Er gehörte seit dem Januar 1862 dem preußischen Abgeordnetenhause an und zählte zu der kleinen Schar der konservativen Abgeordneten, die in der Frage der Reorganisation der Armee und der Verfassungsfrage unerschütterlich zu Bismarck hielten. Oft ist Bethusy in jenen schweren Jahren als Redner für Bismarcks Politik nach außen und nach innen eingetreten, ohne sich in allem und jedem, etwa in der vielumstrittenen Theorie der Verfassungslücke, mit dem Ministerium zu identifizieren. Er war doch keineswegs ein starrer Reaktionär gleich der Mehrzahl seiner wenigen Fraktionsgenossen. Schon 1860 hatte er sich in einer Broschüre, „Die ständischen Rechte mit Bezug auf Polizei und Kreis", für eine gründliche Reform der bestehenden Kreis- und Polizeiordnung geäußert. Daß die gutsherrliche Polizei als inhärierendes Recht der Rittergüter aufgehoben werden müsse, war Bethusy eine selbstverständliche Sache; mahnend hat er seinen Standesgenossen oft zugerufen, die Konservative Partei werde aus der Beseitigung solcher unlogischer Vorrechte, als großes Ganzes betrachtet, mehr frischen Lebenssaft ziehen, mehr Vertrauen im Lande gewinnen, wie aus vielen anderen der im Landtag verhandelten Gesetze. So stand er schon früh in der kleinen konservativen Fraktion ziemlich isoliert. Am 5. Juni 1862 formulierte er seinen Standpunkt dahin: „Inmitten der Konservativen Partei des Landes stehend, gehöre ich keiner extremen Richtung derselben an. Ich teile nicht durchweg alle ihre Prinzipien und habe das gelegentlich der Kreis- und Polizeiordnung und gelegentlich der auswärtigen Politik dargetan und werde, wenn ich die Ehre habe, länger diesem Hause anzugehören, dies noch öfter tun müssen. Ich billige noch weniger durchweg ihre Waffen, wo immer sie sich von der in staatlichen Dingen allein heilsamen Objektivität entfernen." Offen trennte sich Graf Bethusy z. B. von seiner Fraktion bei der Beratung des aus dem Hause eingebrachten Ministerverantwortlichkeitsgesetzes, für das zu stimmen er sich durch den auf die Verfassung geleisteten Eid verpflichtet hielt, weil diese den — bis heutigestags unterbliebenen! — Erlaß eines solchen Gesetzes forderte. Graf Bethusy ist denn auch einer der ersten gewesen, die sich für die Beilegung des Verfassungskonflikts einsetzten. Am 16. März 1865 richtete er im Abgeordnetenhause zunächst an die Regierung die dringende Bitte, daß, wenn sie den Weg zu einer Verständigung in irgendwelcher Konzession finden zu können glaube, sie doch ja diese Konzession bewilligen möge. „Wer den ersten Schritt der Selbstverleugnung getan hat, wird in diesem Kampfe die Palme haben." Sollte aber die Regierung dieser seiner ernst und aus vollem Herzen an sie gerichteten Bitte nicht nachkommen können und wollen, so stelle er die gleiche Bitte an die Abgeordneten.

Man begreift hiernach, mit welcher überströmenden Freude es den Grafen Bethusy erfüllte, als nach den großen kriegerischen Erfolgen des Jahres 1866 Bismarck in der Verfassungsfrage durch die Bitte um Indemnität einlenkte. Er hat sein möglichstes getan, um der Indemnitätsvorlage, die in den Reihen der

Digitized by Google

Konservativen auf heftigen Widerstand stieß, den Weg zu bereiten. Hier ist auch die Keimzelle für die Entstehung einer selbständigen Freikonservativen Partei zu suchen. Ursprünglich nur eine Gruppenbildung innerhalb der großen Konservativen Partei, sonderte sie sich in der Stärke von etwa 20 Mann immer mehr ab, um sich schließlich im Laufe des Jahres 1867 als eine selbständige Partei zu konstituieren. Man hat die Gründer der Partei oft als „liberalisierende Streber", die auf die noch im weiten Felde stehende Thronfolge des Kronprinzen spekulierten, verdächtigt; selbst ein Bennigsen konnte am 10. März 1867 an seine Frau schreiben: „So viel ist sicher, daß die vornehmen Fürsten, Grafen usw.: Ujest, Renard, Bethusy, Ratibor bei ihrem Ausscheiden aus der eigentlich Konservativen Partei an den Regierungsantritt des Kronprinzen denken und daran, daß er kein reaktionäres Ministerium, sondern ein liberales nehmen wird, zu welchem Ende sie eine Annäherung an die Liberalen vorbereiten, um sich für ein Koalitionsministerium möglich zu machen."[1]) Auf Graf Bethusy, dessen Austritt aus der Konservativen Partei ebenso wie der Kardorffs nur die logische Folgerung seiner freieren Stellungnahme war, trifft dieser Vorwurf ganz gewiß nicht zu. Das geht auch aus einem interessanten Promemoria hervor, das Graf Bethusy eben damals (25. Februar 1867) dem Kronprinzen auf dessen Befehl überreichte.[2]) In dieser Denkschrift, die als das zu erstrebende Ziel Deutschlands „größtmögliche Macht, Einheit und Freiheit unter den Hohenzollern" hinstellt, hat Graf Bethusy, was doch mit egoistischem Strebertum gewiß nicht vereinbar war, seine ganze Beredsamkeit aufgeboten, um den Kronprinzen für Bismarck und seine Politik zu gewinnen.

„Wer allein," so fragte er, „kann den Grafen Bismarck wirksam unterstützen?

„Der Kronprinz von Preußen. Er kann sich überzeugen, ob meine Behauptung begründet, daß Graf Bismarck mit ihm dasselbe große Ziel verfolgt, er kann Einsicht nehmen von den gewählten Mitteln, sie vom Einzelnen ab und zum großen Ganzen hinlenken. Er kann das schwankende Gleichgewicht des Idealen und Realen herstellen helfen. Er wird die Elastizität der Aktion dadurch nicht schwächen, sondern stärken.

„Je mehr Graf Bismarck eigenen Ehrgeiz hat, je höher er seine Zukunft anschlagen sollte, desto leichter wird auf ihn zu wirken sein. Graf Bismarck mied früher den Kronprinzen, weil der Kronprinz ihn mied. Gern wird er sich finden lassen als Untertan, als Mensch und als Preuße.

„Fühlt der Minister sich nicht mehr allein, fühlt er sich unterstützt von einer mächtigen Gegenwart und einer mächtigeren Zukunft, so wird der Minister Bismarck, der aus Not zach war, in sein Naturell zurückkehren, nach rechts und links brechen, aus Wahl und nicht aus Not vom Halben ab, dem Ganzen

[1]) H. Oncken, Rudolf v. Bennigsen II, S. 37.

[2]) Abgedruckt bei v. Poschinger, Fürst Bismarck und die Parlamentarier III, S. 286 ff.

Digitized by Google

sich zuwenden. Ich weiß, daß kein preußischer Prinz gegen oder nur neben dem Thron agitieren darf; ich weiß ferner, daß ein Thronfolger mit Notwendigkeit mehr Reserve zu beobachten hat als irgendein anderer Staatsbürger.

„Aber ich weiß auch, daß die Einheit preußischer und hohenzollernscher Staatsaktion nicht ungestraft unterbrochen wird.

„Bismarck kann leichtlich die Zukunft des Kronprinzen verderben, wenn der Kronprinz der Gegenwart Bismarcks fern bleibt, und die Zukunft des Kronprinzen ist die Zukunft Preußens und Deutschlands."

Man muß die ganze Denkschrift Graf Bethusys durchlesen, um einen Begriff von seiner geistigen Bedeutung zu bekommen. Sie enthält nicht mehr und nicht weniger als ein vollständiges Reorganisations-, man würde heute sagen Neuorientierungsprogramm. Viele Vorschläge desselben, wie der eines „Normalmilitärbudgets auf fünf, wenigstens drei Jahre" und der der obligatorischen Zivilehe, sind längst verwirklicht; andere wie der der Aufhebung der Regierungskollegien, an deren Stelle Provinzialregierungskollegien unter dem Vorsitz der Oberpräsidenten treten sollten, scheinen noch jetzt bei der Verwaltungsreform ihre Erfüllung finden zu sollen. Bemerkenswert ist die unitarische Tendenz des Promemorias; „ohne die absoluteste Einheit dem Ausland gegenüber", wäre nach Graf Bethusy jedes Staatengebilde „nur ein Konglomerat von positiven und negativen Größen, die sich gegenseitig aufhöben, statt zu unterstützen".

Graf Bethusy hat sich denn auch alle Mühe gegeben, um bei der Beratung der Norddeutschen Bundesverfassung im Reichstage, dem er ebenso wie dem Abgeordnetenhause bis 1880 angehört hat, die Einheit der Bundesverfassung noch über das von Bismarck erstrebte Maß hinaus zu verankern. Er war es, der den Antrag stellte, dem Artikel 16 der Bundesverfassung, der über den Bundeskanzler handelte, die schärfer umrissene Fassung zu geben: „Der Vorsitz im Bundesrat und die Leitung der Geschäfte steht dem Bundeskanzler zu, welcher vom Präsidium zu ernennen ist." Er hat auch den bekannten Antrag Twesten-Graf Münster auf Einführung verantwortlicher Bundesministerien energisch unterstützt. In beiden Fällen hat bekanntlich Bismarck sich mit aller Macht gegen eine Entwicklung gestemmt,[1]) die nun — nach den Erlebnissen des großen Weltkrieges — vielleicht dennoch kommen wird. Das freundliche Verhältnis Graf Bethusys zu Bismarck ist durch solche Meinungsverschiedenheiten, aus denen sich ergibt, daß die von Graf Bethusy geleitete Partei doch nicht bloß eine Partei Bismarck sans phrase war, nicht gestört worden. Im ganzen ist die Freikonservative Partei unter Bethusys Führung Bismarcks zuverlässigste Stütze gewesen, sowohl in der auswärtigen wie in der inneren Politik. In vielen Fragen, wie der der Kreisordnung von 1872,

[1]) Bismarck war entschlossen, bei der Annahme des Bethusyschen Antrags den Reichstag aufzulösen. v. Poschinger, Bismarck-Portefeuille II, S. 169 f.

Digitized by Google

des Schulaufsichtsgesetzes, auch des Kulturkampfes, ist die Stellungnahme der Partei von ausschlaggebender Bedeutung gewesen. Näheres über die Haltung des Grafen Bethusy in diesen Fragen[1]) ergibt der Nachruf Kardorffs, der leider nur bis in die Mitte der siebziger Jahre reicht und mit dem Kulturkampf abbricht. Es scheint, daß Graf Bethusy, der von 1875 bis 1879 den Posten des zweiten Vizepräsidenten im Abgeordnetenhause bekleidete, in der letzten Hälfte der siebziger Jahre allmählich aus der führenden Rolle in der Partei zurücktrat; jedenfalls wird er in den gleichzeitigen Quellen nur noch selten genannt; auch als Redner ließ er sich nicht mehr so häufig vernehmen. Offenbar hat seine Gesundheit, die nicht die festeste war, ihm auf die Dauer die angestrengte Tätigkeit als Doppelmandatar unmöglich gemacht. Zu Anfang 1880 nahm er seine Ernennung zum Landrat des heimischen Kreises Kreuzburg zur Veranlassung, um sich ganz aus dem parlamentarischen Leben zurückzuziehen. Er ist seitdem bis zu seinem Tode politisch nicht wieder hervorgetreten. Doch nahm er an dem Wohl und Wehe der so lange von ihm geleiteten Partei bis zuletzt regen Anteil; als die Partei im März 1892 ihr fünfundzwanzigjähriges Jubiläum feierte, da hat er noch ein in bewegten Worten gehaltenes Glückwunschschreiben an sie gerichtet, das mit besonderer Freude die Haltung der Partei in der Frage des Zedlitzschen Schulgesetzentwurfs begrüßte. Nach seinem Tode widmete ihm die Partei in der „Post" (vom 21. November 1893) einen herzlichen Nachruf; auch andere Blätter, wie die „Nationalzeitung" und das „Berliner Tageblatt", gedachten seiner mit Wärme. Wenn er rascher in Vergessenheit geriet, als er verdient hat, so lag das zum Teil wohl daran, daß er die letzten dreizehn Jahre seines Lebens dem politischen Treiben ferngestanden hatte. Aber wundern muß man sich doch, daß nicht einmal die „Allgemeine deutsche Biographie" seiner gedenkt. Vielleicht daß aus nachgelassenen Papieren und Briefen, an denen es nicht fehlen kann — jene Denkschrift an den Kronprinzen vom Jahre 1867 beweist es — noch einmal ein eingehendes Lebensbild sich aufbauen läßt. Einstweilen mag der warmherzige Nachruf Wilhelm v. Kardorffs ihm das Andenken der Nachwelt sichern.

*

Wenn ich meinem vor wenigen Wochen zur ewigen Ruhe heimgegangenen Freunde, dem Grafen Bethusy-Huc-Bankau, durch diese Zeilen einen Nachruf zu schreiben unternehme, so empfinde ich, wie schwierig diese Aufgabe gerade durch den Umstand wird, daß ich persönlich mit dem Verewigten in sehr nahen, vertrauten Beziehungen gestanden habe. Ich fühle mich ganz außerstande, die ganze hochbedeutende Persönlichkeit eines so nahen Freundes auch bei einem Eingehen auf seine politische Tätigkeit mit demjenigen Maße von Objektivität zu schildern, das für einen solchen Versuch vielleicht gefordert

[1]) Vgl. auch A. Wolfstieg, Die Anfänge der Freikonservativen Partei. Delbrück-Festschrift 1908, S. 313 ff.

Digitized by Google

werden kann; und bei der großen Übereinstimmung der politischen Anschauungen meines verstorbenen Freundes mit den meinigen liegt die Gefahr nahe, daß alles, was ich an demselben rühme, zugleich als eine bequeme Art der Selbstberäucherung erscheinen könnte.

Ich habe mich gleichwohl über diese Bedenken hinwegsetzen zu müssen geglaubt, weil ich es für eine Ehrenpflicht meiner Partei ansehe, die allgemeine Aufmerksamkeit gerade in den heutigen Zeiten auf ein Leben hinzulenken, das, den idealsten, reinsten Interessen der Vaterlandsliebe geweiht, bei der hohen geistigen Bedeutung des Begründers der Freikonservativen Fraktion einen weit größeren Einfluß auf die Gesamtentwicklung unseres öffentlichen Lebens tatsächlich ausgeübt hat, als dies in unserer rasch lebenden und schnell vergessenden Zeit der heutigen Generation noch bewußt ist.

Graf Bethusy trat in das parlamentarische Leben in jener Periode ein, in welcher der langandauernde Konflikt des Preußischen Abgeordnetenhauses mit der Staatsregierung, welcher durch die Reorganisation des preußischen Heeres entstanden war, sich entwickelte und zu einer Schärfe der Parteigegensätze führte, die höchst unerfreulicher Natur war. Das konstitutionelle Leben in Preußen war noch jung; die Verfassung wurde in konservativen Kreisen, die sie als Charte Waldeck[1]) zu bezeichnen pflegten, noch vielfach als eine Institution angesehen, deren völlige Beseitigung erforderlich sei, wenn Preußen vor dem völligen Untergange bewahrt bleiben solle; während alle liberalen Kreise auf den Grundsatz eingeschworen waren, daß nur in der Herstellung einer parlamentarischen Regierung, wie man sie in England und Belgien zu bewundern gewohnt war, das Heil des Vaterlandes liegen könne. Der Haß zwischen den Parteien war ein so glühender, daß ein sozialer Verkehr zwischen denselben kaum bestehen konnte; man sprach voneinander nur in den wegwerfendsten Ausdrücken.

In diese Verhältnisse trat Graf Bethusy ein, als er im Jahre 1861 in das Preußische Abgeordnetenhaus gewählt, seine parlamentarische Laufbahn als Mitglied der Konservativen Partei begann, die im Laufe der Zeiten auf wenige Mitglieder reduziert war, nachdem sie vor der „neuen Ära", wie sie mit der Regentschaft des damaligen Prinzen von Preußen, unseres späteren vielgeliebten Kaisers Wilhelm I. eingetreten war, über die unbedingte Majorität im Landtage verfügt hatte. Graf Bethusy pflegte in späteren Jahren häufig scherzend von seinen damaligen Erlebnissen zu erzählen. Seines vollen Gegensatzes zu den politischen Anschauungen der damaligen großen liberalen Partei bewußt, war er in die kleine konservative Parteigruppe eingetreten und fand

[1]) Nach dem bekannten Obertribunalrat Benedikt Franz Leo Waldeck, der als Führer der äußersten Linken und Präsident des Verfassungsausschusses in der preußischen Nationalversammlung von 1848 eine große Rolle spielte und entscheidend an dem Zustandekommen der Verfassung, auch in der oktroyierten Form, mitwirkte. Als einer der hervorragendsten Führer der Fortschrittspartei trat er auch in den Kämpfen um die Verfassung 1862 bis 1866 in den Vordergrund.

Digitized by Google

sehr bald, daß er sich in einem nahezu ebenso großen Widerspruche mit der politischen Denkweise des parlamentarischen Kreises befand, dem er sich angeschlossen hatte, so daß er sich gezwungen sah, in den letzten Jahren vor 1866 als „Wilder" im Abgeordnetenhause zu leben, nachdem er die Unmöglichkeit eines dauernden Zusammenwirkens mit den extrem konservativen Herren erkannt hatte. „Ich glaube, es fiel ihnen ein Stein vom Herzen, als ich aus der Fraktion heraus war," pflegte er zu erzählen, „und da sie mich nach und nach als einen ziemlich ebenso schlimmen Politiker wie Virchow oder Waldeck ansahen, glaubten sie wahrscheinlich, daß ich mich schleunigst mindestens den altliberalen Elementen des Hauses anschließen müßte und anschließen würde — was mich auch von diesen trennte, dafür fehlte den meisten meiner ehemaligen politischen Freunde die Möglichkeit eines jeden Verständnisses —; in der von mir durch „Wildwerden" gesuchten Unabhängigkeit von rechts und links sahen sie bestenfalls die törichte Sucht, etwas Besonderes vorzustellen."

Gleichwohl lag in diesem Vorgehen des Grafen Bethusy, wie heute kaum bezweifelt werden kann, der erste Keim für die Bildung einer konservativen Partei, welche nicht der Parole der „Kreuzzeitung" folgen, sondern sich rückhaltlos auf den Boden des Verfassungsstaates stellen wollte, und welche andererseits entschlossen war, den Versuchen der Einbürgerung einer parlamentarischen Regierung in Preußen jeden Widerstand entgegenzusetzen. Dem weiten Blicke und dem feinen politischen Gefühle meines Freundes war es nicht entgangen, daß die Entwicklung eines preußischen Verfassungslebens aus der preußischen Geschichte andere Voraussetzungen überkommen habe als die Konstitutionen anderer Länder, daß die Traditionen des Hohenzollerschen Königtums, der preußischen Armee und des preußischen Beamtenstandes in so schneidendem Widerspruche mit den Voraussetzungen parlamentarischer Parteiregierung nach englischem oder belgischem Muster ständen, daß an eine Kopie der dortigen konstitutionellen Zustände gar nicht gedacht werden könne. Er pflegte in seinen geistvollen Plaudereien mit Bekannten auf dieses Thema gern zurückzukommen und in lebendiger Weise die Regierung unserer von ihrer Pflicht erfüllten Könige, wie die Friedrich Wilhelms I. oder Friedrichs des Großen, der sich selbst als ersten Diener des Staates bezeichnete, mit der Regierung Ludwigs XIV. mit seinem l'Etat c'est moi oder der anderer Dynastien in anderen Ländern zu vergleichen, oder auch die auf der allgemeinen Wehrpflicht beruhenden preußischen Heereseinrichtungen den geworbenen Armeen anderer Staaten gegenüberzustellen, oder die in keinem Lande der Welt vorhandenen trefflichen Eigenschaften des preußischen Beamtenstandes, seine Pflichttreue, seine Unbestechlichkeit und seine hohe Durchbildung zu rühmen — um dann klarzulegen, wie vergeblich jeder Versuch sein werde, ein wirkliches Parteiregiment an Stelle unseres königlichen Regiments zu setzen, und wie dieses durch die mit der Verfassung ins Leben gerufene Mitarbeit des Volkes zur Fortbildung der Gesetzgebung, zur Kontrolle und Beeinflussung der Finanzen, zur offenen Kritik aller öffentlichen Zustände erst seine wahre

Digitized by Google

Kraft erhalten habe und immer glänzender entfalten werde. — Solche Gedanken erscheinen heute nach 45jährigen parlamentarischen Erfahrungen, die wir in Preußen hinter uns haben, uns fast trivial und selbstverständlich; aber noch zu Beginn der sechziger Jahre wurden sie von beiden Seiten mit Kopfschütteln angehört, von der Rechten, weil hier, soweit nicht die Idee der unbedingten Vorzüglichkeit des absoluten Königtums die Köpfe beherrschte, man höchstens die Nützlichkeit einer Entwicklung auf ständischen Grundlagen zugeben wollte; von der Linken, weil man in die überkommenen theoretisch-konstitutionellen Anschauungen ein blindes Vertrauen setzte.

Und es lag etwas in der Persönlichkeit und Erscheinung des Grafen Bethusy, was ihm seine Einwirkung auf seine Zeitgenossen wesentlich erschwerte. Wie dem Fürsten Bismarck für seinen ungeheuren Einfluß auf die Gestaltung des deutschen Volkslebens es, abgesehen von seiner unvergleichlichen staatsmännischen Begabung, in hervorragendem Maße zustatten kam, daß er in seiner hünenhaften Reckengestalt allen Deutschen als das Urbild, als der Typus des germanischen Stammes erschien, wie es uns aus den Schilderungen des Tacitus vorschwebte, so hatte Graf Bethusy stets damit zu kämpfen, daß er, dem französischen Ursprung seiner Familie[1]) entsprechend, in seiner äußeren Erscheinung wie in der Besonderheit seiner geistigen Beanlagung Franzose geblieben war. Er besaß in vollstem Maße das, was die Franzosen Esprit nennen. Niemand konnte in der Unterhaltung liebenswürdiger, geistvoller und anregender sein, als er es war; aber es mutete uns doch etwas Fremdartiges in seinem ganzen Wesen an, was vielen bei erster, oberflächlicher Bekanntschaft als Ziererei erschien. Es war nichts weniger als das: es war der Franzose, der in ihm steckte, so glühend sein preußischer und deutscher Patriotismus war. Bethusys ganze Art zu diskutieren, ich möchte sagen zu denken, zu fühlen, war die eines Franzosen, und da ich den Grafen schon von Universitätszeiten, also seit 1846 kannte, weiß ich selbst, daß ich in dem ersten Verkehr mit ihm etwas zu überwinden hatte, worüber ich mir erst weit später, als er mir der beste, nächste und treueste Freund geworden war, Rechenschaft zu geben vermochte.

Die Bedeutung Bethusys lag am wenigsten in seiner oratorischen Begabung; er konnte unter Umständen wohl wirkungsvoll in die Debatte eingreifen, aber die meisten Parteiführer im Parlamente, wie jener Zeit Wagener,[2]) Blanckenburg,[3]) Waldeck, Twesten[4]) u. a., später Vincke,[5]) Sim-

[1]) Sie stammt aus dem Languedoc.

[2]) Hermann Wagener, bekannter langjähriger konservativer Abgeordneter, Gründer und Leiter (bis 1854) der „Kreuzzeitung".

[3]) Moritz v. Blanckenburg, konservativer Politiker, Führer der äußersten Rechten im Abgeordnetenhaus und zeitweilig im Reichstag, persönlicher Freund Bismarcks.

[4]) Karl Twesten, hervorragender Führer der Fortschrittspartei, nach 1866 der Nationalliberalen Partei.

[5]) Georg Freiherr v. Vincke, bekannter liberaler Politiker, 1858 bis 1866 Führer

Digitized by Google

son,[1]) Lasker, Bennigsen, Bamberger, Richter, Rickert usw. waren ihm in der Fülle des Organs, an Redegewandtheit überlegen. Seine Bedeutung lag in seinem politischen Scharfblicke, in der schnellen Beurteilung der politischen Situation, in dem für den Staatsmann unerläßlichen Unterscheidungsvermögen zwischen kleinen und großen, wichtigen und unwichtigen Dingen; in dem großen, weiten Blicke, mit welchem er die ganze Kulturentwicklung Preußens, Deutschlands und der gesamten Welt zu umfassen vermochte.

Diese großen Eigenschaften traten erst voll zutage, als Graf Bethusy nach dem glorreichen Feldzuge von 1866 im Preußischen Abgeordnetenhause um die von ihm aufgepflanzte Fahne der Freikonservativen Partei ein kleines Häuflein zu sammeln wußte, dem ich erst nach einigen Monaten (aus der Konservativen Partei ausscheidend) mich zugesellte. Aber diese kleine Partei vermochte unter Umständen das Zünglein der Wage zu beherrschen und die Entscheidung nach rechts oder nach links zu geben, und die hohen Verdienste, welche bei diesem der Fraktion durch ihre geographische Lage gesicherten Einflusse Graf Bethusy sich um die Wiederherstellung des inneren Friedens, um die Beseitigung des Konfliktes, um die Herstellung sozialer Beziehungen zwischen den Parteien, um die tatkräftige Unterstützung des von ihm bewunderten und verehrten Grafen Bismarck, um die Betätigung deutscher nationaler Gesinnung durch das Parlament erworben hat, werden bei den immer weniger werdenden Überlebenden unvergessen sein.

Im Jahre 1867 in seinem heimatlichen Wahlkreise in den konstituierenden Reichstag gewählt, gehörte er von jener Zeit ab bis zu seinem Rücktritte aus dem parlamentarischen Leben den beiden großen Körperschaften, dem Preußischen Abgeordnetenhause und dem Deutschen Reichstage, an. Im konstituierenden Reichstage hatte die Freikonservative Fraktion sich in beträchtlicher Stärke zusammengefunden, die in späteren Jahren den Namen „Deutsche Reichspartei" annahm, und Graf Bethusy vertrat den deutschnationalen Standpunkt der Partei in den Eröffnungsdebatten in sehr glücklicher Weise, wie später wiederholt bei der Beratung der einzelnen Verfassungsparagraphen.

Gleichwohl blieb der Schwerpunkt seiner parlamentarischen Tätigkeit im Preußischen Abgeordnetenhause, wo die von ihm unter Unterstützung der Partei geleiteten erfolgreichen Angriffe gegen den Justizminister Graf Lippe[2]) und den Kultusminister Herrn v. Mühler[3]) die selbständige Stellung der

---

der freisinnigen Mehrheit des Preußischen Abgeordnetenhauses, seit 1866 der altliberalen Fraktion.

[1]) Martin Eduard v. Simson, bekannt als Präsident der Frankfurter Nationalversammlung (1848), des Erfurter Parlaments (1850), des Preußischen Abgeordnetenhauses (1860, 1861), des Zollparlaments und des Norddeutschen Reichstags.

[2]) Leopold Graf zur Lippe, preußischer Justizminister 1862 bis 1867, von reaktionärer Tendenz.

[3]) Heinrich v. Mühler, preußischer Kultusminister von 1862 bis 1872. Graf Bethusy griff ihn u. a. in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 12. Dezember 1868 wegen seiner „hyperbureaukratischen und hyperdogmatischen Tendenzen" an.

Digitized by Google

Fraktion kennzeichneten, die im übrigen durch ihr Eintreten für die Indemnität, für den Hannoverschen Provinzialfonds, gegen die depossedierten Fürsten die Bismarcksche Politik wirksam zu unterstützen vermochte, ihren bedeutungsvollsten Erfolg aber in den die Selbstverwaltung in Preußen begründenden Gesetzen zu verzeichnen hatte. Hier waren Graf Bethusy, Dr. Friedenthal[1]) und ich Mitglieder jener Kommission, welche die preußische Kreisordnung nach den von allen dreien längst vertretenen Ideen umzugestalten wußte; und das große Talent Bethusys, zwischen den anfänglich sich schroff gegenüberstehenden Ansichten der altkonservativen und der Nationalliberalen Partei zu vermitteln, hat sich niemals glänzender erwiesen als in jener Periode.

In den folgenden schweren Kämpfen gegen das Zentrum, dem sog. „Kulturkampfe", hat man meinem Freunde oft vorgeworfen, daß er in unnötiger Schärfe seine Angriffe gegen die Institutionen der römischen Kirche gerichtet und dadurch mit die feindselige Stellung des Zentrums gegen die Bismarcksche nationale Politik verschuldet habe. Es mag mir erlaubt sein, hierzu etwas über die ganze Situation, aus welcher der Kulturkampf sich entwickelte, zu sagen.[2])

Im Preußischen Abgeordnetenhause war ein Bericht der Petitionskommission über die Niederlassung geistlicher Orden zwar nicht im Plenum beraten, aber am Schlusse der Session verteilt worden, der die Gefühle mancher Katholiken verletzt hatte, und im Reichstage hatte in der Adreßdebatte von 1871 eine sich um Windthorst, Mallinckrodt und die Gebrüder Reichensperger sammelnde Gruppe (bundesstaatlich-konstitutionelle Vereinigung) den Versuch gemacht, das Deutsche Reich für die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes zu engagieren, nachdem, wie es scheint, während des französischen Krieges durch Beschlagnahme von Briefen Fäden aufgefunden waren, welche eine nahe Verbindung der Napoleonischen Kriegspolitik mit römischen Intrigen nachzuweisen schienen. Es war dies vielleicht mit eine Veranlassung für die Zulassung oder Begünstigung des Einzuges des Königs von Italien in Rom und für die Beendigung der weltlichen Herrschaft des Papstes gewesen.

Diesen Ereignissen gegenüber erfolgte die Bildung der Zentrumsfraktion (die Mobilmachung der römischen Katholiken nach Bismarckschem Worte) unter Leitung des Welfen Windthorst und demnächst die Einbringung des „Schulaufsichtsgesetzes", nach der Meinung der Zentrumsmitglieder des ersten Kulturkampfgesetzes. Damals saßen in allen Parteien des Hauses eine große Menge Katholiken, und die weitaus größere Zahl derselben stimmte diesem Gesetze bei, so daß die evangelischen Abgeordneten in den guten Glauben versetzt werden mußten, daß die wenigen Zentrumsmitglieder die Anschauungen der großen Mehrheit der katholischen Bevölkerung Deutschlands keineswegs

[1]) Rudolf Friedenthal, seit 1867 Mitglied des Reichstags, seit 1870 auch des Abgeordnetenhauses, von 1874 bis 1879 Landwirtschaftsminister.

[2]) Vgl. zu dem folgenden J. Kißling, Geschichte des Kulturkampfes im Deutschen Reich, als die ausführlichste (katholische) Darstellung des Kulturkampfes.

Digitized by Google

verträten, eine Anschauung, die heute wohl als eine irrige anerkannt werden kann. Aber anfänglich hatte die Regierung in der Tat bei ihrem aggressiven Vorgehen gegen die römische Kirche die Unterstützung aller Parteien und die der Mehrheit der katholischen Abgeordneten.

Und dieser Kampf entsprach in hohem Maße den Gesamtanschauungen meines verewigten Freundes, der in der Bildung und Erstarkung der Zentrumsfraktion unter Führung des Welfen Windthorst nur den Versuch erblickte, die nationale Einigung des Deutschen Reiches im Sinne partikularistischer Sonderinteressen aufzuhalten und zu stören, und dessen freie philosophische Auffassung der kirchlichen Streitfragen wie des Einflusses der katholischen Lehre auf die Kulturentwicklung des Menschengeschlechtes von vornherein zu der katholischen Orthodoxie in einem scharfen Gegensatze stand. Durchdrungen von dem Kantschen kategorischen Imperative der Pflichterfüllung und beseelt von der weitgehendsten Toleranz für den individuellen religiösen Glauben des einzelnen, faßte Graf Bethusy die Aufgabe des Staates in seiner Stellung zu den kirchlichen Fragen gelegentlich wohl in dem friderizianischen Worte zusammen: „In meinem Staate soll jeder nach seiner Fasson selig werden," und war jederzeit bereit, kirchlichen Übergriffen auf das Staatsgebiet, mochten sie von katholischer oder evangelischer Seite geplant werden, energisch entgegenzutreten. Ausgehend von der geschichtlichen Entwicklung unseres Volksschulwesens als einer Veranstaltung des Staates, jedoch unter Wahrung des Charakters der konfessionellen Volksschule, war er schon mit dem Mühlerschen Regime wenig einverstanden gewesen, und die Stellung der freikonservativen Fraktion zu dem Zedlitzschen Schulgesetzentwurf erfüllte ihn mit der lebhaftesten Befriedigung, der er bei der Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens der Fraktion, welcher er durch Krankheit beizuwohnen verhindert war, in einem später in der „Post" veröffentlichten Schreiben[1]) einen beredten Ausdruck gab.

Graf Bethusys hervorragender politischer Scharfblick ließ ihn nach wenigen Jahren erkennen, daß die Staatsregierung den begonnenen kirchenpolitischen Kampf nicht fortzuführen in der Lage sei. „Wenn wir die Majorität der deutschen Katholiken in diesem Kampfe gegen uns haben, wenn die Regierung von der äußersten Rechten und der äußersten Linken im Stiche gelassen wird, und dabei in den großen wirtschaftlichen Fragen — es handelte sich um die Schutzzollgesetzgebung des Jahres 1879 — das Zentrum die Politik der Regierung wirksam unterstützt, also positiv an der Lösung großer nationaler Aufgaben mitarbeitet, so ist mein Freund Falck[2]) (den mein Freund Bethusy sehr verehrte) nicht zu halten und der Frieden mit dem Zentrum nur noch eine Frage der Zeit; daß unveräußerliche Rechte des Staates bei demselben nicht geopfert werden, dafür muß Bismarcks Name uns bürgen," so äußerte sich Graf Bethusy schon im Jahre 1878.

[1]) Vgl. „Die Post" vom 24. März 1892.

[2]) Der bekannte liberale Kultusminister.

Digitized by Google

Die Figur der Erde

Eine geodätische Betrachtung des Harzes

Von

Prof. Dr. A. Galle

Der 1908 verstorbene Ministerialdirektor Friedrich Althoff besaß nicht nur hervorragende Menschen- und Sachkenntnis, sondern zeichnete sich auch durch große Schlagfertigkeit und köstlichen Humor aus. Als der damals beim Geodätischen Institut in Potsdam beschäftigte frühere Kieler Professor Lamp ihn aufsuchte und ein anderer Herr hinzukam, stellte Althoff den Professor mit den launigen Worten vor: „Das ist der Herr, der die Figur der Erde im Harz berechnet."

Lamp, der von etwas unruhiger Natur war, nahm bald darauf, als Fünfzigjähriger, an einer von der deutschen Regierung zur Regulierung der Grenze zwischen Deutsch-Ostafrika und dem Kongostaat 1900 ausgesandten Expedition teil, bei der er im folgenden Jahre in der Nähe des Kivusees wohl infolge eines Fieberanfalls einen frühen Tod fand. So kam es, daß der Verfasser seine Arbeit über den Harz übernahm.

Mancher wird, wie vermutlich jener Herr im Ministerium, kaum eine ganz klare Vorstellung von dem Sinn und Zweck dieser Berechnung haben, und so will ich versuchen, ein Führer durch den Harz auf einer wissenschaftlich zum ersten Male auf kleinem Gebiete unternommenen Wanderung zu sein.

Wenn man von der Bestimmung der Gestalt der Erde spricht, so denkt man dabei nicht an die natürliche Oberfläche der Erde mit ihren Gebirgen und Tälern, ebensowenig wie man bei einer Kegelkugel an ihre Unregelmäßigkeiten denkt, sie vielmehr als schlecht abgedreht bezeichnet, wenn sie von der idealen Form abweicht.

Der unsterbliche Newton nahm als Gleichgewichtsfigur einer flüssigen Masse, die sich um eine Achse dreht, ein Umdrehungsellipsoid mit abgeplatteten Polen, etwa wie eine Apfelsine an und bestimmte das Verhältnis der Länge der Drehachse zu der Länge der Äquatorachsen. Diese Untersuchungen vervollständigte 1743 Clairaut, der dieselbe Figur auch bei gleichförmigen Schichten mit nach dem Innern zunehmender Dichte fand. Es war damit bewiesen, daß die Erde in einem früheren flüssigen Zustande diese Gestalt gehabt hatte, aber auch, daß sie jetzt, wenn sie ganz vom flüssigen Meereswasser bedeckt wäre, diese sphäroidische Figur haben würde.

So kamen Gauß und Bessel zu jener Definition der Erdfigur, bei der die ruhenden Weltmeere als Teile ihrer Oberfläche angesehen wurden. Sie dachten sich auch unter den Erdteilen den Meeresspiegel fortgesetzt, etwa in so engen Kanälen, daß dadurch keine merkliche Veränderung der Massenverteilung in der Erdrinde entsteht. Es wäre nicht dasselbe, dächte man sich die Erdteile

Digitized by Google

bis zum Meereshorizont abgegraben. Die über dem Meere befindlichen Erdmassen üben eine Anziehung aus, sie heben also die Meeresfläche in die Höhe und bringen eine beständige Flutwelle hervor.

Der Göttinger Professor der Physik Listing, ein Schüler von Gauß, erfand nun einen Namen für diese etwas wellige Erdfigur, er nannte sie Geoid (erdähnlich) im Gegensatz zum Sphäroid.

Nun ist die Meeresfläche nie in Ruhe. Mond und Sonne bringen durch ihre Anziehung des Meereswassers die Gezeiten hervor, die den Aufenthalt in den Nordseebädern durch die halbtäglich wechselnden Bilder so reizvoll machen und den Küstenbewohnern den Krabbenfang erleichtern. Stürme, die oft lange in einer Richtung wehen, stauen das Wasser, verschiedene Temperaturen bringen in großen Ozeanen beständige Strömungen wie den Golfstrom zustande. Auch die Unterschiede im Salzgehalt, der z. B. in der Nordsee 33, in der Ostsee nur 7 pro Mille beträgt, verursachen ein Fließen des Wassers. Viele der durch diese und andere Ursachen hervorgerufenen Hebungen und Senkungen des Meeresspiegels werden sich in längeren Zeiträumen zu einem Mittelwasser ausgleichen. Aber es bleiben auch andauernde Strömungen bestehen.

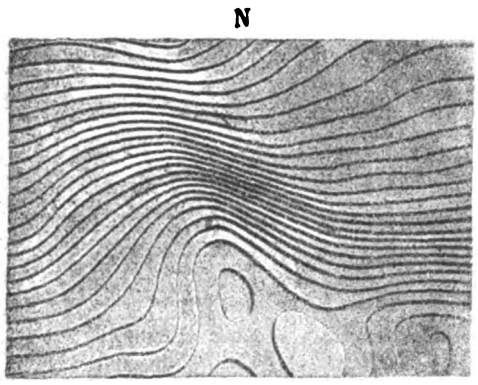
Dachte man sich bereits in der Einbildungskraft die Meeresfläche unter den Erdteilen ausgebreitet, so war es nicht schwierig, einen Schritt weiter zu gehen und sich die ganze Erde von einer Flüssigkeit bedeckt vorzustellen, die weder von Sonne noch Mond, nicht von Stürmen und Wärmeveränderungen beeinflußt wird und die andererseits leichter beweglich ist als salziges Meerwasser. Nur die Anziehungskraft der Erdmassen und die durch die Drehung der Erde entstehende Schwungkraft sollen eine Wirkung auf dieses ideale Meer ausüben. Seine Oberfläche wird sich dann an jedem Orte so einstellen, daß die aus beiden Kräften zusammengesetzte Schwere, also auch ein Bleilot, senkrecht dazu steht.

Da nun die Erfahrung gezeigt hat, daß diese Erdfigur nicht sehr von einem Umdrehungsellipsoid abweicht, und man sogar für die meisten praktischen Zwecke, wie Landkarten u. dgl., die Erde als solches ansehen kann, so untersucht man nur die Abweichungen des Geoids vom Ellipsoid, eben jene bald stärkeren, bald schwächeren, bald kürzeren, bald längeren Undulationen, wie Gauß sie nennt. Sie sind hervorgerufen durch die Unregelmäßigkeit der Dichtigkeit in der Erdrinde, die auf die Richtung des Lotes eine ablenkende Kraft ausüben. Als Gauß bei der hannoverischen Gradmessung die Entfernung der Sternwarten von Göttingen und Altona, die durch ein Spiel des Zufalls fast genau auf demselben Meridian lagen, berechnet hatte, wurde noch durch astronomische Beobachtungen der Winkel der Lotlinien in beiden Plätzen bestimmt. Es zeigte sich, daß der Unterschied der geographischen Breiten beider Sternwarten über fünf Sekunden verschieden herauskam, je nachdem er aus der Entfernung auf dem Ellipsoid oder aus den Sternbeobachtungen berechnet wurde. Es ging also daraus hervor, daß zwischen Göttingen und Altona eine wellen-

Digitized by Google

artige Erhebung der Erdfigur über das Ellipsoid vorhanden ist. Auch in anderen ebenen Gegenden haben sich Lotablenkungen gezeigt. In der Umgebung von Berlin werden sie auf unterirdische Salzlager zurückgeführt, deren größere Dichtigkeit im Vergleich mit den anderen Schichten die Lotrichtung der astronomischen Instrumente nach dem Innern des Gebietes hin ablenkt, wenn man rings herum geht.

Am ehesten kann man aber bei den dichten Gesteinsmassen der Gebirge solche Lotablenkungen vermuten, und man suchte den Harz zum besonderen Studium aus. Auf mehr als 100 Stationen eines eng begrenzten Gebietes wurden Beobachtungen angestellt, und es zeigte sich auch hier, daß am Rande des Gebirges die Lotrichtungen von den Senkrechten auf dem Ellipsoid nach dem Gebirge hin abweichen. Sie stehen, wie wir schon sagten, senkrecht auf der Oberfläche des Geoids, also zeigen sie die mehr oder weniger steile Böschung derselben an der Grenze des Gebirges an.



Photographische Aufnahme eines Modells des Geoids im Harz

Wie nun ein Wanderer, der die Steigung seines Weges wie 3:8 gefunden hat, weiß, daß er bei 200 Meter Weglänge 75 Meter ansteigen muß, so findet der Geodät bei bekannten Entfernungen aus der gemessenen Neigung des Geoidabhanges seine Höhe über dem Ellipsoid. Nahe am Meere stimmen beide Flächen überein, deshalb begann die Wanderung an einem Punkte Sophienhoi des Brockenmeridians an der dänischen Grenze. In der Gegend der Asse bei Wolfenbüttel ist man nach unbedeutenden Auf- und Abstiegen in 2 Meter Höhe angelangt. Einen halben Meter höher befindet man sich auf dem Geoid beim kleinen Fallstein, bei Wennerode ist man wieder 3 bis 4 Dezimeter gestiegen, unter der etwa 600 Meter hohen Kattenäse ist man fast 3,5 Meter hoch, beim Brocken selbst 4 Meter. Auf unserer bequemen Geoidbesteigung ist damit aber noch nicht der Gipfelpunkt erreicht, ja wir kommen, wenn wir den Brockenmeridian verlassen und uns südöstlich wenden, erst außerhalb des eigentlichen Gebirges in der Nähe von Sangerhausen zur höchsten Erhebung unserer Karte von 4,6 Meter. Aus Berechnungen von Professor Krüger wissen wir, daß nach einer kleinen Einsenkung das Geoid nach Süden immer weiter steigt und in den Alpen 10 bis 12 Meter sich erhebt.

Bevor für ein kleineres Gebiet die Gestalt des Geoids im einzelnen untersucht war, machte man sich etwas andere Vorstellungen davon. Der hervorragende Geodät Professor Jordan in Hannover dachte es sich als eine Art Flachrelief der natürlichen Erdoberfläche. Wenn man damit das Bild der

Digitized by Google

Höhenkurven des Geoids im Harz vergleicht, so zeigen sich nur etwas gekrümmte Linien, die in der Gegend des Brockens (in der Mitte der Abbildung, deren seitliche Ränder 50 Längenminuten vom Brocken abliegen und deren oberer und unterer Rand 52° 10′ und 51° 25′ geogr. Breite entsprechen) die stärksten Ausbiegungen zeigen. Von eigentlichen Gipfeln und Tälern bemerkt man dagegen nichts. Allerdings sind im Süden einige unbedeutende inselartige Erhebungen oder z. B. bei Nordhausen eine schwache Einsenkung zu erkennen. Von dieser Einbuchtung darf man sich aber keine falsche Vorstellung machen. Auch auf der natürlichen Erdoberfläche sind die großen Meeresbecken, wie der Atlantische Ozean, keine Hohlformen, da ihre Tiefe im Verhältnis zur Größe der Erde so gering ist, daß ihr Boden konvex und nicht konkav verläuft. Kleinere Binnenmeere sind allerdings bisweilen wirkliche Becken, wie das Schwarze Meer, das eine konkave Einbuchtung darstellt. Die auf dem Geoid vorhandene Einsenkung bedeutet dagegen nur eine geringe Verminderung der Konvexität der Erdfigur.

Den Lotablenkungen könnte noch etwas Geheimnisvolles anzuhaften scheinen, wenn es nicht in sehr vielen Fällen gelungen wäre, sie auf anderem Wege zu bestätigen. Es war dies dann möglich, wenn nur die Anziehung der sichtbaren Gebirgsmassen in Betracht kommt, dagegen die im Innern der Erdrinde vorhandene Dichteverteilung gleichmäßig ist. Bei solchen Berechnungen kann man natürlich nicht ganz genau verfahren. Statt eines Berges nimmt man eine kegelförmige Erhebung von derselben Höhe, statt eines Gebirgsrückens eine balkenförmige oder eine prismatische Form an, und so fort; die Dichte schätzt man für die Gesteinsarten, aus denen sich nach der geologischen Karte das Gebirge zusammensetzt. Die nächsten Massen üben den größten Einfluß aus, die entfernteren bis 50 oder mehr Kilometer dürfen aber auch nicht unbeachtet bleiben, weil ja bei größerem Umkreise immer mehr Massen in Betracht kommen, nur ist bei ihnen eine genaue Beachtung ihrer Gestalt unnötig. Die etwas mühsame Arbeit wird in den meisten Fällen durch die gute Übereinstimmung mit den aus den astronomischen Beobachtungen gefundenen Ergebnissen belohnt. Im Harz ist dies aber im allgemeinen nicht der Fall. Es kommt dies daher, daß der geologische Aufbau dieses Gebirges sehr verwickelt ist. Die Faltung und Übereinanderschiebung der Gesteinsschichten ist dadurch besonders unübersichtlich, daß zwei zueinander nahezu senkrecht gerichtete Faltungssysteme durch zeitlich weit auseinander liegende Vorgänge entstanden sind. Jüngere, das Kerngebirge rings umgebende Schichten zeigen am Nordrande des Harzes steile Aufrichtungen. Die Annahme einer gleichmäßigen Dichtigkeit von der Oberfläche bis zum Meeresniveau ist daher nicht erfüllt. Wenn auch ähnliche Verhältnisse bei anderen Gebirgen vorliegen, so kann man dort mit Erfolg eine Berechnung unter der Voraussetzung der Isostasie der Erdkruste bis zur Tiefe von 120 Kilometer unter der Meeresfläche ausführen. Diese von Pratt eingeführte, von Hayford und Helmert genauer begründete Hypothese besteht in der Annahme, daß sich für kleine Gebiete die Dichte der

Digitized by Google

Erdmassen ausgleicht, daß also unterhalb der Gebirge verhältnismäßig leichtere Gesteine sich befinden, unterhalb des Meeres der Boden dichter ist. Nimmt man also bei der Berechnung der Anziehung auf das Lot unterhalb der Berge noch einen Sockel an, der 120 Kilometer unter die Meeresfläche reicht und an jeder Stelle für Berg und Sockel zusammen die mittlere Dichte der Erdrinde, so wird in vielen Fällen die Rechnung genauer. Beim Harz ist aber eine solche Kompensation der Dichte nach der Tiefe hin nicht oder nur in beschränktem Maße vorhanden. Dies war bereits durch die Untersuchungen von Professor Haasemann bekannt, der die Größe der Schwerkraft im Harze bearbeitet hat.

Es gibt noch einen anderen Weg, nämlich die Lotabweichungen vermittelst der Drehwage zu bestimmen, die der ungarische Forscher Baron Eötvös konstruiert hat. Er ist auch bereits im Gebirge beschritten worden, obwohl sich in solchem Gelände große Schwierigkeiten bieten. Jedoch darf man hoffen, daß in Zeiten, die solchen Unternehmungen günstiger sind, auch im Harz an geeigneten Stellen Messungen mit diesem feinen Instrument vorgenommen werden können. Besonders in der Gegend von Ilfeld nnd Nordhausen wird eine Bestätigung der durch offenbar verwickelte geologische Verhältnisse verursachten Lotstörungen besonders wertvoll sein.

Der Lügenbau

Von

Dr. H. Diez

Auch wer Politiker genug ist, um die Welt nicht in die zwei streng geschiedenen Lager der blütenweißen Unschuld und des rabenschwarzen Lasters zu teilen, wer vielmehr auch in der heißesten Glut des Kampfes fürs Vaterland einen Rest von kühlem Urteil über die Relativität alles Rechts und aller Wahrheiten sich erhält, wird sich mit einer Mischung von Stolz und Ingrimm sagen dürfen, daß das deutsche Volk diesen Krieg wie ein Ritter ohne Furcht und Tadel gegen eine Gesellschaft heimtückischer und hinterlistiger Strauchdiebe kämpft, und wenn die Weltgeschichte ein Weltgericht ist, so dürfen wir und dürfen unsere Enkel mit erhobenem Haupte und freier Stirn ihres Spruches harren. Gewiß ist es ein Ding der Unmöglichkeit, in einem solchen mit allen Mitteln nicht nur der Gewalt, sondern auch der Lüge, der Verleumdung, des Trugs, der Bestechung usw. geführten millionenfältigen Kampfe die Weste ganz so weiß und die Hände ganz so rein zu erhalten, wie es unseren sittlichen Anforderungen an uns selbst entspricht; die harte Not zwingt uns, den Todfeind auf allen Gebieten zu bekämpfen, auf denen er uns zu treffen sucht, und hin und wieder auf einen Schelm anderthalbe zu setzen. Aber auch dann bleibt noch die Möglichkeit, den ebenso häßlichen wie furchtbaren Kampf mit leidlich anständigen Waffen, ohne Lüge und bewußte Ver-

Digitized by Google

leumdung zu kämpfen und so eine scharfe Grenzlinie zwischen uns und England zu ziehen, das von Anfang an in den Krieg gegen uns als stärkste und vornehmste Bundesgenossin die Lüge eingeführt und damit bei seinen übrigen Verbündeten lebhaftes Verständnis und begeisterte Nachahmung gefunden hat. Noch nennt die eine Hälfte der Welt weiß, was die andere schwarz sieht und umgekehrt, und auch in England, in dessen gesellschaftlichem Leben es keine schwerere und blutigere Beleidigung als den „Lügner" gibt, das aber freilich für seine Politik immer eine besondere Moral von äußerster Skrupellosigkeit gehabt hat, tut sich nur ganz selten ein vereinzelter Mund auf, um in der Presse oder in Westminster dafür zu zeugen, daß noch nicht der letzte Rest von Widerstand und Widerspruch gegen dieses unwürdige und verruchte System gebrochen und verschwunden ist; aber einstweilen herrscht es noch so unbeschränkt, daß man fürchten könnte, es werde mit der Kraft eines Dogmas schließlich die Geschichte überwinden, wenn nicht eben doch der Glaube an den Sieg der Wahrheit zu den innerlichsten und unveräußerlichsten Eigenheiten der Menschennatur gehörte. Fassen wir uns also in Geduld und verzichten wir auf den Wahn, durch Feststellungen und Brandmarkungen für den Augenblick und die nächste Zeit irgend etwas an dem Systeme ändern zu können; es handelt sich eben nur darum, aus dem unmittelbaren Erleben des Tages heraus gewisse Zeugenaussagen als Material für den Weltgerichtshof der Zukunft niederzulegen.

Aus zahllosen Erfahrungen der Kriegsjahre hat sich im deutschen Volk der Begriff der „Reuterlüge" geprägt, und obwohl die Bezeichnung an und für sich falsch ist, ist Volksstimme auch hier Gottesstimme. Die Bezeichnung ist falsch, weil sie mit äußerst summarischer Justiz dem ersten englischen Nachrichtenbureau aufbürdet, was dem ganzen Volke, seiner Regierung und seiner Presse zur Last fällt. Es ist Sitte geworden, jede Nachricht, die überhaupt über den Kanal zu uns kommt, als Reutermeldung zu behandeln, insbesondere wenn sie deutschfeindlich und erlogen ist, und so macht man Reuter schließlich für jede Verleumdung Lloyd Georges, für jede Lüge Cecils, Carsons oder Churchills, für jedes Greuelmärchen der „Times" oder der „Daily Mail", für jede Beschimpfung unseres Kaisers, unseres Heeres und unserer Staatsmänner verantwortlich, ungefähr mit demselben Recht, mit dem man das Wolffsche Telegraphenbureau für alles verantwortlich machen würde, was in der deutschen Presse steht. Aber wenn diese Bezeichnung formell unrichtig ist, so ist sie es doch in der Sache nicht, denn in Wirklichkeit geht ein Geist der Lüge und der Verleumdung gegen alles, was deutsch ist, durch England und seine Presse, und das Reuterbureau ist eben einer seiner vornehmsten Exponenten. Man mag also wohl den Teil für das Ganze nehmen, und es geschieht letzten Endes niemand ein wirkliches Unrecht, wenn neben dem Judaskuß, dem Uriasbrief, der punischen Treue und anderen die Menschheit schändenden Dingen die Reuterlüge unsterblich in der Geschichte fortlebt.

Die englische Lügenmeisterschaft hat vor nichts Halt gemacht, und sie hat mit Hilfe geschickter und eifriger Gehilfen aus Frankreich, Italien und Amerika

Digitized by Google

ein Riesengebäude aufgeführt, das, wenn es nach dem Willen unserer Feinde geht, als ein Denkmal deutscher Schmach die Jahrhunderte überdauern soll, eines Tags aber in ungeheurem Fall in sich zusammenbrechen und seine Baumeister und deren Handlanger unter seinen Trümmern begraben wird. Von jeher hat man wohl gewisse Seiten unseres Wesens minderwertig oder auch verdächtig gefunden und uns mit liebevoller Eindringlichkeit zum Bewußtsein gebracht, was man irgend an uns zu tadeln fand. Dem stand aber auch eine gewisse Anerkennung unserer guten Eigenschaften gegenüber. Jetzt hat man allmählich schlechterdings nichts Gutes mehr an uns übrig gelassen, sondern will uns als „odium al taedium generis humani" aus der Gemeinschaft der Kulturmenschheit ausstoßen. Gewisse Unterschiede und Abstufungen sind hier allerdings immer noch vorhanden. Wie neulich Präsident Wilson, so hat gelegentlich auch noch der eine oder andere englische Staatsmann absichtsvolle Worte der Anerkennung nicht nur für unsere Leistungen, sondern auch für einige Charaktereigenschaften unseres Volkes gefunden, und man hat es vorwiegend französischen und italienischen Narren überlassen, auch unsere Verdienste auf wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiet zu zerpflücken und zu beschmutzen. Aber gefehlt hat schließlich nichts in der Dornenkrone verleumderischer Schmähungen, mit der man uns in dreieinhalb Kriegsjahren zu schmücken versucht hat. Wenn aktenmäßig nachgewiesen und uns schließlich sogar aus unwilligem Feindesmund bestätigt wurde, daß die deutsche Staatskunst bis zum letzten Augenblick, ja fast noch über diesen hinaus mit redlichem und heißem Bemühen um die Erhaltung des Friedens gerungen hat, so läßt sich die Lüge, die unsere vermeintlichen Weltherrschaftsgelüste zum eigentlichen Kriegsgrund machen will, dadurch nicht im mindesten beirren, und wenn wir selbst jetzt, auf der Höhe unserer militärischen Machtstellung und des Endsieges unbedingt sicher, immer wieder die Hand zum Verständigungsfrieden reichen, der sogar auf alle Erweiterungen des Reichsgebiets verzichtet und uns nur die Sicherheit gegen künftige Überfälle und die Freiheit unserer wirtschaftlichen Entwicklung verbürgen will, so macht auch das keinen Eindruck. Tut nichts, der Jude wird verbrannt; das Deutsche Reich will „die Welt beherrschen" und muß daher zur Helotenrolle herabgedrückt werden. Wie sollte man auch sonst die sinnlose und wahnwitzige Fortsetzung des Krieges, wie soll man die neuen Ströme von Blut, die nach dem Willen unserer Feinde noch vergossen werden müssen, politisch rechtfertigen!

Das Streben nach der Weltherrschaft ist nun vielleicht unverträglich nicht nur mit den Interessen, sondern auch mit den Rechten der anderen, hat aber an und für sich nichts Ehrenrühriges; es ist, wenn überhaupt, ein rein politisches Verbrechen. Darum genügt dieser Vorwurf unseren Feinden auch bei weitem nicht, sondern sie legen uns alle nur immer denkbaren gemeinen Verbrechen zur Last, um zu rechtfertigen, daß sie nicht als Gegner die Kräfte mit uns messen, sondern sich als Strafrichter aufspielen. Man hat König Eduard den Einkreiser in seinen Prinzenjahren gelegentlich wohl mit einiger Übertreibung

Digitized by Google

ein wandelndes Strafgesetzbuch genannt, weil unter dessen Paragraphen keiner sei, gegen den er sich nicht versündigt hätte; eine ähnliche Rolle hat die Weltlüge uns zugedacht. Unsere Kriegführung soll eine ununterbrochene Kette unmenschlicher Greuel sein. Die berühmten belgischen Kinder mit den abgehackten Händchen und die gekreuzigten russischen Offiziere waren Prachtstücke dieses Verleumdungsmuseums, in das die schaudernde Menschheit von den bezahlten und bewußten Lügnern der Entente drei Jahre lang Woche für Woche und Tag für Tag hineingetrieben worden ist. Den pathetischen Übergang zum Treiben in der Heimat, also gewissermaßen zu unserer „Friedensarbeit", die nicht minder greuelvoll sei, bildet die industrielle Verwertung der Leichen von Freund und Feind, und man hat auf diesem Gebiet mit besonderem Erfolg gearbeitet. Der „ritterliche" Franzose bringt es zwar fertig, die in seine Hände gefallenen Kriegsgefangenen mit niederträchtigster Grausamkeit zu behandeln, die Frauen unserer tapferen Afrikaner und unserer Missionare in unerhörtem Leidenszug durch ganz Afrika zu schleppen und an den Männern durch vertierte Offiziere und Unteroffiziere Foltergreuel verüben zu lassen, aber seine zarte Seele schaudert vor dem von ihm selbst und seinen englischen Kumpanen ersonnenen Märchen von der Fettgewinnung aus Menschenleichen. Über die Zustände im Innern Deutschlands haben wir gerade in letzter Zeit wieder allerhand fürchterliche Dinge zu hören bekommen; die entsetzlichen Doppelehen, durch die wir höherer Weisung gemäß die durch den Krieg in unsere Bevölkerung gerissenen Lücken auszufüllen suchen, und die nicht minder zahlreichen Fälle von Kindesraub, durch den sich bequeme Väter und Mütter zu Unrecht die vom Kaiser für ehrlichen Familienzuwachs ausgesetzten Prämien zu sichern suchen, sind den scharfen Augen unserer Feinde auch nicht entgangen, und sie werden mit unerbittlicher Strenge in unser Sündenkonto eingetragen.

Man könnte die Urheber dieser namenlos albernen Verleumdungen und die verrückte Gemeinde ihrer Gläubigen dem verdienten Fluche der Lächerlichkeit überlassen, wenn nicht die ganze Sache eben doch auch eine recht ernste Seite hätte. Wenn man dieser Tage gelesen hat, daß Amerika bisher an die Alliierten insgesamt beinahe fünf Milliarden Dollar vorgeschossen hat, so versteht man ja, warum Herr Wilson in den Krieg gezogen ist und warum er nicht von ihm loskommt, obwohl man allmählich doch in weiteren Kreisen den ungeheuren Ernst und zugleich die Aussichtslosigkeit dieses Entschlusses zu erkennen scheint. Aber sowenig das französische Volk sich bereit finden würde, dem wahnwitzigen Ehrgeiz des Herrn Poincaré auch noch den letzten Blutstropfen und den letzten Sou zu opfern, wenn man ihm nicht immer wieder das Trugbild der Zurückgewinnung Elsaß-Lothringens vor die Augen hielte, so wenig würde das amerikanische Volk in den sinnlosesten und ungerechtesten aller Kriege gezogen sein, wenn man ihm nicht mit allen Mitteln der Verleugnung eingeredet hätte, daß es dabei zugleich den Weltbefreier und den großen Sittenrichter zu spielen gelte. Und das englische Volk andererseits wäre der Herrschaft des Herrn Lloyd George wohl schon überdrüssig geworden, wenn man

Digitized by Google

ihm nicht mit denselben Lügenkünsten immer weismachte, daß wir nun wirklich und unwiderruflich im Zusammenbruche seien, und zwar infolge der Hungersnot wie der gewaltsamen Auflehnung der Massen gegen die bestehende Regierung und Gesellschaftsordnung. Nun hat der Lauf der Verhandlungen von Brest-Litowsk und der Friedensschluß mit der Ukraine einen mächtigen Stein aus dem Fundamente des Lügenbaus herausgerissen und aller Welt geoffenbart, daß wir von aufrichtigem Friedenswillen beseelt sind. Die Hoffnungen auf den Streik und die „Übernahme der Regierung durch den Genossen Liebknecht" sind ebenfalls in sich zusammengebrochen. Wie es sonst mit unserer Leistungsfähigkeit steht, davon durchzieht eine bange Ahnung die Front unserer Feinde im Westen; die englische Berichterstattung muß Tag für Tag die feierlichsten Behauptungen der eigenen Minister über den Stand des Unterseebootkrieges Lügen strafen, und der amerikanische Kriegssekretär stellt mit Schaudern fest, daß wir in der „Heimlichkeit und Wildheit der Kriegführung" so weit gehen, amerikanische Truppentransporte zu versenken, so daß nicht einmal das Leben eines amerikanischen Soldaten mehr sicher ist. So ist denn die Wahrheit eifrig am Werk, und man hört den Lügenbau in allen Fugen knirschen. Die Stunde seines Zusammenbruchs wird der Welt die Befreiung von unendlicher Qual und den Frieden bringen.

Fremdwortersatz und Sprachgefühl

Von

Prof. Dr. Ludwig Sütterlin (Freiburg i. Br.)

Die sprachlichen Neuschöpfungen, mit denen man in der letzten Zeit bestimmte Fremdwörter ersetzen wollte, haben vielfach kein rechtes Glück gehabt. Rad (Zweirad), Flugzeug, Luftschiff sind zwar in aller Mund; aber Schriftleiter, Bürgersteig, Tunke u. dgl. sind papierene Gesellen, denen das Dasein schwer wird. Denn nicht nur wer der ganzen Sprachreinigung nicht hold ist, übt an ihnen boshaft oder unmutig seinen Witz oder Verstand; auch wer im Reich der Sprache lieber einem Landsmann begegnet als einem Ausländer, hat den Neueinbürgerungen gegenüber sicherlich zu Anfang manchmal ein Gefühl wie bei einem emporgekommenen Mitglied der Gesellschaft mit vielleicht scharfem Verstand und unbeugsamem Willen, aber Mangel an Herz und Feingefühl oder mit ungehobelt gebliebenen Sitten.

Vor dem Richterstuhl des Verstandes bestehen diese Neulinge ja auch gewöhnlich schlecht Ein Schriftleiter, muß man sich sagen oder sagen lassen, leitet doch nicht die Schrift schlechtweg, sondern entweder den Druck oder eine Zeitschrift; der Bürgersteig dagegen ist nicht nur kein Steig, der bergan führt, sondern auch nicht ausschließlich für Bürger bestimmt, die übrigens

Digitized by Google

zu Roß, zu Wagen oder zu Fuß doch auch den Fahrweg benützen dürfen; und die Tunke ist doch — außerhalb der Kinderstube — nicht zum Eintunken da, sondern zum Saftig- und Schmackhaftmachen; ganz abgesehen davon, daß sie nicht, wie die Form anscheinend zunächst verleitet zu denken, selber tunkt, sondern sich gebrauchen lassen muß zum Tunken.

Allerdings sieht es da bei den Fremdwörtern nicht besser aus. Ein Automobil bewegt sich auch nicht ganz von selbst, sondern nur auf Geheiß seines Lenkers; und dieser Lenker, der Chauffeur, heizt es doch auch nicht, wie sein Name sagt, den ihm ursprünglich die Franzosen beilegten und beilegen konnten im Hinblick auf ihren Lokomotivheizer; sondern im Gegenteil, wenn bei dem Kraftwagen etwas heiß wird, ist die Lage schon ungemütlich, und unser Heizer muß kühlen, damit der Wagen nicht gar anbrennt. Auch der Friseur ist nicht — bei den Herren wenigstens — so sehr zum Frisieren da, als zum Haarschneiden, Bartstutzen oder gar, wie der Engländer so schön sagt, zum „Schaben" des Kinnes; andererseits hat sein Namensvetter, der Barbier — dieser mindestens bei der Weiblichkeit — öfter mit anderem als mit dem Barte zu tun; eingestandenermaßen wenigstens!

Aber auch dem einheimischen Sprachgebiet darf man in dieser Richtung nicht allzunahe auf den Leib rücken. Der Schneider beispielsweise schneidet nicht bloß Kleider, sondern näht sie auch; der Sattler fertigt nicht bloß Sättel, sondern auch Wagendecken, Schulranzen und Hosenträger, wie der Schreiner nicht bloß Schreine hobelt, sondern auch Stühle, Tische, Türen und Fenster. Unser Papiergulden ferner („Goldmünze aus Papier") und unser Wachsstreichholz sind bei Licht besehen ebenso sinnwidrig wie im Mund des Studenten der Bierfilz aus Porzellan. Nur ein Mann, der steht, ist eigentlich im Stande, einen Gegner abzuwehren, dagegen wieder nur eine Bohle, die liegt, etwa über einen Bach, in der Lage, einen Menschen darüber zu tragen.

Nur merkt man bei diesen beiden letzten Gruppen, den Fremdwörtern und dem alteinheimischen Sprachgut, nicht mehr den Widerspruch zwischen dem, was ein Wort buchstäblich sagt, und dem, was man sich hinter ihm denkt. Denn ein heimisch ererbter Ausdruck ist eine Münze, mit der man gut vertraut ist und die man daher anstandslos durch die Hand gehen läßt, auch wenn die Prägung noch so abgegriffen, noch so unleserlich geworden ist. Bei dem Fremdwort dagegen vermag man zwar in der Regel die undeutsche Aufschrift nicht zu verstehen und die Prägung nicht zu deuten; aber man nimmt es ohne Aufhebens hin, auf Treu und Glauben, weil es die Nachbarn so machen, auch um sich durch Einwendungen nicht etwa eine Blöße zu geben. Ein Fünffrankenstück läuft daher nicht nur lange Zeit mit nachsichtiger Duldung herum als Fünfmarkstück, sondern erhält schließlich sogar amtlich den Wert von fünf Mark, während es die Menge womöglich noch höher schätzt. Aber wie der Marktwert der Fünfmarkstücke und der Fünffrankenstücke weit über den Silberwert hinausgeht, so bedeuten in der Sprache alle Wörter, einheimische wie fremde, im Verkehr mehr als sie von Haus aus sagen. Das ist eine Eigenheit

Digitized by Google

aller und jeder Sprache. Wenn das Denken eine fortlaufende Linie ist, sind die Worte nur einzelne Punkte aus dieser Linie; genau wie beim Kartenzeichnen die wirkliche Landesgrenze nur als gestrichelte oder getüpfelte Linie erscheint.

Von den vielen Merkmalen eines Gegenstandes greift die Sprache nur wenige, gerade wichtige heraus, etwa eins bis zwei, um diesen Gegenstand danach zu benennen. Beim Blitzableiter geht man darüber hinweg, daß er aus Metall besteht, ein dünner Draht ist, eine Platinspitze hat und am Haus so angebracht werden muß, daß er tief hinunter in die Erde reicht; beim Briefträger sagt man nicht, daß er ein Reichsbeamter ist in besonderer Kleidung, der Briefe, Drucksachen u. dgl. nur bringt, nicht etwa auch abholt, während umgekehrt der Geldbriefträger heute weniger mit Geldbriefen zu tun hat als mit Postanweisungen, Zahlkarten usw. Und ein Nasenklemmer ist kein Mann, der eine oder mehrere Nasen klemmt, sondern ein lebloses Gerät, die Nase dieses Klemmers auch keine beliebige, sondern die des Trägers des Klemmers, und das Klemmen geschieht nicht aus Bosheit, sondern — und damit kommt eigentlich erst das wesentliche — zur Befestigung eines Gläserpaares, das Kurzsichtige befähigt, in die Ferne zu schauen. Von eingliedrigen Ausdrücken wie Diener, Drücker, Schieber gar nicht zu reden! — Alle diese Gegenstände muß man kennen, um den Sinn ihrer Benennung zu erfassen. Erst solche Kenntnis oder wenigstens der Zusammenhang entscheidet auch beim Hören, ob Schokoladehaus in einem vorliegenden Fall ein „Haus aus Schokolade" bedeuten soll, ähnlich dem Zuckerhäuschen des Märchens, oder wie beim Bierhaus, ein Haus, in dem Schokolade zu kaufen ist.

Wo — besonders bei Zusammensetzungen — der eine Teil schon sehr bezeichnend ist, wird die Undeutlichkeit eingeschränkt, die Aufmerksamkeit schon in bestimmte Richtung gewiesen. Rechenmaschine sagt also in der Hinsicht mehr als Rechenschieber, bei dem es sich auch um einen Menschen handeln könnte; Plätteisen mehr als Kratzeisen, weil nur Wäsche geplättet wird, während man bei einem Kratzeisen nicht von vornherein an die Reinigung vereister Gehwege zu denken braucht. Und Augenglas ist daher auch besser als Nasenklemmer, Bahnwart besser als Schutzmann mit seinem ganz allgemeinen Mann. Darum haben sich gerade Neuprägungen so leicht durchgesetzt wie Gasstrumpf, Glühbirne, Steckdose.

Das ist auch von einem anderen Gesichtspunkt aus wichtig. Wo die Umstände schon das Verständnis fördern, kürzt die Sprache ab. In den Kreisen der Eisenbahn redet man einfach von der Bahn, unter Plätterinnen nur vom (Plätt-)Eisen, in der Schule nur von dem (Schul-)Lehrer, im Haus nur von dem (Boden-)Läufer, unter den Kindern der Kleinstadt etwa vom (Feld-)Schütz, unter Kurzsichtigen immer nur von dem (Augen-)Glas oder dem (Nasen-)Klemmer, im Buchgewerbe nur von dem (Buch-)Drucker und (Schrift-)Setzer, bei der Biererzeugung nur vom (Bier-)Brauer, im Verkehr des Alltags — wenigstens unter Männern — nur von seinem (Regen-)Schirm, während der sonnenschirmbedürftigeren Frauen-

Digitized by Google

welt der Unterschied von (Regen-)Schirm und (Sonnen-)Schirmchen zu Gebote steht. — Bei ursprünglich dreiteiligen Gebilden drängt sich die Vereinfachung noch gebieterischer auf: man begnügt sich mit Ölzweig (anstatt Ölbaumzweig), mit Rüböl (statt Rübsamenöl), mit Bergrecht (statt Bergwerksrecht), mit Stadtbahn (statt Stadteisenbahn) und ebenso mit (Eisen-)Bahnhof, (Klein-)Kinderschule. Durchgedrungen sind solche Kürzungen augenscheinlich bei Bauer (älter Landbauer), Bäcker (früher Brotbäcker, zum Unterschied vom Zuckerbäcker), Henker, Schneider u. dgl.

Damit treffen wir aber auch auf eine verwundbare Stelle bei den fremdwortersetzenden Neuschöpfungen: ihre vielfach stehende Langatmigkeit. Im Fernsprechwesen gibt es zwar einen Hörer und eine Sprechzelle, etwa auch einen Fern(sprech)ruf und das Fernamt wie die (Fern-)Rufnummer, aber unentwegt nur den Fernsprecher. Auf der Bahn ruft der eilige Reisende kurz nach einem (Gepäck-)Träger, aber der gemütliche Schaffner fragt auch im Schnellzug jeden einzelnen Reisenden feierlich nach der Fahrkarte oder dem Fahrschein, als ob kurzes Karte oder Schein vermuten lassen könnte, er bekümmere sich um unsere Besuchskarte oder unseren Gepäckschein. So redet man auch — besonders amtlich — noch viel zu oft von der Post-Anweisung, der Post-Paketkarte, dem Fahr-Karten-Schalter u. dgl.

Deswegen ist freilich Schriftleiter noch nicht die gegebene Kurzform für den Leiter einer Zeitschrift, weil Schrift nur nebenbei die einzelne Druckschrift bezeichnet, viel öfter die Art des Schreibens und Druckens.

Denn auch die Bedeutung der einzelnen Wortteile und ihre Stellung im ganzen Begriffsvorrat spielt hier eine Rolle. Darum geht es mit dem Kraftwagen fast wie mit dem Uhrmacher, Kleidermacher und ähnlichen Machern: die Kürzung ist nur im engsten Kreise verständlich, weil Wagen zu allgemein ist, wenn auch nicht so allgemein wie der Macher. Das einfache Tunke hinwiederum hat das gegen sich, daß einfaches tunken gar nicht das wiedergibt, worum es sich handelt, wenn diese Form so allein überhaupt vorkommt. Die Tunke ist etwas zum Eintunken oder Austunken, und Kinder, die in der Regel mehr Sprachgefühl besitzen als Erwachsene, zumal amtliche Worterfinder, und die kühn das Schlafsofa eine Liege nennen, und der Rede eine Schreibe an die Seite stellen, würden jedenfalls eher auf Eintunke oder Austunke verfallen als auf das einfache dürre Tunke.

Neben dem Sprachverstand kommt nämlich in all diesen Dingen — und zwar als die Hauptsache — noch das Sprachgefühl in Betracht. Beides, Sprachgefühl und Sprachverstand, muß sich paaren zu glücklicher Neubildung. Bei dem Volk wie bei den Kindern ist diese Paarung Gott sei Dank immer noch reichlich vorhanden. Das hat gerade der Krieg wieder gezeigt in glücklichen Neubildungen der „Feldgrauen", die einen Maulhelden am Biertisch Heimkrieger nennen und einen nur bis zur Erlangung des Eisernen Kreuzes vor dem Feind Erscheinenden Kreuzfahrer, aber auch in schlagenden anschaulichen Schöpfungen muttersprachlich begabter Vorgesetzter wie Stoß-

Digitized by Google

trupp, Kampfflieger, Jagdstaffel, dann Truppen vorschleusen, eine Front eindrücken, ja selbst — mehr gefühlsgemäß als nach dem Verstande richtig — eine Stadt mit Bomben belegen. Das Volk ist auch besonders stark und erfolgreich in der Handhabung der abkürzenden Ableitung: es redet — treffender als der Schreibmensch — von dem Eisenbahnangestellten als dem Eisenbähnler, dem „Gepäckträger" als dem Gepäckler, dem Obsthändler als dem Obstler, dem Milchmann als dem Milcher, und volksmäßig Denkende aus den gebildeten Kreisen wagen — wie Hans Sachs sein verbilwissen „in einen Bilwis (Alp, Butzenmann) verwandeln" — getrost vereindeutigen, verelenden, vergesellschaften, ferner mittelmeerlich und Verknappung („Knappmachung, Schmälerung").

Der kalte Verstand der Gebildeten verfügt demgegenüber — mit Bewußtsein und Stolz — meisterlich über eine Menge von ausländischen Endungen und eine Unmasse von Wortstämmen, die sein Gedächtnis — das sich leider hier und da etwas irrt — aus den verschiedensten Wörterbüchern und Sprachlehren zusammengekramt hat und nun unterschiedslos aneinanderschweißt in Auto-mobil und Öd-ol, Lingu-istik, Altru-ismus und Folklor-ist, mehr philisterlich in Blum-ist, Lager-ist und Schalter-ist („Schalterbeamter"), aber auch in Hühner-o-loge, „Geflügelzüchter", studentisch nicht nur in Kantrah-age, sondern auch in pech-ös, schauder-ös und den Fress-alien. Kalter Verstand kommt freilich auch zu den steifleinenen Ersatzwörtern wie Bahnsteig, Bürgersteig, Kraftwagen.

Ein Trost bleibt uns immerhin — wenigstens für den Verstand — und eine Hoffnung: der Zahn der Zeit — um mit einem verpfuschten, aber gerade in diesem Zusammenhang lehrreichen Bilderdurcheinander zu reden — der Zahn der Zeit, der schon so manche Träne getrocknet hat, wird auch über diese Bildungen Gras — oder doch Moos — wachsen lassen, daß man in einigen Jahren ihre Ungelenkigkeit nicht mehr fühlt und sich über den Bahnsteig und den Fahrschein ebensowenig mehr aufhält wie heute über den Emporkömmling und über empfindsam, die Lessings Zeitalter auf dem Gewissen hat; sich auch nicht stärker stoßen an dem Schriftleiter, als wir — von unserem heutigen Verstandesstandpunkt mit Recht — an dem Schriftsteller, einem Ersatz für das bis ins 18. Jahrhundert üblichen Skribent, oder an dem Bittsteller, deren Grundlage eine Schrift (oder Bitte) stellen, ähnlich gedacht wie unsere Redensarten eine Rechnung aufsetzen, eine Eingabe aufsetzen, uns ganz abhanden gekommen ist.

Die Jahre werden also auch unseren heutigen Ersatzwörtern die Ecken abschleifen, ihnen Härten und Kanten mit Moos bekleiden, bis sie Mund, Verstand und Gefühl gefügig vorkommen. Aber besser als solche übermoosten Steinbrocken wären doch jugendfrische Gesellen von vorhinein, die, geboren von satter Anschauung und froher Laune, sich schon heute leicht durch die Welt schlagen, die Kraft sprühen und Leben wecken, Leben bei Sprecher und Hörer!

Digitized by Google

Das amerikanische Friedensprogramm

Von

Dr. M. J. Bonn

Der Weltkrieg mit seiner gewaltigen Verwendung technischer Hilfskräfte hat bereits heute gezeigt, daß ein entscheidender Sieg nicht nur von militärischer Tüchtigkeit abhängt, sondern durch wirtschaftliche und technische Machtmittel mitbedingt wird. Von diesem Gesichtspunkt ausgehend hat zuerst England versucht, die Zentralmächte durch Abschneiden der Überseezufuhr zu lähmen. Diese sind dann seinem Beispiel gefolgt und haben durch Aufnahme des Unterseebootkrieges die Versorgung der Alliierten unterbunden. Man kann heute schon sagen, daß beide Gegner das erstrebte Ziel in der ursprünglich beabsichtigten Weise nicht erreicht haben, trotz gründlicher statistischer Berechnungen. Es gibt eben im Wirtschaftsleben großer Völkergruppen immer wieder zahlreiche elastische Faktoren, deren Verhalten sich nicht voraussehen läßt.

Indessen hat der Krieg doch schon heute gezeigt, daß die wirtschaftlichen Kräfte die entscheidende Unterlage für die dauernde Sicherheit der Völker bilden. Daraus hat man dann den Schluß gezogen, volle Sicherheit sei nur bei Selbstgenügsamkeit zu erreichen. Nur ein geschlossener Handelsstaat sei gegen alle politischen Schicksalsschläge gewappnet. Es sei heute im Zeitalter der Ersatzindustrien verhältnismäßig leicht, einen solchen zu schaffen, wenn man durch Bündnisse mit Nachbarstaaten die wirtschaftlichen Grundlagen verbreitere und durch Annexionen sich Gebiete angliedere, in denen Rohstoffe (Erz) und Ackerland zur Befriedigung aller Bedürfnisse vorhanden seien. Dieser wirtschaftliche Grundgedanke der Annexionsbestrebungen ist aus der Vorstellung hervorgegangen, es gebe kein Mittel, um den Verkehr von Waren über See zu allen Zeiten zu sichern, da selbst die stärkste Flotte die Gunst der geographischen Lage Englands nicht beseitigen könne. Das so entstandene Kontinentalprogramm ist bei aller Großzügigkeit und bei aller Rücksichtslosigkeit, die es geflissentlich den Interessen anderer Völker gegenüber zur Schau trägt, eigentlich ein Verzichtprogramm. Es gibt dem Anspruch Englands auf Beherrschung der See im großen Ganzen nach, auch wenn es durch Behauptung von Störungspunkten an der flandrischen Küste den Versuch macht, einen wieder zu erlangenden Kolonialbesitz zu schützen, und den Anschein machtlustigster Angriffspolitik zu wahren sucht. Es ist ein Verzichtprogramm, das die Zentralmächte aus der weltwirtschaftlichen Verflechtung ausschalten würde, während ihre Gegner und die Neutralen trotz aller Wünsche nach Nationalisierung der Wirtschaft eine Verstärkung der Verbindungen erstreben. Es würde Zentraleuropa auch bei glänzendster Durchführung nicht völlig unabhängig machen, da zum mindesten in der Übergangszeit, wenn die Grundlagen einer weitsichtigen Vorratswirtschaft gelegt werden müßten, der Warenbezug vom Ausland nicht ausgeschaltet werden kann.

Digitized by Google

An diesem Punkte hat bereits die Pariser Wirtschaftskonferenz eingesetzt. Ihre Drohung mit einem Wirtschaftskriege nach dem Kriege war nach der einen Seite ursprünglich zweifelsohne „Bluff". Ihre Forderungen waren andererseits als Kompensationsobjekte gedacht, die man sich bei den Friedensverhandlungen gegen Herausgabe besetzten Landes abhandeln lassen wollte. Diesen Gedanken hat nun Amerika aufgegriffen. Er ist vom Präsidenten Wilson systematisch in den Vordergrund seiner Politik gestellt worden. Es handelt sich dabei heute weniger um die Frage, daß man Deutschland nach dem Kriege die fremden Märkte verschließen will, als um den Versuch, die Deckung seines Bedarfs an Rohstoffen und Nahrungsmitteln zu verhindern. Je länger der Krieg dauert, desto stärker wird die Warenknappheit in der ganzen Welt werden, und zwar nicht nur vorübergehend, sondern für längere Fristen. Dadurch erst wird die Gefahr einer Rohstoffsperre ein wirksames Moment. Wenn Überschuß an Waren herrscht, so kann auch die energischste Politik der Sperre nur bedingten Erfolg haben, da die Produzenten des sperrenden Landes auf Ausfuhr drängen werden. Wenn Weltmangel droht, bedarf es kaum künstlicher Maßnahmen. Die Zahl der Käufer wird so groß sein, daß die produzierenden Länder die für die Ausfuhr verfügbaren Waren sorgfältig rationieren werden. Da man die eigentlichen Rohstoffstaaten, die Kolonien, Amerika usw., kaum mit Waffengewalt zwingen kann, besondere Kontingente für Deutschland bereitzustellen, so bleiben beim Friedenschluß nur handelspolitische Gegenmaßnahmen übrig, deren Wirkung man nicht überschätzen sollte.

Man will also Deutschland vor die Wahl stellen, ob es einen vernünftigen Ausgleichfrieden schließen will oder nicht. Ist es dazu nicht bereit, so wird man nicht etwa ein amerikanisches Millionenheer opfern, sondern man wird die Feindseligkeiten einstellen, sowie die europäischen Alliierten kriegsmüde sind. Man wird aber die Zeit bis zum Abschluß des Friedensvertrages benutzen, um durch Verträge und Abmachungen mit den Rohstoff liefernden Ländern, auch mit denen, die heute neutral sind, die Versorgung der Zentralmächte äußerst einzuschränken, zumal man durch entsprechende Rationierung der europäischen Neutralen ein Durchsickern durch deren Gebiete verhindern kann. Deutschland mag dann, so geht die Rechnung, seine kontinentalen Eroberungen behalten. Es wird durch die Erschwerung aller Außenbeziehungen in seiner Erholung so beschränkt sein, daß es nur sehr langsam zu Kräften kommen kann und sich sicher nicht für einen zweiten Waffengang zu rüsten vermag.

Das ist das amerikanische Kriegsprogramm. Es soll nicht erörtert werden, wie weit es durchführbar ist. Man muß aber zugeben, daß es infolge des Zusammenarbeitens von Amerika mit den anderen Alliierten und mit zahlreichen neutralen Staaten eine weit ernsthaftere Gefahr darstellt als ursprünglich die Pariser Konferenz. Dagegen muß eine andere Frage gestellt werden: Kann die wirtschaftliche Gefahr der Rohstoffsperre denn vermieden werden, wenn Deutschland einen Verständigungsfrieden schließt? Wird nicht Amerika im Bunde mit den Alliierten unter allen Umständen den Versuch machen, die

Digitized by Google

Rohstoffsperre durchzuführen, nicht nur weil sie Deutschland schaden wollen, sondern weil sie in erster Linie einander helfen wollen? Die Antwort darauf gibt das amerikanische Friedensprogramm vom 9. Januar. Die wirtschaftlichen Grundzüge dieses Programms sind etwa die folgenden:

Die Hindernisse, die dem internationalen Handel entgegenstehen, sollen soweit als möglich beseitigt werden. Es ist kaum anzunehmen, daß damit eine Aufgabe des Schutzzollsystems in allen Ländern erstrebt wird. Obwohl Präsident Wilson grundsätzlich Freihändler ist, dürfte er ein derartig ehrgeiziges Programm kaum aufstellen; vielmehr wird es sich im wesentlichen um die folgenden beiden Punkte handeln:

Es soll einmal der Versuch unmöglich gemacht werden, ein Vorzugszollsystem zwischen verschiedenen Ländern aufzubauen; es sollen also gerade die Ziele fallen, die die Pariser Konferenz gegen die deutsche Ausfuhr erstrebte. In jedem Lande sollen alle Völker zu den gleichen Bedingungen kaufen und verkaufen dürfen.

Das wird, und das ist der zweite Punkt, besonders wichtig für diejenigen großen Gebiete sein, die unter dem politischen Einfluß europäischer Mächte stehen: Kolonien und Protektorate. In diesen Gebieten sollen den herrschenden Völkern keinerlei wirtschaftliche Vorrechte zustehen. Wenn diese Forderung durchgreifenden Erfolg haben soll, muß sie nicht nur bei Ein- und Ausfuhr, sondern auch bei Lieferungen und Konzessionen zur Anwendung kommen. Diese „Gleichheit der Bedingungen des Handels" ist die logische Fortbildung des Prinzips der offenen Tür, wie es seit 1899 von den Vereinigten Staaten und von Deutschland ausgearbeitet wurde. Es ist gerade für Deutschland von der größten Bedeutung, da es die weiten Gebiete der Gegner, Mutterländer sowohl wie Kolonien, dem deutschen Handel nach dem Kriege ohne Benachteiligung öffnen würde. Seine Durchführung beruht natürlich auf Gegenseitigkeit. Aber da unsere Gegner den weitaus größten Teil der Welt besitzen, und zwar gerade denjenigen, der die größten Entwicklungsmöglichkeiten aufweist, so bedeutet die Auflage eines derartigen internationalen Servituts für alle Länder eine Möglichkeit der Betätigung des deutschen Kaufmanns, die kein europäisches Annexionsprogramm auch nur annähernd zu bieten vermöchte. Es wird dem deutschen Kaufmann nicht leicht werden, bei der herrschenden Knappheit der Waren sofort die nötigen Vorräte zu beschaffen und sich bei der gegen uns herrschenden Stimmung die nötigen Märkte zu sichern. Man wird in den Friedensverträgen nicht nur die Rechtsgleichheit festlegen müssen, sondern auch wenigstens für die Übergangszeit bestimmen müssen, daß alle Länder einen prozentual bestimmten Anteil an der Versorgung haben sollen, und daß ihnen unter Umständen die zur Ausnützung nötigen Kredite gesichert werden. Man wird auch auf die Errichtung eines internationalen Gerichtshofes hinarbeiten müssen, um gegen Schikanen und Übergriffe der Verwaltungen gesichert zu sein und für jede Verletzung des Prinzips der Gleichberechtigung entsprechende Entschädigungen festsetzen müssen. Trotz aller Sicherungen wird

Digitized by Google

der deutsche Kaufmann auch dann keine leichte Arbeit haben. Aber wenn man den Handel nicht zu sehr bureaukratisiert und organisiert und ihn nicht in den Verdacht bringt, er sei nur der Agent der Regierung, so wird der deutsche Kaufmann sich schon durchsetzen. Und wenn die Erfolge in den ersten Jahren auch dürftige sein sollten, so leben die Völker nicht nur heute und morgen. Es ist wichtig, daß in künftigen Jahrhunderten das deutsche Volk Anteilnahme an der Erschließung der Welt hat. Das amerikanische Friedensprogramm vertritt in dieser Hinsicht die Interessen der Staaten mit wenig Außenbesitz, zu denen die Zentralmächte sowohl wie die europäischen Neutralen gehören. Es ist in diesen Dingen gegen die Monopolstellung der übrigen Alliierten gerichtet.

An zweiter Stelle erhebt das amerikanische Friedensprogramm die Forderung „nach vorurteilsloser und absolut gerechter Ordnung kolonialer Ansprüche". Dabei soll nicht nur die Frage der Rechtmäßigkeit des Besitzes geprüft werden, sondern auch eine Berücksichtigung der Wünsche der in Frage kommenden abhängigen Bevölkerungen stattfinden. Auch das ist eine Forderung, die uns willkommen sein kann. Man hat in England den Plan einer Internationalisierung der Kolonien erwogen. Bei den Unruhen, die die Folgen des Krieges in Afrika sein werden, und bei der gegenseitigen Gereiztheit, die einstweilen bei den europäischen Völkern bestehen dürfte, würde eine solche Internationalisierung die Quelle steter Reibungen sein. Man sollte die Verständigung unter den Völkern nicht dadurch belasten, daß man die schwierigsten Fragen zuerst anschneidet. Daher haben dann englische Staatsmänner angeregt, man solle eine Art Plebiszit veranstalten und die afrikanischen Völkerschaften selbst entscheiden lassen, wer sie regieren solle. Ein derartiger Vorschlag könnte in Südwestafrika zur Anwendung kommen, wo man die deutschen Siedler in der gleichen Weise als Vertreter der Gesamtbevölkerung betrachten kann, wie das etwa im benachbarten Transvaal die Weißen sind; abgesehen von der Kapkolonie ist der Eingeborene in ganz Südafrika politisch rechtlos. In den Gebieten jedoch, wo es sich im wesentlichen um eingeborene Bevölkerung handelt, wird ein derartiges Plebiszit kaum durchführbar sein. Wollte man es versuchen, so müßte man es in allen Kolonien anwenden, vor allen Dingen in den Gebieten, die eine hochstehende eingeborene Bevölkerung aufweisen, also in Nordafrika. Es würde dort sicher zu einer Verneinung der europäischen Herrschaft überhaupt führen. Es würde im eigentlichen Afrika nur Unruhen stiften. Die Interessen der einzelnen Stämme sind nicht gleichwertig. Was kriegerische Stämme unter „guter Regierung" verstehen, dürfte bei den Friedfertigen wenig Beifall finden und umgekehrt. Für die Selbstbestimmung ist der afrikanische Neger heute noch nicht reif; ist eine solche doch auch seinem amerikanischen Bruder nur auf dem Papier gestattet. Es ist selbstverständlich, daß eine vernünftige Kolonialpolitik die Interessen der Eingeborenen wahrt. Trotz aller Fehler, die die deutsche Kolonialpolitik gelegentlich gemacht hat, ist gerade sie von diesem Gesichtspunkt geleitet worden. Das ist erst dieser Tage von

Digitized by Google

General Smuts anerkannt worden, der der deutschen Regierung vorwarf, sie habe die Besiedlung von Ostafrika durch weiße Siedler zu erschweren gesucht. Das ist in der Tat in gewissem Sinne der Fall gewesen, weil die deutsche Regierung auf Grund der in Südafrika gemachten Erfahrungen erkannt hatte, daß eine Besiedlungspolitik zu schweren Konflikten zwischen Weißen und Eingeborenen führen müsse. Sie endet bestenfalls in der Schaffung einer weißen Herrenklasse, die die Eingeborenen ausbeutet. Gerade weil die Regierung dies vermeiden wollte, ist sie in Deutschland viel befehdet worden. Die Erfahrung hat ihr recht gegeben. Selbst wenn an einzelnen Punkten des deutschen Kolonialreiches Fehler gemacht worden sind, so wird man gerade im Hinblick auf ostafrikanische Erfahrungen der deutschen Regierung mit weit besserem Gewissen Eingeborene zur Regierung überantworten können als etwa Frankreich, Portugal oder Belgien.

Alle überseeische Entwicklung ist aber nur denkbar, wenn in Kriegszeiten wie in Friedenszeiten die See frei ist. Die Freiheit der Meere ist denn auch der Kardinalpunkt des amerikanischen Programms, das in Übereinstimmung mit alten amerikanischen Traditionen „die volle Freiheit der Schiffahrt außerhalb der territorialen Gewässer im Frieden sowohl als im Kriege" verfolgt. Man hat oft gefragt, was Amerika eigentlich unter Freiheit der Meere verstehe und wie es sie im Kriege schützen wolle. Die Antwort ist durch die amerikanische Geschichte gegeben. Amerika versteht darunter die völlige Freiheit des privaten Eigentums auf der See im Kriege sowohl wie im Frieden. Es hat diese Politik bis zum Ausbruch des jetzigen Krieges verfolgt. Es hat aber während seines Verlaufs nach einigen fruchtlosen Anläufen nichts getan, um diese Freiheit durchzusetzen, obwohl es als der mächtigste Neutrale dazu sehr wohl imstande gewesen ist. Daraus hat man dann gefolgert, Amerikas klägliches Versagen sei der beste Beweis für die Unmöglichkeit, die Freiheit der Meere im Kriege zu schützen.

So einfach liegen indes die Dinge nicht. Amerika hat keine Schritte getan, um die Freiheit der Meere zu erzwingen, weil es keine Maßnahmen ergriffen hat, um die Verletzung der belgischen Neutralität zu verhindern. Immer und immer wieder ist von Amerikanern betont worden, daß man unmöglich wegen der Verletzung einiger Handelsinteressen Schritte tun dürfe, die man unterlassen habe, als die Neutralität Belgiens in Frage gestanden habe. So unvernünftig diese Erklärung klingt, so entspricht sie doch den Tatsachen. Sie beweist zur Genüge, daß nicht der Mangel an zweckmäßigen Mitteln Amerika davon abgehalten hat, für die Freiheit der Meere einzutreten. Die Erfahrungen während des Krieges haben dabei gezeigt, daß die übliche Auffassung, die Freiheit der Meere sei durch Flottenmachtmittel zu sichern, nicht haltbar ist. Die deutsche Schlachtflotte und der deutsche Unterseebootskrieg haben uns die Freiheit der Meere nicht erzwungen, und die gewaltigen Flottenmachtmittel der Alliierten, deren Überlegenheit durch den Beitritt Japans und der Vereinigten Staaten ins schier Unermeßliche gesteigert worden ist, hat auch Eng-

Digitized by Google

land die Freiheit der Meere nicht zu sichern vermocht. Werden Flottenstützpunkte und neue technische Erfindungen das in Zukunft vermögen? Das Ergebnis scheint heute zu sein, daß man durch Seegeltung die Freiheit der Meere vernichten, nicht aber sie schützen kann.

Dazu kommt noch ein anderes Moment. Selbst wenn man alle Meere beherrschte und nirgends von einer feindlichen Flotte behindert wäre, so wäre damit die überseeische Zufuhr noch nicht gesichert. Ob ein Land liefern will oder nicht, hängt von dem Willen seiner Bevölkerung und dann erst von der Beherrschung der See ab. Wenn die Neutralen zusammenstehen, bedeutet die Möglichkeit der Sperre von Lieferungen ein Machtmittel, gegen das selbst die stärksten Flotten wirkungslos sind. Das ist der Grundgedanke des amerikanischen Programms, das an Stelle der militärischen Macht die wirtschaftliche Macht setzen will. Es plant einen Völkerbund, der den Frieden garantieren soll. Diese Garantie soll weniger durch militärische und maritime Sicherungen erfolgen, da es ja weitgehende Abrüstung vorsieht, als durch wirtschaftliche Zwangsmittel. Es geht von der Voraussetzung aus, daß die Staaten wirtschaftlich voneinander abhängig sind. Die im Völkerbunde zusammengeschlossenen Völker sollen sich nun verpflichten, demjenigen Staat, der das bestehende internationale System umstürzen will und sich nicht an die vorgesehenen Rechtsregeln hält, den wirtschaftlichen Verkehr mit der gesamten Außenwelt zu unterbinden, indem sie ihm die Zufuhrwege sperren. Das ist der Sinn der Einschränkung, „daß das Meer ganz oder teilweise durch internationale Maßnahmen zur Erzwingung internationaler Verpflichtungen geschlossen werden kann". Und die freie See für alle Völker soll dadurch gesichert werden, daß jeder Versuch eines Kriegführenden, den privaten Handelsverkehr zu stören, mit einer internationalen Handelssperre beantwortet werden soll. Der freie Weltverkehr und das Arbeiten der Völkergemeinschaft wären so nicht nur durch bloße Rechtsregeln sanktioniert, sondern durch gewaltige Machtmittel. Die Wirkungen eines solchen Vorgehens müssen nun in einer Zeit, wo die internationale Verflechtung der Welt weit dichter sein wird als heute, sehr groß sein. Man vergegenwärtige sich doch einmal, welches unsere Lage gewesen wäre, wenn die alliierte Blockade von Anfang an so wirksam gewesen wäre, daß nichts durch neutrale Gebiete hindurch und nichts aus neutralen Beständen heraus hätte kommen können! Wir haben die Macht der Blockade am eigenen Leibe gespürt; England verspürt sie heute an dem seinen. Während aber die Blockade der Gegenwart mit gewaltigen Machtmitteln seitens der Kriegführenden erzwungen werden muß, soll sie in Zukunft nach der amerikanischen Vorstellung durch bloße Warensperre der Neutralen am Erzeugungsort in Gang gesetzt werden können.

Ein derartiges System wird zwar nicht, wie amerikanische Idealisten sich einbilden, Recht an Stelle von Macht setzen. Es wird aber an die Stelle der militärischen Kampfmittel ökonomische setzen. Es soll nicht erörtert werden, ob dieses System den Interessen aller Völker in der gleichen Weise gerecht wird.

Digitized by Google

Es begünstigt selbstverständlich diejenigen, deren wirtschaftliche Machtentfaltung so groß ist, daß sie auf fremde Zufuhr nicht angewiesen sind — große Kontinentalreiche und mächtige Kolonialreiche. Deren Machtstellung ist aber nicht aus dem System hervorgegangen, sondern aus Verhältnissen, die unabhängig von ihm sind. Es gibt dagegen dem System einer international gerichteten Weltwirtschaft in der Tat eine gewisse Sicherheit. Die Sicherhiet ist gewiß nicht so groß wie diejenige, die ein sich selbst genügender Kontinentalstaat zu erreichen vermag. Man darf aber nicht vergessen, daß ein solcher Kontinentalstaat auf die Dauer nur mit großen Opfern an Wohlstand und damit auch an Volkszahl zu erhalten ist.

So ist vieles in dem amerikanischen Friedensprogramm enthalten, was Deutschlands weltwirtschaftlichen Forderungen entspricht. Es wird die Aufgabe einer weisen Staatskunst sein, zuzusehen, ob es als Grundlage eines Friedens brauchbar ist.

Die Wahrheit über Lloyd Georges Unterseeboots-Kriegsreden

Von

Hermann Kirchhoff, Vizeadmiral z. D.

Die vielen Reden von Lloyd George, auch die nichtamtlichen, sind uns Deutschen und wohl vielen anderen Völkern, ebenso wie die schier unglaublichen und unverschämten Äußerungen von Wilson, die an frecher Beleidigung des deutschen Volkes und seiner Fürsten alles übertrafen, nachgerade mehr als widerwärtig geworden. Vielfach sind solche Worte kaum noch ernst zu nehmen und sollen in der Hauptsache auch nur dazu dienen, die Gedanken der Hörer und Leser zu verwirren und von der Hauptsache abzulenken.

Im folgenden soll allgemein Bekanntes und rein Politisches aus den Reden von Lloyd George nicht wiederholt werden; sondern es sollen nur Betrachtungen gegeben werden, die sich darauf beziehen, wie er die Zukunft phantasievoll ausmalt und sie dem englischen Parlament unwahr vorspiegelt, indem er dem U-Bootkriege nur eine geringe Bedeutung beimißt, während derselbe England bald vor eine Katastrophe stellt, was bereits überall hervortritt.

Weshalb „reutert", wofür lügt Lloyd George denn mit jeder Woche schlimmer als zuvor? Die Antwort darauf ist nicht schwer: bei dem klaren Einblick, den er und die anderen englischen Machthaber in den wahren Stand der Dinge haben, kommt es ihnen lediglich darauf an, die Masse des Volkes festzuhalten an den hohen, noch immer schier unglaublich klingenden Kriegszielen des Vielverbandes, in erster Linie natürlich Englands. Und ebenso sind die Verbündeten und Neutralen zu täuschen, vor allem darüber, daß nach wie vor Englands Hauptkriegsziel der Besitz Belgiens ist.

Digitized by Google

Mit den ständig aufgetischten Legenden vom Sieg der englischen Landstreitkräfte ist dies anscheinend ziemlich geglückt. Aber nun kommen die unsichtbaren Siege der deutschen Unterseeboote, die, abgesehen von den vielen Tonnen versenkten Schiffsraums, zunächst dadurch kenntlich werden, daß es im ganzen Lande recht bedenklich mit der Ernährungsfrage wird, abgesehen von manchen anderen Erschwerungen. Die „Times" beschäftigte sich bereits Mitte Januar offen mit der „Lebensmittelnot". Der „Bluff" ist der öffentlichen Meinung gegenüber nötig, und das Belügen wird mit jedem Tag mehr und mehr erforderlich, weil — das Verhängnis sich bereits mit erschreckender Klarheit nähert.

Alle Beschwichtigungen wegen der Verminderung der deutschen U-Bootwirkung wollen nicht mehr fruchten. Haben doch schon mehrere der leitenden Männer und der ersten Parteiblätter sich dafür ausgesprochen, daß der Kampf gegen die U-Boote aussichtslos sei.

Unter anderem hat Sir Eris Geddes, der jetzige Erste Lord der Admiralität, gesagt, daß die Deutschen mehr Schiffe versenkten, als neu gebaut würden, und daß sie mehr U-Boote herstellten, als von den Gegnern vernichtet würden. Und im Unterhause wurde verkündet, daß 1917 im ganzen dreieinhalbmal soviel Schiffe versenkt als neu gebaut wären. Über die amerikanischen Werften sagte Geddes schon im Dezember aus, daß ihre Leistungen eine Enttäuschung bereitet hätten. Und in den „Daily News" sprach Gardener davon, daß der Krieg jetzt im wesentlichen ein Kampf zwischen der deutschen U-Bootwaffe und der britischen Handelsschiffahrt sei.

Gegenüber solchen seit dem Herbst vielfach geäußerten Ansichten konnte selbst ein Lloyd George sich nicht anders helfen als dadurch, daß er noch kräftiger in sein altes Horn stieß denn zuvor, noch maßloser log, noch viel mehr reutern ließ als bisher und noch vertrauensvoller auf die nahe bevorstehende Hilfe Amerikas hinwies, mit dessen Schiffsneubauten und Truppen.

Und worin bestanden alle diese Lügen, was band er der großen, teilweise urteilslosen Menge auf, die einstweilen noch daran glaubten möchte? Stets war es nur eine ganz allgemeine Wiederholung der abgeschmacktesten Prophezeiungen, daß der unmenschliche U-Bootkrieg allmählich erdrückt werden würde. So log er z. B., daß in wenigen Tagen in demselben Kriegsgebiet fünf deutsche U-Boote vernichtet worden seien. Darüber bald öffentlich zur Rede gestellt, half er sich mit nichtssagenden, windigen Ausflüchten über diese große Unwahrheit hinweg: ihm wäre dies berichtet worden usw. Also wieder eine der gröbsten schamlosesten Entstellungen und Lügen.

Lloyd George merkte genau, daß sein Volk schon die Nerven zu verlieren begann; daher die Vielrederei der englischen „demagogischen" Gewalthaber. Aber es half ihm alles nichts, seine Nebenminister sprachen trotzdem sogar vom „belagerten" England. Und er selber sagte schon Ende 1916 im Unterhaus: „Die Schiffahrt ist die Schlagader, würde sie durchschnitten, so wäre das Leben der Nation vernichtet."

Digitized by Google

Da mußte noch dicker aufgetragen werden! So entblödete er sich nicht, flott drauflos zu lügen, daß die gegen die deutschen U-Boote erfundenen Mittel schon vielfach als Gegenmaßnahmen in erfolgreicher Weise in Tätigkeit wären und die Wirkung der feindlichen U-Boote dadurch ganz erheblich eingeschränkt worden sei. Das wäre auch an der Zunahme der Schiffahrt in den englischen Häfen zu spüren, wo Ein- und Ausfuhr sich in den letzten Monaten beträchtlich gehoben hätten.

Auch wären in England und in Amerika größere Mengen von Neubauten entstanden, deren Eintreten in den Wirtschaftsdienst des Landes sich bald bemerkbar machen würde. Es ginge mit den Neubauten weiter flott vorwärts.

Alsdann wäre ein neuer Plan der Bekämpfung und Abwehr der feindlichen U-Boote schon weit vorgeschritten, so daß diese unmenschliche Art von Seekriegführung, die allen völkerrechtlichen Abmachungen Hohn spräche, bald beseitigt werden würde. Die englische Flotte stehe voll auf der Höhe und leiste in jeder Beziehung Großartiges. Aber trotz der öfters prahlerisch verkündeten Offensive der Gesamtflotten des Vielverbandes wagen sich diese, vor allem die englische Hauptflotte, verständigerweise noch immer nicht aus ihren sicheren Stützpunkten heraus.

In Deutschland wäre man schon aus Mangel an Rohstoffen und wegen des Ausbleibens von Betriebsmaterial für die Unterseeboote in schwerer Sorge, ob man weiter so vorgehen könne.

In diesem Tone ging es bei allen seinen Reden fort. Lloyd George wußte ständig seinen Hörern die Ohren zu füllen und ihnen Sand in die Augen zu streuen. Stets hatte er die Schreier auf seiner Seite. Aber — den Alpdruck wurden sie trotzdem nicht los, so daß nunmehr auch die Ziffern gefälscht werden mußten. Statt von Bruttoregistertonnen sprach er nur von Nettoregistertonnen; oder es wurden Ladetonnen gemeldet, deren Ziffer das Anderthalbfache beträgt; ein anderes Mal, als größere Dampfer versenkt worden waren, ließ er nur die Zahl der Dampfer spielen, nicht ihre Größe. Dann wurden die Küstenfahrer, Fischerfahrzeuge, Schlepper, ja sogar die Wachtfahrzeuge mit einbegriffen in der Aufzählung vom Verkehr in den Häfen Großbritanniens. Kurz und gut, die statistischen Angaben wurden nach Belieben verwendet, wie es am besten paßte, und dementsprechend auch vielfach gefälscht.

Falsch aufgestellte und willkürlich nach Zeit und Ort zusammengesetzte sogenannte wissenschaftlich statistische Kurven wurden der Öffentlichkeit bekannt gegeben, um über den schweren Ernst der nahen Zukunft hinwegzutäuschen und die besorgten Gemüter einstweilen wieder zu beruhigen.

Mit dem bewilligten Pressefonds von rund einer halben Milliarde Mark — ja, die Herren Engländer, die kennen den Wert der Großmacht Presse — wurden die Blätter des Inlandes sowie die des verbündeten und neutralen Auslandes bestochen und in Tätigkeit gesetzt.

Um endlich den Sieg an die englische Flagge zu heften, wurden die Männer

Digitized by Google

in der britischen Admiralität gewechselt und vor allen Dingen jüngere Kräfte dort eingestellt, die besser mit den Vorgängen auf See vertraut wären und selbst die nötigen Kriegserfahrungen erlangt hätten.

Alle seine Reden quollen förmlich über von bombastischen Phrasen über den nahen Endsieg und die hohe Sendung des Vielverbandes, über das Zusammenbrechen der Gegner und solcherlei unsinnigen Wust, über das Eintreten für Recht, Zivilisation usw. Und nun die nackte Wahrheit! Nach Wiedergabe aller unwahren Darstellungen und der vielen Entstellungen durch Lloyd George bedürfte es kaum noch einer Darlegung.

Noch immer ist die Zahl der monatlich neu erbauten U-Boote größer als die der vernichteten und vermißten; unsere U-Boote werden ständig vervollkommnet und größer gebaut, so daß sie auf Entfernungen von mehr als 5000 Seemeilen, also weit über 9000 Kilometer, wirken können; die Bewaffnung ist nach Zahl und Größe der Geschütze und der Torpedos ganz erheblich verstärkt worden; die Sehrohre können zeitweise entbehrt werden, so daß die Beobachtung der angreifenden U-Boote sehr erschwert ist; die Geschwindigkeit ist sowohl in aufgetauchtem wie untergetauchtem Zustande gesteigert; an Rohstoffen herrscht sowohl für den Betrieb und die Bewaffnung, als für die Neubauten keinerlei Mangel.

Vor allem aber haben die Führer gelernt, dem hinterlistigen und gemeintückischen Auftreten der vielen U-Bootfallen und der bewaffneten Dampfer sich zu entziehen, so daß alle damit in Verbindung stehenden feindlichen Maßnahmen, als da sind hell blendende Laternen, eigenartige Bemalungen, Wasserbomben, künstliche Nebel, versteckte Geschütze, nicht mehr nützen. Sie haben es in letzter Zeit glänzend verstanden, selbst im wichtigsten Fahrwasser des englischen Kanals, auch aus den besonders stark durch Kriegsschiffe und Hilfskriegsschiffe aller Art gesicherten Geleitzügen sich ihre Opfer herauszuholen, oft in größerer Anzahl. Den U-Booten helfen die leichten Streitkräfte, Kreuzer und Torpedoboote, ebenfalls Luftschiffe und Flugzeuge.

Und das Mühen der britischen Seemacht, durch die mit Hunderten von Millionen Aufwand hergestellten Minenzonen in der Deutschen Bucht der Nordsee die Fahrten der U-Boote zu hindern, ist durch das ständige wackere Arbeiten unserer Minensuch- und Räumflottillen, die an der deutschen Hochseeflotte einen festen und sicheren Rückhalt haben, gänzlich vereitelt worden, trotz einzelner Vorstöße der englischen Seestreitkräfte, die ständig abgewehrt wurden.

Was die Rohstoffe betrifft, so mangelt es sowohl in England als auch in Amerika sehr an ihnen und an geübten Arbeitern für die dringend nötigen Neubauten von Schiffen aller Art, auch der sogenannten Einheitsschiffe. Und diese, obwohl besonders eingerichtet, sind gerade in der letzten Zeit wiederholt Opfer unserer Unterseeboote geworden. Außerdem haben die amerikanischen neuen sogenannten U-Bootjäger gänzlich versagt.

So ist es dahin gekommen, daß infolge des tatkräftigen und militärisch stets sich vollkommener ausgestaltenden Auftretens unserer U-Boote im Dezember

Digitized by Google

und Januar die Ziffern des tonnenversenkten Schiffsraums gegenüber denen der drei Vormonate erheblich anwuchsen, obwohl die Gesamtschiffahrt bedenklich abgenommen hatte. Wir hörten z. B. aus Rotterdam, daß im Herbst kein Schiff innerhalb drei Wochen einlief und nur eines auslief. Der Verkehr ist in englischen Häfen stellenweise um volle zwei Drittel zurückgegangen, obwohl viele Häfen für den Überseeverkehr gänzlich gesperrt sind, so daß die Preise für Versicherung und Verfrachtung ganz gewaltig anstiegen. Es kostete eine Tonne Fracht von Amerika nach Liverpool vor dem Kriege 7,50 Mark im Durchschnitt, jetzt kostet sie bereits 300 Mark, also vierzigmal so viel. Für gute Kohle bezahlt man in England über 30 Mark, in Übersee schon 600 Mark, also zwanzigmal so viel. Kein Wunder, daß die englische Valuta so sehr gefallen ist.

Versenkt wurden in dem einen Jahr des verschärften Unterseebootkrieges insgesamt fast 10 Millionen Tonnen mit Waren im Werte von etwa 32 Milliarden Mark, so daß für die Verfrachtung der vielen in Indien, Australien und Südafrika aufgestapelten Waren — darunter Ernten von drei Jahren, die nunmehr verderben — keine Tonne verfügbar blieb. Dasselbe ist der Fall mit der Überführung größerer amerikanischer Heeresteile nebst dem zugehörigen Kriegsgerät. Dafür fehlen sowohl Schiffe als auch die erforderlichen Kohlenmengen; die Vereinigten Staaten haben sogar um die Jahreswende die Kohlenausfuhr verboten, weil sowohl Eisenbahnen als Fabriken sehr an Kohlenmangel leiden. Außerdem konnten über 100 Dampfer mit einem Gehalt von nahezu einer Million Tonnen seit November wegen Kohlenmangel nicht in See gehen.

Und noch etwas; es sind außer 30 feindlichen Truppentransportdampfern mehr als 270 Schiffe mit Kriegsgerät und Kriegsstoffen versenkt worden, unter diesen 100 Dampfer mit fertigen Sprengstoffen und Munition. Churchill, der jetzige Munitionsminister, hat dazu bekannt gegeben, daß er den Granatenbestand um Hunderttausende an Tonnen wegen Mangels an Schiffen habe beschränken müssen.

Nimmt man ferner hinzu, daß jetzt die „Rationierung" der Lebensmittel für den nächsten Monat beschlossen ist, daß immer neue Nachrichten eintreffen von ernsten Unruhen, weil es an dem Nötigsten zu mangeln beginnt, so ist es klar, daß auch ein Lloyd George diesen Zustand nicht mehr ändern kann. Eine seiner letzten Versprechungen z. B., daß im Januar wieder mehr Margarine ausgegeben werden solle, ist dadurch vereitelt worden, daß im Dezember allein 3 Millionen Pfund dieses nötigen Nahrungsmittels versenkt worden sind, dazu 4 Millionen Pfund Käse. So geht es mit vielen anderen Sachen. Die sogenannten „Polonäsen" sollen an die ärgsten Zeiten in deutschen Großstädten erinnern. Und mit der Ausgabe von Fleisch steht es gleichfalls schlimm, desgleichen von Fischen, da von rund 3600 Fischereifahrzeugen etwa nur ein Zehntel seinem Gewerbe nachgehen kann.

Das sind englische Nachrichten, nicht nur aus neutralen Quellen stammende! Ein Umstand ist noch anzuführen, daß die großen englischen Massenaus-

Digitized by Google

stände aller Art weit bedenklichere Folgen für das Leben des Volkes und für die Kriegführung hatten wie bei uns die einzelnen örtlichen Ausstände, auch die des Januar. Geddes' Vorschlag, 450 000 Arbeiter für das Heer einzuziehen, wird die Lage weiter verschlechtern.

Lloyd George ist bald am Ende seiner Kunst; ganz kürzlich über den Ausdruck „Freiheit der Meere" befragt, zog Lloyd George sich mit folgender Antwort geschickt heraus: „Ich möchte gern wissen, was die Freiheit der Meere bedeutet. Bedeutet sie Befreiung von U-Booten oder Aushungerung dieses Landes? ... Die Freiheit der Meere ist ein sehr elastischer Begriff. Man kann ihm eine Bedeutung unterlegen, für die wir uns sehr gern entscheiden würden. Wir müssen uns aber sorgfältig vor jedem Versuch einer Störung unseres Küstenschutzes hüten und ebenso vor jeder Störung unserer Schiffahrt, die allein uns bis jetzt ermöglicht hat, zu existieren. Wir sind eine Insel ..." usw.

Das war alles; wie man nach allem vorher Angeführten sieht, lauter Faselei und nichtssagendes Gerede! Aber — seine Hörer wurden wieder einmal dadurch beruhigt.

Und was verstehen wir nun unter „Freiheit der Meere"? Nichts Geringeres als ein vollständiges Brechen der bisherigen fast unumschränkten britischen Allmacht zur See, einen Zusammenbruch seiner unbeschränkten Weltherrschaft. Also ein Niederringen unseres Todfeindes, des Schädigers der gesamten Welt. Dazu gehört mit in erster Linie: heraus mit England aus Calais-Boulogne (auch um den Tunnelbau nach Dover zu verhindern), aus Lemnos, Ägypten usw., Festhalten der Küste Flanderns, Internationalisierung des Suezkanals, Stärkung unserer Auslandsflotte, Herstellung von deutschen Kriegshäfen und Stützpunkte in Übersee, in unseren Kolonien.

Die deutschen Forderungen, daß „die Säulen der britischen Seeherrschaft", ihrer „Stützpunkte auf den Seerouten" beseitigt werden müßten, nennt die englische Presse die „unverschämteste und unerhörteste Forderung". Lassen wir sie dabei.

Erst dann, nach Erfüllung unserer Forderungen, werden wir England durch unsere Flotte und Luftflotte an der Leine halten und in Zukunft imstande sein, kraft unserer Machtfülle den Ausbruch eines solch schrecklichen Weltkrieges wie des jetzigen zu verhindern. Es heißt jetzt: Deutschland oder England-Amerika! Englands klare Absicht, den deutschen Handel in Übersee ganz zu vernichten, muß gründlich vereitelt werden. England muß uns um Frieden bitten, denn nur durch ein Niederringen dieses Willkürlandes ist die „Freiheit der Meere" zu erlangen.

Es darf aber keine Pause in der Seekriegführung eintreten, auch nicht während der bevorstehenden Waffenstillstandsverhandlungen. Bis zum letzten Augenblick muß England durch die U-Boote niedergehalten werden. Nur dann erreichen wir einen starken deutschen Machtfrieden, keinen Verständigungs- oder gar schwächlichen Verzichtfrieden!

Zum Schluß sei noch eine französische Stimme angeführt, die über die

Digitized by Google

Mißerfolge des Vielverbandes zur See bittere Klagen erhebt. „Die übergroße englische Flotte, die in Verbindung mit den großen Flotten des Verbandes arbeitet, müßte ruhig einige Einheiten daran wagen, um wenigstens die Initiative zur See zu retten, die seit über drei Jahren auf seiten der Deutschen ist." Und weiter wird verlangt, den Feind anzugreifen und seine Stützpunkte zu vernichten, ganz nach dem Plan von Churchill.

Den ganzen Ernst des traurigen Vorfalls mit der Vernichtung der Geleitzüge in der Nordsee zeige, so sagt das französische Blatt, das Zugeständnis in dem wahrheitsgetreuen englischen Bericht: „Die feindlichen Kräfte zogen sich unbehelligt zurück."

So etwas kann man auch in England trotz aller amtlichen Unterschlagungen öfters lesen, und man raunt sich schon die Wahrheit im stillen zu. Daher die immerwährenden amtlichen Lügen von Lloyd George, der selbst nicht mehr weiß, was er noch redet. Aber — die Wahrheit kommt doch an den Tag; dafür sorgen unsere Feldgrauen und Blaujacken! Die falschen Darstellungen über das geringe Wirken unserer U-Bootwaffe, die von Herrn Erzberger im Sommer gemacht wurden, sind bald als das gewertet worden, was sie tatsächlich waren, nämlich starke Unwahrheiten.

Mit einem Wort von Admiral Scheer sei geschlossen: „Das Inselvolk sieht sich im vierten Kriegsjahr zur See in die Verteidigung gedrängt und kann sich des U-Bootschreckens nicht erwehren, dem es unweigerlich unterliegen muß."

Frankreichs Streben nach dem Rhein

Von

Dr. Wolfgang Windelband, Privatdozent in Heidelberg

Unter den Fragen, um die der Krieg geht, steht in allererster Linie die nach dem Besitz Elsaß-Lothringens. Je länger der Krieg dauert, mit desto größerer Deutlichkeit tritt die ungeheure Bedeutung zutage, die dieser Frage in seiner Vorgeschichte und in seinem Verlauf zukommt. Gerade was wir in den letzten Wochen[1]) erlebt und aus dem Munde der leitenden Staatsmänner beider Parteien gehört haben, hat das aufs neue bestätigt. Es ist die Hoffnung auf die Rückgewinnung der beiden verlorenen Provinzen gewesen, die Frankreich veranlaßt hat, in den beiden letzten Jahrzehnten den weitaus größten Teil seines beweglichen Kapitals Rußland zur Verfügung zu stellen und ihm auf diese Weise die Kriegsvorbereitungen zu ermöglichen. In derselben Hoffnung hat es in den verhängnisvollen Tagen des Juli 1914 den zum Kriege entschlossenen Machthabern Rußlands den Rücken gesteift

[1]) Der Aufsatz ist Ende Oktober 1917 niedergeschrieben worden.

Digitized by Google

gegenüber den bis an die äußerste Grenze der Möglichkeit gehenden Friedensbestrebungen der deutschen Diplomatie. Und dieselbe Hoffnung ist es, die es bewirkt, daß das französische Volk noch immer die Blutopfer trägt. Die Leute um Poincaré wissen sehr genau, daß, wenn es ihnen nicht gelingt, durch die Rückeroberung Elsaß-Lothringens das leichtbewegliche Gemüt der Franzosen in solche Hochstimmung zu versetzen, daß sie darüber alle für das Leben Frankreichs vernichtenden Folgen dieses Krieges vergessen, die Stunde des Gerichts für sie ganz persönlich schlagen wird. Deshalb halten sie fest am Krieg. Es ist nicht undenkbar, daß wir vielleicht doch schon mit England, wenn England auch im höchsten Sinne unser eigentlicher Gegner ist, eine beide Teile befriedigende Verständigungsmöglichkeit gefunden hätten, wenn nicht die Londoner Regierung mit so unbedingter Sicherheit darauf vertrauen könnte, daß ihr militärisch stärkster Bundesgenosse um Elsaß-Lothringens willen bis zum bitteren Ende weiterkämpfen wird. So ist also der eigentliche Grund für die Verlängerung des Krieges die Tatsache, daß Frankreich den Verzicht rückgängig machen will, den ihm der Frankfurter Friede auferlegt hat. Frankreich will wieder an den Rhein. Und wenn anfänglich dabei seine Blicke bloß auf Elsaß-Lothringen gerichtet gewesen sein mögen, allmählich erschienen ihm diese Provinzen nicht mehr als ausreichende Entschädigung für alles, was es gelitten hatte. Der Reichskanzler hat den Schleier gerissen von dem Geheimvertrag, den es mit Rußland abgeschlossen hat und der ihm das ganze deutsche linke Rheinufer zusicherte. Der ganzen Welt, soweit sie überhaupt sehen will, sind damit die Eroberungsabsichten unserer Feinde in krassester Deutlichkeit vor Augen gestellt worden.

Dies Streben Frankreichs nach dem Rhein hat nicht erst der Politik unserer Tage den Stempel aufgedrückt; weit reicht es vielmehr die Jahrhunderte hinauf. Es ist eine der romantischen Vorstellungen, die völlig unverlierbar der französischen Volksseele eingeprägt zu sein scheinen, daß Frankreich notwendig bis an den Rhein reichen müsse. Man kann sagen, seitdem Deutschland und Frankreich als selbständige Staaten sich gegenüberstehen, und noch weiter hinauf, seitdem es überhaupt ein Germanien und ein Gallien gibt, hat der Kampf um die Rheingrenze zwischen ihnen getobt. Er ist die Grundtatsache gewesen, die für die Gestaltung ihrer Beziehungen maßgebend geworden ist, die dauernde Hypothek, die auf der Politik beider Staaten gelastet hat. Auf uralte Tradition kann sich Frankreich bei seinem Streben berufen.

Jeder Franzose, der den Anspruch auf die Rheingrenze verfechten will, beruft sich unweigerlich zunächst einmal auf den Satz Cäsars, daß der Rhein Gallien und Germanien scheide. Eigentlich ist es ja überhaupt zwecklos, bei der Erörterung von Gegenwartsfragen auf so lang vergangene Zeiten zurückzugreifen. Wenn wir uns doch einmal darauf einlassen wollen, so können wir zur Verteidigung unseres Standpunktes darauf hinweisen, daß damals weder Germanien noch Gallien als politische Einheit angesprochen werden können. Außerdem haben die Römer, sobald sie Herren des Landes geworden waren,

Digitized by Google

zwei in ihren Anfängen ausschließlich linksrheinische Provinzen als Germania inferior und Germania superior bezeichnet und damit ihre Zugehörigkeit zu Germanien, nicht zu Gallien ausdrücklich anerkannt. Aber wir wollen uns nicht weiter in derart müßige Streitereien verlieren. Wir wollen vielmehr gern zugeben, daß die Entwicklung in einem großen Teile des Mittelalters derart gewesen ist, daß der westfränkische Einfluß sich in vielfacher Hinsicht, vor allem auch auf kulturellem Gebiete, bis zum Rhein hin erstreckt hat. Dies berechtigt aber nicht, den Umstand aus dem Auge zu verlieren, der für die Beurteilung und Schlußfolgerung den Hauptgesichtspunkt abgeben muß: seit dem Vertrage von Mersen 870 gehören die fraglichen Gebiete ganz unstreitig zum Deutschen Reich. Dieser Vertrag hat das im Vertrag zu Verdun 843 errichtete Zwischenreich Lotharingien wieder beseitigt und zum größten Teil dem ostfränkischen Reich angegliedert. Er ist die staatsrechtliche Grundlage der weiteren Entwicklung gewesen.

Der Wunsch allerdings, seine Bestimmungen rückgängig zu machen, ist immer bei den französischen Königen vorhanden gewesen. Über der gesamten französischen Geschichte in Mittelalter und Neuzeit steht als leuchtendes Ideal das Vorbild Karls des Großen. Die Franzosen betrachten ihn ganz als den Ihren. Sein Reich in vollem Umfang, also weit über den Rhein hinaus, wieder aufzurichten, blieb immer ihr höchstes Ziel. Das ewige Mißlingen dieser Pläne ist zum guten Teil schuld an der Entstehung des unversöhnlichen Hasses gegen Deutschland. Von vornherein wurde der Übergang der Kaiserwürde und damit der Vormachtstellung im mittelalterlichen Europa an die deutschen Könige als unberechtigt und als Eingriff in eigentlich Frankreich Zustehendes empfunden. Die tatsächlichen Machtverhältnisse waren aber eine Reihe von Jahrhunderten so zu Ungunsten Frankreichs, daß an die Verwirklichung des Ideals nicht zu denken war. Das Königtum hatte viel zu sehr im eigenen Hause mit der Niederwerfung der großen Vasallen zu tun, um nach außen hin starke Politik treiben zu können. Alles, was es an Kraft hierfür aufbrachte, erschöpfte es in den Kreuzzügen. Sobald jedoch ein gewisser Abschluß der inneren Kämpfe erzielt war, trat sofort die Vergrößerungstendenz hervor. Sie findet deutlichen Ausdruck um die Wende des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts in einem der kraftvollsten mittelalterlichen Könige Frankreichs, Philipp dem Schönen. Sein Kanzler Pierre Dubois hat ihm geraten, die Kaiserkrone und alles Land bis zum Rhein an sich zu reißen. Auf eine Anfrage des Kaisers erging dementsprechend die stolze Antwort, ein Bündnis mit Frankreich sei für ihn nur unter der Bedingung zu haben, daß er der Ausdehnung des französischen Machtbereichs bis zum Rhein kein Hindernis in den Weg lege.

Der bald darauf beginnende hundertjährige Krieg mit England hat natürlich alle derartigen Pläne zunichte gemacht. In schwerster Not rang das Königtum um das eigene Leben, an Eroberungen konnte es nicht denken. Kaum war aber die Gefahr beseitigt und der englische Angriff abgeschlagen, begannen sofort wieder die Versuche, sich nach Osten hin auszudehnen. Karl VII. hat 1444

Digitized by Google

offiziell kundgegeben, es sei an der Zeit, die Grenzen Frankreichs bis an den Rhein vorzurücken, und sein Sohn, der spätere Ludwig XI., zog in demselben Jahre bei Gelegenheit seines Konflikts mit der Schweiz sengend und brennend durch das Elsaß und erklärte laut, er werde die bis zum Rhein reichenden Grenzen des alten Gallien wiederherstellen.

So ist also bereits im Mittelalter Frankreichs Wunsch nach der Rheingrenze stark gewesen. Aber damals tritt er doch nur gelegentlich hervor, nur in Zeiten ganz besonderer Kraftentfaltung. Noch ist er nicht das ständig die Politik beherrschende Prinzip. Dazu konnte er erst werden infolge der Machtverschiebung, die zu Ausgang des Mittelalters in Europa vor sich ging. Das Kaisertum hatte seine Kraft erschöpft, das Deutsche Reich war infolge seiner Zersplitterung in die Einzelfürstentümer nicht mehr in der Lage, die bisherige große Rolle fortzuspielen. An seine Stelle traten die fest in sich geschlossenen Nationalstaaten, die den umgekehrten Gang der Entwicklung genommen hatten. Während Deutschland sich in immer steigendem Maße von der Einheit zur Vielheit hin entwickelte, war in ihnen, in Frankreich, England und Spanien, es dem Königtum gelungen, in hartem Ringen alle nationalen Kräfte in seiner Hand zusammenzufassen und aus dem Nebeneinander vieler Einzelherrschaften ein einziges machtvolles Gebilde zu schaffen. So ging die Leitung der europäischen Politik für die nächsten Jahrhunderte an sie über. Die neuen Staaten, und vor allem Frankreich, werden sich ihrer unverbrauchten Kräfte bewußt. Der kommende Vorstoß gegen den Rhein kündigt sich an in einem das ganze fünfzehnte Jahrhundert durchziehenden, mit ungeheurer Erbitterung und der ganzen Schwerfälligkeit des Zeitalters geführten Streit der deutschen und französischen Publizisten, zu welchem der beiden Staaten denn von Rechts wegen das linke Rheinufer zu rechnen sei. Über die Art dieses Streites hat der größte Schriftsteller des älteren Frankreich, Rabelais, die ganze Flut seines Spottes ergossen. Dennoch ist der Streit für Frankreich nicht unfruchtbar geblieben, er hat vielmehr den sehr praktischen Erfolg gehabt, daß die öffentliche Meinung sich des Gedankens der Rheingrenze bemächtigte. Damals wurde das Schlagwort immer und immer wiederholt, das seitdem die Köpfe beherrscht, daß der Rhein die notwendige natürliche Grenze Frankreichs sei. Diese Vorstellung wurde binnen kurzem so populär, daß von da an jeder Schritt nach dieser Richtung hin auf breitesten Widerhall im französischen Volke rechnen konnte. Wie stark die Anteilnahme der Öffentlichkeit an dieser Frage war, zeigt die Tatsache, daß ein im Jahre 1719 erscheinendes Verzeichnis der den französischen Anspruch verfechtenden Druckschriften bereits 360 Werke umfaßte. Das ist seitdem ins Unendliche angeschwollen, nichts hat in stärkerem Maße das Interesse des Volkes erregt, und so ist es also nicht so sehr die Regierung, es ist vielmehr die ganze Nation, die für den Eroberungsdrang verantwortlich zu machen ist.

Sehen wir uns einmal das Schlagwort vom Rhein als der natürlichen Grenze Frankreichs näher an. Auf alle die Einzelheiten dieses vielseitigen Problems kann ich mich natürlich an dieser Stelle nicht einlassen. Frankreich ist

Digitized by Google

vom Atlantischen Ozean an über die Pyrenäen, das Mittelmeer und die Alpen bis zum Schweizer Jura begrenzt durch Meer und Gebirge. Die folgerichtige Fortsetzung wäre der Vogesenkamm. Aber nein, von jetzt an soll plötzlich der Rhein das „natürlich" Bestimmte sein. In der Frage, was denn besser geeignet sei zur staatlichen Grenze, Gebirge oder Fluß, ist heute die fast einstimmige Ansicht der Geographen, daß ein Fluß nur als Notbehelf zur Grenze dienen könne, weil er tatsächlich mehr verbindet als trennt. Die historische Erfahrung stimmt durchaus hiermit überein. Aber auch wenn man der gegenteiligen theoretischen Ansicht zuneigt, zum mindesten ist doch die Forderung der Rheingrenze vollständig willkürlich. Von irgendeiner zwingenden Notwendigkeit, soweit überhaupt rein geographische Gesichtspunkte in solchen Fragen entscheidend sein können, ist hier gar keine Rede. Es sind eben die politischen Wünsche und Eroberungsabsichten, die sich hinter dem wissenschaftlichen Schlagwort versteckt haben.

Nach zwei verschiedenen Richtungen hat sich der französische Drang nach dem Rhein betätigt. Einmal nach dem Niederrhein zu; das Hauptziel war dabei das Gebiet des heutigen Belgien, wenn dieses auch nicht unmittelbar bis zum Rhein reicht. Dann gegen den Mittel- und Oberrhein. Der Wunsch war stets auf die Erwerbung aller dieser Gebiete gerichtet, aber je nach dem im Augenblick Erreichbaren wurde bald der eine, bald der andere Weg eingeschlagen, bald beide gleichzeitig. Und zwar war das wichtigere stets Belgien. Wenn die Könige auch sich häufig nur gegen den Oberrhein wendeten, so geschah das doch fast immer in der Absicht, von dort aus dann um so leichter und sicherer auch nach Belgien vorstoßen zu können. Dessen Gewinnung blieb der eigentliche Zweck, die des Oberrheins wesentlich Mittel zu diesem Zweck. Vor allem solange das Zeitalter der Kohle noch nicht eingetreten war und man nicht ahnen konnte, welch ungeheure Schätze das Saarbecken barg, mußte das hochentwickelte Belgien, das weitaus reichste Gebiet des damaligen Europa, besonders wünschenswert erscheinen. In der praktischen Politik dagegen sind die Versuche, an den Oberrhein zu gelangen, zahlreicher. Denn hier galt es nur, den verhältnismäßig nicht so furchtbar erscheinenden Widerstand des Kaisers und des Reichs zu überwinden, während im Falle Belgiens der energische Einspruch Englands mit Sicherheit zu erwarten war. Notgedrungen haben deshalb die Könige sich mit dem ihnen geringer erscheinenden Ziel abgefunden, in der Hoffnung, daß der dadurch erreichte Machtzuwachs dann ausreichen werde, um auch nach dem Höheren mit Erfolg zu greifen.

Als Gegenstück zu dem mittelalterlichen Lotharingien hatte sich im Verlauf des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts zwischen Frankreich und den Rhein das Reich der Herzöge von Burgund eingeschoben. Da seine Grenzen nur wenige Tagesmärsche von Paris entfernt waren, stellte seine Existenz eine dauernde Bedrohung der französischen Hauptstadt dar. Es war deshalb selbstverständlich, daß, als Karl der Kühne ohne männlichen Erben starb, Frankreich sein Reich für sich zu gewinnen suchte. Aber nur die Gebiete, die Burgund

Digitized by Google

als Lehen von der französischen Krone gehabt hatte, vermochte Karl VIII. an sich zu bringen. Die Hauptmasse ging mit der Hand Marias von Burgund an Maximilian von Österreich über. Dadurch wurde die bisherige Gefahr nur noch vergrößert. Das Paris bedrohende Gebiet war nun nicht mehr in der Hand eines Mittelstaates, sondern in der einer europäischen Großmacht. Notwendig ist daraus der Konflikt zwischen Habsburg und Frankreich entstanden, der dann, durch andere, nicht hierher gehörige Umstände noch genährt, sich drei Jahrhunderte hindurch als einer der ständigen Pole in den wechselnden politischen Konstellationen Europas erwiesen hat.

Karl VIII. hatte den größeren Teil des burgundischen Erbes Maximilian ohne allzuschwere Bedenken eingeräumt, weil ihn persönlich ein anderes Ziel lockte. Seine Ratgeber wiesen ihn zwar darauf hin, daß die Größe und Sicherheit Frankreichs vom Besitz Belgiens abhänge, aber er träumte von der Errichtung eines französischen Kaisertums, ihn blendete der Glanz, der noch immer von Rom ausstrahlte, und so stieg er im Jahre 1494 über die Alpen nach Italien. Die neuzeitliche Politik beginnt mit dieser Stunde. Seine Nachfolger jedoch erkannten bald, daß für derart ausschweifende Träume ihre Macht noch nicht ausreichte, und kehrten zu der verhältnismäßig bescheideneren, dem Rhein zugewendeten Politik zurück. Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts gelang der erste große Erfolg. Ermöglicht wurde er durch die Zerrissenheit Deutschlands. Der Aufstand Moritz' von Sachsen hat zwar insofern segensreich gewirkt, als er den Fortbestand des Protestantismus sicherte; dem Reiche aber hat er die schwerste Wunde geschlagen. Als Preis für die Unterstützung durch Frankreich willigte Moritz in die Abtretung von Metz, Toul und Verdun ein. Damit gewannen die Franzosen die Stellungen, von denen aus sie Lothringen militärisch beherrschten und die ihr künftiges Fortschreiten ermöglichten.

Seitdem hat Frankreich stets das in diesem Fall so bewährte Prinzip befolgt, sich auf die Opposition zu stützen, die es stets unter den deutschen Fürsten, sei es aus politischen, sei es aus religiösen Gründen, gegen den Kaiser fand. Nicht ohne eigene Schuld hat das Deutschtum so schwere Verluste erlitten. Aber nach dem ersten großen Erfolg trat zunächst ein Stillstand ein. Die Hugenottenkriege wühlten Frankreich bis in seine tiefsten Tiefen auf und erlaubten ihm keine starke äußere Politik. Erst nach Wiederherstellung des inneren Friedens hat Heinrich IV. sie wieder aufnehmen können. In Gemeinschaft mit seinem Minister Sully wies er den vorwärtsdrängenden Kräften seines Staats die Richtung nach dem Rhein, und sein Werk wurde getreulich fortgesetzt durch die beiden großen Kardinäle Richelieu und Mazarin. Als wahrhafte Staatsmänner forderten sie nicht von der Gegenwart Ergebnisse, die sich erst aus längerer Entwicklung herleiten konnten. Sie begnügten sich mit dem im Augenblick Erreichbaren und nahmen nur das, was zu behaupten sie auch tatsächlich imstande waren. Auf der systematischen Befolgung dieser Grundsätze beruhen die gewaltigen Erfolge, die sie erzielten. Die Krönung ihres Werkes bildete der Westfälische Friede, der Frankreich auch die rechtliche Handhabe bot, in allen

Digitized by Google

innerdeutschen Fragen mitzureden, und es außerdem tatsächlich am Rhein festen Fuß fassen ließ. Es wurde im Besitz des ihm von Bernhard von Sachsen-Weimar eroberten Elsasses bestätigt.

So sehr also dauernd das Streben Frankreichs auf Eroberung gerichtet war, bisher hatte es dabei doch ein gewisses Maß betätigt. Dies Prinzip außer acht zu lassen, das ist der große Fehler Ludwigs XIV. gewesen. Die ersten Jahrzehnte seiner Regierung stand auch er noch unter dem Einfluß eines klugen und maßvollen Staatsmannes, Lyonne. Dessen geschickte Ausnutzung der sich bietenden Möglichkeiten hatte eine gewaltige Hinausschiebung der Grenzen Frankreichs nach Nordosten und Osten zur Folge. In der Erkenntnis der Deutschland drohenden Gefahr hat damals Leibniz den Versuch gemacht, das Interesse Ludwigs auf koloniale Erwerbungen in Ägypten hin- und so vom Rhein abzulenken. Er hat dabei als erster den Gedanken des Suezkanals ausgesprochen. Indem er Frankreich in der Welt groß zu machen gedachte, hoffte er es zum Verzicht auf die Vorherrschaft über Deutschland bewegen zu können. Sein Vorschlag verhallte aber eindruckslos. Nach Lyonnes Tod erlag Ludwig vollständig dem Traum des Universalreichs. Er ruinierte dadurch das kunstreiche Werk seiner Vorgänger: die Uneinigkeit Deutschlands wurde unter dem Eindruck seiner Übergriffe überbrückt, zeitweise wenigstens trat ihm ein einiges Reich entgegen. Aus den gewaltigen Kämpfen gelang es Ludwig zwar, den Raub seiner ersten Regierungszeit zu retten, aber die Kriege gegen die Gesamtheit des übrigen Europa, die er durch seine Maßlosigkeit heraufbeschworen hatte, legten den Grund zu dem Zusammenbruch der französischen Kraft, der sich im Verlauf des achtzehnten Jahrhunderts immer deutlicher abzeichnete. Einige Erfolge haben allerdings auch Ludwigs Nachfolger noch erzielt, so vor allem die Eroberung Lothringens. Für Ludwig XV. war die Gewinnung Belgiens ein starr festgehaltenes Ziel. Belgien sollte der Preis der Neuorientierung der Bündnispolitik sein, die 1756 der so lange festgehaltenen Feindschaft gegen Österreich ein Ende machte. Der alte Kampf verwandelte sich in ein Bündnis gegen das neu aufsteigende Preußen. Maria Theresia sollte, sobald sie Schlesien zurückerobert haben würde, Belgien an Frankreich abtreten. Da aber der Siebenjährige Krieg diese Hoffnung auf Schlesien nicht erfüllte, mußte auch Frankreich seine Absicht aufgeben. Ein Tauschplan wurde noch einmal von österreichischer Seite aufs Tapet gebracht: Josef II. bot für die Einwilligung Frankreichs, daß Bayern Österreich einverleibt werde, einen Teil Belgiens. Der Protest Preußens machte aber einen Strich durch die Rechnung, die Besitzverhältnisse mußten auf dem alten Stand belassen werden.

Die Revolution findet also Frankreich überall zwar dem Rhein erheblich nähergerückt, erreicht hat es ihn aber nur im Elsaß. Die aggressive Politik des Königreichs erfährt durch die Errichtung der Republik in keiner Weise eine Veränderung. Im Gegenteil, was nun geschieht, ist nur die getreue Fortsetzung des Bisherigen. Neuerdings haben die Franzosen, die es ja so wundervoll verstehen, für alles eine passende Formel zu finden, die damaligen Eroberungs-

Digitized by Google

pläne dadurch zu entschuldigen versucht, daß die weltumspannenden Ideen von 1789 sich unmöglich hätten in den engen nationalen Rahmen einpressen lassen. Notwendig hätten ihre Träger daher in fremde Länder vorstoßen müssen, um diesen das Heil zu bringen, dessen sie selbst teilhaftig geworden waren. Anfänglich hat die Revolution sich in der Tat mit solcher idealistischen Ausbreitung begnügen wollen; die Girondisten, wie Dumouriez und Custine vertraten wirklich das Prinzip der Propaganda ohne Annexion. Aber die nach ihnen zur Herrschaft gelangten Jakobiner, Danton, Carnot, kehrten zur alten realistischen Politik der Eroberungen zurück. Schon Brissot hatte den Schrei nach dem Rhein ausgestoßen, und wie zu einem Dogma bekannte sich die ganze Nation zu ihm.

Dem gewaltigen Ansturm des verjüngten Frankreich erlag das alte Europa. Das große Ziel der Gewinnung Belgiens ging in Erfüllung, und nicht genug damit, auch Holland wurde in der Form der batavischen Republik als Vasallenstaat Frankreich angegliedert. Der Hauptpunkt des alten Programms war damit über alles Hoffen hinaus verwirklicht, nun schien es leicht, auch an den Mittelrhein zu kommen. Hier ist aber ein Unterschied erkennbar in der Politik des Direktoriums und der des jungen Bonaparte. Während das erstere die Rheingrenze in die vorderste Linie stellte und schon am 1. Oktober 1795 die berühmte Proklamation erließ: „Die Provinzen des linken Rheinufers sind auf ewig mit Frankreich vereinigt," legte Napoleon den Hauptnachdruck auf Italien. Ihm erschien für Frankreichs europäische Machtstellung und für seine imperialistischen Pläne der Besitz Oberitaliens als das Wichtigere. Infolge dieses Schwankens ist noch eine Reihe von Jahren vergangen, ehe tatsächlich das linke Rheinufer französisch wurde.

Es ist die große Schuld der damaligen preußischen Regierung, daß sie zuerst von allen den Wünschen Frankreichs nachgegeben hat. Um in Polen seine gefährdeten Interessen besser vertreten zu können, zog sich Preußen aus dem Krieg zurück, den es gemeinsam mit Österreich gegen die Revolution geführt hatte. In den geheimen Artikeln des Basler Friedens von 1795 war die Abtretung des ganzen linken Rheinufers vorgesehen. Bald folgte auch Österreich in Campoformio diesem Beispiel. Im Frieden zu Lunéville 1801 wurden diese bisher nur geheimen Abmachungen dann zur Wirklichkeit. Der Triumph Frankreichs war vollständig; das so lange erstrebte Ziel war erreicht, schutzlos lag Deutschland unter dem Bereich der französischen Kanonen.

So ungeheuer die Einbuße für Deutschland erschien, in ihren Folgen hat sie sich als heilsam erwiesen. Die französische Herrschaft hat nicht lange genug gedauert, um dem Deutschtum der linksrheinischen Lande Abbruch zu tun. Und außerdem mußte Preußen für das, was es auf dem linken Rheinufer abtrat, Entschädigungen auf dem rechten erhalten. Das wurde bewirkt durch die Beseitigung des weitaus größten Teils der kleinen und kleinsten Fürstentümer. Durch diese Entschädigungen erhielt Preußen eine ganz anders feste Stellung innerhalb Norddeutschlands. Zwar blieb es noch in auseinanderliegende Teile zerfallen, aber sie waren doch näher aneinander herangerückt

Digitized by Google

und forderten zu künftiger Verbindung heraus. Die Grundlage für die spätere Ausbreitung über ganz Norddeutschland hin ist damals gelegt worden. So bedeutet also der Reichsdeputationshauptschluß von 1803, in dem diese Entschädigungsfrage geregelt wurde, einerseits einen der Marksteine in der Geschichte des Auseinanderfalls des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation, andererseits aber lenkt er durch den schweren Schlag gegen die Kleinstaaterei doch schon in die Richtung auf die heutige Einheit hin. Der im Augenblick so strahlend erscheinende Sieg Frankreichs hat sich also in seinen Folgen gegen es selbst gewendet. Gerade durch die Eroberung des linken Rheinufers hat es dem künftigen Besieger die Hand zu strafferer Zusammenziehung seiner Kräfte und damit zum Aufstieg geboten. Der Augenblick des höchsten Triumphes enthält den Keim der kommenden Niederlage.

Nur wenig mehr als ein Jahrzehnt hat sich Frankreich der Verwirklichung seines Traumes erfreuen können. Der Sturz Napoleons, die beiden Pariser Frieden von 1814 und 1815 nahmen ihm wieder Holland, Belgien und die Rheinprovinz. Der sehnliche Wunsch der preußischen Patrioten, der Männer um Stein und Gneisenau, es vollends vom Rhein zurückzuwerfen, ging allerdings nicht in Erfüllung. Für ihr Programm hatte Ernst Moritz Arndt in seiner berühmten Schrift die Formel gefunden: Der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze. Sie erhofften, daß auch Elsaß-Lothringen dem Deutschtum wiedergegeben werde. Aber die Großmächte glaubten es dem Prinzip des europäischen Gleichgewichtes schuldig zu sein, daß Frankreich noch in dem Besitz der Provinzen belassen werde. Mit einem Fuß stand es also noch am Rhein, und die Folge war, daß stets sein Wunsch brennend blieb, diese Ausfallspforte gegen Osten zu verbreitern. Jedoch hat dazu seine Kraft nicht mehr ausgereicht, seitdem ist es über Pläne und Hoffnungen nicht hinausgekommen. Nie mehr wieder hat es einen tatsächlichen Fortschritt in der Richtung nach dem Rhein erzielen können.

Für Frankreichs europäische Machtstellung sind die ersten Jahrzehnte nach 1815 die Zeiten des größten Tiefstandes. Der Ehrgeiz der Nation litt furchtbar hierunter; die durch die Niederlage tödlich gekränkte Eitelkeit verlangte gebieterisch nach Wiederauffrischung des alten Glanzes. Gerade die Anhänger des Königtums mußten darauf bedacht sein, diesem Bedürfnis entgegenzukommen, denn das war der einzige Weg, wie das Königtum wieder festere Wurzel im Volke schlagen konnte. Naturgemäß richteten sich die Blicke sofort wieder nach dem Rhein. Schon auf dem Wiener Kongreß hat einer der französischen Vertreter die Kühnheit besessen, derartige Wünsche zu äußern. Auf dem Veroneser Kongreß 1823 suchte Chateaubriand den Zaren hierfür zu gewinnen, indem er Rußland als Gegengabe Konstantinopel verhieß. Schon damals also fanden Gedankengänge Ausdruck, wie sie ganz gleichartig zum heutigen Kriege geführt und seinen Verlauf bestimmt haben. Der Marquis de Polignac hat dann zu Ende der zwanziger Jahre als Minister des Auswärtigen einen phantastischen Plan ausgearbeitet, durch den er Frankreich in

Digitized by Google

den Besitz von Belgien, Luxemburg und einem Teil von Holland zu bringen hoffte und dessen Grundlage ebenfalls die Aufteilung der Türkei bildete. Er glaubte die Einwilligung aller Großmächte dadurch erkaufen zu können, daß Rußland mit der Moldau und Walachei und einem Teil Kleinasiens abgefunden werden sollte, Österreich mit Bosnien, der Herzegowina und Serbien, Preußen mit Holland und Sachsen, der König von Sachsen mit der Rheinprovinz, England mit den holländischen Kolonien und schließlich der König der Niederlande mit dem aus dem Rest der europäischen Türkei gebildeten griechischen Kaisertum, das seinen Sitz in Konstantinopel haben sollte. Durch diese ungeheuerlichen Landverschiebungen hoffte der Minister Frankreich dem Niederrhein wieder nähern zu können. Die mittelrheinischen Gebiete wären ein selbständiger Pufferstaat geworden, von dem mit Sicherheit anzunehmen war, daß er unter der Regierung des entthronten Königs von Sachsen antipreußische Politik treiben und sich Frankreich in die Arme werfen werde. Die gesamte Rheinlinie wäre auf diese Weise in den französischen Machtbereich gekommen. Der Plan, die Rheinprovinz zum Pufferstaat zu machen, ist ja heute ebenfalls wieder aufgetaucht. Die französische Regierung hat sich nach den Enthüllungen des Reichskanzlers dadurch zunächst herauszureden gesucht, daß sie gar nicht daran gedacht habe, diese rassenfremden Gebiete selbst einzustecken, sondern daß sie sie zur freien Republik habe machen wollen; auch Ribots Nachfolger Barthou hat in seiner Antrittsrede als Minister des Auswärtigen Neutralisationen gefordert. Dieser Gedanke ist also nichts Neues. Damals sollte er auch auf Belgien Anwendung finden, nachdem Polignac für seinen großen Plan nirgends Gegenliebe gefunden und die Hoffnung hatte aufgeben müssen, das Land selbst nehmen zu können. Nach der belgischen Revolution von 1830 wurde die Errichtung des neutralen Königreichs beschlossen, da keine Großmacht seinen Besitz einer anderen gönnte. Frankreich befürwortete diese Lösung in der sicheren Erwartung, daß der kleine Staat sich seiner politischen Bevormundung fügen werde. Nicht immer ist das der Fall gewesen. Aber König Albert hat schließlich dem Werben Frankreichs und Englands nicht genügend Widerstand entgegengestellt, und so ist die Katastrophe über das Land hereingebrochen, weil es die Haltung annahm, die Frankreich ihm von Anfang an zugedacht hatte.

Da es mit Belgien nichts geworden war, wandte Frankreich sich wieder dem deutschen Rheinufer zu. 1840 haben diese Forderungen des Ministeriums Thiers, das dadurch die Volksstimmung für die notgedrungen in der ägyptischen Frage bewiesene Nachgiebigkeit versöhnen wollte, bis dicht an den Rand eines gesamteuropäischen Krieges geführt. In Deutschland und Frankreich geriet die öffentliche Meinung in größte Erregung. Ähnlich dem Streit der Publizisten im fünfzehnten Jahrhundert entbrannte nun ein Streit der Dichter. In Deutschland entstand damals die „Wacht am Rhein", die zunächst allerdings weniger Beachtung fand. Das Trutzlied der damaligen Tage war vielmehr Nicklas Beckers „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein,

Digitized by Google

ob sie wie gier'ge Raben sich heiser danach schrein". Von französischer Seite antwortete darauf neben Victor Hugo vor allem Alfred de Musset mit seinem „Wir hatten ihn schon, euren deutschen Fluß, er fühlte im Nacken des Siegers Fuß". Aber über diesen literarischen Kampf ging es nicht heraus. Gegenüber der geschlossenen Phalanx des übrigen Europa mußte Thiers zurückweichen.

Für Napoleon III. war die Eroberung Belgiens deshalb von solcher Wichtigkeit, weil tatsächlich der Fortbestand seiner Dynastie davon abhing, ob es ihm gelingen werde, Frankreichs europäische Stellung ähnlich glanzvoll zu gestalten, wie sie zur Zeit Napoleons I. gewesen war. Mit verblüffender Offenherzigkeit hat er schon 1857 zu dem Prinzgemahl von England gesagt, er brauche zur Befestigung seiner Herrschaft notwendig das linke Rheinufer. Derselbe Gedanke kehrt wieder in den Besprechungen, die er 1865 mit Bismarck in Biarritz hatte, und bei Gelegenheit des preußisch-österreichischen Krieges hoffte er ihn verwirklichen zu können. Er entsandte Benedetti ins preußische Hauptquartier mit dem Auftrag, als Bedingung für seine Einwilligung in die Annexionen, die Preußen in Norddeutschland zu vollziehen im Begriffe war, das linke Rheinufer zu fordern. Ganz Belgien, Luxemburg und die Rheinprovinz mit Einschluß der Festung Mainz hoffte er zu bekommen; erreicht hat er auch nicht das geringste infolge Bismarcks unerhörter diplomatischer Kunst. Es ist staunenswert zu sehen, wie Bismarck in diesen Verhandlungen vom Juli bis September 1866 sich aus der peinlichen Lage, in die er durch Napoleons Einmischung geraten war, herauszuwinden verstanden hat. Ohne dem Gegner irgendeine reale Konzession zu machen, hat er die eigenen Ziele in vollem Umfang verwirklicht. Er hat Benedetti verleitet, ihm eine Niederschrift der Wünsche Napoleons zu überlassen. Damit hatte er ein unwiderlegliches Beweisstück für dessen Eroberungsabsichten. Er teilte es sofort den süddeutschen Staaten mit, mit denen er über den Abschluß der Bündnisse unterhandelte, und unter dem Eindruck dieser Enthüllung ließen sie sofort die Widerstände fallen, die sie bisher noch im Vertrauen auf den Rückhalt an Napoleon geübt hatten. Durch den Abschluß dieser Bündnisse und durch die gleichzeitige Verständigung mit Rußland wurde die militärische Stellung Preußens so gestärkt, daß Bismarck nun jede weitere Verhandlung über Kompensationsforderungen ablehnen konnte. Noch einmal hat sich das Schriftstück, das er Benedettis Leichtsinn verdankte, von größtem Nutzen für Bismarck erwiesen. Er hat es zu Beginn des Deutsch-Französischen Krieges im Juli 1870 in der „Times" veröffentlicht und Frankreich dadurch diplomatisch erheblich geschädigt. Gerade in England, dessen Sympathien an sich in starkem Maße zu Napoleon hinneigten, mußte es gewaltiges Aufsehen erregen, daß der Kaiser Belgien hatte nehmen wollen.

Durch seinen Mißerfolg im Jahre 1866 hat sich Napoleon keineswegs abschrecken lassen. Schon im Jahre darauf versuchte er den König der Niederlande zum Verkauf Luxemburgs zu bewegen, das damals durch Personalunion mit Holland verbunden war. Wieder hat Bismarck es verstanden, den fast

Digitized by Google

schon abgeschlossenen Handel in letzter Stunde zu hintertreiben. Er versetzte die öffentliche Meinung Deutschlands in solche Erregung, daß Napoleon vor die Wahl gestellt wurde zwischen einem Krieg mit Gesamtdeutschland oder dem Zurückweichen. Da der Kaiser sich dem ersteren militärisch nicht gewachsen fühlte, blieb ihm nur der Verzicht. Sein Vorstoß hatte ihm nur eine schwere diplomatische Niederlage eingetragen.

Der direkte Weg hatte sich als ungangbar erwiesen. So schlug Napoleon Nebenwege ein. 1868 und 1869 setzten Versuche ein, Belgien durch Zollverein mit Frankreich zu verbinden, und als das diesmal am Widerspruche Englands gescheitert war, wenigstens belgische Eisenbahnen zu erwerben. Aus Furcht vor Preußen ließ sich Belgien aber nicht auf das Angebot ein. Napoleon hielt jedoch hartnäckig seinen Plan fest, trotz allen Warnungen seiner eigenen Minister. Er brauchte eben notwendig den großen, ins Auge fallenden Erfolg; er war sich der inneren Hohlheit seiner Stellung durchaus bewußt. Wir besitzen aus dem Februar 1869 einen Brief von ihm, den er an seinen Kriegsminister Marschall Niel schrieb und in dem er von der unbedingten militärischen Notwendigkeit redete, daß Frankreich Belgien gewinne. Nicht lange darauf war es überhaupt aus mit der napoleonischen Herrlichkeit, die Republik setzte den Krieg zwar noch fort, aber ihre Leiter haben sich trotz allen bewundernswerten Kraftanstrengungen genötigt gesehen, den Verzicht auf Elsaß-Lothringen zu unterschreiben. Anstatt die erhoffte Vergrößerung zu bringen, hatte der Krieg den Traum der Rheingrenze völlig zunichte gemacht; der letzte Posten, den Frankreich noch dort besessen hatte, war verloren.

Frankreich ist nicht gewillt gewesen, diese Entscheidung als endgültig hinzunehmen. Der Leitstern der französischen Politik seit 1871 ist fast ausnahmslos die Revanche gewesen. Bismarck hat denselben Versuch gemacht wie einst Leibniz, Frankreich auf koloniale Erwerbungen hinzulenken und es dadurch zur ehrlichen Anerkennung der auf dem Kontinent eingetretenen Machtverschiebung zu bewegen, daß er ihm Gelegenheit bot, seinen Ehrgeiz und seinen Erweiterungsdrang anderweitig zu betätigen. Aber das Riesenreich, das Frankreich in seinen Kolonien erwarb, genügte ihm nicht. Wie festgebannt hingen seine Blicke an der Vogesengrenze. In systematischer Bearbeitung ist dem Volke die Notwendigkeit der Rückgewinnung Elsaß-Lothringens eingehämmert worden. Nicht einmal vor der Schule hat diese Agitation haltgemacht, in den Lehrbüchern wurde die Forderung als selbstverständlich vertreten. Jeder Versuch, ein besseres Verhältnis zu unserem westlichen Nachbarn zu gewinnen, mußte unter diesen Umständen scheitern. Wie ehrlich unsere Bemühungen in dieser Richtung gewesen sind, das hat die überaus wertvolle Publikation der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" über die Verhandlungen unseres Kaisers mit dem Zaren im Jahre 1904 gezeigt. Kaiser Wilhelm hat damals dem englischen Weltherrschaftsgelüste den festen kontinentalen Block Deutschland, Rußland, Frankreich gegenüberstellen wollen. Für Frankreich hätten sich aus dieser Politik genau wie für uns die gewaltigsten Aussichten

Digitized by Google

eröffnet. Aber sein Streben nach dem Rhein war stärker als alle realpolitischen Erwägungen. Um seinetwillen ist es in den Krieg gegangen.

Durch weite Strecken hat uns unser Überblick geführt. Unzählig sind die Kriege, die Frankreichs Forderung der Rheingrenze hervorgerufen hat. Bei fast allen kriegerischen Auseinandersetzungen hat Deutschland politisch in der Defensive gestanden. Und das Charakteristische ist, daß jede Regierung Frankreichs dieser Tendenz erlegen ist, ganz gleichgültig, welche Form sie gehabt hat, ob Kaisertum, Königreich oder Republik. Ich bin weit davon entfernt, Frankreich aus diesem Eroberungsdrang etwa einen moralischen Vorwurf machen zu wollen. Die Geschichte lehrt, daß jeder wirklich gesunde und kräftige Staat naturnotwendig das Bedürfnis empfindet, seinen Machtbereich auszudehnen und in möglichst weitem Umfang dem Ablauf der Weltgeschichte den eigenen Stempel aufzudrücken. Eine Großmacht, die gewillt ist, stillzustehen, hat ihren Höhepunkt überschritten; sie steht in Gefahr, von der vorwärtsdrängenden Kraft der anderen überflügelt zu werden. Insofern könnte der Eroberungsdrang gerade als Zeichen der inneren Gesundheit Frankreichs gedeutet werden, die ja auch zweifellos bei uns unterschätzt worden ist. Aber so etwas Gesundes und Natürliches er an und für sich sein kann, er ist das nicht mehr, wenn er den Grad annimmt, daß er sich auf Ziele richtet, die zu besitzen aus irgendeinem Grunde militärischer, wirtschaftlicher oder sonstiger Natur sehr erfreulich wäre, deren Gewinn aber ohne wirkliche Lebensnotwendigkeit dem bisher einheitlich geschlossenen Staat Fremdkörper einfügen und so den Keim innerer Zersetzung legen würde. Zwar bin ich überzeugt, daß wir nicht mehr im Zeitalter des Nationalstaates stehen. Ich glaube vielmehr, daß Lloyd George mit seinem neulichen Ausspruch, der aus seinem Munde allerdings besonders überraschend klang, durchaus recht hat, daß heute die Idee des Nationalstaates überwunden sei durch die der großen Weltreiche. Das Nationalitätsprinzip hat im neunzehnten Jahrhundert im Vordergrund gestanden und sich fruchtbar erwiesen, im zwanzigsten hat es sich überlebt. Dennoch haben wir mit der Tatsache zu rechnen, daß der Kern dieser großen Reiche doch seine Kraft besitzt durch den Rückhalt an der Nation. Diese Kraft, die sie erst zu der weltpolitischen Betätigung befähigt, wird zweifellos beeinträchtigt durch den Zusatz solcher Fremdkörper. Frankreich hat diesen Fehler nicht vermieden. Der englische Historiker John Holland Rose hat deshalb mitten im Kriege eine Warnung an die französischen Annexionisten ergehen lassen und den Gedanken der Einverleibung des linken Rheinufers als äußerst unheilvoll bezeichnet. Wir wollen uns Frankreichs Beispiel zur Warnung dienen lassen und uns davor hüten, in ähnliche Fehler zu verfallen, die für unsere künftige Entwicklung verhängnisvoll werden könnten.

Und zweitens wird der Eroberungsdrang dann zu etwas Krankhaftem und Gefährlichem, wenn er die objektiv gegebenen Verhältnisse aus dem Auge verliert. Er darf sich nicht auf solche Dinge richten, die zu behalten die eigenen Kräfte nicht ausreichen. Frankreich hat sich nicht am Rhein behaupten können, weil es durch diese Machtvergrößerung eine alle kontinentalen Staaten über-

Digitized by Google

ragende Stellung errungen hätte. Jedesmal ist deshalb auf einen solchen Vorstoß die Reaktion in Gestalt eines Bündnisses der anderen eingetreten. Solange sich ein Staat also nicht die Kraft zutraut, ganz allein allen anderen gewachsen zu sein, so lange darf er nicht nach Eroberungen greifen, die die bestehenden Machtverhältnisse entscheidend verändern würden. Aus diesem Grunde hat noch in Friedenszeiten, als die Maßstäbe objektiver Forschung noch nicht verloren gegangen waren, einer der ersten Historiker Frankreichs, Albert Sorel, das Streben nach dem Rhein verurteilt; er hat offen zugegeben, daß es eine Unsumme von zu vermeidenden Kriegen veranlaßt hat. Zwar hat Frankreich sich immer darauf berufen, daß es die Rheingrenze ja zur Abrundung seines Nationalkörpers brauche, daß es also nicht gegen die eben aufgestellten Prinzipien verstoße. Aber die Erfahrung zeigt, daß dies nur den Vorwand abgibt, hinter dem sich einfache Eroberungsabsicht verbirgt. So oft die Franzosen tatsächlich den Rhein erreicht haben, sind sie dort keineswegs stillgestanden, gleich ging dann ihr unersättlicher Ehrgeiz über die bis dahin als „natürlich" bezeichnete Grenze hinaus. 1648 haben sie auf dem rechten Rheinufer Breisach und das Besatzungsrecht in Philippsburg behalten, Freiburg hat ihnen eine Zeitlang gehört, während der Revolutionszeit haben sie sich außer Holland u. a. die rechtsrheinischen Brückenköpfe Kehl und Hüningen gesichert. Keineswegs sind es nur Ludwig XIV. und Napoleon gewesen, die über den Rhein hinweggegriffen haben. So oft einer französischen Regierung diese Möglichkeit sich bot, hat sie mit beiden Händen zugegriffen. Der Eroberungsdrang ist hier eben nicht diktiert durch Notwendigkeiten des nationalen Lebens, er ist vielmehr ein Ausfluß des ruhmbegierigen Volkscharakters. „La France s'ennuie," hat Lamartine warnend kurz vor der 48er Revolution seinem König zugerufen. Das Land verträgt es nicht, stillzusitzen und sich mit den Früchten normaler Entwicklung und stetiger Arbeit zu bescheiden. Das Urteil, das Carlyle in seinem berühmten offenen Brief vom November 1870 gefällt hat, besteht durchaus zu Recht: „Kein Volk hat je einen so schlimmen Nachbarn gehabt wie Deutschland an Frankreich seit 400 Jahren; schlimm in jeder Art, unverschämt, räuberisch, unersättlich, unversöhnlich, immer angriffslustig." Krankhafte Sucht nach „Gloire" hat stets die französische Politik beherrscht. Sie ist es, die immer wieder das Streben nach dem Rhein hervorgerufen hat. Sie ist damit die Ursache so manchen glänzenden Erfolges geworden, aber auch so mancher Katastrophe. Keine von diesen Katastrophen wird sich an Tragweite der Wirkungen mit der vergleichen können, die es heute auf das eigene Haupt herabgezogen hat.

Alle die Versuche Frankreichs, sich am Rhein festzusetzen, sind im letzten Jahrhundert deshalb gescheitert, weil sie stets auf den einmütigen Widerstand Gesamtdeutschlands stießen. In diesem Punkte fand sich die ganze Nation zusammen. Wurde doch hier eine Stelle getroffen, die nicht nur das Lebensinteresse Deutschlands auf das unmittelbarste berührte, sondern in der auch das deutsche Ehrgefühl ganz besonders empfindlich war. Dank dieser Einmütigkeit

Digitized by Google

ist es gelungen, die Absichten des Feindes zuschanden zu machen. Nie hat sich diese Einmütigkeit herrlicher bewährt als in unseren Tagen. So scharfe Formen heute leider die innerpolitischen Kämpfe angenommen haben, sowenig mehr vom Burgfrieden die Rede sein kann, darin sind wir doch alle bis auf den letzten Mann in felsenfester Einigkeit verbunden, daß die Frage der Rheingrenze oder auch nur eines Teiles der Rheingrenze überhaupt keine Frage sein darf. Der Rhein muß deutsch bleiben. Sie sollen ihn nicht haben, und sie werden ihn nicht haben. Und wenn auch die ganze Welt Frankreich ihren Beistand leiht, der klare, seiner selbst sichere Wille des deutschen Volkes steht dem gegenüber. Er wird es verhindern, daß solche Wünsche zum Ziele kommen.

Über den Adel in Rußland

Von

Dr. G. Baron Manteuffel

Allgemein wird die Umwälzung in Rußland als eine Folge jahrhundertealter Unterdrückung und Mißregierung angesehen, als eine Reaktion der leidenden Massen gegen eine korrumpierte Oberschicht. Dabei werden Vergleiche mit der großen Französischen Revolution gemacht unter der stillschweigenden Voraussetzung, daß die Verhältnisse vergleichbar seien. Eine derartige Betrachtungsweise aber löst die Frage nur für denjenigen, der alles mit dem Gemeinplatz, „der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht", lösen zu können glaubt. Diese vermeintlichen Ursachen sind jedoch nur die Folgen anderer, und einer eingehenden historischen Untersuchung wird es bedürfen, um das letzte Prinzip zu ergründen, welches den Untergang oder zum mindesten einen völligen Umschwung in der Geschichte des größten zusammenhängenden Weltreiches hervorgerufen hat.

Die erste große Umwälzung erlebte Rußland, als es Peter der Große vermittelst Reformen und Eroberungen zu europäisieren versuchte. Zu Anfang der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts setzte eine rückläufige Bewegung ein, die im Panslawismus ihren Ausdruck fand. Schon Bismarck hat den Umwandlungsprozeß klar erkannt, indem er in seinen „Gedanken und Erinnerungen" die russische Gesellschaft in drei Gruppen teilte: die alte Generation ist nicht nur westeuropäisch gebildet, sondern hat in mancher Beziehung, namentlich in ihrem weiblichen Teil, einen ungewöhnlichen Grad der Verfeinerung ästhetischer Lebensformen erreicht. Die jüngste dagegen gebärdet sich nationalrussisch, und da ihr eigene wirkliche Kulturquellen nur in sehr geringem Maße zu Gebote stehen, so muß sie auf diese Güter verzichten. Noch heute kann jeder, der in Rußland gelebt hat, ähnliche Beobachtungen anstellen.

Das Rußland Nikolaus' II. und das Alexanders I. hatten sich in den Augen der Öffentlichkeit kaum verändert, weil Gestalt, Verfassung und Re-

Digitized by Google

gierung des Landes fast die gleichen geblieben waren. Daß diese Stagnation eine rein äußerliche war, beweisen die Ereignisse dieses Jahres. Mühelos entpuppte sich aus der grauen, altbekannten Hülle wenn auch kein leuchtender bunter Schmetterling, so doch ein Wesen, das von denen, die Rußland kannten, längst als das eigentliche russische Gesicht betrachtet, von den Fernerstehenden aber als etwas Unerwartetes und Unglaubliches angestaunt wurde. Die gesamte russische Geschichte läßt sich als ein Kampf zwischen Orient und Okzident auffassen, bald dominiert das eine, bald das andere Element im Volkskörper und offenbart sich in den verschiedensten Formen. Unter dem Einfluß der Waräger schien anfänglich eine Hinneigung nach dem Westen einzusetzen. Die Zersplitterung in viele Teilfürstentümer erinnert an deutsche Verhältnisse. Aber das verbindende Element, das die Länder Westeuropas mit einem gemeinsamen Bande umschloß, die katholische Kirche mit dem Papsttum als Oberhaupt, fehlte. Das aus Byzanz übernommene Christentum hatte einen östlichen Anstrich. Orientalisch war auch die Toleranz der griechischen Kirche, obgleich sie ihre Anhänger hermetisch von den Andersgläubigen abschloß. Die Inquisition oder Hexenverfolgungen sind ihr fremd, und alles, was auf diesem Gebiete an religiöser Unduldsamkeit geschehen ist, ging von der weltlichen und nicht von der geistlichen Macht aus. Seit Peter dem Großen ist die letztere von der ersteren völlig abhängig. Bis dahin standen sich beide ziemlich ebenbürtig gegenüber, im Zaren bzw. Patriarchen ihre höchsten Vertreter findend. Die Dynastie Romanow beginnt damit, daß der Sohn Zar, der Vater Patriarch war.

Die inneren Kämpfe, Zwistigkeiten mit halbwilden Nomadenvölkern und die Tatarenherrschaft vernichteten die an sich lockeren Beziehungen zu Westeuropa. Das russische Mittelalter ist von dem europäischen grundverschieden.[1]) Rußland schloß sich ab wie China, wurde despotisch regiert wie das Reich des Moguls, gewann an Ausdehnung, weil es keine natürlichen Grenzen fand und keine kraftvollen Nachbarn hatte. Wo es aber in Berührung mit dem Westen trat (Polen, Schweden, der Orden), erlitt es fast immer Niederlagen. In dieser Zeit fand eine starke Vermengung des slawischen Blutes mit mongolischem statt. Moskau selbst steht auf finnischem Boden. Neben den alten Adelsgeschlechtern, die stolz darauf sind, von den germanischen Warägern zu stammen (Rurikowitschi), tauchen eine Reihe von Familien auf, die tatarischen Ursprungs sind, andere haben merkwürdigerweise trotz russischer Namen deutsche Stammväter (Puschkin, Nechljudow u. a.). Viele wanderten aus Polen und Litauen ein. Da die Abschließung nach unten keine so strenge wie zur selben Zeit in Westeuropa war, so ging eine Vermengung der verschiedenen Volksschichten ziemlich rasch vor sich. Dem Russen ist der ständische Aufbau ursprünglich fremd, und er ist stolz darauf. Wenn er trotzdem bis jetzt, und sicher nicht zum Schaden Rußlands, bestanden hat, so war es eine, vorzugsweise früheren

[1]) Jedes Lehrbuch, jeder Lehrer predigt seinen Schülern, daß Rußland schon deshalb dem Westen unendlich überlegen sei, weil es „das Feudalsystem mit seinen schlimmen Folgen" nicht gekannt habe.

Digitized by Google

deutschen Verhältnissen, nachgebildete Einrichtung Peters des Großen. Er suchte Rußland, das innerlich und mit Erfolg auch äußerlich (Eroberung Sibiriens) orientalisiert war, umzuwandeln. Preußen und Holland schwebten ihm dabei als Beispiel vor. Rein formal hatte er Erfolg. Es gelang ihm, über die Ostseeprovinzen die Verbindung mit Europa herzustellen und Armee und Regierung wie in anderen Kulturstaaten zu organisieren, aber mit Mitteln, die barbarisch waren und in denen sich der orientalische Despot offenbart. Wenigen ist bekannt, daß weite Kreise in Peter den Antichrist sahen, was verständlich ist, denn seit dem Eintritt in die europäische Staatengesellschaft hat das Volk mehr zu leiden gehabt als früher. Mit den endlosen Kriegen mehrten sich die Steuern. Es entstand ein stehendes Heer, das für jeden, und besonders den unkriegerischen Russen, eine wahre Hölle genannt werden kann. Der Kriegsdienst war ihm wesensfremd. Alle militärischen Ausdrücke waren fremden Sprachen entnommen, die Kampfesweise ungewohnt,[1]) die oberen Führer zum großen Teil nicht des Russischen kundige Ausländer. Jedesmal, wenn in Preußen die Armee einen besonderen Aufschwung genommen hatte, setzte in Rußland eine Anspannung ein, die, militärisch wertlos, das Volk peinigte. Unter dem Einfluß Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen betrieben Peter III. und Paul I. eine ebenso törichte wie grausame Soldatenspielerei. Die Freiheitskriege und die allgemeine Wehrpflicht in Preußen begünstigten indirekt die berüchtigten Militärkolonien Araktschejews in der zweiten Hälfte der Regierung Alexanders I. und den Gamaschendienst Nikolais I. Die Siege von 1864, 1866 und 1870 brachten Rußland die allgemeine Dienstpflicht, aber ohne, wie bei uns, Heer und Volk zu einem gemeinsamen Ganzen verschmelzen zu lassen.

Seit Peter dem Großen wurde die Leibeigenschaft immer drückender. Sie erreichte ihren Höhepunkt unter der deutschen Prinzessin Katharina II., deren Sohn und Großsöhnen. Je mehr der Adel seinen Gütern fern blieb, desto weniger kümmerte er sich um sie, überließ seine Bauern der Willkür habsüchtiger Beamten, die nicht, wie häufig in Polen, ein eingewandertes Element darstellten, sondern fast stets dem örtlichen bäuerlichen Milieu entstammten. Je mehr das Stadtleben des Adels zunahm, desto größer wurde der Aufwand, den die Hörigen aufbringen mußten. Freiwillig hat der russische Adel seinen Grund und Boden nicht verlassen. Peter wollte aus ihm seinen Beamten- und Offizierstand bilden, wie es in Preußen etwa seit dem Großen Kurfürsten und Friedrich Wilhelm I. der Fall war. Aber wiederum in echt orientalischer Weise sollte dies erreicht werden. Durch einen Ukas ward der Adel zum — anfänglich lebenslänglichen — Staatsdienst gezwungen und in ein ähnliches Verhältnis zum Staate versetzt wie der Leibeigene ihm gegenüber. Als diese Bestimmungen unter späteren Herrschern aufgehoben wurden, war es zu spät.

[1]) Im 18. Jahrhundert war es den Truppen bei schwerer Strafe verboten, beim Angriff irgendeinen nationalen Kriegsruf auszustoßen.

Digitized by Google

An die Arbeit für das Reich hatte sich der Adel zwar nicht gewöhnt, aber an das Hofleben mit seiner Günstlingswirtschaft. Seit Peter setzte ein ununterbrochener Zustrom fremder Elemente nach Rußland ein: Franzosen (Richelieu), Italiener (Paulucci, Pozzo di Borgo), Engländer und Schotten (Gordon) und Deutsche in buntem Durcheinander. Nach der Eroberung des Kaukasus kamen noch eingeborene Fürsten, Armenier und Georgier (Loris Melikow, Bagration, Gurko) hinzu, die sich bald mit dem alten und neuen Adel verschwägerten. Die Zahl der Deutschen ist so groß, daß, wenn man sie aufzählen wollte, die ganze russische Geschichte an einem vorüberzöge. Sie waren die einzigen, welche es zu dauerndem Einfluß brachten. Wer sich gründlicher mit dem Studium der Geschichte Rußlands befaßt, wird erkennen, daß man sich eher die historischen russischen als die deutschen Namen wegdenken kann. Dabei sind zwei Momente in Betracht zu ziehen. Erstens müssen wir zwei Gruppen von Deutschen unterscheiden, welche Rußland ihre Kräfte zur Verfügung stellten. Die erste, kleinere, sind die Balten (die bekanntesten sind wohl Barklay de Tolly und Todleben), die andere, wesentlich größere, ist aus dem Reiche eingewandert (so Münnich und Ostermann). Häufig werden Vertreter dieser letzteren Gruppe ihrer Namen wegen für Balten gehalten (wie z. B. Benkendorf, Nesselrode, Winzingerode, Bennigsen und viele andere). Daß diese Personen in russische Dienste traten, ist nicht mit dem Mangel an Nationalgefühl zu erklären. Fremde Dienste suchen war damals eine allgemein übliche Art, sein Brot zu verdienen, und diese Art unterlag wie alles dem Prinzip von Angebot und Nachfrage. Aus hier nicht zu erörternden Gründen war das Angebot in Deutschland und die Nachfrage in Rußland am höchsten. Eine Ausnahme machte nur Preußen, wo sich die Nachfrage mit dem Angebot im Lande so deckte, daß selbst der später so berühmte Feldmarschall, der Livländer Gideon Freiherr v. Laudon, keine Verwendung finden konnte.

Die zweite eigentümliche Erscheinung ist die, daß fast alle Fremden als Staatsmänner auf dem Gebiet der äußeren Politik, als Feldherren oder Leiter des Finanzwesens (so die Grafen Kankrin, Reutern und Witte) tätig gewesen sind. Hervorragendes in der inneren Politik haben nur der Balte Graf Sievers und vielleicht noch Richelieu geleistet. Alles andere ist Nationalrussen überlassen worden. Dies läßt sich zum Teil dadurch begründen, daß die Fremden in kein engeres Verhältnis zum russischen Volke traten. Sie dienten nicht ihm, sondern dem Staate bzw. dessen Herrschern. Ehrlicher als die Russen und nach deutscher Art treu und zuverlässig, ersetzten sie das den Russen völlig abgehende Organisationstalent.[1]) Die Sprache und Kultur der Regierten blieb ihnen unbekannt, denn die Bildung der oberen Schichten war französisch, oft im besten Sinne des Wortes. Aber sie erschwerte das Ein-

[1]) Noch im Jahre 1912 sagte mir der Leiter einer sogenannten Senatorenrevision in Turkestan, daß er im Finanzressort keinerlei Unregelmäßigkeiten vorgefunden habe und er sich dieses nur als eine Folge der starken Besetzung mit deutschen Beamten erklären könne.

Digitized by Google

dringen in die Volksseele. Diese französische Bildung hat sich länger erhalten als anderswo, und mit ihrem Schwinden, das im Rückgange der Bedeutung der Aristokratie zugunsten eines absolutistischen und demokratischen Tschinownikstums parallel ging, bewahrheitete sich der Spruch: „Grattez le Russe et vous trouverez le Tatare," immer mehr. An der Speranskischen Gesetzgebung, der Bauernbefreiung (zur Zeit der Stolypinschen Agrarreform kam sie nicht mehr in Betracht) haben Deutsche keinen führenden Anteil gehabt. Daß die Bauernbefreiung verfehlt angelegt war, ist bekannt.

Die Zeit von Peter I. bis zu Ende der Regierung Alexanders II. ist ein seltsames Gemisch von deutscher Staatskunst mit orientalischen Mitteln und Zielen. Solange der Bauer Steuern zahlte und Rekruten stellte, waren die Machthaber zufrieden. Beides ermöglichte eine ununterbrochene Eroberungspolitik, die unleugbar die größten Erfolge hatte. Unter dem Einfluß russisch-französischen Wesens offenbarten Deutsche große diplomatische Gaben. Es ist leichter und bequemer, mit fremden Staaten zu verhandeln oder mit stehenden Heeren Schlachten zu schlagen, weil es sich jedesmal um einigermaßen feste Größen handelt, als fern von den wenigen Zentren des geistigen Lebens ohne Hilfe eines tüchtigen Mittelstandes und Großgrundbesitzes ein begabtes, aber für systematische Arbeit verständnisloses Volk zu regieren. In dieser Zeit herrschte der russische Adel, d. h. die nicht russischen oder altrussischen Elemente in ihm, unter Herrschern, die weder wie Russen aussahen noch ihr Volk wirklich kannten. Fast alle Einrichtungen waren äußerlich deutschen Mustern nachgebildet: die Mittelschulen, Kadettenkorps und Universitäten. Aber so zügellos sich die letzteren später gebärdeten, so despotisch und kulturfeindlich waren die Maximen, nach denen über 150 Jahre lang die russische Jugend erzogen wurde. Das Heer glich äußerlich dem preußischen und hat gegen schwache Gegner (Türken, Schweden, Kaukasier und die Stämme Transkaspiens) Siege erfochten. Wahrscheinlich, weil die Offiziere von kriegerischerem Geiste erfüllt waren als jetzt. Die Nachäffung der deutschen Form, der ein asiatischer Inhalt gegeben war, hat zu dem hier immer wieder angezweifelten, scheinbar grundlosen Haß gegen deutsches Wesen beigetragen. Die Russen sahen nur, daß alles Neue ihrer Natur zuwider war und daß sie darunter litten. Aber sie erkannten nicht, daß der eigentliche Grund ihres Unglücks ihre eigenen Fehler waren, die sie in alles hineinlegten, was in anderen Ländern sich bewährt hatte.

Nach den Freiheitskriegen, also während der sogenannten zweiten Epoche der Regierung Alexanders I., begannen jene langsamen Umwandlungen in die Struktur des russischen Volkes, welche ihren vorläufigen Abschluß in den gegenwärtigen Ereignissen gefunden zu haben scheinen. Dieser Umwandlungsprozeß kann hier natürlich nur ganz kurz skizziert werden ... Allmählich hörte der Zustrom von Ausländern, welche im russischen Staatsdienste ihr Glück suchten, auf. Der deutsche Ersatz beschränkte sich auf die Ostseeprovinzen. Immerhin spielten noch einige aus Deutschland stammende Edelleute unter Nikolaus I. eine Rolle, so Diebitsch und vor allem Nesselrode als Leiter der auswärtigen

Digitized by Google

Politik. Unter Alexander II. verschwinden auch diese und treten nur noch Deutsche im Hofdienst hervor (die Grafen Adlerberg). Die Vermischung russischer Familien mit den Emporkömmlingen aus der Fremde ging sehr rasch vonstatten, zumal da letztere fast ausnahmslos altadligen Geschlechtern entstammten, der russische Adel dagegen sehr viele Glieder aufwies, die geradezu aus der Hefe des Volkes stammten (Menschikow, Orlow, Rasumowski und viele andere). In keinem europäischen Staat ist die Möglichkeit so groß, von der tiefsten zur höchsten Stufe der sozialen Leiter zu gelangen. Aber gerade die nationalrussischen Emporkömmlinge sind es, die bis auf einen (Speranski) dem Lande nie genützt, sondern ihre Stellung in der unerhörtesten Weise mißbraucht haben. Zahlreiche Analogien ließen sich in der Geschichte orientalischer Völker finden. Als Peter der Große das Rangklassensystem für den Heeres- und Beamtenkörper schuf, entlehnte er es westeuropäischen Mustern. Aber das russische Tschinwesen läßt sich gleichfalls mit dem chinesischen Mandarinentum vergleichen. Der Orient, welcher bis vor kurzem den Absolutismus als einzige Regierungsform kannte, ist adelsfeindlich. Für Tradition, Schaffung sozialer Gliederung durch Vererbung, hat der Russe wenig Sinn. Das Wort „Zuchtwahl" ist ihm fremd. Im Laufe der Zeit hat der hohe russische Adel seine führende Stellung für immer an das Beamtentum abgegeben. Unter der Regierung der letzten beiden Kaiser war sein Einfluß sehr gering. Sogenannten großen Familien entstammten nur wenige führende Persönlichkeiten. In diesem Kriege ist überhaupt keines ihrer Glieder irgendwie hervorgetreten.

Das Beamtentum ist auf denkbar demokratischster Basis aufgebaut. Das Kliquen- und Konnexionswesen spielt eine gewaltige, ja die ausschlaggebende Rolle. Bedeutungsvoll ist aber nicht die Angehörigkeit zu einer vornehmen Familie oder gute Beziehungen zu einer solchen. Um vorwärts zu kommen, bedarf es der Unterstützung der über- oder beigeordneten Beamten, die sehr oft den einfachsten Kreisen entstammen. Ähnliches läßt sich von der Armee sagen. Ihr Offizierkorps hat sich ständig verschlechtert. Wenn man Schilderungen früherer Kriege mit solchen aus dem japanischen und dem gegenwärtigen vergleicht, die Rußland gegen Staaten führen mußte, die eine streng aristokratische Verfassung ihrer Offizierkorps aufweisen, so kommt man zu dem Schluß, daß die Fähigkeit, dem Soldaten durch persönliche Tapferkeit und freiwillige Aufopferung als Vorbild zu dienen, gewaltig gesunken ist. Eine Ausnahme machte die Garde mit ihrem mehr oder weniger aristokratischen Ersatz und auf anderem Gebiet das immer noch sehr exklusive diplomatische Korps. Die Leistungen beider erheben sich auch weit über das sonst für Rußland übliche Niveau. Gewiß entzieht sich der Adel auch heute noch weder dem Staats- noch dem Kriegsdienst. Täte er es und kümmerte er sich mehr um seinen Grundbesitz, so wäre es besser um beide bestellt. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war aber der Adel nicht mehr das, was er noch vor hundert Jahren darstellte. Dadurch, daß jeder Offizier persönlicher, jeder höhere Offizier oder

Digitized by Google

Beamte erblicher Edelmann wird,[1]) sind ihm Elemente zugeführt worden, die in keiner Weise den Ansprüchen, welche ein Stand an sich zu stellen verpflichtet ist, genügen. Auch die wenigen Deutschen, welche eine führende Rolle spielen oder spielten, sind, sofern sie nicht völlig verrußten und der Heimat längst entfremdeten baltischen Familien entstammen, bescheidenen Ursprungs (die Brüder Plehwe, der frühere Armeeführer und der ermordete Ministerpräsident, Trepow-Treppauf, Witte, Stößel, die Diplomaten Hartwig und Giers). Die Leistungen der meisten dieser Deutschen lassen sich nicht mit denjenigen vergleichen, welche das Hauptverdienst an der Schaffung des russischen Weltreiches hatten.

Der Hauptgrund, weshalb das deutsche Element endgültig und mit ihm der Adel zurückgedrängt wurde, war aber das Aufkommen des Panslawismus. Dieser war deutschfeindlich und demokratisch. Seine Deutschfeindlichkeit richtete sich vorzüglich gegen die Balten, die er aus allen Stellungen auch außerhalb ihrer Heimat zu verdrängen suchte, was diese damit beantworteten, daß sie wegen der maßlosen Unterdrückung ihres Volkstums sich freiwillig immer mehr aus dem Staatsdienst zurückzogen und nur diejenigen in ihm verblieben, deren wirtschaftliche Notlage sie dazu zwang. Dies war namentlich in dem von der Natur weniger gesegneten und klimatisch benachteiligten Estland der Fall. Dem russischen Adel selber, d. h. dem höheren, brachte der Panslawismus ebenfalls kein Wohlwollen entgegen. Schon die vielen fremden Namen, die Abstammung so vieler Familien aus dem „verdorbenen Westen", ließen ihn nicht als etwas National-Russisches im Sinne der Panslawisten erscheinen. Die Kultur dieses Adels war auch in Wahrheit keine russische. Als die höheren Schichten in anderen Ländern längst zum ausschließlichen Gebrauch der Muttersprache übergegangen waren, gab man in Rußland noch immer dem Französischen den Vorzug. Daß es die adligen Dichter Puschkin und Lermontow waren, die die heimische Literatur zu einer bis dahin unerreichten Höhe führten, wurde geflissentlich übersehen. Man machte ihnen zum Vorwurf, daß sie fremden Vorbildern folgten (Byron). Die russische Aristokratie hatte sich zu viel im Auslande aufgehalten — allerdings ohne ihre Zeit und Geld nutzbringend zu verwenden —, um von der Überlegenheit des eigenen Volkstums völlig überzeugt zu sein. Der Panslawismus und das Beamtentum gingen zusammen, den Zaren nach dem Prinzip „und der König absolut, wenn er unsern Willen tut" von sich abhängig machend. Diese Richtung, der sich später die liberale imperialistische Bourgeoisie bezüglich der äußeren Politik anschloß, führte zur Katastrophe des Jahres 1914 und seinen Folgen. Der Journalist Katkow war der Vater jener Theorie, die lehrte, daß der Staat sich nur auf den Bauer und den Gemeinbesitz stützen müsse und damit der Aristokratie der Geburt, der Bildung und des Besitzes den Krieg erklärte. Das Beamtentum gewann dabei, denn es setzte sich an die Stelle, welche bei einer weitgehenden

[1]) Dem Russischen ist das „von" fremd.

Digitized by Google

Selbstverwaltung die gebildeten Teile des Volkes eingenommen hätten. Inwieweit der Großgrundbesitz noch fähig war, an der Selbstverwaltung und Erziehung des Bauern teilzunehmen, ist eine andere Frage. Turgenjew und Tolstoi schildern uns alle die Personen, welche bereit waren, für das Wohl ihrer Untergebenen zu arbeiten, als sehr edle, aber zu nüchterner Tätigkeit durchaus unfähige Menschen. Wir finden da Anglomanen, Marxisten, religiöse Schwärmer und liberale Theoretiker, die mit großen, ehrlich gemeinten Worten um sich werfen, aber keine energischen, zielbewußten Naturen. 1864 hat Alexander II. die Semstwoverfassung eingeführt. 1890 wurde sie von seinem Nachfolger eingeschränkt, indem die Beschlüsse der Semstwo von der Genehmigung durch die Gouverneure abhängig gemacht wurden. Die prinzipielle Unterstützung der Bauernschaft auf Kosten der anderen Kreise traf den Adel am stärksten und schaltete ihn völlig aus, wenn er, was oft der Fall war, nicht im Strom des Beamtentums untertauchte, um sich bald in nichts mehr von seinen Kollegen verschiedensten Ursprungs zu unterscheiden.

Die Selbstherrscher, bis auf das Äußere der früheren Generation wenig glücklicher deutsch-russischer Blutmischung entsprossen, sind stets in den Fehler verfallen, europäische Formen mit orientalischen Regierungsmaximen verbinden zu wollen. Unter solchen Vorbedingungen konnte keine politisch und militärisch tüchtige Aristokratie entstehen. Wenn trotzdem Ausnahmen nicht gar so selten waren, so liegt der Grund, wie schon ausgeführt wurde, darin, daß westeuropäische Menscheneinfuhr und Kultureinflüsse zu Zeiten sehr starke waren. Wie alle Orientalen, hat auch der Russe keinen Sinn für den Aufbau der menschlichen Gesellschaft in Form einer Pyramide, wo ein Stein den andern trägt, einer ohne den andern nicht denkbar ist, wenn nicht das ganze Gebäude seine nach oben strebende Form verlieren soll. Kein Volk ist der extremsten Demokratie so zugänglich wie das russische. Nicht weil es auf Grund einer aus den verschiedensten Ursachen entstandenen Weltanschauung sich von ihrer Richtigkeit überzeugt hat, sondern weil sie ein Teil seines Wesens ist, ohne welche es selber, seine Literatur, Geschichte, seine besten und seine schlechtesten Vertreter undenkbar wären.

Der russische Adel hat seine Kräfte nicht aufopfernd dem Staate zur Verfügung gestellt wie der preußische, nicht wie der englische dem Lande eine liberale und zugleich aristokratische Struktur gegeben, in dem eine an der Regierung teilnehmende Bevölkerung sich seiner Führung willig unterordnete. Auch die Aristokratien des alten Frankreich und Rußland lassen sich nicht vergleichen. Erstere hat der gesamten Kulturwelt, nicht zum mindesten der russischen, ihre Lebensformen für Jahrhunderte oktroyiert. Und wenn sie auch das Regieren verlernt hatte, so verstand sie doch, durch ein rühmliches Ende, durch Treue an das angestammte Herrscherhaus manche Schuld zu sühnen. Wenn, wie wir sahen, eine Reihe der positiven Eigenschaften westeuropäischer Erziehung und Blutmischung entsprangen, so sind die negativen großrussisch-orientalischen Ursprungs. Die in Asien üblichen Palastrevolutionen sind auch

Digitized by Google

in Rußland keine Seltenheit gewesen. Anstatt in positiver Mitarbeit zum Wohle des Ganzen die trostlosen innerpolitischen Verhältnisse zu heben und so den Beweis für die Unentbehrlichkeit seines Standes zu geben, haben gerade die besten Köpfe ihre Gaben in Verschwörungen, unfruchtbarer schriftstellerischer polemisierender Tätigkeit vergeudet. Die Verschwörungen des 17. Jahrhunderts beschränkten sich gewöhnlich auf einige Schlösser und öffentliche Gebäude in und um Petersburg und betrafen nur die Person des Herrschers oder noch häufiger die der Herrscherin. Der Dekabristenaufstand ist der Übergang von der alten zur neuen Zeit. In althergebrachter Weise sollte mit Hilfe der Garde ein anderer Zar auf den Thron erhoben werden. Das Hauptziel war ein modernes, von der Französischen Revolution geborenes. Seitdem hat der russische Adel keine Palastrevolutionen mehr angezettelt. Aber seine jungen Kräfte gingen wie die armen Studenten aller Fakultäten „unter das Volk", um anarchistische und sozialistische Lehren zu predigen, den Tod oder Sibirien für ihre Überzeugung, die ihrer Erziehung und Tradition entgegengesetzt war, und auf eine Vernichtung des eigenen Standes hinauslief, zu erleiden. Dies alles, um der slawischen Volksseele zu entsprechen, die sich lieber in Worten als in der Tat offenbart, lieber in passivem Märtyrertume als in tapferem Kampfe zugrunde geht, die fähig ist, Unendliches zu tragen, aber sich gleichzeitig an eigenen Reden berauscht, ihnen den Wert und die Realität von Handlungen beilegt, und der die Fähigkeit, aus sich heraus Neues, Unbekanntes zu zeugen, abgeht.

Der erste Versuch, Rußland dem Absolutismus zu entreißen, war der Dekabristenaufstand, nachdem 1801 schon Kaiser Paul von seinem Adel ermordet worden war, weil seine Tyrannei selbst für russische Verhältnisse das Maß des Erträglichen überstieg. Die Gouvernementsadelsversammlungen haben wiederholt die Verleihung einer Verfassung gefordert. Keine Aristokratie Westeuropas hat ihrem Volk so viele Große auf dem Gebiete der Literatur gestellt. Aber von Puschkin und Lermontow bis Tolstoi sind alle in irgendeiner Weise mit der Staatsregierung in Konflikt geraten. Kein Zufall ist es, daß der Edelmann und Schriftsteller Turgenjew als erster den Ausdruck „Nihilismus" geprägt hat. Herzen war der uneheliche Sohn eines Aristokraten, Bakunin entstammte dem Twerschen Adel, wer kennt die Memoiren des Revolutionärs und Fürsten Krapotkin nicht? Die Beispiele ließen sich verhundertfachen, um zu beweisen, daß die Vorläufer der gegenwärtigen Ereignisse innerhalb der Aristokratie zu suchen sind. Kein deutscher Philosoph, außer Nietzsche vielleicht, hat einen solchen Einfluß auf russische Gemüter gehabt wie Hegel. Panslawisten und Nihilisten haben geglaubt, von ihm lernen zu können. Aber nur einer hat seine Lehren verstanden, der Balte Hamilkar Freiherr von Fölkersam. Während die beiden großen Richtungen sich des zweifelhaften Ruhmes erfreuen, ihr Land zugrunde gerichtet zu haben, genießen Liv-, Est- und Kurland noch heute die gesunden Agrarverhältnisse, die der idealistische Schüler eines idealistischen Lehrers ihnen geschaffen hat. Jede

Digitized by Google

Aristokratie aber, wenn sie Führerin des Volkes bleiben will, muß produktiv sein, muß neue Wege finden, neue Mittel entdecken, um ihr Volk durch die Wirrsale und Fährnisse der Geschichte zu leiten. Da der russische Adel nur in der Negation die Führung übernommen und das Volk noch tiefer in seine Kardinalfehler hineingezogen, so erntet er auch keine Dankbarkeit dafür, daß viele seiner Mitglieder ihm den Weg zur vermeintlichen Herrschaft geebnet, sondern er wird beiseite geschoben von dem Volke, das seine Geschichte nicht kennt und sich einbildet, reif genug zu sein, um seine Zukunft selbst in die Hand nehmen zu können.

Physiognomie und Fernwirkungen des Wiener Kongresses

Von

Alexander v. Gleichen-Rußwurm

I

In einer mystisch-grotesken Erzählung Strindbergs kommt eine Mordtat vor Gericht. Der tieferen Ursache des Verbrechens wird nachgeforscht und dabei einwandfrei festgestellt, daß der Urgrund bis zur biblischen Legende zurückgreift, der beklagte Mord folgerichtig von dem bekannten Apfelbiß herrührt.

Ähnlich mystisch-grotesk könnte man, den Wurzeln des Weltkriegs von 1914 nachspürend, bis an die Wiege der Menschheit gelangen, bis an jenen Brudermord der mosaischen Erzählung, an dessen legendärem Tatort feindliche Heere vor Entscheidungsschlachten stehen.

Begnügt man sich mit kürzerer Zeitspanne, so gerät man ohne Mühe auf Grundursachen, die sich in den Jahrhunderten der Völkerwanderung bildeten. Sie liegen in dem großen Erbschaftsprozeß um Westrom und Ostrom. Jener um Ostrom (Byzanz — Konstantinopel — Stambul) dauert noch deutlich genug in aller Sichtbarkeit fort.

Will man sich mit noch kürzerer Frist begnügen — mit kleinen hundert Jahren —, so erhält man einen philosophisch und politisch höchst lehrreichen Überblick, sobald man sich entschließt, vergängliche Teilerscheinungen außer acht zu lassen und nur die großen Fragen des Völkerprozesses herzhaft ins Auge zu fassen.

Rückblickend muß man freilich ganz Allgemeines immer wieder ins Gedächtnis zurückrufen, das für die Weltgeschichte aller Zeiten galt und gilt.

Was braucht ein Staat, eine Volksgemeinschaft zum Leben? Was wurde stets als Lebensbedingung angesehen und erkämpft? Erstens, genau wie beim einzelnen Individuum, die Möglichkeit zu essen. Das Land muß selbst genug erzeugen oder die Möglichkeit haben, genug herbeizuschaffen, das ist einzu-

Digitized by Google

handeln. Darum sucht ein kontinentaler Staat den Weg zum Wasser, ein seefahrender den Weg zum Land. Letzterer braucht Häfen und fremde Küsten, Kolonien und Flottenstützpunkte, wie sie Phönizien, Karthago, England folgerichtig eroberten. Dies ist sozusagen ein primärer Instinkt, der immer wieder zum Durchbruch gelangt.

Zweite Lebensbedingung jedes Volkes ist die Möglichkeit, besondere Talente, Fähigkeiten, Eitelkeiten und Lieblingsneigungen der Rasse zu entwickeln und deren seelischen Gehalt in eigener Sprache, Kunst und Religionsanschauung frei auszudrücken. Auch der gutgenährte einzelne Mensch ist unglücklich, wenn ihm die Verhältnisse diese Freiheit verbieten. In gleichem, wenn nicht gesteigertem Maß leidet eine Volksgemeinschaft darunter. Ist sie materiell noch so gut versorgt, fühlt sie sich doch am Leben verkürzt, solange ihr eine instinktiv gewollte freie Geistesentwicklung unmöglich gemacht wird. Schwache Völker verkommen und vergehen, stärkere empören sich und setzen sich irgendwie durch. Europa hat Beispiele unter anderem an den Polen, den Flämen, den Irländern, den Bewohnern der russischen Ostseeprovinzen. In ganz wenigen Ausnahmefällen erreichten national getrennte Völkerverbände ihre Lebensbedingungen dadurch, daß sie einen freundnachbarlichen Kompromiß schlossen, wie die Schweiz, oder sich unter patriarchalischer Herrschaft friedlich einlebten, wie es der habsburgischen Monarchie durch mehrere Generationen gelang.

Dem hierdurch geschärften Blick läßt sich aber im allgemeinen das Raubtierhafte der Menschennatur, das nur zu leicht übergreift in die von Menschen gebildeten Verbände, nicht verbergen, und er sieht in dem größten Teil der Verträge, die seit dem Wiener Kongreß von den Staaten untereinander geschlossen wurden, schlecht verhehlte Palliativmittel gegen das Hervorbrechen der Raubtiernatur, das einer vom anderen mit ziemlich gleicher Überzeugung befürchtete.

Dieses Hervorbrechen bestand in dem Wunsch, sich auszudehnen (der Expansion), die mancher Staat von Zeit zu Zeit für seine gedeihliche Fortdauer nötig fand, und konnte auf zweierlei Weise geschehen. Die erste ist einfach. Es wurde ein „Casus belli" heraufbeschworen (noch keine Regierung war in Verlegenheit, rechtzeitig einen solchen zu schaffen) und um den Weg zum Wasser oder zum Land oder um eine bessere Verteidigungsstellung gegen einen erstarkenden Nachbarn mit den Waffen gekämpft. Solches im Sinn, zog Italien jetzt gegen die alten Verbündeten, Rußland des öfteren gegen die Dardanellen, ist England bestrebt, Deutschlands junge Macht nicht aufkommen zu lassen. Die Geschichte zeigt, daß derartige Gebietsveränderungen meist Stoff zu neuem Streit in sich trugen, wie Polens Teilung, die noch immer ihre Wellen wirft, wie die Wiedereroberung von Elsaß-Lothringen, nach der Frankreichs Revanchegelüste nicht zur Ruhe kamen.

Die zweite Art der Expansion ist raffinierter, wird aber auch schon seit alter Zeit geübt. Sie besteht darin, in einem Nachbarstaat oder an ferngе-

Digitized by Google

legener Stelle eine Einflußsphäre zu gründen. „Rayon d'influence" nennt es die diplomatische Sprache nach dem Ausdruck eines französischen Staatsmannes. Die in solcher Sphäre gelegenen Staaten verlieren ihre innere Selbständigkeit, auch wenn sie die äußere behalten, und werden Vasallenstaaten irgendeines Grades. Früher machte man sie tributpflichtig, heute genügt es, sie auf Umwegen dienstbar zu machen, wie es England z. B. mit Portugal getan, Rußland mit den Balkanstaaten versuchte. Hier ist das eigentliche Reich der äußeren Politik, soweit diplomatische Intrigen in Frage kommen. Denn es gilt oft, von Macht zu Macht um den Einfluß zu ringen und die noch einen mehr oder minder starken Schein von Selbständigkeit wahrenden Staaten beständig auf irgendeine Art zu kirren, in die Gefolgschaft zu schmeicheln oder zu zwingen und die Arbeit des Gegners mit allen Mitteln zu bekämpfen. Ist vom ethischen Standpunkt aus diese zweite friedenstörende Methode nicht verwerflicher als jene des offenen Kampfes? Jedenfalls führt sie zu beständiger Unsicherheit und schafft Raum für alle Mächte von Lug und Trug.

Im Interesse des stärkeren Staates liegt, daß der schwächere möglichst schwach und töricht regiert werde und uneinig sei. Deswegen sehen wir oft Diplomaten bei der Arbeit, ein fremdes Staatswesen zu demoralisieren. Dies geschieht bei allem Gerissensein mit einer gewissen Unbefangenheit, denn die Jünger dieser Diplomatenschule merken nicht, daß sie bei solchem Werk sich selbst und den eigenen Staat demoralisieren. Auch die Ausbeutung anderer Rassen von seiten des weißen Mannes unter verschiedenen, oft sehr schön klingenden Vorwänden gehört hierher.

Ob nun diese Handlungsweise auf Berechnung beruht oder irgendeinem unabwendbaren Instinkt ihre Triebkraft verdankt, einem Instinkt, der in der Tierwelt der Nachkommenschaft zulieb wunderbar grausame Vorgänge sich abspielen läßt, ist heute unmöglich zu entscheiden, weil man weder die Einzel- noch die Massenpsyche genügend ergründet hat. Persönlich erinnert mich der immer wieder im europäischen Staatenleben auftretende Vorgang an die unheimliche Tätigkeit eines Tierchens, das ich oft beobachtete mit dem Wunsch, zu erfahren, ob es überlegt handelt oder von dunkeln Trieben beherrscht ist. Die Sandschlupfwespe sucht sich eine große, fette Raupe aus, viel größer als sie selbst ist, und versetzt ihr mit einer Sicherheit, die auf anatomische Kenntnisse schließen läßt, einen Stich, der nicht töten kann, sondern nur lähmt. Darauf scharrt sie ein Loch, wobei sie — wie ich öfters sah — an ihrer Raupe Maß nimmt, versenkt diese, legt ihre eigenen Eier hinein, damit die auskriechenden Sandschlupfwesplein an der lebendigen, aber gelähmten Raupe sichere Nahrung finden, verschließt die Grube und macht den Eingang unkenntlich.

Genau so verfahren die Staaten mit den Gebieten, die sie ihrer Einflußsphäre untertan machen. Sie versetzen denselben lähmenden Stich, damit der Leib des „friedlich Penetrierten" den eigenen Nachkommen zur Nahrung diene. Nur verfahren sie dabei nicht immer so geschickt wie die Wespe, manche Raupen entsteigen dem Grab. Doch die Instinkthandlung bleibt im Grund sehr

Digitized by Google

ähnlich. Verwickelt wird sie allerdings, wie alle einfachen Instinkthandlungen der Menschengeschichte, durch gewisse seelische Affekte.

Der rein materiellen, vom Egoismus der Völker ausgehenden Sucht, den Einflußkreis auszudehnen und eine Schutzherrlichkeit auszuüben, die immer vollkommener wird, gesellt sich die Sehnsucht nach geistigem Wirkungskreis, nach Bewunderung, und manchmal tritt ein noch höhergeartetes Motiv hinzu. Es besteht darin, daß sich ein Volk im Besitz besonderer religiöser oder philosophischer Offenbarungen fühlt und ganz aufrichtig andere damit beglücken will. Diese Erscheinung ist häufig in der europäischen Geschichte und kehrt mit den verschiedensten Varianten wieder. Auch die Französische Revolution brachte ein Neues und glaubte damit die Welt beglücken zu müssen, während die Anhänger des alten Systems sich ebenso leidenschaftlich im Recht fühlten, ihre Weltanschauung zu verteidigen und der entsprechenden Politik überall Geltung zu verschaffen.

Diese Eigentümlichkeiten sind im Auge zu behalten, um in der ungeheuren Verwirrung des geschichtlichen Gedränges im Europa des neunzehnten Jahrhunderts den Gang der Handlung klar zu erkennen und zu sondern.

Erst wenn diese allgemeinen psychologischen Gesichtspunkte aus unserem Bewußtsein die Vorstellungen vertrieben haben, die aus einseitigem Unterricht erwachsen, ist es ratsam, die historischen Karten von Europas Grenzberichtigungen der letzten hundert Jahre anzusehen und Betrachtungen darüber aufzustellen.

II

Wie sah Europa knapp vor Napoleons Auftreten aus, und wie stand es mit dem Wohlbefinden des Erdteils?

Von Sonnenaufgang nach Sonnenuntergang wandernd, erblickt man es in großen Linien folgendermaßen. Jahrhundertelang waren das polnische und das Osmanische Reich ungefähr gleichgroß gewesen. Um diese Zeit hatte jedoch die jüngste nach Europa vorgeschobene Ostmacht das Verhältnis verändert. Geschickt war Rußlands Einfluß in Polen vorgedrungen, um dort die innere Zerrissenheit zu fördern. Ähnlich gedachte die Regierung der Zaren auf die Türkei einzuwirken. Diese war schlecht regiert, ihre christlichen Untertanen riefen nach Hilfe.

Gleichzeitig mit Rußland und nach dem Siebenjährigen Krieg in Sympathie mit seinem östlichen Nachbarn, hatte sich Preußen auf Kosten der habsburgischen Monarchie um Schlesien vergrößert. Diese Vorstöße des Ostens und Nordens gegen die Mitte Europas löste nun der Vorstoß der französischen Republik von Westen her ab.

Der Krieg, den Frankreich gegen das vereinte Europa führte, begann als Verteidigungskrieg. Es griff an, um die Selbständigkeit seines Daseins zu sichern, und eroberte, weil es nicht anders konnte, um dieses Ziel zu erreichen.

Indes war das übrige Europa ethisch und politisch gezwungen, gegen Ideen anzukämpfen, die im Keim als edle Gedanken auftraten, sich aber bald

Digitized by Google

wie durch bösen Zauber in das Gegenteil verkehrten, so daß sie zu Königsmord und hysterisch verrückten Grausamkeiten führten. Eine Flut von Emigranten schürte überall die Angst vor der Revolution. Bald hielten sich die anständig und ruhig Denkenden für verpflichtet, dem Greuel entgegenzutreten. Sie taten es langsam und ungeschickt, die von Goethe geschilderte „Kampagne" zerstob in Kopflosigkeit.

Es erfolgte ein stärkerer siegreicher Gegenstoß von Westen her. Napoleon warf sich zum Herrn Europas auf. Ihm schwebte aber außer der Sicherung, dem Glanz und der Größe Frankreichs und des eigenen Hauses auch der alte Cäsarentraum, die Sicherung des ganzen Erdteils, vor. Er sah ihn von Osten her bereits schwer und schwerfällig bedroht.

Napoleon erschien als neuer Mohammed, nicht nur um zu zerstören, sondern mystisch von seiner eigenen Mission überzeugt. Er war wie Mohammed Staatsbildner und dachte ein großes blühendes Reich mit vielen Kalifaten in Europa zu gründen, wie es der Prophet in Asien getan. Allein der Glaube war nicht stark und einfach genug. Manches war überdies verfehlt, aber die Analogie kann doch angedeutet werden.

In der Verbannung schrieb der letzte Imperator: „Nach dem Friedensschluß von Amiens glaubte ich den Krieg beendet. Englands trügerische Politik warf alles um; man riß mich von neuem auf das Schlachtfeld und machte es mir unmöglich, meine Pläne zum Besten des Ganzen auszuführen. Dadurch war ich nicht mehr Herr meiner Handlungen, und da ich Krieg führen mußte, schrie man über meinen Blutdurst, meinen Ehrgeiz. Welch einen Ruhm hat man mir geraubt. Denn einer meiner Lieblingsgedanken war die Zusammenschmelzung, die Einigung der Völker, die durch Revolutionen und falsche Politik getrennt waren ... Ich wollte sie alle, jedes für sich, in einen festen nationalen Körper vereinen. Dem Vollbringer dieser Arbeit würde die Nachwelt ihre schönsten Kränze geweiht haben, und ich fühlte mich stark genug und berufen, sie zu unternehmen. War dies getan, dann konnte man sich dem jetzt nur geträumten Ideal einer schönen Zivilisation hingeben, dann regierte ein Gesetz, ein Interesse, das Interesse der Menschheit."

Die Völker wollen einander nicht nur besiegen, sondern auch bekehren, einander überzeugen, einander schulmeistern. Ihr Trachten war immer und ist von Eitelkeit begleitet, oft sogar überwuchert.

Nach welchem allgemeinen Leitsatz wandelte Napoleon nun die Landkarte? Was waren seine praktischen Erwägungen? Wie weit war sein Traum der Erfüllung entgegen gefördert?

Sieht man die historische Karte seines Reiches an mit jenem berüchtigten Rheinbund, mit dem gekräftigten Italien und Holland, so erinnert das von Napoleon gedichtete Gesicht des Erdteils an die Zeit des Karolingerreiches vor der Teilung von Verdun. Die damals Getrennten sind wieder zu einem Bündel vereinigt, die Stätten ältester Kultur von neuem künstlich verbunden.

Digitized by Google

Der Westen Europas mit der Zungenspitze ins Mittelmeer ist abgeschieden vom Norden und dem slawischen Osten. Österreich und Spanien sind einbezogen in den Traum des Imperators. Das Großherzogtum Warschau soll ein Bollwerk gegen die Macht des Zarentums bilden. Napoleon glaubt die geheimnisvoll aufsteigende „slawische Woge" zurückdämmen zu können, den Osten an den Osten zu verweisen und den Westen nicht nur äußerlich, sondern innerlich zu einen. Nach seinem Glauben sind jene dazu bestimmt, die in Hellas und Rom eine gemeinsame geistige Heimat besitzen.

Indessen sind die Stämme, die einst die Monarchie der Karolinger gebildet, zu weit auseinander gelaufen, das Bündel hält nicht, es zerfällt, sobald der westliche Gegenstoß im Osten abprallt und elend zurückgeworfen wird. Der Anschluß an Frankreich und dessen politischen Glauben gilt bald als Schmach, zwischen Ost und West beginnt sich eine selbständige Mitte zu erheben, eine zentrale Gruppe. Obwohl es Napoleons Traum gewesen, die Nationen als solche „politisch zu konsolidieren", könnte man fast sagen, daß die Vielgötterei des Nationalitätenprinzips jetzt schon zu Hilfe gerufen wird gegen die monotheistische Politik, deren Gott Napoleon sein wollte, wenn man den Unterschied zwischen Nationen und Nationalitäten zu ziehen versteht. England verfolgte stets eine ausgesprochen englische, antieuropäische Politik, weil ein gutgegliedertes, einiges und starkes Festland nicht in seinem Interesse liegen konnte.

Wieder liegt es nicht im Willen Englands, ein gutgegliedertes Europa als Nachbarn zu haben. Gespaltene Mächte, die einander mühsam das Gleichgewicht halten, Gegenströmungen, Parteien, die gegebenenfalls seinen Schutz oder sein Geld in Anspruch nehmen, sind ihm willkommen.

In kluger Ausnutzung dieser Ideen tritt es in den Wiener Kongreß, der einerseits mit Napoleons poetischer Schimäre praktisch aufzuräumen gedenkt, andererseits aber die überall aufzüngelnden Flammen des jungen Nationalbewußtseins austreten zu müssen vermeint.

Heute muß es wohl erlaubt sein, zu sagen, daß die glänzende Fürsten- und Diplomatenversammlung, die in Wien über den Untergang des gewaltigen Feindes frohlockte, diese Freude nicht nur im idealen Sinn empfand. Jeder suchte ein Stück von der großen Beute des Einzigen an sich zu reißen. Alle waren landhungrig und ähnelten prozeßsüchtigen Großbauern in der Gesinnung. Allerdings hegten sie trotz ihrer widersprechenden Wünsche oder vielmehr Gelüste und Appetite eine Art von gemeinsamem Ideal oder wenigstens eine allen verständliche, zusagende und für ihre Zeit auch nützliche Idee.

Das Schlagwort hierzu bescherte der Versammlung Frankreichs gewandtester Diplomat, Talleyrand.

Es hieß Legitimität.

Brauchbar und wohlklingend, erinnerte es an Recht, Gerechtigkeit, gottgewollte Ordnung. Und in der Tat, dank dieser Formel, diesem so glücklich gefundenen Schlagwort, das jedem zurecht kam, wurden die Staaten so ziemlich unter einen Hut gebracht.

Digitized by Google

Mit dieser Parole im Herzen und auf den Lippen begibt sich Europa unter den Schutz des östlichen Kaisers, des Zaren Alexander I., der den westlichen Imperator Napoleon zurückgeworfen hat.

III

Gegen Talleyrands viel verlästertes Programm brandeten die revolutionären Strömungen jahrzehntelang an mit verzweifeltem Haß.

Die Welt war in heillose Unordnung geraten. Um sie wieder zu ordnen, bedurfte es einfacher Regeln und auch schöner Worte. Beides fand sich in dem politischen Programm des Diplomaten, der sich erkühnte, das verrenkte Europa einzurenken.

Der unklare Begriff „Volk" sollte zu dem Begriff des „Untertanen" zurückgeschraubt werden. Über diese Untertanen mußten die Herrscher aber fortan weise und milde gebieten, väterlich bedacht auf deren Wohl. Berechtigte Klagen und Bitten hatten sie wie die Klagen und Bitten lieber Kinder anzuhören, Ungehorsam und Unfug jedoch mit Eifer zu strafen, wie es den Vätern ungebärdiger Rangen obliegt. Das gab der Legitimität den patriarchalischen Charakter, dem vereinigten Europa das Biedermeiertum.

Die Rute sollte immer hinter dem Spiegel stecken — und diese Rute wollte Zar Alexanders Macht für Europa bedeuten.

Der Besitz dieser Macht, wenn er sie auch im idealen Sinn zu gebrauchen dachte, förderte vor allem die Sonderinteressen der russischen Politik. Ihre Pläne waren von Anfang an zielsicher darauf gerichtet, für den Zaren als Oberhaupt der östlichen Kirche alle Völker nah und näher heranzuziehen, die sich zu diesem Glauben bekennen, und den Sultan des Osmanischen Reiches aus Europa zu verdrängen.

So liegt an den Pforten des Wiener Kongresses der Schlüssel der orientalischen Frage, die in erster Linie den Weltkrieg heraufbeschworen, und in dem Einmischen Englands in die kontinentalen Verhältnisse die zweite Gefahr, die ein Jahrhundertlang schwer auf den Staaten des Festlandes gelastet.

Die zwei mächtigen Geistesströmungen, die sich fortan in Europa bekämpfen sollten, waren das reaktionäre Prinzip, das vom Kongreß ausging und zuerst in der Heiligen Allianz starken Ausdruck fand, und das revolutionäre, von England meistens heimlich unterstützt, von Frankreich je nach der herrschenden Regierung verkündet oder geknebelt. Der mächtigste Vertreter der legitimen Reaktion war Rußlands Autokrat, Alexander I., seine gläubigsten Anhänger die Vertreter der französischen Restauration, die mit Talleyrands Schlagwort lebte und starb.

Im Interesse der Bourbonen und der wenigen von Napoleon vertriebenen Fürstengeschlechter war ja das Schlagwort „Legitimität" ersonnen. Nach seiner Definition sollte jeder Fürst als legitimer, das ist rechtmäßiger Besitzer der angeerbten Länder gelten, wie und wo sie auch lagen, und in diesem Besitz

Digitized by Google

geschützt werden gegen äußere Eroberer und innere Veränderungsgelüste, die nationalem Streben entsprossen.

Für ausgenommen erklärte der Zar nur die Freiheitsgelüste der Balkanvölker und sprach dem nichtchristlichen Sultan das legitime Recht über christliche Völker ab.

Im stillen behielt sich auch England vor, die rebellischen Kolonien zu unterstützen gegen ihre nach dem Prinzip der Legitimität rechtmäßigen Besitzer, Spanier, Holländer und Portugiesen.

Neigungen zu freiheitlichem Fortschritt zeigten sich damals in Preußen, sie wurden von der Regierung nicht abgelehnt, hauptsächlich aus der Erwägung, dem aufrichtig reaktionären Österreich ein Gegenspiel zu bieten. Die Monarchie war dem Prinzip des Kongresses natürlich am folgerichtigsten zugetan. Nicht nur weil es der Staatskanzler Fürst Metternich also wollte, sondern aus innerster Notwendigkeit. Österreich war von allen europäischen Staaten am wenigsten Raubstaat und am wenigsten angetan, es zu werden. In ältesten Zeiten als Bollwerk Europas gegen den Osten, als Ostmark gegründet, war es in immer steigendem Maße der Defensive mehr als der Offensive zugetan und hatte sich mehr durch erheiratetes Erbgut als durch Eroberungen vergrößert.

Diese angeheirateten Güter zu wahren — wie ein Edelmann ererbte Güter da und dort betreut —, glaubte es sich in gutem Recht und stand aus Selbsterhaltungstrieb der neuentdeckten Nationalitätentheorie instinktiv feindlich gegenüber. Noch ein Moment kam hinzu, um gerade für Österreich das Festhalten am früheren System wünschenswert zu machen. Was glücklich ist oder war, spürt wenig Lust nach Veränderung und möchte am liebsten im alten Gleise bleiben. Wo entschiedener Mangel an Genialität die herrschenden Klassen kennzeichnet, wirkt jede Neuerung unbequem, und alles Fremde wird grundsätzlich abgestoßen. Dies traf bei Österreich zusammen. Unter Maria Theresia, Joseph und Franz hatten seine Länder eine Art goldenes Zeitalter erlebt. Adel und Volk, deren Bildungsstufe nicht sonderlich weit auseinander lag, vertrugen sich gut in leichtlebiger Art, viel besser als in anderen Ländern. Naive Sinnlichkeit und Sinn für das Festliche machten das Reich zu einem Phäakenland, wo es sich gedankenarm, aber angenehm leben ließ. Daher die Macht des Verharrens oder Wiedereinlenkens in alte Bahnen. Außerdem hatte die Monarchie, wie alles Altertümliche, mit Patina Versehene, etwas vornehm Ehrwürdiges, deshalb neigte sich in Europa mancher diesem eigentümlichen Staat immer wieder zu, von dessen Wert bestochen oder durch Snobismus angezogen.

Das sind die psychologischen Umrisse der großen Staaten zur Zeit des Kongresses, und einige Beweggründe zu der Zeichnung der damals auf Tabula rasa entworfenen Karte von Europa.

Zur Psychologie der übrigen läßt sich folgendes anführen. Preußen war noch kaum eine Großmacht und mußte sich mit Rußland und Österreich, so gut es konnte, abfinden. In ihm keimte aber künftige Gewalt, große Männer be-

Digitized by Google

reiteten bewußt seine Zukunft vor. Da es nie so glücklich gewesen, wie das patriarchalisch gemütliche Österreich, und nie die Härte des gesetzlichen Zwangs durch leichten Sinn oder Gutmütigkeit gemildert hatte, war es nicht geneigt, zu früheren Zuständen zurückzukehren, sondern verlangte im Gegenteil energische Reformen und Verbesserungen, wie sie Stein in damals fortschrittlichem Sinn einzuführen gedachte. Es brachte auf seine Art Freiheitsträumer hervor, die in die Zeit paßten und dem ganzen Land große Sympathien sichern mußten. Bei manchen deutschen Kleinstaaten wurden diese Sympathien wach. Diese Staaten rieben sich den Schlaf der Siebenschläfer aus den Augen und wandten sich dem jüngeren Staatswesen zu, so daß schon damals eine Spaltung sich bildete zwischen denen, die zu Österreich, und denen, die zu Preußen neigten.

Für den Augenblick lag aber alles daran, starke Dämme gegen eine neue Springflut von Westen her aufzurichten, und so sehen wir auf dem Kongreß alle übrigen Ideen dieser einen untergeordnet. Dank dieser einen Richtung wurden die sonst stark auseinanderfallenden für die Dauer des Kongresses zusammengehalten.

So trocken die Daten sein mögen, einige müssen hier knapp gezeigt werden, um die Voraussetzungen, die zum Kongreß führten, und die von ihm geleistete Arbeit zu charakterisieren. Was Europas Karte zu „Tabula rasa" machte, waren die Ereignisse, die durch folgende Verträge bestimmt erscheinen. Am 12. Mai des Jahres 1812 schloß Rußland durch den Vertrag von Bukarest, in dem es Beßarabien erhielt, mit der Türkei Frieden, um Napoleon frei bekämpfen zu können, nachdem es Schweden für seinen Plan gewonnen, dadurch, daß diesem Norwegen zugesichert wurde (24. März 1812).

Die Stimmung, die damals in Rußland herrschte, ist eindrucksvoll beschrieben in Tolstois berühmtem Roman „Krieg und Frieden". Der gebildeten Gesellschaft scheint es zuerst durchaus unnatürlich, gegen die Franzosen zu kämpfen, die ihre Abgötter sind, auf seiten der Österreicher, die wenig Sympathie erweckten.

Am 28. Februar 1813 schließt Rußland in Kalisch ein Bündnis mit Preußen, Österreich, dessen Kaisertochter den französischen Thron teilt, nimmt vorerst eine vermittelnde Stellung ein, doch (nach den Memoiren Metternichs) mit wenig Überzeugung. Am 12. August 1813 erklärt auch Österreich den Krieg und tritt dem Bündnis bei durch den Vertrag von Teplitz (9. September). Der Bund verpflichtet sich die kleinen Staaten Bayern, Württemberg, Baden, Hessen und Nassau durch die Verträge von Ried (8. Oktober 1813), Fulda (2. November) und Frankfurt (2. November und 3. Dezember).

Holland erhebt sich, und Dänemark, bisher Frankreichs treuester Vasall, beugt sich den Schweden, die ihm Norwegen entreißen (14. Januar 1814, Vertrag von Kiel). Napoleons Schwager Murat schließt sich der Bewegung gegen den Imperator an (durch Vertrag vom 11. Januar 1814) und hofft sich damit die Krone von Neapel zu retten.

Nach den errungenen Erfolgen bietet Metternich den Franzosen „les

Digitized by Google

frontières naturelles" an. Der erste Versuch, die ganze Sache in Ordnung zu bringen, wird bei einer Diplomatenzusammenkunft in Châtillon sur Seine gemacht (Januar 1814), der zweite im Vertrag von Chaumont, den die vier Mächte miteinander schließen. Er vereinbart, daß Frankreich in seine Grenzen vom Jahr 1792 zurückgedämmt werde, der Strom, der gewaltig die Ufer überflutet, sein altes Bett erhalten soll. Zur nötigen Flußregulierung beschließt man, als Damm das Königreich der Niederlande zu errichten. Wilhelm von Nassau (im Jahr 1794 durch die Franzosen aus Holland verjagt) war zum Herrscher dieses Reiches bestimmt. Die Schweiz wurde für neutral erklärt und Spanien seinem legitimen König zurückgegeben.

Am 25. März erscheint die Proklamation von Vitry, wonach der inzwischen herbeigeholte legitime Monarch von Frankreich, Ludwig XVIII., mit England, Österreich, Spanien, Portugal, Preußen und Rußland den Vertrag von Paris geschlossen hat.

Danach wird Frankreich zugeteilt Avignon, die Grafschaft Venoissin, Mömpelgard, Mülhausen, Beaumont, Chimay, im Nordosten Landau, im Südosten Chambery. England, das nie zu kurz kommt, sichert sich u. a. die Insel Malta, Österreich erweitert seine Grenzen bis zum Tessin und Po, Sardinien reißt Genua als Beute an sich. Die wichtigste Veränderung bildet aber die Grenzlinie des neuen Königreichs der Niederlande, das Holland, Flandern und Brabant umfaßt. Die Schiffahrt auf der Schelde wird für frei erklärt.[1])

Der Vertrag von London (29. Juni 1814) führt diese Punkte weiter aus. Er beschäftigt sich hauptsächlich mit den Fragen des westlichen Europas, während die östlichen Angelegenheiten, die Sachsen, Polen und den Orient betreffen, dem Kongreß zugeschoben wurden, mit dem stillen Vorbehalt der vier Mächte, das niedergetretene Frankreich nicht mitreden zu lassen.

Gegenüber Talleyrands diplomatischer Klugheit hielt der stille Vorbehalt der Mächte nicht stand. Dem unklaren Geschwätz der verschiedenen Botschafter setzte Talleyrand sein klares, schlau erfundenes Schlagwort „Legitimität" entgegen. Damit wußte er von Anfang an die kleinen Staaten zu gewinnen, und deren Zusammenwirken fiel gewichtig in die Wagschale bei dem politischen Intrigenspiel.

(Schluß folgt)

Literarische Berichte

Konstantin Frantz und Bismarck. Von Eugen Stamm. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geh. 75 Pf.

Unter den politischen Publizisten der Bismarckschen Zeit nimmt Konstantin Frantz einen hervorragenden Platz ein. In vielen Dingen ein Gegner des ersten Reichskanzlers, wird er heute von solchen, die Bismarcks Politik im einzelnen oder sein Lebenswerk im ganzen ablehnen zu sollen glauben, oft als Eideshelfer zitiert. In der vorliegenden kleinen Schrift, die zugleich als Vorwort zu einer größeren Veröffentlichung gedacht und zu betrachten ist, zeigt E. Stamm,

[1]) Wilhelm von Oranien-Nassau, der zurückgekehrte König, verliert Belgien durch die Revolution von 1830 und dankt 1840 ab.

Digitized by Google

zurzeit wohl der gründlichste Kenner der schwer zu überschauenden Gesamtproduktion Frantzens, daß Frantz, der immer realpolitisch gedacht hat und sich nie auf einen einseitig doktrinären Standpunkt hat drängen lassen, sich in seiner letzten Schaffensperiode dem großen Reichsbegründer, dessen Anfängen er schon Verständnis entgegengebracht hatte, wieder mehr genähert hat. Dabei fallen interessante Streiflichter auch auf seine äußeren politischen Anschauungen, in denen Frantz einen seltenen Scharfblick und überraschende Witterung für zukünftige Entwicklungen bewiesen hat.

Geschichte und Leben. Von Th. Litt. Von den Bildungsaufgaben geschichtlichen und sprachlichen Unterrichts. Berlin u. Leipzig, B. G. Teubner, 1918. IV, 200 Seiten.

Von dem Hauptinhalte des vorliegenden gedankenreichen, aber eben deshalb nicht leicht zugänglichen Buches geben Titel und Untertitel keine ganz zutreffende Vorstellung. Auf den sprachlichen Unterricht hat der Verfasser wohl in seiner Eigenschaft als Philologe im Titel besonders hingewiesen. Die Darstellung selbst geht jedoch nur an einer Stelle näher darauf ein. Außerdem beschäftigt sich nur noch der Anhang mit dem Thema. Kürzer und treffender wäre als Titel vielleicht gewesen: „Soziologie in der Schule." Denn wenn auch die erkenntnistheoretischen Interessen des u. a. an Dilthey, Rickert, Simmel und Troeltsch geschulten Verfassers beträchtlich sind und den Leser fesseln, wie gleich der erste Abschnitt über „Die allgemeinen logischen Formen des historischen Verstehens" erkennen läßt, so liegt der Schwerpunkt des Ganzen doch offenbar im zweiten Abschnitte, der „Die allgemeinen gesellschaftlichen Formen des historischen Lebens" entwickelt, und zwar zu dem ausgesprochenen Zwecke, sie für die Schule nutzbar zu machen. Sehr beherzigenswert und zeitgemäß ist die Mahnung des erfahrenen Pädagogen, den Schüler planmäßig zu soziologischem Verständnisse heranzubilden und ihm das erste Anschauungsmaterial dafür aus dem ihn umgebenden Schulorganismus zu bieten. Auch sonst enthalten die wohlüberlegten Ausführungen des kundigen Didaktikers viel Beachtenswertes. Sie sind jedoch nicht nur für den Schulmann bestimmt, sondern auch für einen weiteren Kreis philosophisch-pädagogischer Interessenten. Die Grenzen des historischen Wissens und Erkennens werden mit nachahmenswerter Offenheit abgesteckt. Sehr verdienstlich ist auch der Hinweis auf die Schwierigkeiten, die sich erheben, wenn man vor die Aufgabe gestellt wird, die Gegenwart aus der Vergangenheit (und umgekehrt) zu erklären. Aus Mangel an Raum kann der sonstige reiche Inhalt des Wertes hier nicht ausgebreitet werden. Auch wo Litts Darlegungen zum Widerspruche herausfordern, wäre eine Begründung abweichender Ansichten nur in weiterem Rahmen möglich.

J. Hashagen.

Kriegspsychologisches. Von Dr. Magnus Hirschfeld. Bonn, A. Markus und E. Webers Verlag, 1916.

Das Büchlein unterscheidet sich von Dessoirs und Everths kriegspsychologischen Schriften inhaltlich dadurch, daß es auch die Seele des Daheimgebliebenen in den Kreis der Betrachtung zieht. Der Verfasser erblickt in dem Krieg ein Schicksal, nicht entstanden durch die Schuld einzelner, sondern durch ein Verhängnis. Als Hauptmittel der Erklärung verwendet Hirschfeld den Begriff des Rausches (Heldenrausch, Verbrüderungsrausch, Zerstörungstaumel u. dgl. m.), indem er eine vorübergehende Erscheinung ungebührlich betont. Aber richtig sind manche einzelne Bemerkungen in der sonst nicht gerade beträchtlichen Arbeit, z. B. diese, daß der Krieg die Menschen keineswegs gebessert, sondern nur gezeigt habe, daß sie in manchen Beziehungen besser sind als wir glaubten. D.

Flandern und Brabant im Wandel der Geschichte. Von Dr. Erwin Anders. Mit Kartenbeilagen. Steif broschiert M. 1.25. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Flandern und Brabant, die Schauplätze des erbittertsten Ringens in diesem Weltkrieg, sind seit Jahrhunderten historischer Boden von der höchsten Bedeutung. In diesem kleinen Buch ist eine vortreffliche Einführung in die Geschichte dieser Gebiete gegeben; es schildert die deutsche Besiedlung von Flandern und Brabant im frühen Mittelalter, die Kulturzusammenhänge bis zum Aufkommen und unter dem Zeichen der Hansa, den Verfall der flämischen Macht; es veranschaulicht die wichtigsten Städte: Brügge, Gent, Brüssel und Antwerpen in der Blüte und dem Untergang städtischer Kultur und bürgerlichen Machtstrebens und berichtet endlich noch über eine der bedeutsamsten Seiten des belgischen Problems in dem Schlußkapitel „Der Kampf des flämischen Volkstums um sein Dasein bis zur Gegenwart". Das vortreffliche, durch eine Reihe von Karten dem allgemeinen Verständnis noch mehr entgegenkommende Werkchen ist hervorgegangen aus Aufsätzen, die der Verfasser zuerst in der rühmlich bekannten Kriegszeitung der 4. Armee veröffentlicht hat.

Gestalten des Krieges. Von Georg Mehlis. Tübingen, J. C. B. Mohr, 1915.

Wertvolle Bücher über den Krieg zeichnen sich dadurch aus, daß sie auch noch

Digitized by Google

Jahre nach dem Erscheinen mit Gewinn gelesen werden können. Diese Schrift besteht die Probe. Sie verbindet Genauigkeit des begrifflichen Erfassens mit dichterischer Wärme der Einfühlung. Nicht der Erscheinung des Krieges im ganzen, sondern einzelnen seiner Gestaltungen ist sie zugewendet. Sie schildert den Feind: plötzlich ist ein bestimmtes Volk unser Feind und vielleicht verschwindet es als solches ebenso plötzlich, denn der Staatsgedanke hat darüber zu bestimmen. Heimat und Vaterland gewinnen im Krieg einen erhöhten Sinn: die gewachsene Heimat der Jungen und die erworbene Heimat der Alten kann wechseln, aber vom Vaterland kann sich niemand ablösen; die Heimat gehört zu jenen Werten, die für die Persönlichkeit da sind, während das Vaterland einzuordnen ist in den Kreis der überpersönlichen Kulturwerte. Wer für solche Werte kämpft, ist ein Held. Doch gibt es auch ein Heldentum, das nur im Krieg entstehen kann. Mehlis stellt neben den naiv idealistischen Helden — etwa den jungen Kriegsfreiwilligen — den bewußtrealistischen Typus des Soldaten, der aus Anstands- und Pflichtgefühl ins Feld zieht. Mit Betrachtungen über Not und Tod schließt das Büchlein. D.

Die Krisis der europäischen Kultur. Von Rudolf Pannwitz. Nürnberg, Hans Carl.

Rudolf Pannwitz ringt nach umfassendster Einheit. Er will zugleich Dichter, Gelehrter und Philosoph sein, als solcher aber an die Stelle philosophischer Phrasen historische Realitäten setzen. Er ist ein Anwalt orientalischer Kultur, Gotamo Buddho und Kungfutse, nach seiner Weise verstanden, sind für ihn Vertreter höchster Wahrheit. Das vorliegende Buch ist der zweite Band seiner auf zehn Bände berechneten Werke; ein Band „Dionysische Tragödien" ist ihm vorausgegangen. Die Aufnahme des Werkes dürfte zwiespältig sein: man findet darin viel Richtiges, noch mehr Eigenständiges, freilich auch noch mehr Wirres und Unverständliches. Zum Teil liegt das letztere an der Sprache, die mitunter recht geschraubt und undurchsichtig ist. Auch der Verzicht auf die landläufige Satzzeichensetzung erschwert das Verständnis. Hans Zimmer.

Geschichte Europas von 1805 bis 1871 von Adolf Stern. Siebenter Band. Stuttgart, Cotta.

Es ist sehr erfreulich, daß Adolf Stern sein großes Werk wieder um ein erhebliches Stück gefördert hat. Der siebente Band enthält die geschlossene Geschichte der Revolutionsjahre 1848 - 1852; für Deutschland auch noch die Geschichte der ersten Jahre der Reaktion. Stern hat nicht bloß die gedruckte Literatur benutzt, sondern auch aus Archiven (Berlin, Kopenhagen) geschöpft. Seine Darstellung ist nüchtern und klar, die Grundauffassung, soweit der Verfasser überhaupt mit ihr hervortritt, eine gemäßigt liberale. Verglichen mit Treitschkes stürmender Leidenschaft ist Stern sehr zurückhaltend, was den Wert seiner sorgfältigen Darstellung nicht vermindert. E.

Gedanken über Menschlichkeit. Von Leopold v. Wiese. München und Leipzig, Duncker & Humblot, 1915.

Der Verfasser findet den Krieg nach seiner geistigen Seite bestimmt durch die neudeutsche Ethik, durch den nationalen Pflichtidealismus, der sich an Kant und Fichte anschließt, aber nicht auf die Vervollkommnung des einzelnen, sondern auf Selbständigkeit und Größe des Staates angelegt ist. Zunächst möchte er jede stolze Absonderung des Deutschen Reiches durch einen völkischen Geist ersetzt wissen, der nach Betätigung in der Welt, nach Wettbewerb und Wechselbeziehungen mit anderem Volkstum strebt; er hält es für möglich, daß der Krieg eine verbindende Wirkung haben, umfangreichere Kollektiveinheiten schaffen, kurz: die Wiedergeburt Europas bewirken wird. Der unbedingte Pflichtidealismus dürfe nicht unser einziger Lebensinhalt sein. Jenem Dogma stellt Wiese seinen Grundsatz der Menschlichkeit gegenüber, „nicht nur in dem Sinne, daß Zwang durch Freiheit, Gewalt durch Schonung ergänzt, und daß, extensiv bestimmt, neben die Nation die Menschheit gestellt wird, sondern dem idealistischen Prinzip der absoluten Geistigkeit halten wir die Möglichkeiten des Sinnlichen, dem Staat als Kulturprodukt und als Kollektivum einerseits das Natürlich-Organische, andererseits das Persönliche entgegen". Die Ausführung dieser Gedanken erfolgt mit so viel aufrichtiger, aus dem Innersten stammender Bemühung, daß auch der nicht überzeugte Leser gefesselt bleibt und als Freund von dem Verfasser scheidet. D.

Christentum und Kirche in Rußland und dem Orient. Von Hermann Mulert. Tübingen, Mohr. 77 S. M. 1.—.

Aus meiner Tätigkeit in der wissenschaftlichen Prüfungskommission weiß ich, daß die kirchlichen Verhältnisse in Rußland, auf der Balkanhalbinsel und im vorderen Orient leider zu wenig bekannt sind. Das ist gewiß auch manchem andern gerade während des gegenwärtigen Krieges zum Bewußtsein gekommen. Ein neues gutes Hilfsmittel, diese Lücke im Wissen auszufüllen, hat der Kirchenhistoriker Mulert in Halle geliefert. Ed. König.

Digitized by Google

Vom vaterländischen Beruf der deutschen Freimaurer. Von Diedrich Bischoff. Berlin, Alfred Unger. M. 4.80.

„Ein Wort zum Kampfe um Deutschlands Einigkeit" ist der Untertitel des Buches. Im Mittelpunkt steht die Frage, wie der heutige „Burgfrieden" zum wirklichen Volksfrieden werden könne, und wie die Freimaurerei mitwirten könne zu diesem hohen Ziele. Ein Arbeitsprogramm für die Freimaurer unter uns wird also aufgestellt, Nichtfreimaurern aber gewährt dieses Werk eines bekannten Führers der deutschen Freimaurerei einen lehrreichen Einblick in die Gedankenwelt der letzteren. H. Z.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Dannenberg, H. L., Sieg ohne Landgewinn. Dresden, Verlag „Das größere Deutschland" G. m. b. H. M. 1.50.

Das Vierte Lustige Büchel der Liller Kriegszeitung. Druck und Verlag der Liller Kriegszeitung. M. 1.—.

Federer, Heinrich, Gebt mir meine Wildnis wieder! In Franzens Poetenstube. Umbrische Reisegeschichtlein. (Einbandzeichnung von Prof. Georg Schiller.) Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. In Pappband je M. 1.20.

v. Freytag-Loringhoven, Frhr., Generalleutnant, Dr. h. c. d. Univ. Berlin, Geschultes Volksheer oder Miliz? Kriegslehren aus Vergangenheit und Gegenwart. Berlin, Verlag E. S. Mittler & Sohn. M. 2.75.

Hoecker, L., Hauptmann d. L., Drei Jahre Liller Kriegszeitung. Eine Denkschrift zum 2. Dezember 1917. Mit den Bildnissen der Mitarbeiter. Druck und Verlag der Liller Kriegszeitung.

Klabund, Der Leierkastenmann. Mit bunten Holzschnitten von Kurt Szafranski. Berlin, Erich Reiß Verlag. In Pappband M. 3.80, Japanband M. 6.—.

Klingspor-Karten. Worte des Fürsten Bülow, Reihe 17 u. 68. Lutherworte, Reihe 18 u. 71. München, J. F. Lehmann. Je 10 Karten, Preis jeder Reihe M. 1.—, in echtem Bütten M. 1.50.

Liller Kriegszeitung, 4. Kriegsjahr, Nr. 50 u. 51. Druckerei der Liller Kriegszeitung.

Reformationsreden: Haller, Johannes, Die Ursachen der Reformation. — Holl, Karl, Was verstand Luther unter Religion? — Krüger, Gustav, Der Genius Luthers. — Müller, Karl, Die großen Gedanken der Reformation und die Gegenwart. — v. Schubert, Hans, Die weltgeschichtliche Bedeutung der Reformation. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Geh. je M. 1.35.

Reventlow, Graf E. zu, Der Einfluß der Seemacht im Großen Kriege. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. Geh. M. 8.50, geb. M. 10.—.

Reymont, W. St., Lodz, Das gelobte Land. Roman. München, Georg Müller. Geh. M. 8.—.

Salinger, Bruno, Gedanken eines Kommißstiefels. Nicht Erfundenes, nur Erlebtes im Weltkriege. Leipzig, W. Härtel & Co. Nachf. M. 1.

Schrott-Fiechtl, Sonnseitige Menschen. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. M. 5.—, in Pappband M 6.—.

Soldatenworte aus der Liller Kriegszeitung. Mit einem Kalender auf das Jahr 1918. Druck und Verlag der Liller Kriegszeitung.

Steinitzer, Alfred, Alpine Sieger. Interessante Ersteigungsgeschichten und Erlebnisse in europäischen und außereuropäischen Gebirgen. München, Georg Müller. Geb. M. 7.—.

Sturtevant, Erich, Vom guten Ton im Wandel der Jahrhunderte. Mit einer Kostümtafel. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. M. 3.—.

„Volldampf voraus!" Auswahl der wichtigsten neueren Marine-Literatur, speziell der Seekriegs- und U-Boots-Literatur. Mit einem Vorwort von Kapitänleutnant R. v. Stosch. Leipzig, Barsortiments-Katalog-Verlag.

Wirtschaftskrieg, Der. III. Abteilung: Japan. Bearbeitet von Konsul Leo Ulrich. Jena, Komm.-Verl. v. G. Fischer. M. 9.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

B 52

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von .....

Richard Fleischer

Dreiundvierzigster Jahrgang. Zweiter Band
April bis Juni 1918

Stuttgart und Leipzig 1918 Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt

des

Zweiten Quartal-Bandes des Jahrgangs XLIII

(April bis Juni 1918)

Seite

Generalleutnant Freiherr v. Freytag-Loringhoven, Dr. h. c. der Universität Berlin: Einfachheit im Denken 1

General der Infanterie Freiherr v. Woinovich: Weltkrieg und Weltkultur 7

Freiherr v. Call, k. u. k. Wirkl. Geh. Rat, Minister und Botschafter a. D.: Die Rivalität Japans und Amerikas in Ostasien nach dem Zusammenbruch Rußlands 12

Professor Karl Bohlin (Stockholm): Die Radiotelegraphie in ihren astronomischen Anwendungen 19

August Fournier: Londoner Präludien zum Wiener Kongreß. (Geheime Berichte Metternichs an Kaiser Franz.) (Schluß) 24

J. v. Pflugk-Harttung: Ein Meisterwerk Bismarcks. Zur Erinnerung an die Einverleibung Schleswig-Holsteins 34

Hermann Diez: Viscount Northcliffe 41

Wolfgang Windelband: Aus dem Briefwechsel Friedrich Eichhorns (Schluß) 46

Conrad Bornhak: Die Staatlichkeit der Ukraine 55

Dr. Freiherr v. Jettel: Die Heranziehung von Ausländern zum Heeresdienste 61

Prof. Dr. Max Fleischmann (Königsberg): Vom Recht der Kolonialdeutschen auf Ersatz von Kriegsschäden 65

Alexander v. Gleichen-Rußwurm: Physiognomie und Fernwirkungen des Wiener Kongresses (Schluß) 75

Generalleutnant z. D. v. Görtz: Von der Mitwirkung Kongreßpolens zur eigenen Befreiung 1812 und im gegenwärtigen Weltkriege 81

Moskau 85

Die finanzielle Bedeutung des Friedens von Brest-Litowsk. Von A. K. 89

Der Staatsmann auf dem Papier 97

Archivrat Dr. J. Lulvès (in Berlin): Die politischen Testamente der Hohenzollern als Zeugnisse ihrer Landesfürsorge 99

Die letzten Tage in Villa Borghese 106

Digitized by Google

Seite

Professor Wilhelm Foerster: Gedanken über die Zukunft des Erdenlebens ... 114
Freiherr v. Macchio, k. u. k. Wirkl. Geh. Rat und Botschafter a. D.: Die unheilvolle Staatskunst der Entente und der Schutz gegen dieselbe 120
Dr. Ludwig Lorenz: Heinrich v. Treitschke als Kritiker Englands 124
General der Infanterie Freiherr v. Woinovich: Die feindliche Weltdiplomatie im Weltkriege ... 131
Geh. Hofrat Dr. S. Günther: Beziehungen zwischen Krieg und Erdkunde 134
Hermann Diez: Die feindliche Presse und der feindliche Telegraph .. 142
Hermine Schwarz: Erinnerungen an meinen Bruder Ignaz Brüll, Brahms und Goldmark (Fortsetzung) ... 146. 239
Oberlandesgerichtsrat Dr. Sommer, Geh. Justizrat: Staatskunst und Krieg 157
Professor Dr. Alfred Manes (Berlin): Über Staatsbankrotte ... 172
Vizeadmiral z. D. Kirchhoff: Zur Aaland- und Finnland-Expedition .. 177
Geh. Regierungsrat Neuberg, Berlin-Steglitz: Kriegsgesetzgebung in den Tagen der Befreiungskriege ... 179
Die Kriegsfinanzen der Westmächte. Von E. K. ... 182
Graf York von Wartenburg: „Herrenhaus-Reform" ... 193
Der wirtschaftliche Aufbau nach dem Weltkrieg und die internationale Deckung der Weltkriegskosten als Kriegsentschädigung ... 212
Der Vernichtungskrieg Englands gegen seine Alliierten, gegen die Mittelmächte und gegen die Neutralen ... 218
Generalleutnant z. D. v. Görtz: Auf den Sandhaufen! ... 224
Erich Petzet (München): Großherzog Karl Alexander von Weimar und Paul Heyse ... 226
Landrat Dr. v. Thadden Trieglaff: Über Freihandel und Lebensmittelversorgung ... 234
H. Rohne, Generalleutnant z. D.: Die Artillerie im Stellungskriege .. 249
Friedrich Fürst Wrede: Schwarze Fahnen ... 255
R. Kohlrausch: Die Hohenstaufentragödie und Castel del Monte 259
Dr. Freiherr v. Zettel: Graf Czernin ... 266
Dr. Freiherr v. Friesen: Trasumenischer See und Lützen, zwei Überfallsschlachten einst und jetzt ... 272
Admiral z. D. Dick: Schutz und Freiheit des Welthandels nach dem Kriege 274
Prof. Dr. med. C. Bachem (Bonn): Die moderne Hausapotheke ... 277
Der deutsch-rumänische Petroleumvertrag. Von E. K. ... 283

Kleine Revuen

Literarische Berichte ... 92. 186. 285
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes ... 95. 192. 288

Digitized by Google

Einfachheit im Denken

Von

Generalleutnant Freiherrn v. Freytag-Loringhoven,
Dr. h. c. der Universität Berlin

Professor Wilhelm Weygandt schrieb kürzlich:[1]) „Unsere kindlich triebhaften Gegner sind viel eher Massenbeeinflussungen zugänglich, als deren höchste schließlich doch die Sorge für das Wohl des Landes anzusehen ist; sie laufen seltener Gefahr, ein Ding von zwei Seiten zu betrachten und dabei der Gegenseite mehr als gebührlich Gewicht beizumessen; sie sind weniger angekränkelt von des Gedankens Blässe, von altruistischer Rücksicht, von Bedenken und übertriebenem Streben, folgerichtig zu handeln und ethischen und logischen Grundsätzen zu entsprechen, anstatt das praktisch Wertvolle bedenkenlos zu erfassen." Wir erschweren uns in der Tat im politischen Leben sehr vieles durch unsere Denkweise. Fürst Bülow beklagt[2]) den bei uns im inneren Zwist herrschenden Mangel an Objektivität dem politischen Gegner gegenüber. Um so mehr befleißigen wir uns ihrer auffallenderweise, wo es sich um äußere Feinde handelt. Es ist das eine nationale Schwäche, der wir uns nicht noch rühmen sollten, wie es so häufig geschieht. Darin steckt nebenbei ein gutes Stück Pharisäertum, das wir abzulegen haben. Manches können wir in dieser Hinsicht noch von unseren Feinden lernen, ohne daß wir darum uns ihre brutalen Auffassungen zu eigen zu machen brauchen. Wir verfallen, wie es bei einem gelehrten Volke natürlich, gar zu leicht dem Reiz des Betrachtens.

Von dem bei Auerstädt zu Tode verwundeten Herzog von Braunschweig, dem Befehlshaber der Verbündeten in dem unglücklichen Feldzuge von 1792, der bei Valmy sein Ende fand, schreibt Sybel:[3]) „Er gehörte zu den Naturen, denen bei großen Geistesgaben und sittlich reiner Gesinnung die Stärke des Willens und der Mut der Seele abgeht, welcher zu jedem männlichen Wirken erforderlich ist ... Er liebte jede Sache von allen Seiten zu ergründen und kam zu der einem Soldaten (nicht minder aber auch einem Politiker) bedenklichen Gewohnheit, überall ein relatives Recht des Gegners anzuerkennen, bei jeder Unternehmung die Schwierigkeiten und bei jeder Ansicht die Schwächen

[1]) Zur Psychologie des Friedens. „Deutschlands Erneuerung". 1918. Heft 2.
[2]) Deutsche Politik.
[3]) Geschichte der Revolutionszeit, II.

Copyright 1918 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

derselben zunächst zu empfinden." Solche Naturen kommen jetzt in unserem Heere zum Glück nicht hoch, wir stünden sonst nicht so da wie heute, im übrigen sind sie unter den Deutschen keineswegs selten. Bei Gelegenheit der Verhandlungen von Campo Formio soll Napoleon geäußert haben, es gäbe in Europa viele gute Generale, aber sie hätten alle den Fehler, zu viele Dinge auf einmal zu sehen. Freilich haben die Ergebnisse französischer Geistesrichtung ebenfalls nicht immer den Beifall des Kaisers gefunden. So äußerte er Gourgand zufolge [1]) auf St. Helena: „Man bedarf im Kriege vor allem des gesunden Menschenverstandes. Die Generale begehen die meisten Fehler, wenn sie geistreich sein wollen . . . Die Kriegskunst ist wie alles Große und Einfache; die einfachsten Bewegungen sind die besten." In gleichem Sinne hatte Napoleon einst seinem Bruder Jérôme geschrieben: [2]) „Ihr Brief ist zu geistvoll. Das paßt nicht für den Krieg. Er fordert Genauigkeit, Stetigkeit und Einfachheit."

An diesen Äußerungen erkennen wir, daß der französische „Esprit" nicht minder seine Gefahren in sich birgt, als die an sich weniger bestimmte deutsche Denkweise. Schlimmer noch spielt dem Franzosen, wie überhaupt dem Romanen, sein Gefühl mit, das auf seinen Willen weit stärker einwirkt als die Vernunft und in der Berauschung durch die Phrase zum Ausdruck kommt. Napoleon selber ist mit der Zeit dieser Geistesrichtung gar zu sehr verfallen. Er sah sich mehr und mehr in das Netz der Lügen verstrickt, das er selbst geknüpft hatte. Darüber verlor sein sonst so untrüglicher Scharfblick den Maßstab für die Wirklichkeit, den Sinn für die in den Völkern lebendigen sittlichen Kräfte. Die dem Feldherrn notwendige unerbittliche Folgerichtigkeit machte vielfach einer verhängnisvollen Selbsttäuschung Platz. Er gewöhnte sich, die Dinge so zu sehen, wie er es wünschte. Die zahlreichen Proklamationen, mit deren Hilfe er die Herrschaft über die Gemüter in seinem Heere erstrebte, wirken vielfach noch heute zündend auf jeden Soldaten, oft beleuchten sie schlagend mit wenigen Worten die Weltlage. So, wenn der Kaiser vor Ulm seinen Soldaten zuruft: [3]) „Vor Monatsfrist lagerten wir an den Gestaden des Ozeans . . . Ohne diese Armee, die ihr vor euch habt, wären wir heute in London; sechs Jahrhunderte voll Beleidigungen wären gerächt und den Meeren die Freiheit zurückgegeben." Spricht aus seinen Proklamationen und Bulletins unzweifelhaft der Genius, so drängen sich andererseits die Phrase und die Lüge in häßlicher Weise vor. Die Kundgebungen des Imperators bilden nach dieser Richtung ein würdiges Vorbild dessen, was uns Presse und amtliche Kundgebungen in Frankreich seit Beginn des jetzigen Krieges geboten haben. Neid, Haß und insulare Beschränktheit der einst von Napoleon in ihren Bestrebungen so richtig eingeschätzten Engländer haben das ihrige dazugetan.

[1]) Ste. Hélène.
[2]) Correspondance, XV, Nr. 12111.
[3]) Correspondance, XI, Nr. 9381.

Digitized by Google

So abgeschmackt und verwerflich diese Ausflüsse französischer und angelsächsischer Wesensart auch sind, so ist die größere Einheitlichkeit und Einfachheit im Denken doch bei ihr. Sie tritt hervor in allen entscheidenden politischen Fragen, die der Weltkrieg in beiden Ländern aufgeworfen hat. Umgekehrt äußerte deutsche Art oft ihre schwächende Wirkung in außer- und innerpolitischen Erörterungen. Der ganze unfruchtbare Doktrinarismus, der von jeher unser Parteileben durchsetzt, trat in der Beurteilung äußerer Machtfragen, wie sie der Krieg aufwarf, zutage und zeigte sich dem großartigen Maßstabe des Weltkampfes und den Forderungen der Stunde nicht gewachsen. Unbefangener Beobachtung mußten sich dabei starke Zweifel aufdrängen, ob die an den amtlichen Stellen geübte Be- und Verurteilung gerade im Munde der Kritiker berechtigt war. Wir wollen uns glücklich schätzen, daß wir weder die abstrakte Denkweise der Franzosen, noch die heuchlerische, kalte Art der Engländer besitzen, aber es spricht doch bei uns noch gar zu viel vom Wesen des Volkes der Dichter und Denker auch in der praktischen Politik mit, wo es nicht hingehört. Treffend äußert Treitschke:[1]) „Es ist grundfalsch, wenn man die geistige Bildung als das Wesentliche in der Geschichte ansieht oder überhaupt als das, worauf das eigentliche Glück der Menschen beruht. Welch ungeheuerliche Behauptung, die Frauen für weniger glücklich erklären zu wollen als die Männer. Steht denn der Gelehrte, darum, weil er gelehrt ist, schon höher als der Arbeiter? Ich selber habe diesen Gelehrtendünkel nicht, und wahrhaft große Menschen haben ihn nie gehabt. Ich habe immer tiefe Verehrung gefühlt vor den schlichten Tugenden des armen Mannes." Alle in der Front in Krieg und Frieden gemachten Erfahrungen bestätigen diese Sätze. Das einfache Denken des Offiziers hat stets Verständnis gehabt für das schlichte Wesen der Mannschaften, während bei gelehrten Studien das Gefühl für die echten Bedingungen des praktischen Lebens und damit für das einfache Denken der handarbeitenden Klassen leicht schwindet.

Damit entsteht die Gefahr, daß sich zwischen unserem höheren Beamtentum und der Masse des Volkes eine trennende Schicht lagert. Diese Gefahr ist in den Großstädten, und hier wieder besonders in der Reichshauptstadt, offenbar am größten. Die dort zusammengedrängte Intelligenz führt zu einer überfeinerten Denkweise, die unter der Einwirkung wechselseitiger Suggestion ihre Träger schließlich immer mehr den Bedingungen der Wirklichkeit entfremdet. Während des Krieges trat das besonders hervor. So widersinnig es klingen mag, gerade die hohe Klugheit geistig hochstehender Kreise schwächt ihr Urteil. Es entsteht in der weltstädtischen Luft eine Blutleere im Denken, weil der Geist zu sehr, das Herz zu wenig in Anspruch genommen wird. Nur so erklärt sich die Leidenschaftslosigkeit, mit der die Dinge dieses größten Krieges von dieser Intelligenz behandelt werden. Das Gefühl für wahres, echtes Volksempfinden schwächt sich ab. Der Offizier ist nach dieser Rich-

[1]) Politik, I.

Digitized by Google

tung weit besser daran. Er arbeitet in jungen Jahren am lebendigen Menschen. Auch später wird dafür gesorgt, daß er von Stellen außerhalb der Front stets wieder in diese zurückkehrt, somit dem Volke niemals fremd werden kann. Es waren hinsichtlich des damit Erreichten natürlich Ausnahmen zu verzeichnen. Auch innerhalb der Armee wird der Krieg im Gefolge haben, daß manche Vorurteile fallen. Ohnehin sind bei aller erstrebten Gleichmäßigkeit Auffassung und Denkweise des einzelnen stets individuell. Immerhin ist es bezeichnend, daß die allgemeine Anerkennung, der die deutsche Führung sich im Volke zu erfreuen hatte, sich auch auf die einfache soldatische Ausdrucksweise aller amtlichen militärischen Kundgebungen erstreckt hat. Sie war die Folge einfacher Denkweise, wie sie seit Moltke durch den Generalstab mehr und mehr Gemeingut der Armee geworden ist.

Moltke hat einst geäußert, ein Befehl oder eine Meldung müsse so abgefaßt sein, daß kein Wort hinzuzufügen, aber auch keines zu streichen sei, wenn die Klarheit nicht darunter leiden solle. Die Schule des Feldmarschalls wirkt noch nach im deutschen Heere, ein Beweis, daß Einfachheit im Denken sich bei gehöriger Selbstzucht sehr wohl mit deutscher Art vereinigen läßt, denn gerade unsere militärische Ausdrucksweise ist rein deutsch. Sie unterscheidet sich in ihrer Einfachheit und Klarheit vorteilhaft von der französischen militärischen Sprache, die so gern mit gelehrten Ausdrücken prunkt und für die einfachsten Dinge stets das Wort „strategisch" bereithält, von der vielfach geradezu kindlichen englischen Berichterstattung ganz abgesehen. Auch von der Durchbildung des deutschen Generalstabes gelten die Worte, die einst König Friedrich inmitten des Siebenjährigen Krieges an seinen Bruder, den Prinzen Heinrich, richtete:[1]) „Es liegt in der menschlichen Natur, daß dem Ausfluß der Weisheit engere Grenzen gesetzt sind, als man zu glauben geneigt ist; Vollendetes gibt es nirgends, wir streifen daran, aber wir erreichen es nicht. Es ist das für die Menschheit beschämend, bleibt aber deshalb nicht minder wahr." Gleichermaßen aber trifft in unserem Falle zu, was der König diesen Sätzen anfügt: „Das soll uns aber nicht hindern, so zu handeln, als ob wir vollendete Wesen wären." Danach sind wir in dem größten aller Kriege verfahren und haben den Beweis erbracht, daß die Schwäche, die an und für sich in der deutschen Denkweise liegt, nicht unüberwindlich ist.

Der verstorbene Generalleutnant Georg v. Alten, einst ein genialer Lehrer der Taktik auf der Kriegsakademie, dem wir Älteren unendlich viel zu verdanken haben, wies uns immer wieder darauf hin, daß man jede Lage bis in ihre letzten Folgerungen scharf durchdenken müsse, nur dadurch gewinne man die Grundlage für die Durchführung eines Entschlusses. Selbst wenn dieser sich infolge der niemals mit Sicherheit einzuschätzenden Gegenwirkung des Feindes als verfehlt erweisen sollte, sei die durch solches Durchdenken gewonnene größere eigene Sicherheit von höchstem Wert. Der damalige Major

[1]) Pol. Korresp., XVI, 9895. Grüßau, 5. IV. 1758.

Digitized by Google

v. Alten erlaubte nicht, daß wir uns gedanklich an irgendeiner auftretenden Schwierigkeit sozusagen vorbeidrückten. Solches Durchdenken ist leider bei weitem nicht Gemeingut der führenden Schichten des deutschen Volkes. In verstärktem Maße gilt heute, was Adolf Lasson 1868 schrieb:[1]) „Ein charakteristisches Merkmal unseres Zeitalters ist die Universalität der Reflexion. Schlechterdings nichts wird als Tatsache hingenommen, alle Phänomene der Natur und des Willens werden auf ihre Ursachen geprüft, im Zusammenhange durchdacht und an der Vernunft gemessen. Diese universelle Reflexion ist ein hoher Vorzug der gegenwärtigen Menschheit; aber sie schließt eine dringende Gefahr in sich. Wo alle reflektieren, wird notwendig von vielen sehr schlecht reflektiert. Man spricht über Ursachen ohne genügende Beobachtung, man spricht von einem Zusammenhange der Erscheinungen und substituiert dafür eine der Sache fremde äußerliche Verknüpfung von Vorstellungen; man mißt und beurteilt den Wert nach subjektiven Maßstäben, die für die Sache ungeeignet sind. Statt von konsequent und klar durchdachten Begriffen läßt man sich von Empfindungen und Begierden leiten."

Das trifft Wort für Wort auf eine große Zahl von Männern zu, die bei uns im politischen und parlamentarischen Leben eine Rolle spielen. Es trifft insonderheit auf die Pazifisten und Anhänger der Abrüstung zu. Der Wunsch, den Weltkrieg beendigt zu sehen, ist in uns allen lebendig; nicht dieser Wunsch, sondern das Fehlen jedes Wirklichkeitssinnes ist es indessen, der die Verfechter der Lehre vom ewigen Völkerfrieden zu unfruchtbaren Doktrinären macht. So fährt denn auch Lasson fort: „Solcher Verkehrung der rein sachlichen Gesichtspunkte ist kaum ein anderer Gegenstand der Reflexion in gleichem Grade ausgesetzt wie der Krieg." Weiterhin äußert er: „Von der Entwicklung eigentlicher Kulturvölker, die nebeneinander bestehen und reichliche Berührungspunkte miteinander haben, zu verlangen, daß diese Entwicklung eine durchaus friedliche und durch keinen Streit gestörte sei, heißt das Unmögliche verlangen, die Ordnung der Natur verkehren, an die Stelle echter Sittlichkeit ein falsches Idol rücken; es ist diese Forderung des friedlichen Nebeneinander der Staaten, wofern nicht bloß von dem fernen Ideal eines paradiesischen Zustandes am Ende der Zeiten, sondern von einer Forderung an eine historische Wirklichkeit die Rede ist, schließlich nur eine Phrase im Munde der Gedankenlosen oder eine bewußte heuchlerische Lüge." Jedenfalls ist diese Forderung alles andere als das Ergebnis wirklichen Durchdenkens.

Von Friedrich Wilhelm IV. sagt Treitschke:[2]) „Diesem glänzenden Geiste mangelte das ursprünglich schöpferische Vermögen und damit das Geheimnis aller Menschengröße, die innere Einheit." Solche ist nur erreichbar bei einfachem Denken. Darin liegt der Grund, daß hochbegabte Naturen oft im Leben so wenig leisten, während weit weniger Begabte große Leistungen voll-

[1]) Das Kulturideal und der Krieg.
[2]) Deutsche Geschichte, III, 3. Buch, 2. Abschn.

Digitized by Google

bringen. Einfaches Denken ist, wie seine Äußerung im soldatischen Berufe zeigt, nicht zum wenigsten ein Ergebnis der Charakterbildung. Unser deutsches Schulwesen genießt mit Recht einen guten Ruf in der Welt. Es hat die Grundlage gebildet für den hohen Stand unserer Technik, die den Kampf mit der Industrie der ganzen Welt siegreich durchgeführt hat. Immerhin werden wir ernsthaft zu prüfen haben, wo die Schule der Vereinfachung und Besserung bedarf. Sie wird schwerlich darin zu bestehen haben, daß wir aufs neue Versuch auf Versuch häufen, wie es jetzt mit den Klassen für sogenannte Höchstbegabte geschieht unter dem Deckmantel des Schlagworts von der freien Bahn für den Tüchtigen, der sich doch immer erst im Leben als solcher ausweisen kann. Der Krieg hat uns so manche Überorganisation gebracht. Hüten wir uns, auf dem Gebiet der Schule in Ähnliches zu verfallen. Eine gute Organisation ist sehr viel wert, sie kann unter Umständen von entscheidender Bedeutung sein, aber wie schon in der Armee und in jedem Großbetriebe der Geist, der eine Organisation belebt, und die Äußerlichkeiten, die innerhalb ihrer wirken, den Ausschlag geben, so gilt das sicherlich noch viel mehr von der Schule. Es ist zu hoffen, daß die deutsche Lehrerschaft, die draußen im Felde so wacker ihren Mann gestanden hat, lebensfrische Anschauungen und gesunden Wirklichkeitssinn in die Lehranstalten zurückbringen wird, damit wir das Wesentliche vom Nebensächlichen unterscheiden lernen. Es gibt auf diesem Gebiet wichtigere Dinge als den Streit um die Bedeutung der humanistischen Bildung. Diese hat unzweifelhaft ihren Wert, ihre Anhänger werden sich aber doch ernsthaft zu fragen haben, ob denn alles, was vor hundert und mehr Jahren gut war, es noch heute ist.

Vornehmlich gilt es mit dem „Götzenbilde der allgemeinen Bildung" aufzuräumen, wie Professor Messer vor nicht langer Zeit treffend dargelegt hat.[1]) Weder das humanistische Gymnasium noch die Realanstalten können solche vermitteln. Messer schreibt: „Vielseitige oder gar allseitige Bildung von vornherein als Ziel wählen, heißt die geistige Individualität sinnlos zerstören, wie denn auch jede wertvolle Individualität mit allen Kräften sich dagegen sträubt. „Allgemeine Bildung" kann bestenfalls am Ende, nicht am Anfang des Lebens stehen. Das höchste, was die Schule leisten kann, ist, den Zögling in einzelne Bildungsgüter, deren Struktur der seinigen möglichst adäquat sind, einzuführen und dabei die Kräfte zu entwickeln, die ihn von selbst dazu treiben, nach Maßgabe seiner Individualität und der Lebensverhältnisse, in die er geworfen wird, den Umkreis seiner Bildung im Rahmen seiner Lebensaufgabe allmählich auszudehnen." Sehen wir hierin die Aufgabe der Schule, so werden wir ein Geschlecht heranbilden, das einfach zu denken imstande ist, statt eines solchen, dem die Fülle des für notwendig gehaltenen Lernstoffs die Fähigkeit hierzu beeinträchtigt. Schon Lagarde sagt:[2]) „Wir müssen begreifen, daß eine Universalbildung nicht mehr möglich, daß sie auch

[1]) Tag, ill. Teil, 1917, Nr. 255 u. 256.
[2]) Deutsche Bildung.

Digitized by Google

nicht nötig ist, weil die Teile des Weltganzen die Gesetze des Ganzen in sich wiederholen." Völlig haben wir das aber immer noch nicht eingesehen, wie ebensowenig, daß „die Schulwissenschaft und die Schulweisheit nicht die wirkliche Wissenschaft und die wirkliche Weisheit sind", um mit Robert Saitschick zu sprechen.[1])

Die vielgerühmte „Neuorientierung" darf nicht dahin führen, daß wir alles bisher für gut Gehaltene anzweifeln oder gar umwerfen, am wenigsten dahin, daß wir deutsche Art verleugnen und uns wohl gar zu blinder Nachahmung unsrer Gegner verführen lassen, wenn wir auch im einzelnen von ihnen lernen können und sollen. Es gilt, nach dem Kriege unser Volk höher hinaufzuführen. Das aber kann nur geschehen, wenn wir nicht ohne weiteres als für immer gültiges deutsches Wesen hinnehmen, was lediglich Ergebnis der Entwicklung des letzten Jahrhunderts ist, nicht aber der Art unserer Vorväter entspricht. Trachten wir, ihnen und ihrer einfachen Denkweise wieder näher zu kommen.

Weltkrieg und Weltkultur

Von

General der Infanterie Freiherrn v. Woinovich

Die humanistische Weltanschauung, welcher im Gegensatz zum nationalen oder religiösen Gedanken das weiteste Feld der Betätigung offensteht, stellt zweifellos die idealste Art des Internationalismus dar.

Wie schön, wie erhebend, wie christlich auch erscheint die Voranstellung des rein Menschlichen vor allem anderen, und über die enge Scholle der Heimat, über die Eigenschaften des Volkstums, über den Unterschied in Glaubenssachen, der den Menschen sonst von seinem Mitmenschen trennte, braucht kaum des Näheren ausgeführt zu werden. Diese großartige Weltanschauung war daher seit jeher der schöne Traum aller edlen Geister, die imstande waren, sich mit ihren Schwingen über die niedrigen Triebe der Menschheit zu erheben und eine Gemeinschaft zu suchen, die frei von den Schlacken des Alltages in der Verbrüderung der Menschheit ihr ideales Vorbild hat.

Wir sehen diesen Traum schon in den griechischen Philosophenschulen sich ausprägen, wir sehen ihn aber auch die Grundlagen des Christentums bilden, das die gegenseitige Liebe predigt.

Es wäre vorauszusetzen gewesen, daß die Menschheit sich desto mehr diesen Idealen zuneigen dürfte, je höher Kultur und Zivilisation stiegen. Waren doch Zeiten hoher Kulturblüte stets auch günstig für rein menschliche Empfindungen,

---

[1]) Der Mensch und sein Ziel.

Digitized by Google

gegenseitigem Verständnisse geneigter, deren Ausbreitung und Fortschreiten nur durch das Überwiegen von Perioden, in denen rauhere Stimmungen vorherrschten, wieder in den Hintergrund zurückgedrängt wurden. Immer aber brachen diese unterdrückten edleren Regungen wieder hervor, wenn auch die ihrer Entwicklung abträglichen Zeiträume noch so lange erscheinen mochten. Dem Untergang der klassischen Philosophie während der Völkerwanderung folgte nach tausendjähriger Nacht der Geister zu Beginn der neueren Zeitperiode die Wiedergeburt des humanistischen Gedankens und brachte das Menschheitsgefühl zu einem Erblühen, das nichts Geringeres als eine Regenerierung der Menschheit in sittlicher Beziehung anstrebte. Seit jener Zeit wurden die Einbrüche solcher Perioden des überwiegenden Menschheitsgefühles immer häufiger und länger, ungeachtet des Vorwaltens jener rauhen Einflüsse, denen die Welt doch noch ausgesetzt blieb.

Seit dem siebzehnten Jahrhundert hat die Philosophie aller Völker den idealen Zielen dieser Menschheitsvereinigung gedient und ist bestrebt gewesen, alle Schranken vom Menschen zum Menschen zu entfernen und reinen, lichten Sphären zuzustreben. Insbesonders an der Schwelle des neunzehnten Jahrhunderts war dies in hohem Maße der Fall, und diese Tendenzen erfuhren damals so allgemeine Verbreitung, daß am Schlusse des vorigen Jahrhunderts die Erreichung des Ideales vom allgemeinen Frieden nur noch eine Frage ganz kurzer Zeit zu sein schien.

Wie kam es, daß man sich, wie bei Ausbruch des Weltkrieges klar wurde, in dieser Hinsicht so sehr geirrt hatte, denn die Ereignisse der letzten vier Jahre zeigen einen Rückfall in die finstersten Zeiten der Barbarei und lassen an den Fortschritten unserer vielgepriesenen Kultur völlig zweifeln!

Wenn wir, ohne alle Voreingenommenheit, den Gründen hierfür nachgehen, gelangen wir zu folgendem Ergebnisse:

Unsere Gegner werfen uns den „Militarismus" vor, in welchem sie den Ursprung alles Übels zu erkennen glauben. Selbst wenn dieser Militarismus, wie unsere Feinde behaupten, *nur* auf unserer Seite bestehen würde, wäre nicht *er*, der doch nur defensiven Zwecken diente, der Feind der Menschheit — dieser ist vielmehr, nach unserer Überzeugung, in dem „Mammonismus" zu suchen, d. h. in dem Vorwalten der Sucht nach materiellen Gütern, nach Erwerb und Gewinn, und dieser beherrscht zweifelsohne unsere Gegner, vor allem England, Amerika und Frankreich.

Durch diesen Mammonismus werden in der Seele des Menschen die schlimmsten Triebe erweckt und gefördert. Er dient nur äußeren Zwecken, in erster Linie gewissen Klassen, und hat daher keineswegs den Vorzug, die Wohlfahrt und Lebensführung des Volkes im allgemeinen zu heben. Die obersten Schichten der Ententevölker huldigen ihm schrankenlos; sie erblicken in ihm nicht nur die Gewähr des materiellen Gedeihens ihrer Kaste, sondern bilden sich ein, daß er für staatliche Zwecke nicht zu entbehren sei. Alle Schichten, Einrichtungen, ja die ganze Denkungsweise dieser Völker sind vom

Digitized by Google

Mammonismus durchtränkt, weil er von oben herab durch das Beispiel werbend zu wirken vermag.

Das Fortbestehen dieses gesellschaftlichen und staatlichen Zustandes ist daher bei den genannten Völkern in Fleisch und Blut übergegangen; sie messen nach diesem Maßstabe fremde Völker. Im eigenen Lande kann der Mammonismus nicht bis zu den äußersten Konsequenzen durchgeführt werden; die schrankenlose Rücksichtslosigkeit, welche dies voraussetzen würde, würde zur völligen Aussaugung des wirtschaftlich schwächeren Teiles des eigenen Volkes führen. Der Mammonismus, wirtschaftlich und staatlich, muß sich daher gegen fremde Völker und Staaten richten, die gezwungen werden sollen, in Abhängigkeit von ihnen zu treten, um ihre Rivalität zu beseitigen, unbeschadet dessen, daß dies ihren sozialen Niedergang besiegeln müßte. Schlagende Beispiele hierzu liefert das Vorgehen Englands und Amerikas Deutschland gegenüber.

Welches wären nun die Folgen, wenn es der Entente gelänge, den Vierbund niederzuwerfen?

Die wirtschaftliche Ausbeutung Mitteleuropas, die Ausbreitung des Mammonismus, die rücksichtslose Herrschaft ihrer Tendenzen und Prinzipien, durch welche die sittlich höherstehenden Völker der Mittelmächte in ihrer Existenz auf das Empfindlichste betroffen würden. Das brächte höchstwahrscheinlich den Eintritt einer neuen Epoche mit sich, deren Signatur der Kampf ums Dasein der Menschen untereinander wäre. Dieser Zustand, verbunden mit einem Sinken des ethischen Niveaus der Völker, erschien geeignet, den Niedergang der Weltkultur in jener Weise anzubahnen, wie er etwa zur Zeit der Auflösung des alten römischen Reiches stattfand, wo das Vorwalten rein materieller Geistesrichtung und egoistischer Weltanschauungen das stolze Gebäude antiker Zivilisation zum Wanken und schließlich zum Einsturz brachte. Äußere und innere Kultur wären somit auf das Empfindlichste bedroht.

Es besteht kein Zweifel darüber, daß in den Weststaaten Europas und in Nordamerika die Elemente gegeben sind, um eine derartige Umwälzung hervorzubringen. Sie wurzeln in jenen gesellschaftlichen und staatlichen Zuständen und Verhältnissen, die wir mit dem Ausdrucke „Mammonismus" bezeichneten. Das schrankenlose *Voranstellen* des Erwerbes um jeden Preis, die Unterordnung jeglicher sittlichen Bedenken unter die Notwendigkeit desselben weisen darauf hin. Das hat zur Folge, daß auch in der Brust des einzelnen nach und nach alle jene Empfindungen erstickt werden, deren Gesamtheit wir als *Ethik* zu bezeichnen gewöhnt sind, also das Gefühl für Recht und Unrecht, für Treu und Glauben usw., mit einem Worte für all das, was bisher als *anständig* gegolten hat.

Die Art und Weise, in der die Ententevölker und ihre Lenker im gegenwärtigen Kriege vorgingen, zeigt deutlich, daß ihnen schon jetzt alle jene Grundlagen abhanden gekommen sind, welche bisher im öffentlichen Leben als unentbehrlich und unverrückbar angesehen worden sind. Dazu gehört vor

Digitized by Google

allem das Gefühl der Achtung vor dem Menschen und jenes der Unentbehrlichkeit höherer Sittlichkeit. Man könnte nur darüber noch im unklaren sein, ob diese „moral insanity" bloß die leitenden Kreise erfüllt und sonach von oben nach unten übertragen wird, oder ob dies umgekehrt der Fall ist. Leider scheint bereits beides der Fall zu sein.

Das öffentliche Leben in Italien, Frankreich, England und Amerika hat uns, schon lange Zeit vor dem Krieg, in jedem Belange gezeigt, daß diese Völker in der materiellen Wohlfahrt und im schrankenlosen Erwerb ihr höchstes Ziel erblicken. Diesen Völkern schien — auch dem einzelnen — das Gefühl dafür, daß es noch Anstrebenswerteres gäbe, vollkommen verloren gegangen zu sein. Ungezählte öffentliche Skandale, die bekannt geworden waren, gaben Zeugnis hiervon. Was den einzelnen erfüllte oder was dem einzelnen abging, das machte sich auch in der Gesamtheit, im Staatsleben geltend. Die Rücksichtslosigkeit, mit der der einzelne im Privatleben seinem Mitmenschen gegenüber vorging, prägte sich auch in der Politik des Staates, in allen öffentlichen Angelegenheiten und in der Behandlung fremder Völker aus. Wem sind in letzterer Hinsicht nicht jene Beispiele bekannt, die z. B. die Engländer in Irland, Ägypten und anderwärts und an anderen Orten hierfür boten, und wer verkennt den Zusammenhang zwischen privater und öffentlicher Moral, der sich bei den Vorgängen ausprägte, die dem Beitritt der Vereinigten Staaten zur Entente vorangingen. Zuerst galt es rücksichtslos den Erwerb einzelner oder gewisser Klassen durch Handel mit Kriegskonterbande durchzusetzen, und als dieser durch Deutschland gefährdet wurde, zögerte man nicht, zum Krieg zu schreiten.

Dadurch, daß sich in den erwähnten Staaten Leute fanden, die, den rohen Instinkten der Menge und ihren eigenen folgend, ihre Völker in jene Richtungen drängten, welche den Mammonismus kennzeichnen, entsteht für diese selbst, aber auch für die allgemeine Zivilisation, eine schwere Gefahr. Die westlichen Ententestaaten würden gut tun, das Schicksal des russischen Volkes sich vor Augen zu halten. In diesem Volke hat der Mammonismus der oberen Bevölkerungsschichten allein einen öffentlichen Zustand gezeitigt, den man mit Marasmus vergleichen könnte; der Trieb nach Erwerb und Bereicherung um jeden Preis erfüllte die herrschenden Klassen Rußlands derart, daß er auch auf die staatlichen Verhältnisse und auf die äußere Politik übergriff. Die Folgen waren: Untergrabung der öffentlichen Moral in allen Bevölkerungsklassen, Vernichtung jeglicher Autorität, und dies führte dahin, daß der Trieb nach Erwerb selbst vor dem Eigentümerrechte nicht Halt machte, so daß in Rußland ein Zustand eintrat, den in ihren eigenen Ländern hervorzubringen Engländer, Franzosen und Italiener gewiß nicht beabsichtigen dürften.

Das russische Beispiel des schrankenlosen Kommunismus vermag aber auch auf diese Völker ansteckend zu wirken, zahllose Keime hierfür sind zweifellos bei ihnen vorhanden; es braucht nur mehr eines äußeren Anstoßes hierfür.

Digitized by Google

Ein solcher würde aber eine derartige Umwälzung der sozialen Verhältnisse hervorrufen, wie sie die Welt noch nicht gesehen.

Diese Umwälzung würde aber auch einen Niedergang der Weltkultur bedeuten und damit ein Sinken des Niveaus unserer Zivilisation überhaupt. Es läßt sich bei fortschreitender Verrohung der Sitten, bei völligem Abhandenkommen von Treu und Glauben in der Gesellschaft, bei Nivellierung aller Standes- und Vermögensunterschiede nicht nur kein weiterer Fortschritt in der Entwicklung des Menschengeschlechtes, sondern nur ein Rückschritt denken! Der auf alles Erhabene und Schöne, auf geistige Vervollkommnung gerichtete Sinn der Menschheit würde verdorren, eine öde, nur materialistische Existenz würde beginnen, die das Leben kaum mehr wünschenswert erscheinen ließe.

Es ist begreiflich, daß derartige Erwägungen kaum in der Masse jener Völker Platz greifen können, welche im gegenwärtigen Völkerringen zu unseren Gegnern zählen — es muß aber doch in ihren Reihen erlesene Geister geben, welche die geschilderten Gefahren zu erkennen vermögen. Ihre Aufgabe müßte es sein, im Interesse ihrer eigenen, von ihren Führern irregeführten Volksgenossen, hauptsächlich aber im noch höheren Interesse der gesamten Menschheit, dahin zu wirken, daß einer weiteren Ausbreitung jener Zustände Einhalt getan werde, die den Eintritt der geschilderten Gefahren zur Folge haben könnten.

Leider scheinen dieser Hoffnung sehr gewichtige Umstände entgegenzustehen; wir meinen die Persönlichkeiten der politischen Führer der Ententestaaten, besonders Sonnino, Lloyd George, Clémenceau, Asquith, Bonar Law usw. Diese unsere eingefleischten Gegner werden, selbst wenn sie innerlich die Gefahren ihrer weiteren Handlungsweise einsehen sollten, kaum geneigt sein, nachdem sie so weit gegangen, ihre Vergangenheit zu verleugnen. Diese ist aber eine „menschheitfeindliche" in der schlimmsten Bedeutung des Wortes. Die genannten Staatsmänner haben als Exponenten ihrer „mammonistischen" Volksgenossen, erfüllt von deren selbstischen Grundsätzen, ihr Emporkommen zur Macht nur ihrem demagogischen, blindwütigen Hasse gegen einen Teil der Menschheit zu danken, der wesentlich anders, und zwar besser und idealer veranlagt ist als sie. Sie haben unentwegt zum Kriege gehetzt, sie verhindern noch jetzt mit den verwerflichsten Mitteln — siehe Propaganda — das Abflauen der Kriegsstimmung und finden eine Art Wollust daran, weiter im Blute ihrer Völker waten zu können. Sie haben diese durch falsche Darstellung der Verhältnisse, durch Vergewaltigung der Wahrheit, durch Vorspiegelungen mannigfachster Art der Möglichkeit beraubt, selbständig urteilen zu können; vielleicht wären ihnen diese, wenn dies der Fall gewesen, nicht so vertrauensselig und blind gefolgt. Diese Männer tragen daher die vollste Verantwortung für die Fortdauer des Krieges und damit auch für den Eintritt jener Gefahren, die ihren Völkern und der gesamten Menschheit drohen. Dessen sind sie sich möglicherweise bewußt und hoffen dem Urteile der eigenen Völker und jenem der Geschichte zu entrinnen, wenn sie den Krieg

Digitized by Google

in die Länge ziehen, der ihnen vielleicht doch noch eine Wendung zu ihren Gunsten zu bringen vermöchte.

Geschieht das nicht, dann werden ihnen wohl ihre eigenen Volksgenossen das vae victis zurufen und Gericht über sie halten! Schon jetzt beginnt es in ihren Ländern und bei ihren Völkern bedenklich zu gären!

Die Rivalität Japans und Amerikas in Ostasien nach dem Zusammenbruch Rußlands

Von

Freiherrn v. Call,

k. u. k. Wirklicher Geheimer Rat, Minister und Botschafter a. D.

Wir sind in diesen Tagen Zeugen welthistorischer Ereignisse, einer ungeheuren Umwälzung, die in der Geschichte ihresgleichen nicht findet. Wie ohne jedes Beispiel ist doch der Wandel der Dinge, der vor unseren Augen binnen kürzester Frist sich in Rußland vollzogen hat. Das riesige Reich, das mit seiner Wucht seit Generationen so schwer auf Mitteleuropa lastete, dessen Staatsmänner in frechem Übermut die Schrecken des Weltkriegs entfesselten und dessen unerschöpfliche Menschenmassen, mit der materiellen Hilfe der Westmächte zu Millionenheeren organisiert, nach den Berechnungen der Entente ihr den sicheren Sieg verbürgen sollten, hat diese Erwartung bitter enttäuscht und sich als ein Koloß auf tönernen Füßen erwiesen. Dank der Genialität der militärischen Führer und dem unvergleichlichen Heldenmut ihrer Truppen vermochten Deutschland und Österreich-Ungarn nach schweren Kämpfen gegen den zahlenmäßig stark überlegenen Gegner die russische Dampfwalze zum Stehen zu bringen, den vaterländischen Boden allmählich vom Eindringling zu säubern, den Verteidigungskrieg tief in das Land des Gegners zu tragen und, indem sie weite Strecken feindlichen Gebiets eroberten, den dortigen, von der russischen Herrschaft befreiten bodenständigen Volkselementen die Möglichkeit zu bieten, nach eigenem Ermessen über ihre künftige staatliche Organisation zu entscheiden. Dem militärischen Niederbruch Rußlands folgte alsbald, und kaum unerwartet, auch der politische; es war leicht vorauszusehen, und der Verlauf der Ereignisse erbrachte den Beweis dafür, daß ein Reich von solcher Ausdehnung, von so buntscheckiger nationaler Zusammensetzung und mit tief wurzelnden wirtschaftlichen Gegensätzen der inneren Kohäsion ermangelte, über die es hätte verfügen müssen, um eine derartige auswärtige Krise ohne gefährliche Erschütterungen seiner Existenz überdauern zu können. Diese Erschütterung brach denn auch ebenso rasch als heftig über Rußland herein und führte zu durchaus chaotischen Zuständen, als an Stelle des starren autokratischen Regimes die extremste Demokratie sich der Regie-

Digitized by Google

rungsgewalt bemächtigte. Angesichts dieser durch eine völlige Auflösung der regulären Armee, das finanzielle Debakel und die Unabhängigkeitserklärung der Ukraine, Finnlands usw. verschärften Situation waren die jetzigen Machthabenden in Petersburg gezwungen, den Brest-Litowsker Friedensvertrag anzunehmen. Rumänien beeilte sich gleichfalls, um Frieden zu bitten, da die Lage des nunmehr gänzlich isolierten Königreichs unhaltbar geworden war. Wie immer die Verhältnisse im ehemaligen russischen Kaiserreich weiterhin sich gestalten mögen, so steht doch fest, daß der eiserne Ring, durch den die Entente die Mächte des Vierbunds zu erwürgen gedacht hatte, endgültig zerbrochen ist, und daß diese über ihre gesamten, bisher an der viele hundert Kilometer langen, vom Rigaischen Meerbusen bis Galatz sich erstreckenden Front verwendeten Streitkräfte frei verfügen können, um, wenn die unter englischer Führung stehende Gruppe unserer Gegner entschlossen sein sollte, weiterhin das Friedensanerbieten der Mittelmächte abzulehnen und den grauenvollen Krieg fortzusetzen, diesen uns aufgedrungenen Kampf in Flandern, der Champagne und den Vogesen wie in Italien bis zum siegreichen Ende durchzufechten.

Der kaum zu überschätzende militärische Vorteil, den diese Mächte nach mehr als dreieinhalbjähriger Kriegsdauer durch jene Verschiebung der Kräfte sowie überhaupt durch die Tatsache gewonnen haben, daß sie fortab feindliche Diversionen im Rücken ihrer Kampflinien nicht mehr zu besorgen haben, wird vielleicht in nächster Zeit auf den europäischen Kriegsschauplätzen zur Geltung kommen. Schon jetzt aber ist es erkennbar, daß der Beschluß Rußlands, aus den Reihen unserer Gegner auszuscheiden, auch die politische Lage in Ostasien stark beeinflußt. Die weitere Entwicklung dieser Folgeerscheinung, ihre Wirkung auf das Verhältnis Japans zu den drei in Ostasien zumeist beteiligten Mächten England, die Unionstaaten und Frankreich aufmerksam zu beobachten, ist für Mitteleuropa gewiß von größtem Interesse.

Seine Allianz mit England bot dem Inselstaat den — man darf wohl sagen ausnehmend schlecht gewählten — Vorwand, in Berlin durch ein Ultimatum die Räumung von Kiautschou zu verlangen, und als diese Zumutung, wie selbstverständlich, abgelehnt worden war, dem Deutschen Reich den Krieg zu erklären. Von einem Casus foederis konnte keine Rede sein, da ein solcher doch nur in dem Fall gegeben war, wenn eine der beiden verbündeten Mächte von einer Dritten angegriffen und in ihren ostasiatischen Interessen — vertragsmäßig sind auch jene Englands in Indien dazuzurechnen — bedroht erscheinen sollte. Nun wurde aber, wie wohlbekannt, der Kriegszustand zwischen Deutschland und England nicht in Berlin, sondern in London proklamiert. Deutschland war daher keineswegs der angreifende Teil. Schon vom rein formellen Standpunkt aus beurteilt, ist somit das Vorgehen Japans einem nackten Willkürakt gleichzuachten; es entbehrt aber auch in sachlicher Beziehung jeder Rechtsgrundlage, denn wer vermöchte wohl englische, geschweige japanische Interessen in Ostasien zu bezeichnen, welche deutscherseits

Digitized by Google

irgendwie gefährdet worden wären. Werden, wie billig, diese fadenscheinigen Vorwände zur Seite geschoben, so bleiben als die wahren Ursachen des Eingreifens Japans wohl nur der Neid und die Mißgunst übrig, mit denen durch das rasche Aufblühen der deutschen Niederlassung in China die Staatsmänner in Tokio erfüllt wurden; sie mochten befürchten, daß der wachsende Einfluß des Germanentums im Reich der Mitte die Bestrebungen des Inselstaats, jenes Reich zu seiner eigenen Domäne umzugestalten, vereiteln könnte. Weiters war es für Japan gewiß verlockend, so wie ein Jahrzehnt zuvor die Russen, diesmal die Deutschen aus China hinauszudrängen und dabei mit ungleich geringerem Einsatz eigener Kraft einen trefflich ausgerüsteten Hafen und die für Japan besonders wertvollen Bodenschätze seines Hinterlandes sich anzueignen. Da bei Ausbruch des Weltkriegs das den britischen Wünschen blindlings gefügige Kabinett des Grafen Okuma in Tokio am Ruder war, hatte England dort um so leichter gewonnenes Spiel und konnte mit japanischer Hilfe die bedeutenden deutschen Handels- und Schiffahrtsinteressen in Ostasien vernichten, was der englischen Konkurrenz einen höchst unbequemen Rivalen vom Hals schaffte.

Die Eroberung der von allen Hilfsquellen abgeschnittenen, durch seine todesmutige Besatzung bis zum Äußersten verteidigten Festung Tsingtau — an der Abwehr hatte auch der österreichisch-ungarische Kreuzer „Kaiserin Elisabeth" verdienstvollen Anteil — gehört nicht zu den Ruhmesblättern der japanischen Militärgeschichte. Abgesehen von der weiterhin erfolgten Besetzung der deutschen Niederlassungen im Pazifischen Ozean, der Mitwirkung japanischer Schiffe in der Seeschlacht bei den Falklandsinseln und dem Eingreifen japanischer Artillerieabteilungen im Verband der russischen Heere, bildet jene Eroberung den ganzen japanischerseits im Weltkrieg bisher geleisteten Kraftaufwand. Zu einer stärkeren, die Kriegsziele seiner Alliierten wirksam fördernden Einsetzung seiner Heeresmacht war Japan nicht zu bewegen. Speziell der von Frankreich wiederholt angeregte und mehrmals als schon in Ausführung begriffen bezeichnete Plan, wonach eine stärkere Abteilung japanischer Truppen nach Europa entsendet werden sollte, scheint in Tokio, sei es aus prinzipiellen Gründen, sei es wegen der allerdings unleugbaren technischen Schwierigkeiten seiner Durchführung, glatt abgelehnt worden zu sein.

Wie dem auch sein möge, sicher ist, daß im Verlauf des Weltkriegs das frühere Kräfteverhältnis Japans zu jenem Englands, Rußlands und Frankreichs in Ostasien stark zum Vorteil des Inselstaats verschoben worden ist. Seine Land- und Seemacht sind völlig intakt geblieben, japanische Industrie, Handel und Schiffahrt haben eine ungeahnte Entwicklung erfahren, das vordem relativ arme Land hat durch die Gunst der Konjunktur einen wahren Goldregen über sich niedergehen gesehen, welcher naturgemäß der Lage der Staatsfinanzen, die noch vor der Zeit des Kriegs gegen Rußland her stark angespannt waren, wesentlich zustatten kommt; so konnte das Land sogar zum Geldgeber für die Entente werden. Unter solchen Umständen ist Japan unbestreitbar der stärkste Machtfaktor im Osten geworden, und der Weltkrieg hat

Digitized by Google

die Kräfte sowohl Englands wie Frankreichs — in diesem Zusammenhang auf das heutige Rußland zu verweisen, erübrigt sich — derart gebunden, daß die japanische Politik in ihren künftigen Berechnungen eine Gegenaktion dieser Mächte füglich außer Betracht lassen darf.

Daß Japan trachten wird, die in einer solchen Situation liegende gute Gelegenheit zur weiteren Verwirklichung seiner hochfliegenden Pläne auszunützen, ist um so weniger zweifelhaft, da eine kraftvolle, energische Persönlichkeit wie Graf Terauchi die Regierungsgewalt in den Händen hat. Schon als Chef der Heeresverwaltung zur Zeit des Krieges gegen Rußland, dann als Generalgouverneur in Korea hat er sich als trefflicher Organisator und als Mann der starken Hand erwiesen; er ist als Vertreter einer ausgesprochen imperialistischen Politik anzusehen; bei Übernahme der Geschäfte nur über die Minderheit in der Deputiertenkammer verfügend, ist es ihm gelungen, nach deren Auflösung seiner Regierung die Majorität zu sichern und somit auch in dieser Beziehung sich freie Bahn zu schaffen.

Für die Beantwortung der Frage, nach welcher Richtung die Wege einer japanischen Aktionspolitik gehen werden, welches das ihr vorschwebende nächste Ziel sein mag, ist es freilich schwer, positive Anhaltspunkte zu gewinnen. Das verschlagene Wesen, um nicht zu sagen Unaufrichtigkeit, bilden eine Eigenart des Japaners; sie sind ebenso bekannt wie seine leidige Gewohnheit, unter dem stereotypen ewigen Lächeln seine Gedanken zu verbergen. Man würde fehlgehen, diese in der Volkspsyche liegenden und im Privatleben hervorstechenden Eigentümlichkeiten nicht auch bei der Bewertung öffentlicher Kundgebungen entsprechend zu berücksichtigen. Immerhin ist das eine der Kriegsziele Japans schon jetzt mit aller Deutlichkeit klargestellt worden. Die Regierung sah sich nämlich veranlaßt, in einer amtlichen Erklärung sich nachdrücklich gegen die Annahme zu verwahren, als hätte sie dem Washingtoner Kabinett versprochen, die von japanischen Truppen besetzten Südseeinseln sowie Kiautschou zurückzustellen; die damit im Zusammenhang erfolgte Ankündigung, es werde erforderlich sein, das Heer nach dem Friedensschluß um 20 Divisionen zu verstärken, läßt nicht nur erkennen, von welcher Seite die Räumung der bezeichneten deutschen Niederlassung zur Diskussion gestellt wurde, sondern macht es auch klar, gegen wen Japan erforderlichenfalls seine Ansprüche zu verteidigen entschlossen ist. Anläßlich der im Januar d. J. erfolgten Eröffnung der letzten Session des Parlaments erläuterten sowohl der Minister des Äußern als auch der Konseilspräsident ausführlich das Regierungsprogramm und die politische Lage.

Herr Motono sagte, er sei glücklich, feststellen zu können, daß die von Japan geleistete Hilfe große Anerkennung bei den Völkern nnd Regierungen der Alliierten gefunden habe. Das Bündnis Japans mit Großbritannien sei immer die Hauptgrundlage der japanischen auswärtigen Politik gewesen. Japan nahm hauptsächlich aus diesem Grund an dem Kriege teil und scheue seitdem keine Mühe, die Alliierten zu unterstützen. Es sei eine unleugbare

Digitized by Google

Tatsache, daß die Beziehungen zwischen den beiden Ländern engere und festere geworden seien. Man könne unmöglich die wirtschaftliche Lage nach dem Kriege voraussehen, aber es sei gewiß, daß, solange gemeinsame Interessen zwischen Japan und England in Asien beständen, die Regierungen der beiden Nationen mehr und mehr die Notwendigkeit einer loyalen Aufrechterhaltung des Bündnisses einsehen würden. Seine feste Überzeugung sei, daß dies die leitenden Grundsätze Japans sein müssen.

Infolge des Beschlusses der japanischen Regierung, sich in die politischen Streitigkeiten in China nicht einzumengen, wäre in den Beziehungen zwischen China und Japan eine erfreuliche Besserung eingetreten. Das Anwachsen der deutschen Macht sei die größte Bedrohung für die Sicherheit des fernen Ostens gewesen; deshalb habe Japan Deutschland aus Tsingtau verdrängt. China sehe ein, daß seine Interessen mit denen Japans übereinstimmen, und Redner beglückwünsche China zu der klugen Entscheidung, sich den Alliierten anzuschließen.

Die Vereinigten Staaten haben, von der Aufrichtigkeit des Entschlusses Japans überzeugt, die Unabhängigkeit Chinas und die Integrität seines Gebiets aufrechtzuerhalten, Japans besondere Interessen in China anerkannt. Es sei ein unschätzbarer Erfolg der japanischen Mission nach den Vereinigten Staaten, daß es ihr gelungen sei, diese von der wirklichen Gesinnung Japans zu überzeugen und alle Mißverständnisse aus dem Wege zu räumen.

In Rußland haben sich die Ereignisse rasch entwickelt. Die Regierung, die sich jetzt am Ruder befinde, habe bereits einen Waffenstillstand geschlossen und scheine im Begriff zu sein, einen Sonderfrieden eingehen zu wollen. Es sei unmöglich, sich ein genaues Bild zu machen, aber es werde notwendig sein, bei der Entschließung über die Maßregeln, die Japan vielleicht werde ergreifen müssen, klug zu Werk zu gehen. Mit Rücksicht auf die freundschaftlichen Beziehungen, die bisher zwischen Japan und Rußland bestanden, hoffe die japanische Regierung ernstlich, daß es dem russischen Volk gelingen werde, ohne den Interessen seiner Verbündeten oder der Ehre und dem Prestige Rußlands Eintrag zu tun, eine starke, dauernde Regierung einzurichten.

Die feindlichen Mächte hätten vielfach durch indirekte Mittel versucht, die Ententemächte zu Pourparlers zu veranlassen, aber man müsse gegenüber diesen sogenannten Friedensvorschlägen der Feinde vorsichtig sein. Japan wisse aus den Erklärungen seiner Freunde und Verbündeten, was sie als Grundlage des künftigen Friedens betrachten. Diese Grundlagen seien von den Kriegszielen der Feinde sehr verschieden, und man müsse annehmen, daß, solange der Gegensatz so groß sei, wenig Hoffnung auf einen baldigen Frieden bestehe. Trotzdem wünsche die Regierung ihre Stellung gegenüber dem Frieden darzulegen. Es sei bekannt, daß England und Japan im Bündnisvertrag sich gegenseitig verpflichtet haben, keinen Sonderfrieden zu schließen. Japan habe bis heute von seinen Alliierten noch keinerlei Vorschläge über die Friedensbedingungen erhalten und glaube auch nicht, daß die Zeit gekommen sei, endgültige Verhandlungen aufzunehmen. Japan mache nach

Digitized by Google

wie vor alle Anstrengungen, zu helfen. Es sei überflüssig, zu erklären, daß Japan auch in Zukunft den Alliierten jede nur mögliche Hilfe leisten werde. Die Verantwortung für die Erhaltung der Sicherheit des fernen Ostens liege ganz bei Japan. Es dürfe keinen Augenblick zögern, die nötigen Schritte zu ergreifen, wenn seine Sicherheit bedroht sei. Um einen dauernden Frieden für die Zukunft zu sichern, dürfe es vor keinem von ihm verlangten Opfer zurückschrecken.

Auf einen ähnlichen Ton war auch die Rede des Ministerpräsidenten Grafen Terautschi gestimmt, er betonte insbesondere, daß die japanische Regierung bezüglich der Tragweite und des Umfangs des europäischen Krieges den ganzen Ernst der Lage vollkommen erfaßt habe. Es sei ihre Absicht, ihre Politik in unbedingter Treue und Loyalität gegenüber den Verbündeten behufs Aufrechterhaltung der Sicherheit und der nationalen Wohlfahrt Japans fortzusetzen. Niemand, der an dem künftigen Frieden im fernen Osten interessiert sei, könne dem bezüglich der Politik in China abgeschlossenen, besonders befriedigenden Abkommen seine Zustimmung versagen. Die chinesische Regierung begreife ihr Bedürfnis, die freundschaftlichen Beziehungen mit Japan zu stärken und die gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen der beiden Länder durch gemeinsames Vorgehen und gemeinsame Arbeit zu fördern. Die japanische Regierung schließe sich vorbehaltlos dem Entschluß der Verbündeten an, den Kampf nicht früher aufzugeben, bis ein ehrenvoller Friede errungen sei.

In beiden Reden wird die anglo-japanische Allianz mit besonderer Emphase als der Kernpunkt der japanischen Politik hingestellt und ihr Wohl für das Inselreich in überschwänglicher Weise gepriesen; ohne jede Voreingenommenheit darüber urteilend, wird man jedoch nicht in Abrede stellen dürfen, daß das Bündnis dem Inselstaat tatsächlich Vorteile bietet, daß diese aber der Hauptsache nach darin liegen, daß für die Dauer des Bestands des Allianzverhältnisses eine offenkundige einheitliche Stellungnahme der gesamten angelsächsischen Welt gegen Japan ausgeschlossen erscheint. Diese Sicherung ist für den Inselstaat zweifellos von großem Wert, da nicht bloß in den Weststaaten der Union, sondern auch in den englischen Niederlassungen im Osten ebenso wie in Australien aus wirtschaftlichen wie aus Gründen des Rassendünkels eine stark antijapanische Strömung besteht, deren offenen Ausbruch zu verhüten die englische Regierung schon jetzt alle Mühe hat. Die wiederholten Versicherungen, daß Japan mit unerschütterlicher Treue und Loyalität an dem Bündnis festhalte, machen den Eindruck der Übertriebenheit und scheinen die Annahme zu rechtfertigen, daß gerade in dieser Hinsicht gewisse Zweifel vorlagen, welche durch die feierlichen Versicherungen der japanischen Staatsmänner verscheucht werden sollten.

Jene Stelle der Ausführungen des Herrn Motono, worin der Minister feststellen zu können vermeint, die Alliierten hätten der ihnen von Japan geleisteten Hilfe große Anerkennung gezollt, wird in Europa nicht viel Glauben gefunden haben, am wenigsten sicherlich in Frankreich und Italien, denn von

Digitized by Google

dort erging erst in jüngster Zeit wieder ein neuerlicher dringender Appell nach Tokio um militärischen Sukkurs.

Wenn der Minister des weiteren zur Begründung des Angriffs auf Kiautschou behauptet, das Anwachsen der deutschen Macht sei die größte Bedrohung für die Sicherheit des fernen Ostens gewesen, so schlägt er damit der Wahrheit direkt ins Gesicht; seine Darstellung ist der Typus der bekannten Fabel vom Wolf, der über das Lamm Klage führt, welches ihm das Wasser trübte.

Das Abkommen mit den Vereinigten Staaten, welche wegen der Absicht des Inselstaats, die Integrität Chinas zu achten, überhaupt erst das Vorhandensein besonderer Interessen Japans im Reich der Mitte anerkannt hätten, erfüllt die japanische Regierung, wie sie in der Kammer erklärte, mit Befriedigung. Ein solches Abkommen würde allerdings in seiner Allgemeinheit allen möglichen Interpretationen Raum lassen und den japanischen Expansionstrieb nicht behindern, aber gerade darum könne es den latenten Interessengegensatz zwischen den beiden rivalisierenden Großmächten im Stillen Ozean kaum verhüllen, gewiß nicht ihn beseitigen. Speziell mit dem von Amerika für seine wirtschaftliche Stellung in China nachdrücklich verteidigten Prinzip: Open door and equal opportunity ist das Programm des japanischen Ministerpräsidenten, wonach Japan und China durch gemeinsames Vorgehen und gemeinsame Arbeit die gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen beider Länder zu fördern hätten, kaum in Einklang zu bringen.

So wortreich die vorliegenden ministeriellen Auslassungen auch sind, so lassen sie doch jede präzise Angabe über die Kriegsziele Japans — abgesehen von den vorhin erwähnten — vermissen, dafür enthalten sie aber eine höchst bemerkenswerte Erklärung, welche besagt, daß die Verantwortung für die Sicherheit des fernen Ostens ganz bei Japan liege; das Land dürfe vor keinem Opfer zurückschrecken, um für die Zukunft einen dauernden Frieden zu sichern. Auf diese Weise proklamiert Japan eine Art ins Ostasiatische verpflanzte Monroepolitik; ihre Durchsetzung im allgemeinen, um sie sodann je nach Umständen in jedem besonderen Fall praktisch zur Anwendung zu bringen, scheint das eigentliche Kriegsziel der Regierung des Mikado zu sein, es würde ihr allerdings den Weg zu einer kaum abschätzbaren politischen wie wirtschaftlichen Entwicklung eröffnen.

Durch das Eintreten der Vereinigten Staaten in den Weltkrieg sind sie, wie vordem auch Japan, Feinde der Zentralmächte und demzufolge, wenigstens mittelbar, Verbündete des Landes der aufgehenden Sonne geworden. Aber dieses Verhältnis hat das große Fragezeichen nicht wegzuwischen vermocht, das schon seit Jahren über den Beziehungen zwischen den beiden Rivalen drohend schwebt. Gewiß wünschen beide einen offenen Konflikt zu vermeiden; dem hüben wie drüben betätigten guten Willen ist es zu danken, daß die Gegensätze nicht zum äußersten gesteigert wurden. Wird aber die Rückwirkung, welche der Niederbruch des russischen Kolosses auch in Ostsibirien äußert, die beiden Mächte nicht zwingen, aus ihrer Reserve herauszutreten?

Digitized by Google

Augenscheinlich ist oder war Japan nicht ohne weiteres bereit, der Anregung der Westmächte, welche die in Wladiwostok lagernden großen Vorräte dem Zugriff unbequemer Elemente entziehen möchten, Folge zu leisten und wünscht für eine solche Aktion auch ein Mandat von seiten Amerikas in Händen zu haben. Vielleicht befürchtet Japan, daß sein Eingreifen dort ohne ausdrückliche Zustimmung der Amerikaner ihnen den Vorwand bieten könnte, zum Schaden seiner als nächstes Ziel verfolgten Machtansprüche in China dort festen Fuß zu fassen. Ihrerseits trägt die Unionsregierung aus naheliegenden Gründen wohl Bedenken, einer Ausdehnung der japanischen Machtsphäre auf dem asiatischen Festland zuzustimmen. Man hat den Eindruck, als ob beide Teile im Bewußtsein, wie hoch der Einsatz im Spiele ist, sich scheuten, einen Zug zu tun, der — nachdem dort Japan und Amerika als alleinige Partner zurückgeblieben sind — für die schicksalsschwere Frage, ob die weiße Rasse den Willen und die Kraft besitzt, ihre Flagge in Ostasien weiterhin hochzuhalten oder ob dort die Mongolen unter japanischer Führung die Grundlage zu einer neuen Weltherrschaft gewinnen werden, von entscheidender Bedeutung sein kann.

Die Radiotelegraphie in ihren astronomischen Anwendungen

Von

Professor Karl Bohlin (Stockholm)

Während es an Methoden zur Bestimmung der geographischen Breite eigentlich nie gefehlt hat und schon längst sogar auch photographische Methoden hierzu Verwendung gefunden haben, indem die direkten Höhenmessungen mit photographischen Aufnahmen von Sternspuren ersetzt wurden, stand die Frage von der geographischen Längenbestimmung immer noch zurück — diese Frage, die von Zeit zu Zeit so viele verschiedene Vorschläge hervorgerufen hat, die einst die Ausarbeitung einer zur höchsten Präzision getriebenen Theorie der eingewickelten Bewegung unseres Mondes veranlaßte und andererseits eine verdienstvolle Lösung durch das von Harrison konstruierte Kompensationschronometer erhielt (1736). Während späterhin der elektrische Telegraph, nach dem Vorbilde Gauß' und Webers von Steinheil entwickelt, zur fast ausschließlichen Anwendung bei der Längenbestimmung innerhalb der Gebiete der Telegraphnetze gekommen ist und schon erwünschte Genauigkeit für die geodätischen Operationen darbot, ist die Frage von einer sichereren Längenbestimmung zwischen beliebigen Punkten der Erdoberfläche, als mit dem Chronometer zu erzielen ist, neuerdings zu einer praktisch befriedigenden Lösung durch die drahtlose oder sog. Radiotelegraphie gebracht worden.

Digitized by Google

Als Hertz in Bonn um 1888 seine Experimente mit von einem Induktor erzeugten elektrischen Wellen bekanntmachte, erregte diese Entdeckung bald in wissenschaftlichen Kreisen das größte Aufsehen und wurde mit einem Male zur dominierenden Frage in der physikalischen Literatur. Wie bekannt, gelang es ihm durch einen besonderen Absender — de facto die erste konstruierte Antenne —, in welchem Funkenentladung zwischen zwei Metallkugeln von einem Induktorium erzeugt wurde, zu zeigen, daß die hierbei entstehenden elektrischen Impulse sich im Raume fortpflanzten, indem ein rektangulärer, in einigem Abstande angebrachter Metalldraht, der an einer Stelle unterbrochen war — der sog. Resonator —, zwischen den beiden an der Unterbrechung des Drahtes befindlichen kleinen Metallkugeln sekundäre Funken zeigte. Durch geeignete Anpassung der Länge des rektangulären Eisendrahtstückes gelang es Hertz, Resonanz zwischen den beiden Systemen herzustellen, wobei der sekundäre Funke noch etwas verstärkt wurde und in einem Abstande von mehreren Metern von dem primären Funken noch bemerkbar blieb. Hertz konnte daraufhin zeigen, daß die Fortpflanzung der Impulse vom Induktorium aus in der Form einer Wellenbewegung erfolgte, ganz in Analogie mit der Fortpflanzung des Lichtes oder des Schalles. Dies geschah in mehreren Weisen. Einerseits zeigte er, daß die Impulse von einem in einigem Abstande angebrachten Schirm reflektiert wurden und dabei an einer anderen Stelle im Laboratorium aufgefangen werden konnten. Hierdurch wurden sogar sog. stehende Wellen erzeugt, deren Intensität von Punkt zu Punkt entsprechend Wellentälern und Wellenbergen variierte. Durch einen für den Zweck konstruierten paraboloischen Spiegel gelang es auch noch, die Impulse nach den Reflexionsgesetzen für Spiegel zu reflektieren. Der erwähnte Resonator zeigte alsdann Effekt nur innerhalb demjenigen Strahlenbündel, das vom Spiegel reflektiert wurde, außerhalb demselben aber nicht mehr. Auch ließen sich die elektrischen Impulse von einem Asphaltprisma abbiegen, was genau nach den Brechungsgesetzen des Lichts geschah. Es kann daher behauptet werden, daß durch die hübsche Entdeckung von Hertz das Spektrum außerhalb dem roten Gebiete erweitert worden ist, und zwar mit einem Gebiete elektrischer Wellen, deren Wellenlängen aber nicht mehr wie diejenigen des Lichts in Tausendteilen des Millimeters, sondern in Metern zu zählen sind.

Indessen waren die Abstände, an welchen die Verbreitung der elektrischen Wellen von Hertz nachgewiesen werden konnten, noch klein. Im Anfange der Versuche war der Resonatorfunke in einem Abstande von anderthalb Metern vom Generator der Elektrizität noch zu spüren. Die Aufgabe, die anderen zu lösen vorbehalten sein sollte, nämlich die Verbreitung der Impulse zu großen Abständen für den Zweck der Telegraphie, bestand in der quantitativen Steigerung des Phänomens. Von Anfang an hatte man hierzu an sog. Wechselströme zu denken, da es bekannt war, daß der induzierte Effekt in einem Leiter sowohl direkt mit dem Abstande der Stationen abnehmen würde, aber dafür mit der Frequenz des Wechselstromes, d. h. mit der Anzahl der Impulse

Digitized by Google

in der Sekunde wieder erhöht werden konnte. Dies ist wieder durch die sog. Resonanz oder die Übereinstimmung im Tempo zwischen den ursprünglichen Impulsen und den an der anderen Station erzeugten Schwingungen in dem drahtförmigen Resonator bedingt. Man hat sich dies so vorzustellen, daß die je für sich geringen Effekte im Resonator durch immer neue Impulse gesteigert werden, ganz ebenso wie tautochrone Einwirkungen auf ein Pendel oder eine Schaukel allmählich ganz bedeutende Schwingungen erregen können, sei es auch, daß der jederzeitige Bewegungsanstoß sehr vorsichtig ist bzw. gar winzig erteilt wird.

Der Effekt wird auch der Länge des Metalldrahts proportional, wofür man lange Drähte zu benutzen hat, die auch nicht spulenförmig gedreht sein dürfen, damit sich die Effekte einzelner Windungen nicht etwa gegenseitig aufheben. Die Resonatoren oder Antennen werden daher entweder geradlinig an einem Mast angebracht oder zwischen zwei hohe Pfeiler horizontal gespannt, werden aber auch als Fächer-, Schirm-, Kegel- und T-Antennen in mehrfacher Weise variiert.

Als Absender — Quelle der Elektrizität also — würde eine gewöhnliche Wechselstrommaschine von einer Frequenz von etwa fünfzig Schwingungen in der Sekunde aber nicht ausreichen. Es sind vielmehr Wechselimpulse zu einer Anzahl von mehreren Tausenden in der Sekunde erforderlich. Wie eine so überschwindlige Frequenz der Unterbrechungen in einem elektrischen Strome realisiert werden könnte, dafür hätte die menschliche Erfindung eigentlich keine technischen Hilfsmittel herzustellen vermocht. Für die Realisierung eines solchen Zustandes war aber, um sich so auszudrücken, von der Natur selbst gesorgt, und zwar durch die oszillierende Art der Entladung elektrischer Funken. Es wird von Franklin als dem Erfinder des Blitzableiters gesagt: „Eripuit coelo fulmen sceptrumque tyrannis." Man würde sich wohl auch vorgestellt haben, daß zu der Radiotelegraphie in den heutzutage versuchten Distanzen es mindestens erforderlich gewesen wäre, den Blitz als Elektrizitätserreger mit Franklin vom Himmel ab in geeigneter Bahn zu leiten. Die Frequenz in den Funkenentladungen unserer Induktoren ist aber so groß, daß dieselben glücklicherweise für den Zweck ausreichen.

Der elektrische Funke, der zwischen den Metallkugeln eines Induktoriums überspringt, wurde früher als ein einfacher Prozeß betrachtet, und ebenso ein Blitzschlag. Aber schon der berühmte Physiker Helmholtz entwickelte 1847 die Ansicht, daß die Funkenentladung oszillatorisch sei und aus mehreren hin und her gehenden Einzelentladungen bestehe, wie es späterhin auch tatsächlich durch einen schnell rotierenden Spiegel veranschaulicht wurde, wobei das Spiegelbild des Funkens in eine Reihe von hellen Streifen, den sukzessiven Entladungen, zerfiel. Ein Funke kann in der Weise von etwa zwanzig verschiedenen Entladungen zusammengesetzt sein, wonach die Funkenstrecke durch die verdampften Produkte der Kathodenteile für kurze Zeit für die Elektrizität leitend wird, wobei die Funkenbildung aufhört, bis Abkühlung und Entleerung des

Digitized by Google

Zwischenraumes wieder eintritt, wobei neue Funkenbildung erfolgt usw. Von der Entladungsstelle verbreitet sich das elektrische Feld der Entladung als Fernwirkung nach allen Seiten. Jedoch würde dessen Induktionseffekt auf einen fernen Empfänger in der Form eines Metalldrahts von angepaßter Länge für praktische Zwecke allzu klein bleiben, sofern derselbe nicht in obenerwähnter Weise durch Resonanz verstärkt würde, indem nämlich der Empfänger für Eigenschwingungen konstruiert wird, die genau der Frequenz der ankommenden Impulse entsprechen.

Es ist von Interesse, eine andere Methode zur Erlangung der erforderlichen Frequenz der Schwingungen zu erwähnen. Dies ist die von Poulsen (1906) vorgeschlagene Methode, den elektrischen Lichtbogen (Bogenlampe) hierzu anzuwenden. Der Lichtbogen dient hierbei sowohl als Stromunterbrecher wie als Induktor der Impulse, die in Resonanz von dem sekundären System (Empfängerstation) aufgefangen werden. Durch Abkühlung des Lichtbogens bei Anbringung desselben in einer Umgebung von Wasserstoff — späterhin ist auch Alkohol oder Wasserdampf hierzu angewendet worden —, wodurch ein beträchtlicher Widerstand für die Entladung herbeigeführt wird, erreichte Poulsen eine Frequenz bis zu etwa tausend Schwingungen in der Sekunde. Diese Frequenz liegt also im allgemeinen zwischen den Grenzen für die hörbaren Töne, d. h. zwischen sechzehn und vierzigtausend, wodurch die Stromunterbrechungen auch akustisch vernehmlich werden; daher die Benennung der tönende Lichtbogen.

Um auf der Empfangsstation die in dem gespannten Draht entstehenden Impulse wahrzunehmen, hat man sich verschiedener Apparate, der sog. Detektoren, bedient. Der ursprünglich benutzte Detektor, der sog. Kohärer, gründet sich bekanntlich auf den Umstand, daß eine Verpackung von Eisenfeilspänen, die im allgemeinen für den elektrischen Strom wenig leitend ist, unter Einwirkung der Hertzschen Wellen wesentlich erhöhtes Leitungsvermögen erhält, was es eben ermöglicht, die Impulse durch einen Lokalstrom mit zugehörigem Relais und Morseschreibapparat im genauen Anschluß an den ankommenden radiotelegraphischen Impulsen in der Empfangsantenne aufzuzeichnen. Verschiedene andere Detektoren sind späterhin erfunden worden, die nunmehr den Kohärer für gewöhnlich ersetzen. Poulsen hat letzthin einen solchen erdacht, den sog. „Tikkeren", der aus zwei schwingenden Golddrähten besteht, die, indem sie in Kontakt kommen, mit zirka tausend Schwingungen per Sekunde ein mittels Telephon hörbares Geräusch hervorbringen.

Was nun den sog. Absender (erste Station) betrifft, so hat derselbe die verschiedensten Formen erhalten. Marconi bediente sich zuerst der vertikalen Mastantenne mit Erdleitung, alles angebracht oberhalb der wirksamen Funkenstrecke. Auch eine horizontale Metallsaite wird mit gleichem Vorteil angewandt. In letzterer Zeit wird fast ausschließlich die Braunsche Anordnung, wo die Funkenstrecke, Kondensator usw. in metallischer Verbindung mit der zur Erde stehenden Antenne ist, angewandt. Dies ist eben das sog.

Digitized by Google

Telefunkensystem. In gewissem Gegensatz hierzu steht das Marconisystem, das dadurch charakterisiert ist, daß die Erzeugung der Schwingungen in der Antenne nicht durch direkten metallischen Anschluß, sondern durch Induktion, d. h. durch Einwirkung, durch einen Zwischenraum erfolgt. Zur Regulierung der Eigenschwingung in der Antenne bzw. der Wellenlänge wird ein System von Metalldrahtspulen in der Leitung eingeschaltet.

Der Empfänger ist in der Hauptsache ebenso angeordnet wie der Absender, jedoch mit den Modifikationen, die die Überführung der Schwingungen zum Kohärer nach dem oben angeführten bezwecken.

Was nun die Anwendung der Radiotelegraphie für astronomische Zwecke betrifft, so ist besonders zu erwähnen, daß eine Anzahl Zentralen zur Ab-

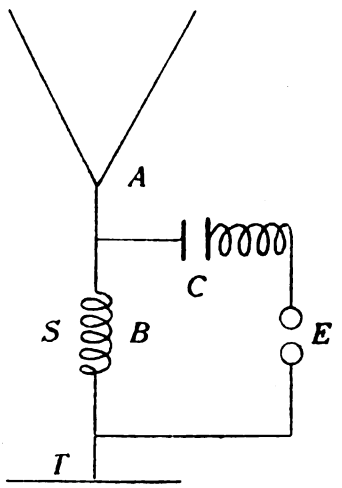


Fig. 1
C Generator; E Funkenstrecke;
S Drahtspule; T Erdoberfläche;
A Antenne.

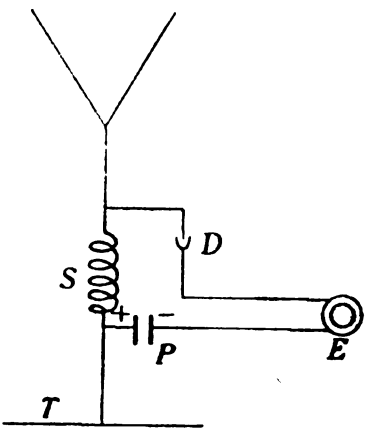


Fig. 2
S Drahtspule; P Lokalbatterie;
D Detektor; E Telephon.

sendung raidotelegraphischer Zeitsignale schon seit längerer Zeit fungieren, so z. B. in Norddeich. In bezug auf die hierbei angewandten Methoden sowie betreffend die Zuverlässigkeit der Signale sind während der verhältnismäßig kurzen Zeit, als dieselben fungiert haben, schon einzelne Mitteilungen in der astronomischen Literatur erschienen, namentlich seitens der Observatorien zu Heidelberg, Hamburg, Pulkowo u. a., wobei im allgemeinen Zufriedenheit mit den erreichten Resultaten zu notieren gewesen ist.

Schon etwas mehr ausschlaggebend sind indessen die Resultate der Präzisionsbestimmungen der geographischen Länge mittels der Radiotelegraphie. Um ein Beispiel der ersten Versuche in solcher Hinsicht zu geben, wurde die Längendifferenz zweier geodätischer Stationen im Jahre 1913 radiotelegraphisch ausgeführt, wobei sich dieselbe zu 8 m 4.965 s ergab, während dieselbe Längendifferenz, wie sie sich durch gewöhnliche telegraphische Operationen ergeben

Digitized by Google

hatte, 8 m 4.955 s betrug — also eine als vollständig zu bezeichnende Übereinstimmung!

Ganz neulich sind die Resultate der radiotelegraphischen Längenbestimmungen zwischen Paris—Washington, 1913/14, in einer besonderen Publikation, hundert Seiten Gr.-4°, mitgeteilt worden. Das Resultat ist 5 h 17 m 36.653 s — also beinahe soviel wie ein Erdquadrant — und besitzt hierbei eine Genauigkeit, die einen Fehler von höchstens 0.003 einer Sekunde wahrscheinlich macht. Als Mittel aus den in früheren Zeiten durch gewöhnliche telegraphische Operationen ausgeführten Bestimmungen finde ich die Zahl: 5 h 17 m 36.62 s, die mit der erwähnten neuen radiotelegraphischen Bestimmung im vollständigsten Einklange steht.

Nach der obenerwähnten Poulsenschen Methode ist letzthin eine Längenbestimmung quer über den Stillen Ozean, von der Westküste der Neuen Welt bis zu Hawai, versucht worden. Hierüber eingehender zu berichten, wird sich hoffentlich späterhin Gelegenheit ergeben.

Londoner Präludien zum Wiener Kongreß

(Geheime Berichte Metternichs an Kaiser Franz)

Von

August Fournier

(Schluß)

7.

London, den 25. Junii 1814.
(Eigenhändig.)

Euer Majestät!

Der Staats-Kanzler und ich haben uns nun hier in Regelmäßigen Conferenzen vereinigt, um den künftigen Zustand der Verhältniße Deutschlands in gehörige Consideration zu nehmen und zu trachten, unsere Ansichten über denselben Vorzugsweise vor allen ferneren Deliberationen zu berichtigen. Ich werde hierüber Ew. Majestät bereits die Hauptgrundzüge zu unterlegen im Stande sein; ich hege die Ueberzeugung, daß der Plan, welchen wir in Ausarbeitung haben, der einzige wirklich anwendbare ist.

Die Interimal-Verfügungen, um den Zustand der Unterthanen in den kleineren Despotien des mittäglichen Teutschlands zu mildern, beschäftigten uns nicht minder, und wir werden sicher auf Verfügungen antragen, welche diesen Zweck, so viel es nur immer möglich ist, zu erreichen geeignet sein werden. Die Zurückschiebung des Congresses bietet in dieser Rücksicht viele Unannehmlichkeiten dar.

Der Aufenthalt des rußischen Kaisers hat hier keineswegs günstig für ihn gewirkt. Mit dem Prinzen-Regenten ist er auf eine Art zerfallen, daß wir

Digitized by Google

denſelben in allen Gelegenheiten ganz für unſere Abſichten verwenden können. Das Publikum hat ihn ebenfalls kennen gelernt, und ſein Betragen war wirklich auffallend dahin berechnet, ſich der Nation in einem ungünſtigen Lichte zu zeigen. Wie der Kaiſer in Paris die Jakobiniſche Parthei vorzugsweiſe an ſich zog, ſo hat er ſich hier ganz in jene der Oppoſition geworfen. Er pflog einen faſt ausſchließenden Umgang mit den Oppoſitions-Gliedern der wüthendeſten Art und tadelte ganz öffentlich alle Maßregeln der Regierung, welche im gegenwärtigen Augenblicke beſonders die volle Stimme der Nation für ſich haben.

Die Heurath der Prinzeßin von Wallis[1]) hat ſich auf eine unbegreifliche Art zerſchlagen. Der Prinz von Oranien war eben in den lezten Zeiten auf dem beſten Fuße mit ſeiner öffentlich deklarirten Braut. Der Prinz Regent traf alle Anſtalten zu der Hochzeit für die 2. Hälfte des Monats July. An einem frühen Morgen ſchrieb die Prinzeßin Charlotte ihrem H. Vater und ihrem Bräutigam, daß ſie ſich anders entſchloßen habe und den Prinzen v. Oranien nie heurathen werde. Der Prinz antwortete in ſtarken Worten und iſt abgereiſt.

Die Nation nimmt an dieſem Bruche ſehr beſtimmten Antheil; die Heurath mit dem Prinzen war äußerſt populär.

Die Angelegenheiten mit der Prinzeßin v. Wallis[2]) haben ſich in der vorgeſtrigen Parlamentsſitzung durch eine Abfindung in Gold beendigt.[3]) Der ruſſiſche Kaiſer hat während ſeinem Aufenthalte ganz öffentlich die Parthie der Prinzeßin gegen ihren Mann ergriffen. Dieſer Umſtand vermehrte die Spannung zwiſchen ihm und dem Prinzen-Regenten auf das höchſte. — Am Tage der Abreiſe ſagte mir der Prinz-Regent:

„Si votre Empereur étoit venu ici, l'Angleterre aurait vû un Prince, tandis que dans ce moment elle a le spectacle d'un barbare du Nord qui est assez malheureux de vouloir jouer le Jacobin du midi. Je vois que l'Empereur Alexandre veut me faire du mal; je saurai le lui rendre au décuple."

Der König von Preußen hat im Publikum ohne Vergleich beßer gefallen, und die Lieblings-Idee aller Partheyen ohne Ausnahme iſt die Vereinigung zwiſchen Uns, England und Preußen, um Rußland und Frankreich im Zaume zu erhalten.

F. Metternich.

8.

London, den 25. Junii 1814.
(Eigenhändig.)

Euer Majeſtät!

Der Prinz Regent trifft am 26. oder am 27. hier ein. Im erſten Falle werde ich am 29. und im 2. am 30. d. von hier abreiſen. Der St. K. v. Harden-

[1]) Der Tochter Charlotte.

[2]) Der Mutter Karoline.

[3]) Das Parlament bewilligte ihr 50 000 Pfund, die ſie ſelbſt, auf Anraten der Oppoſition, auf 35 000 einſchränkte. S. Broſch, Geſchichte von England, IX, 440.

Digitized by Google

berg reist mit mir bis Paris. Graf Nesselrode, welcher ebenfalls noch hier ist, geht über Brüssel gerade nach Petersburg.

Ich werde mich höchstens 2mal 24 Stunden in Paris aufhalten und mit dem dortigen Ministerium über die Ankunft des H. Bevollmächtigten in Wien Absprache treffen. Wir wünschen sämmtlich, daß derselbe gegen den 20. September dort seye.

Den Rußischen Kaiser werde ich wahrscheinlich in Carlsruhe treffen.[1]) Ich werde dem Könige v. Württemberg meine Aufwartung in Stuttgard machen und den König von Bayern in München sehen, wenn ich ihn nicht in Carlsruhe finde. Ich hoffe meine Reise von Paris nach Wien mit Inbegriff dieser Aufenthalte in beyläufig 10 Tagen zurückzulegen; also Ew. Majestät meine unterthänigste Aufwartung gegen den 14. July zu machen.

F. Metternich.

9.

London, den 25. Junii 1814.
(Eigenhändig.)

Euer Majestät!

Ich habe vorgesehen, daß der Vertrag mit Bayern[2]) in der Ansicht Allerhöchstdenselben nicht genügen würde. Ich habe ihn jedoch mit voller Ueberzeugung seines Nutzens geschlossen. Wir haben einen einzigen festen Anhaltspunkt in unseren Verhältnißen mit Deutschland. Dieser Anhaltspunkt ist Bayern. Wäre keine Uebereinkunft über mehrere Punkte getroffen worden, welche unumgänglich zu weit aussehenden Complikationen geführt haben würden, so wäre Bayern in der sehr gefährlichen Zwischen-Periode zwischen dem Frieden mit Frankreich und den definitiven Einrichtungen in Europa in eine Art von Schwanken versetzt worden, welches Rußland und Preußen ganz natürlich benüzt hätten, um sich in allen Ansichten zu verstärken, welche von den Unsrigen abweichen.

In dem Vertrage ist nicht ein Wort mehr bestimmt als es der Sinn des Rieder Vertrages mit sich bringt.[3]) Ew. Majestät haben alle Fragen offen, und zu diesen gehört die Berchtholdsgadner, welche Marschall Wrede präkludirt wißen wollte, welche ich aber keines Namens erwähnte, weil sie so zu den definitiven Ausgleichungen gehört. Sollte Bayern noch über den Punkt von Füßen zu belehren sein, so ist dieser Gegenstand nicht minder bey den definitiven Ausgleichungen vorzunehmen. Die Herausgabe des Innviertels war nicht zu erreichen, und ich gestehe, daß, einige finanzielle Considerationen abgerechnet, mir die Besetzung eines Theiles der Monarchie, welcher von der Natur zu der Gränze Oesterreichs bestimmt ist, lieber ist, als wäre Salzburg

[1]) Metternich sprach den Zar bei der Markgräfin in Bruchsal.

[2]) Paris, 3. Juni. S. den Wortlaut bei d'Angeberg, I. 173. Bayern behielt bis zu seiner vollen Entschädigung Salzburg und das Innviertel noch zurück.

[3]) Ried, 8. Oktober 1813. Ebenda, I, 56 ff.

Digitized by Google

allein noch im provisorischen Besitze von Bayern. Uebrigens hoffe ich, daß E. M. in dem Umstande der Verlängerung des Interimistischen Zustandes der Dinge selbst ein Motiv finden dürften, weniger zu bereuen, daß zwischen Uns und Bayern ein fixer Zustand einstweilen eingetretten ist.

F. Metternich.

10.

London, den 28. Junii 1814.
(Eigenhändig.)

Euer Majestät!

Ich benütze die Reise des Grafen Clamm[1]) nach Wien um Ew. Majestät den gegenwärtigen gehorsamsten Bericht zu unterlegen.

Drey Gegenstände haben uns seit meiner lezten Expedition hier hauptsächlich beschäftigt:

1. Die Maßregeln in Betreff der Vereinigung der Niederlande und Ihrer provisorischen Administration.

2. Das Verhältniß, in welchem die Mächte bis zum Ausschlage des Congresses in Militärischer Hinsicht stehen zu bleiben haben.

3. Die Nachträglichen Einrichtungen, um die Zwischen-Zeit bis zur Eröffnung des Congresses gehörig zu benützen.

ad 1m

Geruhen Ew. Majestät aus den gehorsamst angebogenen zwey Protokollen zu ersehen, welche Maßregeln für die Niederlande abgeredet worden sind.[2]) Die Punkte des Protokolls über die Vereinigung sprechen für sich. Ich kann zu dem 3. allein noch die Bemerkung beyfügen, daß die angeführten Gesichtspunkte Ld. Clancartis nichts anders sind als die vollkommenste Gleichheit zwischen den beyden Ländern, Holland und den Niederlanden, eine Gleichheit, welche auf die Alternative in dem Auffenthalte des Hofes, in der Versammlung des Gesetzgebenden Körpers p. p. ausgedehnt wird.[3])

Das zweite Protokoll betrifft die Zurücknahme mehrerer vexatorischen Maßregeln, welche bisher von den preußischen Civil- und Militairbehörden in den Niederlanden ausgeübt wurden, und welche nun auf die ganz natürliche Eintreibung der direkten Steuern beschränkt werden, welche für die Zeit der Ockupation der Provinzen und die Theilung der 3 Mächte zu fallen haben.

ad 2m

Da es unumgänglich nöthig ist, daß die Mächte bis zur Ausgleichung der großen Europäischen Angelegenheiten in einem Zustande bleiben, welche dem nöthigen unter ihnen zu beobachtenden Gleichgewichte angemeßen ist, so haben wir vereinigt den Vorschlag gethan, daß jede der 4 großen Mächte

[1]) Graf Karl Clam-Martinitz, während der Befreiungskriege Flügeladjutant des Fürsten Schwarzenberg.

[2]) Die beiden Protokolle fehlen. Eins ist gedruckt bei d'Angeberg, I, 182.

[3]) Die Punkte sind in der Annahmeakte vom 21. Juli 1814 (d'Angeberg, I, 207) angeführt.

Digitized by Google

vor der Hand 75.000 Mann auf dem Kriegsfuße erhalte. Dem Tracktate von Chaumont gemäß muß England, wenn es diese Zahl nicht stellt, den Ersatz im Gelde leisten. Hierhin geht unser Antrag. Wenn Ew. Majestät berechnen, daß in Italien, in Galizien und Böhmen Truppen zu bleiben haben, und hierzu die 10 000 Mann rechnen, welche wenigstens zwischen Mainz und auf dem linken Rhein-Ufer zu bleiben haben, so werden sich Allerhöchstdieselben überzeigen, daß die Summe von 75.000 Mann nicht stark angenommen ist. Was selbe aber in jeder Rücksicht sehr vermindert, ist die Truppen-Zahl, welche Preußen und Rußland bis zum Ausschlage der Dinge auf dem Fuße erhalten werden. Preußen wird zwischen der Maß und dem Rheine, dann in seinen neuen und alten westphälischen Provinzen wenigstens 150.000 Mann und in Preußen mehr als 50.000 Mann mobil erhalten. Rußland stellt sicher 150.000 Mann in dem Herzogthum Warschau und auf dem Niemen auf. Da wir in Rücksicht dieser großen Verhältniße ganz auf Bayern zählen können, so haben Ew. Majestät, im Falle die 75.000 Mann als Fuß der Aufstellung angenommen werden und bloß Ew. Majestät diese Zahl nicht vermehren sollten, höchstens auf 100 bis 110.000 Mann mobiler Truppen zu rechnen. — Da es hier mehr auf Demonstrationen als auf eine Kriegerische Operation ankömmt, so dürfte diese Zahl auch für mehr, als sie ist, ausgegeben werden. Die gesammte politische Constellation macht es mir jedoch mit jedem Tage wünschenswerther, daß Ew. Majestät den Respektabelst-Möglichen Fuß als das kräftigste Negotiations-Mittel erhalten.

Dieser Gegenstand ist übrigens erst in Deliberation; ich werde ihn um so mehr nur ad referendum nehmen, als ich auf diese Weise die Dislokation der aufzustellenden Corps erfahre, ohne in dem Falle zu sein, eine Dislokation der Armee Ew. Majestät, zu welcher mir ohnedieß alle Daten fehlen, von mir zu geben.[1])

ad 3m

Sind wir übereingekommen, den folgenden Gang zu beobachten: a. Mit halbem August werden wir und Preußen vereint den Plan der deutschen Verfaßung ins Reine bringen, und zu dieser Diskußion sodann Hannover, Bayern und Würtemberg beyziehen. b. Am 10. September treffen Lord Castlereagh, der St. Kanzler Hardenberg und Graf Nesselrode in Wien ein, damit wir die Vereinigung unter Uns über die Territorial-Vertheilung zu treffen Möglichkeit finden. c. mit Ende September treffen sodann der rußische Kaiser und der König v. Preußen ein. Am 1. Oktober versammelt sich der Congreß. Wenn der rußische Kaiser sich nicht ganz auf Abwegen verliert, so unterliegt es keinem Zweifel, daß wir dieses so große Werk in weniger als 6 Wochen beendigen werden.[2])

Der Prinz Regent ist gestern Abends wieder hier eingetroffen. Ich werde Morgen die lezte Conferenz mit den Ministern halten, und Uebermorgen

[1]) Diese Haltung änderte Metternich unmittelbar nachher; s. unten.

[2]) Es hat neun Monate gedauert.

Digitized by Google

frühe bestimmt abgehen. Der St. Kanzler Hardenberg und Graf Nesselrode reisen mit mir; der erstere nach Paris; der zweyte sezt seinen Weg gerade nach Petersburg fort.

Ueber mehrere sehr wichtige Gegenstände behalte ich mir vor, Ew. Majestät meinen Unterthänigsten Mündlichen Bericht abzustatten. Ich werde am 14. spätestens zu Wien sein.

Metternich.

11.

Paris, den 5. Julii 1814.
(Eigenhändig.)

Euer Majestät!

Ich habe London am 30. Juni verlaßen und bin nach einer 17stündigen Ueberfarth, welche sich durch eine fast gänzliche Windstille so sehr in die Länge zog, in Boulogne gelandet und sodann am 2. frühe hier eingetroffen.

Ueber die letzten Tage meines Auffenthaltes in London behalte ich mir vor, Allerhöchstdenselben mündlichen Bericht abzustatten. Ich zweifle nicht, daß Ew. Majestät sich zu überzeigen Gelegenheit finden dürften, daß sich große Resultate an meine Reise reihen werden. Ich hoffe Allerhöchstdenselben in jeder Hinsicht befriedigende Auskünfte zu bringen, und auf jeden Fall kehre ich mit dem Selbstgefühle zu Ew. Majestät zurück, daß meine Reise nach England dem direktesten Interesse der Monarchie nicht fremd geblieben ist. Die Zeit wird lehren, ob ich mich irre.

Ich habe Paris in einem hohen Grade gespannt gefunden. Ich werde heute den König sehen und meine Reise nach Wien im Laufe der Nacht von Morgen auf Uebermorgen antretten. In Carlsruhe werde ich mich aufhalten, wenn der Kaiser von Rußland daselbst eingetroffen sein sollte, woran ich jedoch sehr zweifle. In Stuttgard werde ich dem Könige meine Aufwartung machen und in München 24 Stunden bleiben. Ich rechne auf die gesammte Reise 10 Tage und werde also am 15. in Wien eintreffen. —

Die Reise der französischen Kaiserin macht hier eine allgemein ungünstige Sensation.[1]) Der König ist über selbe äußerst betroffen; er hat Ew. Majestät einen Brief geantwortet, welcher das Gepräge der Verwunderung trägt, daß man ihn nicht vor Allem um die Genehmigung des Projektes vor deßen Ausführung zu Rathe zog. Die Royalisten sehen sie als eine mögliche Veranlaßung zu Unruhen an; die ganze sehr große Parthey der Kaiserin ist mit selber unzufrieden, weil sich jedermann denkt, daß die Lage der ehemaligen Regentin in dem Lande, welches sie eben verlaßen mußte, für sie herabwürdigend

[1]) Über die höchst unpolitische Badereise der Exkaiserin Marie Louise nach Aix in Savoyen, die sie ihrem Vater abgeschmeichelt hatte, s. meinen Aufsatz „M. Louise und der Sturz Napoleons" in „Historische Studien und Skizzen", II. Band, und in der „Revue historique" von 1903, Helfert, „M. Louise und Napoleon im Sommer 1814" in „Dioskuren", Jahrgang 1874, und neuerdings Gachot, „M. Louise intime", II.

Digitized by Google

sein wird. Man nimmt von hiesiger Seite starke Polizey Maßregeln, um Air zu beobachten.

Ich gestehe, daß ich gewünscht hätte, daß J. M. die Kaiserin ihr Reise-Projekt aufgegeben hätten, oder daß die Sache anderst eingeleitet worden wäre. Am Ende ist sie unbedeutend und wird wie ein Schreckschuß zu nichts herabsinken. —

Der Vize-Präsident Barbier[1]) wird Ew. Majestät über die Maßregeln gehorsamst Bericht erstatten, welche wir hier in Betreff der italienischen falschen Einlöß-Scheine fortgesezt haben. Es scheint mit jedem Tage mehr, daß der Vize-König in der ganzen Sache sehr compromittirt ist; — dieser Umstand hat an sich nichts Unangenehmes und erleichtert manche Frage in Betreff des Vize-Königs selbst.[2])

Der herzliche Empfang, der Ew. Majestät bey Allerhöchst Ihrer Rückkunft nach Wien wurde, erregt allgemein das beste Aufsehen. Ich bedarf Allerhöchstdenselben nicht erneuert von dem beseeligenden Gefühle zu sprechen, welches mein Theil bey diesen so festlichen Gelegenheiten ist. Ew. Majestät mußten aufhören Glücklich zu sein, weil sie es verdienen, (!) und das Ächte greift immer durch und kömmt endlich an seine Stelle. Wir haben noch einen Sturm auszuhalten, vor dem mir jedoch nicht bange ist. Wir stehen auch diesesmal an der Spitze der guten Sache; die Grundsätze, von welchen wir ausgehen, sind unangreifbar und werden den Kampf gegen die Verrücktheit der Ideen des rußischen Kaisers sicher bestehen. — Ich werde in dem Falle sein, Ew. Majestät bei meiner Ankunft sehr besondere Daten gehorsamst zu unterlegen. Das gedeihlichste Resultat des Ganges, welchen der rußische Kaiser die letzte Zeit eingehalten hat, und, ich darf es behaupten, meiner persönlichen Bemühungen ist, daß er mit der englischen Regierung auf den höchsten Grad zerfallen ist; daß er von dem Könige v. Preußen auf einem sehr gespannten Fuß Abschied nahm; und ich habe mich zu meinem großen Vergnügen seit zwey Tagen zu ueberzeugen Gelegenheit gefunden, daß er hier in dem allerschlechtesten Credit steht und sogar mit Talleyrand ganz entzweyt ist. Es sind seit seiner Abreise von hier Dinge zum Vorscheine gekommen, welche allen Begriff übersteigen. Wenn er den Thron Ludwigs des XVIII. hätte systematisch untergraben wollen, so hätte er sich keiner anderen Mittel bedienen können. Was aus der Allianz des ruß. Kaisers und aller europäischen

---

[1]) Vizepräsident der Allgemeinen Hofkammer (Finanz- und Handelsministerium), der damals aus Paris nach Wien zurückkehrte. Über die auf Befehl Napoleons verfertigten und zum Teil an den Vizekönig Beauharnais nach Mailand geschickten österreichischen Einlösungsscheine habe ich in der „Österr. Rundschau" von 1914 unter dem Titel „Napoleon als Falschmünzer" einen Aufsatz veröffentlicht.

[2]) Die Frage der Entschädigung Eugen Beauharnais', des Schwiegersohnes des Bayernkönigs, für das ihm entgangene Vizekönigtum Italien war auch auf dem Kongreß zu lösen, wo sich Alexander I. sehr der Sache annahm. Schließlich fand Eugen seine Entschädigung im Lande seines Schwiegervaters (Herzogtum Leuchtenberg).

Digitized by Google

Jakobiner werden kann, ergeht aus der Natur der Dinge. Solch ein Unding zerfällt zu Nichts.

Ich bin auf Morgen zu einer privat-Audienz bey dem Könige bestellt, in welcher ich hoffe den nächsten Stand unserer Verhältniße wenigstens auf reine Grundsätze zu bringen.[1])

F. Metternich.

12.

London (!) statt Paris, den 6. Julli 1814.
(Eigenhändig.)

Euer Majestät!

In meinem letzten gehorsamsten Berichte hatte ich die Ehre Allerhöchstdenselben gehorsamst anzuzeigen, welche Rücksprache unter den 4 Cabinetten in London in Rücksicht der für die Zwischenzeit zu ergreifenden Maßregeln gepflogen wurden. Ich fügte diesem gehorsamsten Berichte die Versicherung bey, daß ich trachten würde, den Gegenstand der Aufstellung einiger Armeen ad referendum zu nehmen. Ich habe mich durch den einmüthigen Entschluß der drey Alliirten Höfe bewogen gefunden, von diesem vorhanden abzulaßen, und mich im Namen Ew. Majestät der allgemeinen Maßregel anzuschließen, indem Allerhöchstdieselben sonst allein von dem Empfang eines nicht ganz unbeträchtlichen Geldquantums ausgeschloßen worden wären, und ich übrigens auch überzeigt bin, daß Allerhöchstdieselben keineswegs gesonnen sein können, sich auf irgend eine Art zu isoliren. In der Anlage geruhen Ew. Majestät demnach das englische Original der Convention zu erhalten, welche wir am 29. Juny unterzeichnet haben.[2]) Diese Convention enthält die Verpflichtung der 4 Mächte, bis zu dem definitiven Arrangement jede 75.000 auf dem Kriegsfuße zu erhalten. England wird auf diese Zahl 25 oder 20.000 Mann in natura in Holland erhalten. Den Rest wird selbes in Geld nach den Stipulationen der Traktate von Chaumont (: 20 Pfd. St. für den Mann zu Fuß und 30 Pfd. St. für den Cavalleristen :) gegen die 3 Mächte reluiren. Auf jeden Theil wird daher Monatlich beiläufig eine Reluitions-Summe von 30.000 Pfd. St. ausfallen. Die Aufstellung der Corps ist den Mächten überlaßen. Wenn Ew. Majestät daher auf beiläufig 40.000 Mann in Italien, auf 30.000 in Galizien und Mähren und auf 10.000 auf dem Rheine fürdenken, so ist diese Verpflichtung mehr als erfüllt, und wir ziehen wenigstens einiges Subsidium.

Ich kann Ew. Majestät übrigens in der gehorsamsten Beziehung auf die letzteren Berichte nie genug empfehlen in der respektabelesten militairen Stellung bis zur Entscheidung des Congresses zu verharren. — Nur auf diese Weise kann derselbe ein gedeihliches Ende erreichen; aber auch kann ich mit ähnlichen Maßregeln für ein solches Ende bürgen. Ich werde Ew. Majestät in dieser Hinsicht viel interessante Aufschlüße mitbringen.

F. Metternich.

[1]) Vgl. oben.

[2]) Gedruckt bei d'Angeberg, I, 182.

Digitized by Google

13.

Paris, den 7. Julii 1814.
(Eigenhändig.)

Euer Majestät!

Ich habe heute eine Conferenz von mehr als zwey Stunden mit dem Könige gehalten, in welcher ich mich überzeigte, daß seine Ansichten sich ganz den Unsrigen nähern, daß er, sein ganzes politisches System, sich an Jenes Ew. Majestät reiht, und daß zwischen dem hiesigen und dem rußischen Hof weit eher eine Spannung als irgend ein rapprochement stattfindet, und daß wir bey den künftigen Unterhandlungen das sonderbare Phänomen erleben werden, daß Alle Partheyen ohne Ausnahme gegen das rußische System aufstehen werden. Ich bin in jeder Rücksicht mit dem Könige vollkommen zufrieden gewesen. Ueber die Reise J. M. der Kaiserin habe ich mich explizirt und ihn zu beruhigen gesucht. Sie macht jedoch eine unläugbar große Sensation in ganz Frankreich, und ich behalte mir vor, Ew. Majestät um ein direktes Einschreiten zu ersuchen, daß sich die Kaiserin sobald als möglich nach Wien zurückverfüge und auf keinen Fall die Reise nach Italien vor Beendigung aller Angelegenheiten des Congresses unternehme.[1])

F. Metternich.

14.

München, den 15. Julii 1814.
(Eigenhändig.)

Euer Majestät!

Ich habe die Ehre Allerhöchstdieselben zu benachrichtigen, daß ich heute frühe hier eingetroffen bin, nachdem ich Paris am 10. frühe verlaßen und mich bey dem Kaiser Alexander in Bruchsal und bey dem Könige in Stuttgard aufgehalten habe. Ich gehe Morgen frühe von hier ab, und werde Ew. Majestät meine unterthänigste Aufwartung am 19. zu Baden machen, da ich am 18. dieses sicher in Wien eintreffe. Ich hoffe Allerhöchstdenselben keinen unwichtigen Bericht über die gegenwärtige allgemeine Lage der Dinge abzustatten.

F. Metternich.

Metternich an Staatsrat v. Hudelist.

London, den 13. Junii 1814.
(Eigenhändig.)

... Meine Reise hierher wird nicht ohne reiche Folgen sein. Ich hoffe Sie spätestens bis den 16. July zu sehen. Es ist bestimmt, daß L. Castlereagh

[1]) Am 30. Juni war M. Louise von Wien abgereist, was alsbald in Paris bekannt geworden war. Kaiser Franz befolgte den Rat Metternichs und riet seinerseits seiner Tochter, nicht, wie sie beabsichtigt hatte, nach Parma, sondern nach Wien zurückzureisen, worauf sie am 19. August erwiderte, sie sei froh, ihrem Vater eine Probe ihres kindlichen Gehorsams geben zu können, und werde — Anfangs Oktober nach Wien zurückkehren. Inzwischen war Metternich heimgekehrt und drang auf eine neue Mahnung, die aber die Kaiserin doch erst am 4. Oktober nach Wien zurückbrachte, wo sie in der Hofgesellschaft durch ihre hochmütige Frankomanie sich nur Gegner gemacht hatte.

Digitized by Google

nach Wien kommt. In diesem Falle wird auch Talleyrand hinkommen. Ich bitte Sie auf 4 Quartiere großen Bedacht nehmen zu laßen: 1) für Talleyrand, das andre für L. Castlereagh, das 3. für den Staats-Kanzler Hardenberg und das 4. für Graf Nesselrode. Es wäre auch zu wünschen, daß die Polizey Anstalten träfe, daß die Preise der Quartiere nicht zu sehr gesteigert werden. Es wird für den Monat Juli und August eine außerordentliche Menge Fremder geben.

Ich reise heute Nacht mit den beiden Monarchen nach Oxford, wo mich die Doctor-Würde erwartet. Nun bleibt mir nichts mehr zu wünschen übrig.

Aus den öffentlichen Blättern werden Sie erfahren, was hier mit uns geschieht. England ist in einem Zustand von Wohlhabenheit, von dem man sich keinen Begriff machen kann. Ich habe z. B. Woolich (!) besucht, und dort die fast unglaubliche Summe von 25,000 St. Kanonen als Vorrath gefunden. In demselben Maße sind alle Zeughäuser, Montir-Depots pp. gefüllt. In dem Tower sind über 500,000 St. Gewehre.

Der Kardinal Gonsalvi (!) ist mir hierher nachgelaufen. Er reklamirt alle päpstlichen Besitzungen mit Inbegriff von Avignon, welch letzteres er jedoch gegen ein Aequivalent aufgeben will. Wir sind unter den Kabinetten übereingekommen, zu erklären: Daß Seine Heiligkeit in ihrer Eigenschaft als weltliche Macht mit den übrigen Staaten gleichzuhalten sei; daß dieselbe demnach, nach dem Maße des Churfürsten von Hannover, des Churfürsten von Hessen, des Königs von Sardinien, ohne Weiteres in die Besitzungen zurückgeführt worden seien, welche Ihnen ohne förmliche Abtrettung geraubt worden seien; daß die Besitzungen, welche jedoch durch einen förmlichen Friedensschluß zwischen dem Vorgänger S. H. und Frankreich an diese Macht übertragen worden seien,[1]) von den verbündeten Mächten als Eroberungen auf Frankreich angesehen werden müßten, mit denen sie zu Gunsten der Einrichtungen eines auf Gleichgewicht gefußten Standes der Dinge in Europa zu disponiren sich befugt finden, daß diese Ansicht übrigens keineswegs der Frage vorgreife oder sie praejudizire, ob die Legationen nicht wieder an den päpstlichen Stuhl zurück kommen sollten, daß wir gegen diese Rückkehr nicht nur nichts einzuwenden fänden, sondern sie sogar wünschen, daß die Sache jedoch nur auf dem Congreß definitiv beschloßen werden könne. Ich bitte Sie in allen Gelegenheiten dieselbe Sprache zu führen. Sie stellt die Fragen rein und ganz zu unseren Gunsten hin. Ich kann mich übrigens heute in keine andere genauer einlassen, da sie alle Erörterungen bedürfen würden, welche ich einzeln nicht geben kann. S. M. haben mir versprochen, Alles bis zu meiner Rückkehr offen zu erhalten. Ich bitte Sie, dieser Ansicht en tout et pour tout treu zu bleiben. F. v. Metternich.

[1]) Das war im Frieden von Tolentino, 19. Februar 1797, mit den Legationen von Bologna, Ferrara und Romagna samt dem Hafen von Ancona der Fall gewesen, den Pius VI. mit Bonaparte schloß.

Digitized by Google

Ein Meisterwerk Bismarcks

Zur Erinnerung an die Einverleibung Schleswig-Holsteins

Von

J. v. Pflugk-Harttung

Der gewaltige Gesinnungswechsel des deutschen Volkes zeigt sich nirgends deutlicher als in dem Verhältnis der Einzelstaaten zueinander. Gemeinschaftlich, mit fester Treue ringen jetzt alle Stämme des geeinigten Vaterlandes gegen eine Welt in Waffen, um sich die höchsten Güter zu bewahren, welche einer ihrer größten Söhne ihnen errungen hat. Wie anders, wie unendlich armselig vordem! Da waltete der Deutsche Bund seligen Angedenkens: eine Mißgeburt von Krähwinkeltum und Schwächlichkeit, welche nicht einmal eine eigene Flagge deckte. Kühl, ja nicht selten gehässig standen sich die deutschen Brüder südlich und nördlich des Main gegenüber. Und hiermit nicht genug. Selbst im Süden vertrugen sich Bayern, Württemberger und Badener oft recht mäßig und beurteilten sich untereinander keineswegs immer wohlwollend. Im Norden erachteten Hannover und Sachsen es als Verdienst, eigene Politik zu treiben und Preußen entgegenzuarbeiten. Die Hansestädte Hamburg und Bremen neigten mehr nach England hinüber als zu ihren Bundesgenossen, sie fühlten sich hochmütig als Weltkaufleute weit erhaben über den Kleingeist der Binnenländer, und diese zahlten heim mit Neid und Mißgunst wegen des bei der Elbe und Weser angesammelten Reichtums. Hinzu kamen die deutschvölkischen Bestrebungen mit viel Idealismus, aber ohne klare Ziele. Sie gelangten 1848 kurz zur Macht, brachen dann aber wieder zusammen und pflanzten ihre Überlieferung als „Traum der Besten" fort auf die Nachkommen.

In diesem Wirrwarr spielte die schleswig-holsteinische Frage eine bedeutende Rolle, um so mehr, als sie örtlich und alldeutsch zugleich war und durch das Verhältnis zum fremden Dänemark und die Einmischung des Auslandes weit über sich selber hinauswuchs. Seit sie 1836 die Aufmerksamkeit auf sich zog, meinte man oft, den verworrenen Knäuel verschiedener Rechte könne kein Mensch lösen. Und schließlich wurde er denn auch nicht gelöst, sondern durch das scharfe deutsche Schwert zerhauen.

Für die Herzogtümer und Dänemark handelte es sich um zwei verschiedene Streitpunkte: um Verfassung einer- und Thronfolge andererseits, die dann freilich zuletzt ineinander übergingen und zum Abschlusse drängten. Schleswig gehörte ursprünglich zu Dänemark, wurde aber durch das Schaumburger Grafenhaus mit Holstein vereinigt. Als dieses 1459 ausstarb, erhoben zwei Linien Erbansprüche. Die gemeinsamen Stände entschieden sich schließlich für Christian von Oldenburg, der als erster seines Namens die dänische Krone trug. Er blieb demgemäß König von Dänemark und wurde zugleich Herzog von Schleswig-Holstein. Es handelte sich also nur um Personalunion der beiden

Digitized by Google

Ländergruppen. Christian I. erkannte dies am 5. März 1460 durch einen Erlaß an, worin er den Herzogtümern versprach, ewig ungeteilt zu bleiben, zugleich mit dem Besitze bedeutender Sonderrechte: einem gemeinschaftlichen Landtage, gemeinschaftlicher Verwaltung und Gerichtshoheit, der Befugnis von Steuerverweigerungen und der Einwilligung zum Kriegführen. Es kam in der Folgezeit zu Gebietsteilungen; der schleswig-holsteinische Landtag wurde seit 1712 nicht mehr zusammenberufen, doch das Wesen der Sache blieb bestehen. Seit 1779 erfolgte wieder die Verbindung der gesamten Herzogtümer mit dem Königreiche.

Nun begannen mehrere Dinge eine störende Wirkung auszuüben. Dänemark hatte 1665 die weibliche Erbfolge eingeführt, während Schleswig-Holstein ein Mannlehen war. Der Wiener Kongreß nahm zwar Holstein in den Deutschen Bund auf, nicht aber Schleswig. Das Nationalgefühl begann eine Macht zu werden. Es verleitete die Dänen zu Übergriffen und dem Gedanken, die Herzogtümer als Bestandteile des dänischen Gesamtstaates zu betrachten und entsprechend zu behandeln oder, wenn dies mit Holstein undurchführbar sei, sich wenigstens Schleswig anzueignen, obwohl es inzwischen eine weit überwiegend deutsche Bevölkerung erhalten hatte. Die leidenschaftliche und demokratische Partei, welche die Wiederherstellung des alten Zustandes, also Dänemark bis zur Eider forderte, hieß deshalb die der Eiderdänen, Holstein sollte dann in freierer Verbindung angegliedert bleiben. Gegen diese Auffassung machte sich in den Herzogtümern eine deutsche Strömung geltend, welche Schleswig-Holstein „up ewig ungedeelt", also bis zur Königsau ausgedehnt sehen wollte.

Diese Gegensätze steigerte die Tatsache des voraussichtlichen Erlöschens der Königslinie im Mannesstamme. Damit stand in Dänemark eine Thronfolge weiblicher Abstammung in Aussicht, wogegen Schleswig-Holstein den berechtigten männlichen Erben des Gesamthauses Oldenburg, die Augustenburgische Linie, forderte. Im Jahre 1839 starb Frederik VI., und sein Vetter Christian VIII. erhielt die Krone. Unter ihm wuchsen Druck und Gegendruck, während das Ausland in die Sache hineingezogen wurde. Vier Großmächte hielten Ganzdänemark für eine europäische Notwendigkeit, worauf Christian am 8. Juli 1846 die Gültigkeit der königlichen Erbfolge für Schleswig und Lauenburg sowie die Unverletzlichkeit des Gesamtstaates erklärte. Dies konnte zur Loslösung Holsteins führen, wenn es sich der weiblichen Herrscherlinie widersetzte. Allgemeine Aufregung und Einsprüche waren die Folge, welche bald den Rückhalt der nationalen und liberalen Strömung erhielten, welche seit 1848 in Deutschland vorwog. Man verlangte hier die Trennung der Herzogtümer von Dänemark und Thronfolge des Augustenburgers. Noch ehe die Frage zum Austrage gedieh, starb König Christian, und Frederik VII., der Letzte seines Stammes, bestieg den Thron. Da er selber stark eiderdänisch gesonnen war, ergriff nun auch die eiderdänische Partei das Staatsruder, was natürlich eine Steigerung der Gegensätze bewirkte. Der Sturm brach los.

Schleswig erhielt dänische Truppen, während sich in Kiel eine vorläufige

Digitized by Google

Regierung bildete zur Bewahrung der alten Gerechtsame: einer selbständigen Verwaltung und Verfassung, der Zusammengehörigkeit der Herzogtümer und des Thronrechts im Mannesstamme. Die Berliner Kreise waren der Bewegung zugetan, und die deutsche Gesamtleitung verfügte eine Unterstützung der Herzogtümer mit Waffengewalt. Der preußische General Wrangel erstürmte das Danewerk und verfolgte die Dänen bis über die jütische Grenze, während die Frankfurter Reichsgewalt die vorläufige Regierung der Herzogtümer anerkannte und norddeutsche Truppen über die Elbe sandte.

Den Deutschen schien die Zukunft zu gehören, aber ihre leidige Zerfahrenheit verdarb alles. Die reaktionäre Richtung erhob vielerorts das Haupt und gelangte in Preußen zur Herrschaft. Sie bewirkte hier ein einseitiges Vorgehen und einen Waffenstillstand mit Dänemark. Die Großmächte mischten sich zugunsten Dänemarks ein. Die Schleswig-Holsteiner sahen sich verlassen. Trotzdem setzten sie ihren Widerstand fort, wurden aber von der Übermacht besiegt, worauf der wieder zur Macht gelangte Deutsche Bund unter Österreichs Einfluß die Einstellung der Feindseligkeiten erzwang.

Der dänische Gesamtstaat sollte unter einheitlicher Erbfolge bestehen bleiben, doch verlangten Österreich und Preußen, daß die Herzogtümer selbständige Verfassung und Verwaltung behielten, Schleswig nicht einverleibt und Herzog Christian von Augustenburg vorher zum gütlichen Verzicht auf seine Ansprüche bewogen würde. Nach schwerem Widerstreben ging König Frederik darauf ein, Herzog Christian versprach, sich nicht in die Regelung der Thronfolge zu mischen, verzichtete aber nicht ausdrücklich auf seine Rechte, weil Dänemark diese überhaupt nicht anerkannte. Daraufhin einigten sich fünf Großmächte und Schweden am 8. Mai 1851 in dem Londoner Vertrage über die dänische Reichseinheit mit dem nächsten Anwärter weiblicher Linie, dem Prinzen Christian von Glücksburg, als Thronfolger. Die Stände der Herzogtümer wurden hierbei nicht zu Rate gezogen.

Die eiderdänische Partei hatte gesiegt, dachte aber keineswegs an Innehaltung der gegebenen Versprechungen, sondern suchte ihren Erfolg durch weitere Vergewaltigung Schleswigs in Sprache, Verfassung und Gesinnung zu erweitern. Die Schleswiger sollten Dänen werden, wogegen man die Holsteiner milder behandelte, um beide Länder auf diese Weise voneinander zu entfernen. Umsonst! Mit der ganzen Zähigkeit des niederdeutschen Volkstums hielten sie zusammen, voll des Wunsches gemeinsamen Anschlusses an Deutschland. Stets erneute Beschwerden Holsteins liefen beim Bundestage an. Endlich glaubten die beiden Großmächte sich ihnen nicht länger entziehen zu können und fragten in Kopenhagen an, ob man die früher eingegangenen Verpflichtungen noch anerkenne. Als eine ungenügende Antwort erfolgte, forderte Österreich den Erlaß einer neuen sachentsprechenden Verfassung. Das erschien den Eiderdänen als Einmischung in innere Angelegenheiten des Gesamtstaates. Dreist verfügten sie eine neue Sonderverfassung für Holstein, ernteten aber damit den drohenden Anspruch des Bundestages auf deren Zurücknahme. Die

Digitized by Google

Lage spitzte sich zu. Leidenschaft und Vertrauen auf ausländische Hilfe siegten in Kopenhagen derartig, daß die Regierung ein neues Grundgesetz gemeinsam für Dänemark und Schleswig beschloß, was die volle Einverleibung des Herzogtums bedeutete. Der König zauderte mit seiner Einwilligung, weil er unberechenbare Wirren voraussah. Noch vor Unterzeichnung starb er am 15. November 1863. Ihm folgte Prinz Christian von Glücksburg als Christian IX., der unter dem Drucke der Minister und leidenschaftlich erregten Bevölkerung Kopenhagens den verhängnisvollen Schritt vollzog. Zugleich aber erklärte der Erbprinz Friedrich von Augustenburg, daß er die ihm durch Erbrecht zustehende Regierung der Herzogtümer Schleswig und Holstein übernähme. Obgleich die Berechtigung seines Vorgehens anfechtbar war, kam nicht das Recht, sondern die Tatsache in Betracht. Die Volksstimmung der Herzogtümer und Deutschlands fiel ihm zu, denn es handelte sich schließlich darum, ob die Nordmarken unter dänischer Herrschaft bleiben oder ein deutscher Staat werden sollten. Freilich, die Entscheidung konnten nur die beiden Großmächte bringen, und da wollte das Schicksal, daß Preußen von Bismarck geleitet wurde.

Sofort machte sich der alte Gegensatz zwischen Österreich und Preußen geltend, der die Kraft Deutschlands seit der Zeit Friedrichs des Großen gelähmt hatte. Die österreichische Staatsleitung hatte eigentlich wenig Sinn für die verwickelten, von Wien weit entlegenen Dinge. Ihr erschien die volkstümliche Erregung in Deutschland unangenehmer als das herausfordernde Benehmen der Dänen. Dem liberalen Augustenburger war man völlig abgeneigt, aber man durfte sich Preußen nicht zuvorkommen lassen, das sich an die Spitze der vaterländischen Strömung stellen und dadurch die Führung an sich reißen konnte. Unter solchen Umständen schien ein gemeinsames Vorgehen mit dem stets unbequemen Nachbarn am geratensten. Andererseits erachtete König Wilhelm die Bestimmungen des Londoner Protokolls durch Dänemark gebrochen. Dem Augustenburger war er persönlich zugetan, nur befremdete ihn die Art seines Auftretens, weil die preußische Krone sich gerade mit den Liberalen in schwerem Kampfe befand.

Bismarck erkannte das Recht des Augustenburgers nicht an und meinte deshalb, das Ganze rein vom Nützlichkeitsstandpunkte betrachten zu können. Ihm schien als Bestes für Preußen und die Herzogtümer, wenn nicht ein neuer Bundes- und Kleinstaat entstehe, sondern das wertvolle Gebiet in Preußen einverleibt werde. Das widersprach freilich allen Gepflogenheiten. Beim Könige begegnete er zunächst nur Kopfschütteln, beim Kronprinzen gar Entrüstung; die Erreichung des Ziels schien schlechterdings unmöglich, und doch verfolgte er es von vornherein mit unwandelbarer Zähigkeit. Bei dem befreundeten Rußland hoffte er auf Verständnis; anders England, das stets für den dänischen Gesamtstaat eingetreten war und sicher nicht das Entstehen einer deutschen Seemacht wünschte. Aber dessen Widerstand ging doch nicht bis zur Herbeiführung kostspieliger weitreichender Verwicklungen. Ganz anders Frankreich. Hier wünschte Napoleon Rückhalt an Preußen, wofür ihm dessen Stärkung keineswegs un-

Digitized by Google

angenehm kam, nun gar, wenn es dadurch mit anderen Mächten in Zwiespalt geriet und sich desto mehr auf Frankreich angewiesen fand. Aber Bismarck war zu klug, um nicht den Preis der kaiserlichen Freundschaft zu durchschauen, und vor allem, König Wilhelm wäre nie für ein Zusammengehen mit Frankreich zu gewinnen gewesen. So lehnte er ein Bündnisangebot des westlichen Nachbarn zwar nicht ab, sondern hielt ihn unter freundlichen Formen hin, um inzwischen mit Österreich Abmachungen über ein gemeinsames Handeln zu erlangen. Das war nur möglich, wenn er sein eigentliches Ziel völlig geheim hielt.

So kam er mit Österreich überein: beide wollten die Bestimmungen des Londoner Protokolls von 1852 weiter anerkennen, aber von Dänemark dessen billige Ausführung verlangen und es nötigenfalls mit Waffengewalt dazu zwingen. Er hoffte sicher, daß Christian IX. sich nicht fügen würde und damit die Dänemark günstigen Wünsche Österreichs zum Scheitern brächte.

Inzwischen hatte die volkstümliche Strömung weiter um sich gegriffen, zumal in den kleineren und mittleren Bundesstaaten. Eine Versammlung von Angehörigen verschiedener Landtage beschloß Dezember 1863 die Durchsetzung des Augustenburgers. Auch das preußische Abgeordnetenhaus erklärte als Ehrensache, für ihn einzutreten. Aber gerade das wirkte ungünstig auf König Wilhelm.

Unter solchen Umständen erfolgte der Bundesbeschluß eines militärischen Eingreifens, das dann auch bei der fortgesetzten Starrköpfigkeit Dänemarks durch den Einmarsch hannoverscher und sächsischer Truppen in Holstein zur Tat wurde. Nun begab sich der Erbprinz von Augustenburg nach Kiel, wo er eine Landesregierung errichtete, gestützt auf die Stimmung der Herzogtümer und der deutschen Mittel- und Kleinstaaten. Natürlich war das Bismarck sehr unangenehm. Da sich mit dem Bundestage nichts mehr machen ließ, ging er seinen eigenen Weg und einigte sich mit Österreich auf eine Schlußforderung an Dänemark zur Aufhebung der eiderdänischen Verfassung. Werde sie abgelehnt, wolle man Schleswig besetzen. Sei der Krieg aber erklärt, so sollten die bisherigen Verträge als unverbindlich gelten und die Erbfolge sowohl wie überhaupt die Angelegenheiten der Herzogtümer in gemeinsamem Einverständnis geordnet werden. Was zu erwarten, geschah, Dänemark lehnte ab, und die preußisch-österreichischen Streitkräfte rückten unter preußischem Oberbefehl über die schleswigische Grenze. Zugleich wurden die auswärtigen Schutzmächte geschickt beruhigt. Der Feldzug gegen Dänemark verlief günstig, doch zunächst in scharfem Gegensatze zu Sachsen und Hannover. Andererseits erwies sich England einer Ausdehnung des Krieges sehr abgeneigt, wagte aber wegen der preußenfreundlichen Haltung Napoleons nichts zu unternehmen. Bald drangen die Verbündeten tief in Jütland ein und erstürmten die Düppeler Schanzen.

Aber immer noch wollten die fremden Großmächte Dänemark nicht fallen lassen und beriefen eine Konferenz nach London, welche am 20. April begann und mehr als zwei Monate dauerte. Eine Waffenruhe auf dem Grunde des augenblicklichen Besitzstandes kam zustande. Dänemarks widerborstige Haltung

Digitized by Google

beruhte auf der Hoffnung fremder Hilfe, zumal der Englands und Rußlands, von denen es annahm, daß sie eine Verkleinerung des Königreichs nicht zulassen könnten. Tatsächlich standen Bismarcks Aussichten schlecht: er hatte eigentlich alles gegen sich, außer dem Waffenerfolg und seinem diplomatischen Geschicke. Weitblickend forderte er möglichst wenig, aber zu viel für die Kopenhagener Wünsche: nämlich Vereinigung von Schleswig-Holstein unter dem dänischen Könige und ihren vollen Eintritt in den Deutschen Bund. Dänemark verwarf den Vorschlag. Nun legte Bismarck in Wien die Verbindung mit Preußen nahe, hatte hiermit aber kein Glück, sondern erzielte nur den früher von Österreich verpönten Antrag der Schaffung eines neuen Kleinstaates unter dem Erbprinzen von Augustenburg. Da auch König Wilhelm dem Herzogshause zuneigte, fügte sich Bismarck zunächst, freilich nur, weil er voraussah, daß Dänemark hier noch stärkeren Einspruch erheben würde als bei der Personalunion. Immerhin setzte er sich mit dem Erbprinzen in Beziehung und pflog mit ihm am 1. Juni eine Besprechung, während der er eine Anzahl Forderungen zugunsten Preußens stellte, welche die Selbständigkeit der Herzogtümer stark beeinflußten. Der Erbprinz, Österreich hinter sich glaubend, ließ durchblicken, daß er das Geforderte nur in beschränktem Umfange einräumen könne. Von nun an war Bismarck sein Gegner, entschlossen, ihn nicht emporkommen zu lassen.

Zugleich verharrte man in Kopenhagen leidenschaftlich verbissen und widersprach Österreichs Forderung. Ein englischer Teilungsvorschlag, den Napoleon unterstützte, scheiterte ebenfalls. So endete die Londoner Konferenz ergebnislos mit der Erklärung der beiden deutschen Großmächte, daß sie die Abmachungen des Londoner Protokolls von 1852 als aufgehoben betrachteten. Aufs neue begann der Krieg, trotz allem Widerstreben in Wien. Alsen und Jütland bis Skagen wurden besetzt, Fünen sah sich bedroht. Es blieb dem vom Auslande nicht mehr geschützten Dänemark nichts übrig, als die Herzogtümer mit Lauenburg an Österreich und Preußen abzutreten.

Der Kaiserstaat hätte vielleicht einer Einverleibung der Herzogtümer in Preußen zugestimmt, wenn er dafür ein Stück von Schlesien erhielt. Hierfür aber war König Wilhelm nicht zu haben. Es entstand damit eine Sachlage, die tatsächlich den Bruch zwischen den beiden bisher verbündeten Großmächten bedeutete. Mit eisernem Zielbewußtsein ging Bismarck vor. Er verdrängte die deutschen Bundestruppen aus Holstein und legte Österreich die Bedingungen vor, unter denen ein Herzog von Schleswig-Holstein möglich sei. In Wien erklärte man sie als unannehmbar, weil sie keinen gleichberechtigten Bundesfürsten, sondern einen Vasallen Preußens bezweckten. Noch weit mehr entrüsteten sich die Mittel- und Kleinstaaten. Bayern, Sachsen und Hessen-Darmstadt verlangten beim Bundestage die Übergabe der Regierung an Herzog Friedrich. Umsonst, Preußen widersprach und verlegte seine Marinestation von Danzig nach Kiel, als Beweis, daß es nicht zu weichen gedenke. Furchtlos erwog Bismarck die Möglichkeit eines deutschen Bundeskrieges. Er stemmte sich dreist den Absichten des Deutschen Bundes und der Stimmung fast der

Digitized by Google

gesamten schleswig-holsteinischen Bevölkerung entgegen. Schon war der gewaltige Mann entschlossen, den Erbprinzen von Augustenburg verhaften zu lassen und weitere Maßnahmen in den Herzogtümern zu treffen, die Österreich sich nicht bieten lassen konnte.

Da kamen Ereignisse, welche abflauend wirkten. Napoleons Haltung begann sich zu ändern, weil sein Wunsch, Österreich und Preußen miteinander zu verfeinden, auch ohne eigenes Zutun erreicht war. Augenscheinlich hoffte er auf Krieg, um dann als Schiedsrichter mit Forderungen für Frankreich hervorzutreten. Dies erschreckte König Wilhelm, der überhaupt einem Bruche mit Österreich innerlich widerstrebte. Bismarck konnte diese Gesinnung seines Herrn nicht unbeachtet lassen, was sich um so eher ermöglichen ließ, als Vorgänge in Österreich eingetreten waren, welche zu einem Kampfe der Liberalen gegen die Klerikal-Feudalen drängten. Bei solcher Sachlage konnte der Regierung in Wien eine Fortsetzung der Schwierigkeiten mit Preußen nur durchaus ungelegen kommen. So gelangte man hüben und drüben aus abseits liegenden Gründen zu einer friedfertigeren Stimmung, die nach Überwindung von vielerlei Schwierigkeiten durch persönliches Eintreten der beiden Monarchen zum Vertrage von Gastein führte. Demnach blieb die gemeinsame Herrschaft über die Herzogtümer bestehen, ihre Verwaltung sollte aber in der Weise geordnet werden, daß Preußen sie ausschließlich in Schleswig, Österreich sie in Holstein führte, wobei jenes hier eine Anzahl Rechte erhielt, so die Befehlsführung in Kiel, das zum Bundeshafen bestellt wurde, das Recht zum Bau eines Nord-Ost-See-Kanals, den Eintritt der Herzogtümer in den Zollverein u. dgl. Das Herzogtum Lauenburg erwarb Preußen gegen eine Geldentschädigung.

Bismarck wußte, daß die Angelegenheit als solche nicht gelöst, sondern nur vertagt sei, wußte, daß sie sich ohne Waffenauseinandersetzung mit Österreich nicht erledigen lasse. Doch suchte er diese von nun an nicht mehr in der schleswig-holsteinischen, sondern in der deutschen Frage, und sie fiel auf dem Schlachtfelde von Königgrätz. Der Friede zu Prag bedeutete den vollen Sieg Bismarcks: er bewirkte die Abtretung der Herzogtümer an Preußen. Durch Gesetz vom 24. Dezember 1866 und eine königliche Erklärung geschah am 24. Januar 1867 deren endgültige Einverleibung. Die wenig erbauten Schleswig-Holsteiner mußten sich fügen und schließlich die Augustenburger ihren Ansprüchen entsagen, um sich mit einer Schadloshaltung zu begnügen. Die innere Versöhnung brachte dann die Tochter Herzog Friedrichs, welche als Gemahlin Wilhelms II. den preußischen Königs- und den deutschen Kaiserthron bestieg.

Nach Bismarcks eigenem Urteil ist die siegreiche Bewältigung der schleswig-holsteinischen Frage das schwierigste Werk seiner Politik gewesen. Erst ein Jahr lang befand er sich in leitender Stellung; er fühlte sich deshalb beim Könige noch nicht sicher, um so weniger, als der Kronprinz und die Frauen bei Hofe ihm zugunsten des Augustenburgers widerstrebten. Daß er dennoch die schwierige Aufgabe bewältigte, zeigt seinen überragenden Verstand und seinen

Digitized by Google

zielbewußten Willen. Mit unnachahmlichem Geschicke wand er sich durch alle Schwierigkeiten und besiegte schließlich sämtliche Widersacher: Österreich, die deutschen Mittel- und Kleinstaaten, Dänemark und das Ausland. Nirgends verließ ihn die Sicherheit, auch nicht, als seine Sache auf der Londoner Konferenz so schlecht als möglich stand. Klug benutzte er hier die Leidenschaft der eiderdänischen Regierung, um sie ins Unrecht zu setzen, wobei er zugleich die widerstrebenden Wünsche der Großmächte gegeneinander verwertete. Die österreichische Politik geriet zu sich selber in Widerspruch und wurde dadurch schwankend und unsicher. Schließlich schien Bismarck sich ihr gegenüber mit der Verwaltung des kleineren und unwichtigeren Schleswig zu begnügen, in Wirklichkeit geschah es, damit jede etwaige Abtretung an Dänemark oder weitere auswärtige Verwicklung abgeschnitten war und Holstein ihm doch zufallen mußte. Sein dankbarer König erhob ihn in den Grafenstand.

Von juristisch begründeten Ansprüchen auf Schleswig-Holstein läßt sich billigerweise nicht reden, doch bleibt zu erwägen, daß auch die der übrigen Anwärter, selbst des Dänenkönigs und des Augustenburgers, keineswegs unanfechtbar waren. Die Haltung Preußens, welche zuerst als Anmaßung fremder Gewalt erschien, beruhte auf höheren Gesichtspunkten, auf der Zukunft des deutschen Volkes, der Begründung des Deutschen Reiches. Diese nahm mit den schleswig-holsteinischen Unstimmigkeiten ihren politischen Anfang und barg von vornherein einen Gegensatz wider England. Den Umstand, daß die Herzogtümer sich nicht aus eigener Kraft befreien konnten, benutzte Bismarck, um ihr Deutschtum zu retten, freilich zunächst in durchaus selbstsüchtiger Weise. Aber diese trug doch die Weihe in sich, daß Deutschland die für eine gesunde Handelsentwicklung notwendigen Gebiete zwischen Nord- und Ostsee, daß es eine bessere Küste und in Kiel den besten Hafen erhielt. Erst mit diesem Gewinne vermochte es sich eine Flotte zu gründen, eine Großmacht zur See zu werden und schließlich den Kampf aufzunehmen gegen eine Welt in Waffen.

Viscount Northcliffe

Von

Hermann Diez

Lloyd George hat sein in allen Fugen krachendes Kabinett neuerdings dadurch zu stützen gesucht, daß er das „par nobile fratrum" Harmsworth, nämlich den wegen seiner in Amerika geleisteten ausgezeichneten Dienste zum Viscount erhobenen früheren Lord Northcliffe, seinen Bruder Lord Rothermere und daneben noch den in dieselbe Kategorie gehörigen Lord Beaverbrook, den Besitzer des „Daily Express", an seine Seite gerufen hat. Wie es scheint, sind dem neugebackenen Viscount auch alle möglichen anderen hohen Ämter angeboten worden. Er hat es aber vorgezogen, die Leitung der

Digitized by Google

Propaganda zu übernehmen, und zwar nicht etwa die in England, Amerika usw., die ja schon lange in seiner und seiner Kreaturen Händen ruht, sondern die in den feindlichen Ländern. Wir werden also seine sympathische Tätigkeit früher oder später in der einen oder der anderen Form in unserer eigenen Mitte und an unserem eigenen Leibe spüren. Dem Vertreter eines großen amerikanischen Nachrichtenbureaus gegenüber hat er sich dahin ausgesprochen, er wolle seine genaue Kenntnis der feindlichen Länder dazu benutzen, um diejenige Propaganda zu leiten, die sich mit der Verbreitung der genauen Texte von wichtigen Reden, Kriegszielerklärungen u. a. unter den Völkern der Mittelmächte und ihrer Verbündeten befaßt. Er hoffe und glaube, daß diese Propaganda wesentlich zur Verkürzung des Krieges beitragen werde.

Wenn man es so hört, möcht's nicht nur „leidlich scheinen", sondern man dürfte den neuen Minister und sein Programm sogar willkommen heißen, wenn es ihm um nichts anderes zu tun sein sollte, als darum, durch die möglichste und genaueste Verbreitung aller wichtigen staatsmännischen Kundgebungen aus dem Lager unserer Feinde zur Verkürzung des Krieges beizutragen. Man könnte zwar der Ansicht sein, daß in der Aufklärung des deutschen Volkes über diese Reden schon bisher genug, ja vielleicht sogar zu viel des Guten geschehen sei. Zu unseren Eigentümlichkeiten gehört ja von jeher die Objektivität unseres Interesses an allem Weltgeschehen. Wir haben uns schon in Friedenszeiten bemüht, nicht nur das uns unmittelbar Berührende, sondern überhaupt alles menschlich Wissenswerte von dem Leben anderer Völker kennen zu lernen und uns anzueignen, und tatsächlich ist wohl kein anderes Volk der Erde mit der Geschichte, der Geographie, der Wissenschaft, Literatur und Kunst, der Technik, dem Geschäftsleben, der Politik und allen äußeren Vorkommnissen der Welt außerhalb der eigenen Grenzpfähle auch nur annähernd so vertraut wie das deutsche, wobei es allerdings eine eigentümliche und beklagenswerte Erscheinung ist, daß all dieses äußere Wissen uns offenbar keinen wirklichen Blick in Sinnesart und Denkweise der anderen Völker erschlossen hat, so daß auch unserer Politik notgedrungen die für ein erfolgreiches Arbeiten unerläßliche psychologische Grundlage fehlte. Äußerlich aber hat das weit aufgeschlossene Interesse für das Ausland seit Beginn des Weltkrieges bei uns eher zu- als abgenommen, und wir haben insbesondere die Reden feindlicher Staatsmänner auf Grund der genauesten Texte von Anfang an bis zu Ende regelmäßig und gewissenhaft durchstudiert, so unerfreulich diese Beschäftigung auch sein mochte. Und wir haben uns dabei nicht etwa auf irgendwelche retuschierte Übermittlungen durch dritte und vierte Hand verlassen. Deutschland hat — einer der bezeichnendsten und stärksten Beweise seines Kraftgefühls und seines Wahrheitsmutes — seine Grenzen der feindlichen Presse niemals verschlossen, und man liest die „Times" und den „Matin" bei uns im vierten Kriegsjahr genau ebenso wie im Frieden. Es ist nur merkwürdig, daß all' diese Lektüre bisher zu allem anderen eher hat beitragen wollen als zur Kriegsverkürzung.

Digitized by Google

Will nun also Viscount Northcliffe seine Aufgabe darin sehen, durch die möglichste Verbreitung solcher Reden in Deutschland und den ihm verbündeten Ländern zur Verkürzung des Krieges beizutragen, so darf man wirklich begierig darauf sein, wie er das anfangen will. Das einfachste Mittel, die Tonart der englischen und französischen Staatsmänner zu ändern, liegt ihm wohl nicht. Er ist ja nicht gerade zu allen Zeiten die eigentliche Verkörperung des Deutschenhasses gewesen. Er hat früher hin und wieder auch auf Frankreich losgeschlagen und den Franzosen sogar einmal die deutsche Zuverlässigkeit als leuchtendes Muster vor Augen gestellt. Aber das ist ziemlich lange her. Die Dienste, für die König Eduard VII. im Jahre 1905 den Zeitungskönig A. C. Harmsworth zum Lord Northcliffe erhoben hat, liegen ja vielleicht nicht ganz allein, aber doch ganz überwiegend auf dem Gebiete der Einkreisungspolitik und der mit allen Mitteln skrupellosester Mache und Hetze arbeitenden Publizistik des Deutschenhasses. Er hat sich selber einmal dessen gerühmt, daß er nichts Deutschfreundliches in seinen Blättern dulde, und es ist nicht anzunehmen, daß darin in der letzten Zeit irgendein Wandel sich vollzogen habe. Verdankt er doch seine neueste Rangerhöhung dem unermüdlichen und erfolgreichen Eifer, mit dem er auch in den Vereinigten Staaten die Saat des Deutschenhasses ausgestreut hat, und seine Berufung in ein förmliches Staatsamt ist auch nicht anders zu verstehen als aus der Absicht Lloyd Georges, die ungewöhnlichen Kräfte und Fähigkeiten des Viscounts auch ganz unmittelbar in den Dienst einer Regierung zu stellen, die nicht anders als mit einem besiegten oder sich selbst freiwillig in die Rolle des Besiegten fügenden Deutschland verhandeln will. Ist also eine Änderung in dem Geist der englischen Regierungspolitik nicht zu erwarten, so kann sich Northcliffe den anderen versagt gebliebenen Erfolg offenbar nur von seinen besonderen Methoden versprechen.

Was diese Methoden anbelangt, so sind sie durch das Wort Northcliffe-Presse genügend gekennzeichnet. Dieser Name ist ja längst zu einem Begriff geworden. Über die Persönlichkeit des Namengebers selbst gehen die Urteile einigermaßen auseinander. Überwiegend bezeichnet man ihn jedoch als einen Menschen ohne eigentliche Bildung, von erschreckender Gewissenlosigkeit und mit ausgesprochenem Willen zur Macht. Die Wochenschrift der englischen Arbeiterschaft, der „Labour Leader", hat ihn einmal den „Kleon des modernen Pöbels" genannt und als Grabschrift für ihn vorgeschlagen: „Der Krieg war die Krönung seines Lebenswerkes". Mag aber sein persönliches Charakterbild noch einigermaßen schwanken, über die Eigenart seiner Presse ist irgendeine Meinungsverschiedenheit nicht möglich. Das erste Blatt der Brüder Harmsworth, in dem die Familieneigentümlichkeit am ursprünglichsten, stärksten und reinsten zum Ausdruck gekommen ist, war bekanntlich die „Daily Mail", die Lord Salisbury eine von Lehrjungen für Lehrjungen geschriebene Zeitung genannt hat. Der Herr Herausgeber selbst hat ihre Eigenart gelegentlich einmal damit erklärt und verteidigt, daß er eben auch in der Küche und in

Digitized by Google

der Dienerstube gelesen sein wolle, und das ist ihm ja wohl auch gelungen, allerdings um den Preis einer so tiefen Herabwürdigung des ehemals so glänzenden und stolzen englischen Zeitungswesens, wie sie vielleicht in der Kulturwelt überhaupt nicht erlebt worden ist. Er hat dabei nicht einmal das Verdienst und den Ehrentitel eines originalen Gedankens für sich in Anspruch nehmen können. Er hat einfach die übelsten Muster der „gelben" amerikanischen Presse, ihre schreiendsten Methoden, ihre unglaublichsten Vergröberungen, ihre absolute Skrupellosigkeit nach England verpflanzt und kann dabei höchstens geltend machen, daß er alle seine Vorbilder übertroffen habe, sowohl im geschäftlichen wie im politischen Erfolg. Er hat tatsächlich die breiten, urteilslosen Schichten des britischen Reiches mit dem Gifte eines maßlosen Deutschenhasses getränkt. Da nun aber nicht einzusehen ist, wie er gerade mit diesen Mitteln auf und in Deutschland und im Sinne der Kriegsverkürzung wirken will, so geht man wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß der Schwerpunkt seiner Tätigkeit zunächst überhaupt nicht in Deutschland, sondern in den Ländern unserer Verbündeten liegen, und daß seine erste selbstgestellte Aufgabe die sein wird, das Gefüge des Vierbundes, das sich bisher zum Entsetzen unserer Feinde so unerhört tragfähig erwiesen hat, nach Kräften zu lockern.

Etwas offener als Northcliffe selbst hat unlängst die „Pall Mall Gazette", auch eines der tief heruntergekommenen Blätter, über die Tätigkeit des neuen „Propagandaministers für die feindlichen Länder" sich ausgesprochen. Sie betonte, daß die Diplomatie mit den militärischen Operationen Hand in Hand gehen und ihrerseits wiederum von der Propaganda, die ihre mächtigste Waffe sei, unterstützt werden müsse, wie England und seine Verbündeten zu ihrem Schaden erfahren hätten. Die Ergebnisse ihrer Nachlässigkeit zeigten sich deutlich in Rußland, Griechenland, der Türkei und Bulgarien. In Italien, in Frankreich und in England selbst kämen täglich Dinge vor, die der ununterbrochenen Tätigkeit der deutschen Propaganda zuzuschreiben seien. Nun, da Lord Northcliffe mit seiner „großen Kenntnis Deutschlands" und des deutschen Volkes auf den Plan trete, würden „die Hunnen" finden, daß nicht nur die Karten, sondern auch das Spiel gegen sie sein werde. Das können wir ja abwarten. Daß das Friedenswerk die in der Eigentümlichkeit des Koalitionskrieges liegenden Schwierigkeiten und Behinderungen erhöht, ist eine selbstverständliche Erscheinung, und niemand wird sich verbergen, daß sie in Österreich in recht erheblichem Maße zutage tritt. Aber unsere Feinde selbst haben dafür gesorgt, daß diese Schwierigkeiten nicht auch bei unseren anderen Verbündeten eine ernste Bedeutung gewinnen. Wäre der Ostfriede zustande gekommen, wie wir ihn im Interesse der Menschheit und der Menschlichkeit zu schließen bereit waren, so wäre Ungarn voraussichtlich ohne die militärisch notwendigen Grenzverbesserungen geblieben, Bulgariens glühende Dobrudschawünsche hätten sich nicht so restlos erfüllen lassen und auch die Türkei hätte kaum die Befriedigung erlebt, die im Jahre 1878 an Rußland abgetretenen kaukasischen Bezirke von dem Zarenreich wieder losgelöst

Digitized by Google

zu sehen. Jetzt wird Bulgarien dank dem Bündnisse mit den Mittelmächten ein vollauf gesättigter Staat, die unbestrittene Vormacht auf der Balkanhalbinsel, für die Türkei aber ist Großbritannien geradezu der einzige Feind. Mit Frankreich fühlt sich das Osmanentum gerade in seinen gebildeten Kreisen durch Kulturbeziehungen immer noch vielfach und sympathisch verbunden; England aber ist der glühend gehaßte Zerstörer des Reichs. So wird Viscount Northcliffe voraussichtlich weder in Bulgarien noch in der Türkei einen sonderlich aufnahmefähigen Boden für die Saat der Zwietracht finden, die er auszustreuen gedenkt, und auch in Österreich besteht im Grunde keine ernste Gefahr, zum mindesten solange Italiens Kriegsziele von der Entente mitverteidigt werden.

So ist es doch mehr als fraglich, ob „die Hunnen" sobald schon zu der von der „Pall Mall Gazette" ersehnten Erkenntnis kommen werden. Aber immerhin, es wird schon der Mühe wert sein, genau aufzumerken, was der neue Propagandaminister unternehmen wird, und zwar, wenn das Geschäft bei unsern Verbündeten nicht gehen will, schließlich doch auch in Deutschland selbst. Woher Northcliffe seine „genaue Kenntnis des deutschen Volkes" haben will, weiß man eigentlich nicht, und er hat sie jedenfalls in seiner eigenen Presse erfolgreich verborgen. Sie wird durch die Greuelmärchen von der industriellen Verwertung der Gefallenen zu Fleischklößchen oder mindestens zu Seife genügend gekennzeichnet. Der antisemitische „Gotha", der vor einigen Jahrzehnten erschien, hat seine Herkunft von einer Frankfurter Familie abgeleitet, wogegen andere sich bemüßigt gesehen haben, für sein reines Britentum einzutreten, das sogar in der Verteidigung der Judenpogrome zutage trete. Die eine wie die andere These ist völlig gleichgültig. Die Renegaten sind immer die schlimmsten Fanatiker gewesen, und Deutschenhaß wie Judenfeindschaft lassen sich sehr wohl mit einer recht erheblichen Beimischung deutschen oder jüdischen Blutes vereinigen. Was in Betracht kommt, ist einzig und allein, daß Northcliffe ohne Zweifel ein schlauer und energischer Mann und ein Virtuose der Pressepropaganda ist, weiterhin aber, daß wir einen einzigen schwachen Punkt haben, an dem eine geschickte Propaganda einsetzen kann, und das ist unsere Uneinigkeit mit Bezug auf die Kriegsziele und die Möglichkeiten und Mittel, den Krieg zu beendigen. Man erinnert sich, daß vor einiger Zeit von nichts Geringerem die Rede war als von einem ausländischen Pressefeldzug gegen den General Ludendorff. Diese Gefahr hat man in politischen Kreisen nicht recht ernst nehmen können, aber das Schlagwort deutet immerhin die Richtung an, in der der papierene Generalstabschef des britischen Reichs seine strategischen Ziele suchen könnte. Selbstverständlich lassen sich die tiefgehenden Meinungsverschiedenheiten im deutschen Volk auch bei bestem Willen nicht aus der Welt schaffen; aber sobald wir auch nur im Notwendigen, nämlich in der Gesinnung, einig sind, wird der Herr Viscount sicherlich auf Granit beißen.

Digitized by Google

Aus dem Briefwechsel Friedrich Eichhorns

Von

Wolfgang Windelband

(Schluß)

Amalie an Eichhorn

Berlin am 25ten Sept. 1815.

... Was sagst Du zu der Schmalzschen Schrift? Es mag sein, daß ich zu viel Interesse daran nehme, aber ich habe dabei meine eignen Gedanken. — Ich habe so einige Blicke gethan in manches Menschen Treiben, woraus mir auch dieses zu entspringen scheint, ich glaube nicht, daß die reinste Absicht dabei zu finden ist. Hieran reihen sich solche, die gegen alle Verfassung sind u. auch Schritte dazu gethan haben. Diese machen ein furchtbares Geschrei über die Schädlichkeit aller Bündnisse, u. über die Gefährlichkeit solcher Menschen, die daran theilnehmen, sie sagen, es seien die Meisten davon in der Armee, welche wahrhafte Jakobiner wären usw. Ist dieß nicht Alles Bosheit? Ja ist es nicht reine Lüge? ich habe mich einmal sehr ereifert darüber, werde es aber nicht wieder thun ...

Eichhorn an Amalie

Paris den 26t. Sept. 15.

Mit inniger Liebe drück' ich Dich an mein Herz, theueres Weib. Dein lezter Brief Nr. 12 vom 18t. d. M. stellt Dich in Deiner ganzen Glorie dar. So will ich Deine Liebe, daß sie mich ganz haben will, aber nicht getrennt von dem Vaterlande u. von allen Arbeiten u. Gedanken, welche mich auch in andere Gebiethe des Lebens, als das häußliche, hineinziehen, sondern so wie ich bin u. lebe. Oft hab' ich Dich in ähnlicher Art gesehen, nur kamen manchmal wieder schwache Stunden. Aber immer deutlicher u. sicherer arbeitet sich das Bild wie wir ganz eins u. verschlungen sein koennen, in Deiner Seele heraus. So hast Du es mir noch nie vorgehalten. Mach' es nun fest, u. verliere es nicht.

Alle Nachrichten, die du mir von dort mittheilst, interessiren mich nicht wenig. Man merkt, daß viel Tüchtiges weggegangen u. viel Gesindel zurükgeblieben ist. Lezteres scheint auf Tischen und Bäncken herumzuspielen bis die ordentlichen Leute zurükkommen. Das Buch von Schmalz würde mich empoert haben, wenn der Mann nicht gar so armseelig wäre. Er spricht von Bündnerey, u. es ist kein bündnerischer u. maurerischer gesinnter Mann in der ganzen Welt als er. Die Schwachen wollen die äußeren Formen, die alle Kräftigen verschmähen. Die Leute können garnicht begreiffen, daß kein Starker einem Schwachen glaubt, wenn er auch durch hundert Eyde seine Versprechen versiegelt, daß aber die Gleichartigkeit der Ansicht u. des Strebens eine Gemeinschaft des Wirkens unter braven Menschen, die zu einer Zeit u. an einem

Digitized by Google

Ort leben, hervorbringt, die ganz zufällig ist, welche aber die Dummen und Schwachen nur einem förmlichen Bunde zuschreiben koennen. Sage dort jedem, wen Du siehst, als eine offizielle Sache, daß in derselben Zeit, wo Schmalz seine Schmähschrift geschrieben, derselbe um eine Stelle in der zweyten Section des auswärtigen Departement nachgesucht hat. Beynahe sollte man glauben, er habe das Buch als ein Glaubensbekenntniß geschrieben, wonach er für würdig erachtet werden müßte, ins auswärtige Departement einzugehn. Aber Gesinnungen u. Reden, wie er führt, sind auch diesem fremd u. werden ihm die gesuchte Stelle schwerlich verdienen ...

Was bekomm' ich alles Neues zu sehen, zu bewundern u. mich darüber zu freuen, wenn ich wieder zu Hause seyn werde! Abermals hat sich die Hoffnung vermehrt, daß dieß bald geschehen werde. Nach der gestrigen großen Conferenz der Minister läßt es sich an, als wenn die Friedensbasis in den nächsten drei Tagen zwischen den Verbündeten u. Frankreich unterzeichnet seyn würde. Die Monarchen, welche nach Hause eilen u. schon reisefertig waren, wollen diesen Moment noch abwarten. Die Publikation des Friedens wird aber, wenn die Basis unterzeichnet ist, an drei Wochen noch anstehn ...

Eichhorn an Amalie

Paris den 5t. Oct. 15.

... In 14 Tagen ist Paris u. die hiesige Gegend von Preußen geräumt. Wir ziehen heimwärts, wohin schon längst unsere Herzen Sehnsucht getragen. Die Basis des Friedens ist von den Franzosen angenommen. Hauptbedingungen, die Du aber nicht als von mir kommend ausreden darfst: a, Frankreich tritt noch ab, was es durch den lezten Pariser Frieden gegen den Zustand vor der Revolution gewonnen, b, Saarlouis u. Saarbrück kommen an Preußen, c, Landau an Oesterreich, d, Frankreich zahlt in geräumigen Terminen von mehreren Jahren 700 Mill. Francs an die Verbündeten, von welchen England u. Preußen für ihre größern Anstrengungen 50 Mill. voraus erhalten, e, Eine große Anzahl Festungen bleibt eine Reyhe von Jahren hindurch durch eine verbündete Armée besezt, deren Verpflegung und Bekleidung von Frankreich getragen werden muß. Wir arbeiten, daß für die Privatreklamationen noch vortheilhafte Bestimmungen in den Frieden kommen. Ehe wir von dannen gehen, wird er publizirt werden.

Du siehst, geliebte Amalie, wie die Zeit des Wiedersehens sich nähert. Ich freue mich wie ein Kind darauf ...

Ich habe noch sehr viel zu thun. Denn nichts, was nur irgend noch geschehen kann, möcht' ich ausgesezt seyn lassen, da uns das Heute gehoert, u. wir nicht wissen, wie das Morgen seyn wird. Meine Bemühungen werden auch meist mit gutem Erfolge geseegnet; es reifen nun Früchte, wozu die Arbeit der ersten 4 Wochen die Saat gelegt hat; wenn nur unsere Abreise nicht zu rasch kommt, daß wir alles erndten koennen.

Der Friede bleibt tief unter der Erwartung, welche die Guten und Tüch-

Digitized by Google

tigen gehabt haben; aber es ist nichts verloren. Es muß nur alles reifen. Die Unzufriedenen sollen nur lernen, daß man nicht schon im Frühjahr Früchte haben kann, die erst der Herbst bringt...

Eichhorn an Amalie

Paris den 11t. Oct. 1815.

Dein lezter Brief vom 2. d. M., liebe Amalie, war wieder ganz traurig. Du bist bange, ich möchte am Ende doch nicht kommen u. Dich vergebens auf mich warten lassen. Vielleicht haben die Briefe, die Du mittlerweile von mir empfangen u. die Dir meine baldige Zurükkunft verkündiget, Dich seitdem wieder aufgerichtet. Der jetzige kann die gegebene Hoffnung nur bestätigen. Zwar ist der Frieden noch nicht unterzeichnet. Die Zahlungsart u. die Sicherheit wegen der Contribution, desgleichen die Forderung der Privatgläubiger, die im vorigen Pariser Frieden so lüderlich bedacht waren, machen noch einige Unterhandlungen nöthig. Es ist aber durchaus unwahrscheinlich, daß die Sache noch über das Ende des jetzigen Monaths sich hinauszieht; die Monarchen sind alle fort u. ihre Minister wollen ihnen gerne sobald als moeglich folgen. Alle Kräfte werden angespannt, um den Abschluß des Friedens vorzubereiten. Ich bleibe nicht einen Augenblik länger, als der Staatscanzler. Zu den ferneren Geschäften, die nur Ausführungen enthalten des Guten oder Bösen, was man in Grundsätzen festgestellt hat, lass' ich mich nicht zurükhalten. Will man mir am Rhein einen Auftrag zutheilen, wovon aber noch niemand ein Wort fallen lassen, so nehm' ich ihn nur unter der Bedingung an, daß ich zu meiner Frau erst zurükkehren darf. Du siehst wie Du meiner auf jeden Fall sicher seyn kannst...

Heute geht das große militairische Hauptquartier nach Compiegne, wo es bis zur Publication des Friedens bleiben wird. Das Corps Preußen, welches zu der Bundes Armée stößt u. in Frankreich bleibt, wird zunächst vom General Ziethen, in höherer Ordnung aber vom General Gneisenau commandirt, welcher den Oberbefehl am Rhein haben soll. Das Hauptquartier des leztern kommt nach Trier. Bey sich wird er dann haben: Obrist v. Clausewitz, Major v. Scharnhorst, Major v. Wolzogen, Major v. Tuempling, v. Bardeleben, Stosch. Vor der Hand geht er aber auf einige Monathe nach Italien, in die Bäder von Pisa.[1]) Ich sehe mich mit ihm alle Tage, u. genieße sein Vertrauen wie je...

Schmalz seine Schrift wird in allen französischen Zeitungen aufs höchste gerühmt. Dieses Lob allein schon ist die beste Critik. Es ist kein Wunder, daß sich an seine Schmierhaut noch anderes Geschmeiß anhängt, u. daß dieß Volk, was seine Ehre verloren, die andern, welche sich schämen, mit ihm sich einzulassen, als gefährliche Menschen schildert. Gefährlich sind sie wohl jenen Schlechten, Feigen und Ehrlosen. Die schwachen Gutmüthigen, die auf eigenen

[1]) Diesen Plan hat Gneisenau nicht ausgeführt.

Digitized by Google

Füßen nicht stehen können, u. über das Wahre u. Rechte oft irre werden oder die jeden Kampf, auch mit dem Bösen, unbequem u. ruhestöhrend finden, machen dann auch Parthie um des lieben Friedens willen, wenn es auch ein schimpflicher wäre. Es ist gut, daß Niebuhr es über sich genommen, den Leuten einmal tüchtig aus Herzensgrund die Meynung zu sagen. Grüße ihn herzlich von mir, auch alle andern Freunde, die lieben Eltern u. Geschwister.

Dein

sehnsüchtiger

Eichhorn.

Amalie an Eichhorn

Berlin den 16ten Oct. 15.

... Reimers sehe ich jetzt gar nicht, da sie in vielen Zerstreuungen mit ihren Gästen leben. Bald werden die Zerstreuungen auch für ganz Berlin beginnen, indem man das russische Kaiserpaar u. den König erwartet. Alexander wird auch hier die Abnahme des Enthusiasmus wahrnehmen. Es ist mir, als wollte man die Menschen Menge (u. das gelingt auch) amüsiren, damit sie nicht so scharf den Weltenlauf bei dem Frieden betrachten, denn es ist eine fixe Idee auch bei dem Volk, daß der Friede nicht tauge, d. h. keine Sicherheit gewähre. Der Kronprinz hat an seinem gestrigen Geburtstage Kour angenommen, nachdem er vorher im Dom war. Die wieder ersiegten Gemälde habe ich mit vielem Vergnügen gesehen. Unbedingt am Meisten entzückt hat mich das von einem neuen Maler erneuerte Gemälde von Coreggio, Jupiter in einer Wolke küßt die Jo; mir ist Dein lateinischer Vers dabei eingefallen, u. ich habe es mit inniger Freude u. Liebe betrachtet ...

Eichhorn an Amalie

Paris den 21t Oct. 1815.

... Beyde Brüder sind gesund u. vergnügt. Wie sehr hätt' ich gewünscht, daß einer von beyden bey der Feyer des 18ten Oct.[1]) hier gewesen wäre, u. das Wort des Herrn nach dem Sinn der tief aufgeregten Versammlung u. zu ihrer recht gründlichen Erbauung geredet hätte. Ich habe nicht leicht in meinem ganzen Leben einen Genuß gehabt, wie diese Feyer aller deutschen Kriegsvölker auf dem Marsfelde, wo den lezten Sommer Napoleon noch die lezte Farce seines Uebermuths gespielt hatte, im Angesicht der Brücke von Jena. Die Steine u. Bäume redeten, die erhabensten Erinnerungen sprachen zu allem Volk, aber diese Brigadeprediger hätten mit dem Wasser und Sand ihrer Rede, worin auch nicht eine Spur religiöser Begeisterung, keine erbauungsvolle Beziehung auf Zeit u. Ort u. die ganze Bedeutung des Festes vorkam, beynahe alle Erhebung der Gemüther niedergeschlagen.[2])

[1]) Des Jahrestages der Schlacht bei Leipzig.

[2]) Dieses harte Urteil über die Predigten wurde auch von anderen gefällt. Das von Arndt und Lange herausgegebene Tagesblatt der Geschichte (die Fortsetzung des

Digitized by Google

Unser Bleiben kann nicht lange mehr währen. Alle Punkte bis auf die Privatreklamationen sind abgemacht; über den leztern werden noch heiße Unterhandlungen gepflogen. Unsere Arbeiten neigen sich von allen Seiten zum Schluß. Wir hoffen alle, daß wir mit dem Ende dieses Monaths fertig werden, u. noch vor Ende Novbr. in Berlin seyn werden. Bey mir nimmt nun auch die Sehnsucht nach Ruhe u. nach einem gemüthlichen Seyn bey Dir u. unter den Freunden täglich zu. Ich fühle auch, daß ich nach so starken Anstrengungen der Erhohlung bedarf ...

Die Frauen des Preußischen Hauptquartiers haben uns nachgerade alle verlassen. Als die lezte ist Jordans Frau gestern mit Beguelin[1]) abgereist. Lebe wohl, geliebte Amalie, grüße herzlich Eltern u. Geschwister u. Freunde.

Dein treuer

Eichhorn.

Eichhorn an Reimer[2])

Paris den 21t Oct. 1815.

Da würdest Du mir gewaltig Unrecht thun, lieber Reimer, wenn Du daraus, daß ich bis jetzo nicht an Dich geschrieben habe, argwöhnen wolltest, ich hätte das alte, treue Andenken an Dich verloren. Ich bin unendlich beschäftigt gewesen mit Arbeiten allerley Art, wozu andere oder ich mir selbst den Beruf gab; u. Du weißt es gewiß aus eigener Erfahrung, wie schwer es ist, die Bewegung einer Thätigkeit, der man sich mit Herz u. Sinn u. seinem ganzen Daseyn hingegeben hat, willkührlich anzuhalten und der ganzen Macht der Gegenwart sich zu entziehen, um sich in unbefangener Gemüthlichkeit mit dem

---

mehrfach erwähnten preußischen Correspondenten) brachte am 30ten Oktober ebenfalls eine äußerst absprechende Kritik (vermutlich den in dem folgenden Brief Eichhorns an Reimer erwähnten Aufsatz eines Offiziers). Deren Gründe sind von ganz besonderem Interesse; sie enthält eine ganz ungewöhnlich deutliche Ablehnung des rein preußischen Standpunktes zugunsten des national-deutschen. Deshalb mag sie im Wortlaut hier folgen: „Das heilige Wort hätte hier, wo die Gnade des Herrn sichtbar lag vor aller Augen, das Herz bewegen und die Seele erheben müssen. Aber leider ward es gesprochen, daß es alle kalt ließ und daß es schwer, wenn nicht unmöglich war, aus allem Sand und Schutt auch nur Ein Körnchen Goldes zu finden. Es verdient mit Tadel gerügt zu werden, daß ein deutscher Prediger am 18ten Oktober in einer Versammlung von Oesterreichern und Preußen, von Helden verschiedener Völker, die sich vereint hatten, den Sieg des Guten zu feiern, keinen Gedanken hatte, als den wiedererlangten Ruhm seines Volkes; und jeder bessere Preuße errötete, daß nur seiner und nicht seiner deutschen Waffenbrüder gedacht wurde, die bei Leipzig doch mit ihm zum Tode gingen! Warum ward es nicht viel lieber vor dem Ewigen ausgesprochen, daß das preußische Volk und sein herrlicher König ihre höchste Ehre nur darin finden, für das Glück Europas und für die Freiheit aller deutschen Brüder entschieden gekämpft zu haben." Auch hier wieder die gegenseitige Durchdringung von Weltbürgertum und Nationalismus, wie wir sie seit Meineckes Forschungen als charakteristisch für dieses Zeitalter kennen.

[1]) Geh. Staatsrat, bekannt durch seine und seiner Frau nahen Beziehungen zu Gneisenau (vgl. die Denkwürdigkeiten von H. und A. v. Beguelin).

[2]) Aus den Papieren Reimers, Geh. Staatsarchiv R. 77. XXII. Litt. R. adhib.

Digitized by Google

Vergangenen oder Abwesenden, ganz abgesondert, zu beschäftigen. Ihr wart mir alle gegenwärtig, Ihr lieben Freunde, bey allem, was ich vornahm u. betrieb; Euere Ansicht, Euer Streben, Euere Liebe leiteten u. führten mich, u. ihre lebendige Vorstellung erhielt mich immer klar u. frisch u. warm. Auf diese Weise bliebet Ihr mir unvergessen u. waret mir auch nicht abwesend. Darum gieb keinem ungerechten Mißtrauen Raum, weil ich nicht zugleich der Historiograph meines hiesigen Thun u. Treibens u. meiner unausgesezten Erinnerung an Euch gewesen bin, daß ich Euch aus dem Sinn verloren u. vergessen hätte.

Auch hatt' ich mit meiner Frau ausgemacht, daß sie Euch meine Briefe an sie mittheilen solle. Was ich ihr schrieb, sollte meist auch für Euch geschrieben seyn.

Mit Recht fühlst Du Dich empoert über Schmalz u. Consorten u. sprichst in den Worten, welche Du mir darüber geschrieben hast, meine eigene Empfindung aus. Darinn bin ich aber nicht Deiner Meynung, daß die Regierung mit einer Untersuchung sich in die Sache legen soll. Wenn die Regierungen einmal anfangen, von Schriften jener Art die Notiz zu nehmen, welche Du in Vorschlag bringst, wer steht dafür, daß, wie Du sie gegen die boshaften Verläumder anrufest, sie sich [nicht] auch wieder gegen gerechte Anklagen als Verläumdungen brauchen läßt. Wo keine Personen angegriffen werden, u. die Sache als Pasquill erscheint, würde jede offizielle Beurtheilung von Seiten des Staats in lauter Willkühr schwanken. Was so gemein u. nichtswürdig sich ausspricht, wird vollends in jetziger Zeit durch die öffentliche Meynung bald vernichtet. Erst, wenn die Leute von der öffentlichen Meynung an den Pranger gestellt sind, kann die Regierung insoweit zutreten, daß die Regierung dergleichen Menschen aus öffentlichen Aemtern, welche Rechtschaffene nicht mit ihnen theilen wollen, fortjagt u. auf diese Weise die allgemeine Verachtung anerkennt. Dahin wird es wohl auch mit Schmalz und Janke[1]) kommen, wenn Männer, die das Rechte wollen, sich aller Gemeinschaft mit ihnen enthalten u. ihnen auf jede Weise ihre Verachtung bezeugen.

Wir werden uns bald wieder sehen. Ich denke, mit Ende dieses Monaths sind wir hier fertig. Im Großen ist nicht viel geschehen von dem, was wir erwünschten, weil es noch nicht reif war, desto mehr im Kleinen, worüber wir uns zu seiner Zeit mündlich unterhalten wollen. Das ist ein Vorzug des praktischen Lebens, daß man seine Wünsche nach dem mäßigen lernt, was an der Zeit ist, u. daß man von der Gegenwart nicht verlangt, was künftiger Entwicklung vorbehalten. Und wer es recht u. tüchtig weiß u. will, erkauft diese Mäßigung keineswegs auf Kosten der Begeisterung.

Grüße alle unsere lieben Freunde, besonders Schleyermacher u. Niebuhr.

---

[1]) Hofrat in Berlin, war auch schon 1813 bei der Denunziation gegen Schleiermacher beteiligt gewesen. Amalie hatte Eichhorn erzählt, daß Janke eine Schrift zugunsten von Schmalz veröffentlicht hatte.

Digitized by Google

Danke unserem Rühs für sein Buch[1]) u. für die Aeußerung seines freundschaftlichen Andenkens. Das eine Exemplar hab' ich gestern gleich, wie ich es empfing, an Gneisenau mit Eueren Briefen geschikt. Sobald ich lezteren gesprochen, werd' ich selbst an Rühs schreiben. Grüße lieb Weib u. Kinder u. Deine Schwägerin. Dein

Eichhorn.

P.S. Wir haben hier die Schlacht bey Leipzig aufs Höchste gefeyert. Ich schicke Dir darüber einen Aufsaz von einem Officier für Deine Zeitung; Du kannst aber nur das Geschichtliche brauchen u. mußt ihn in der Form ganz umarbeiten lassen. Ich hatte mich schon daran gemacht, es zu thun, bin aber unterbrochen worden u. der Courier will abgehen.

Amalie an Eichhorn

Berlin am 23ten Oct. 1815.

... Gestern hatten wir denn wahrlich einen recht festlichen Tag. Die Feier der Leipziger Schlacht u. das 400jährige Hohenzollern Fest. Im Dom hat Ehrenberg gepredigt vor dem König u. dem ganzen Hof u. allen Behörden. Schleiermacher hat wieder vortrefflich gesprochen. Sein Text war schon trefflich gewählt, 1. Buch der Könige Cap. 8. V. 56—58. Er sprach erst von der Ruhe im Volk, die bei uns unter allen äußern Stürmen statt gefunden habe, wie wir sie ferner bewahren könnten. Hier gab er die feinsten, geistreichsten u. kräftigsten Andeutungen für Volk u. Fürst. Wie die Ahnung des Fürsten von den Wünschen des Volks Gesetz würde. Dann von den verschiedenen politischen Meinungen, wie sie sich nothwendig in einem so großen u. freien Volk gestalten müßten, u. wenn da nun in allen Herzen dieselbe Treue für den Fürsten wäre, so müßten sie sich frei bewegen u. führten immer wieder zur Wahrheit hin, hier ward er sehr warm, „ja ich wage es zu sagen, es ist auch nicht Eine Brust da, der diese Treue fehlt!" — O wie freimüthig u. wie tactvoll an der Gränze bleibend, u. wie tief eingreifend in die Geschichte unsres Landes, u. in die Keime der jetzigen neuen Welt. Warum giebt es nicht Fürsten, die so Etwas gern hören! O wie ist es so wahr, daß keiner Brust die Treue mangelt, u. doch giebt es der Schwachen u. Aengstlichen, die da ausrufen, Herr, es giebt keine fromme Seele in Israel, aber da der Herr ihnen die Augen öffnete, sahen sie die glanzvolle Schaar der Gläubigen. — Wie schön beziehend auf die jetzigen elend Mißtrauen erregenden Schwachen. Ehrenberg hat dagegen viel gesprochen gegen die Tadler der Regierung ganz in diesem Ton. Dabei fällt mir ein, Savigny ist wieder hier, wie ich gestern hörte bei Reimer. Dieser hat erzählt, daß Thibaut ihn in Heidelberg ungefähr so gefragt hat, wann die Revolution bei uns ausbrechen würde? Darin finde ich mehr als Schwäche, ich sehe Bosheit. Ich war gestern recht angenehm bei Reimer.

[1]) „Historische Entwicklung des Einflusses von Frankreich und der Franzosen auf Deutschland und die Deutschen."

Digitized by Google

Gassens[1]) waren noch da, die Herz u. Lotte Schleiermacher. Er, Schleiermacher war recht vergnügt, ich hoffe seine Predigt wird gedruckt, es wäre sehr zu wünschen, was ich ihm auch sagte.[2]) Die Männer sprachen in ihrem Kreise über den Frieden, u. meinten, es sei immer ein Guter zu nennen, nur Reimer schwieg dabei. Wie sehr freue ich mich auf Savigny, er wird mich gewiß nächstens besuchen ...

Amalie an Eichhorn

Berlin am 30ten Oct. 1815.

... Hier schicke ich Dir Niebuhrs Schrift. Gewiß wird sie Dir viel Genugthuung gewähren, u. doch die Freude, daß diese Preß Freiheit stattfindet. Zweimal habe ich die Antwort gelesen, da sie mir hin u. wieder nach Niebuhrs bekannter Schreibart etwas schwer war. Bei einer schönen Stelle: So tröstet Ihr die Wittwen u. Waisen vergoß ich helle Thränen. Es kann niemand ein wärmeres Interesse haben bei diesem Feder Krieg als ich. Alle, die ich gesehen habe, freuen sich über Niebuhrs Antwort, u. meinen, nun sei Schmalz geschlagen, darunter ist auch der gute Vater, welcher überhaupt von Anfang an hier gerecht war. Balan, der früher nicht die Art, sondern den Gegenstand der ersten elenden Broschüre für bedeutend hielt, sagt nach seiner Wahrheitsliebenden Art, daß er jetzt durch Niebuhr mit Feuer u. Schwert alle Anhänger seiner Widersacher bekämpfen würde. Der erbärmliche Schmalz hat gesagt, seine Antwort auf Niebuhr sei lange fertig. Daß der Wirtemberger Orden ihn höchst beglückt ist schon kaum glaublich. Aber dem Gerücht, daß er vom König den rothen Adler Orden empfangen habe, kann ich unmöglich Glauben beimessen.[3]) O, wie tief stehen wir dann noch. Aber geschwind, lieber Mann, schüttele den Ärger ab u. lies Niebuhr. — ...

Eichhorn an Amalie

Paris den 7t Decbr. 1815.[4])

Morgen verlass' ich dieses Sündennest, u. reise Dir, fromme Seele, zu. Mein ganzes Leben soll ein Dankgebet zu dem lieben Gotte seyn, daß er mich hier nicht hat sterben u. meine Gebeine nicht mit dieser blutgetränkten, von Höllengeistern besessenen Erde hat vermischen lassen.

---

[1]) Joachim Christian Gaß, der Breslauer Theologe, Freund Schleiermachers.

[2]) Die Predigt ist gedruckt erschienen und ist auch unter die Sammlung der Predigten Schleiermachers aufgenommen.

[3]) Tatsächlich ist der Orden Schmalz verliehen worden. Über die Frage, ob diese Verleihung im Zusammenhang stehe mit dem Angriff auf die Tugendbündler, ist der bekannte Streit zwischen Treitschke und Baumgarten entstanden; vgl. Treitschke, Deutsche Geschichte, Bd. 3, Beilage 6, S. 751 ff., und J. v. Gruner, Die Ordensverleihung an den Geheimen Rat Professor Schmalz 1815, Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte, Bd. 22, S. 169 ff.

[4]) In der Zwischenzeit liegt Eichhorns schwere Erkrankung.

Digitized by Google

Ich reise mit dem Minister u. unserm ganzen Personal. Mir zu gefallen werden nur kurze Tagereisen gemacht, 6 bis zum Rhein, u. jede Nacht Quartier genommen. In Heidelberg bleiben wir, wie ich Dir schon gemeldet, 1 Tag, in Frankfurt zwey Tage. Die Rechnung wird auf jeden Fall so herauskommen, daß ich vor Weynachten eintreffe.

Alle Aerzte haben mir zur Reise gerathen, sie würde troz der bösen Jahreszeit noch vollenden, was zu meiner voelligen Genesung fehle. Darum sey unbesorgt. Soviel ich meiner bewußt bin u. unzerstreut, sorge ich selbst aufmerksam für mich; die zerstreuten Augenblicke bewacht Friedrich.[1])

Gott befohlen bis zum baldigen Wiedersehen. Die Eltern, Geschwister u. Freunde seyen aufs herzlichste gegrüßt. Dein

Eichhorn.

Eichhorn an Amalie

Frankfurth am Main den 16t Decbr. 15.

Den halben Weeg zu Dir, liebe Amalie, hätte ich nun bis auf einige kleine Unfälle nicht an mir, sondern nur an Wagen und Coffre glüklich zurükgelegt. Gestern Abend um 6 Uhr ist unsere Caravane hier angekommen. Die Reise hat mir troz der fürchterlichen Kälte sehr wohl gethan. Ich fühle mich sehr gestärkt, u. ich denke, dieß soll immer mehr zunehmen auf der zweyten Hälfte meiner Reise, je näher ich Dir komme; heute und morgen werd' ich wohl hierbleiben, theils um gründlich auszuruhn, theils auch um mit Stein u. Humboldt einiges abzumachen. Montag geht es nun in mäßigen Tagereisen weiter, u. nächsten Freytag oder Sonnabend, wahrscheinlicher jedoch am leztern, hoff' ich sicher in Deinen Armen zu seyn. Was schlägt mir das Herz, da ich nun alles so nahe u. bestimmt vor mir sehe, wonach meine Sehnsucht schon so lange hingewendet war!

Ich kam gestern sehr müde von der Reise an. Auf der Herreise hat mich der Gedanke beschäftigt, daß ich seit dem 20. d. M. keine Zeile mehr von Dir gesehen, u. ich fühlte mich nicht ohne Unruhe. Schon war ich darein ergeben, nichts mehr von Dir zu hoeren bis zu unserer Vereinigung, u. ich wollte meiner Müdigkeit folgen, als ich gestern aus dem Wagen gestiegen, u. gleich den Schlaf suchen; ich dachte nicht einmal daran, mich zu erkundigen ob ein Brief bey dieser oder jener unserer hiesigen Preußischen Behoerden oder auf der Post für mich angekommen, so hoffnungslos war ich, noch einige Zeilen von Dir zu erhalten, als mir unser Chargé d'affaires von Otterstedt nicht einen sondern drey Briefe vom 23., 28. u. 30. Novbr. von Dir brachte. Ich las sie wie einen Abendseegen, so viel Liebe u. Frömmigkeit war darinn wieder ausgegossen, und in der schoensten Stimmung des Gemüths umfieng mich erst spät der Schlaf, u. mein erster Gedanke bey dem heutigen Erwachen warst wieder Du, u. meine erste Empfindung die freudige Hoffnung des nahen Wiedersehens mit Dir.

[1]) Eichhorns Diener.

Digitized by Google

Nun kann ich Dir keinen Brief mehr schreiben, der früher käme als ich. Grüße Vater, Mutter, Geschwister u. Freunde. Laß Dich von Deiner Empfindung nicht zu sehr überwältigen, wenn ich Markgrafenstraße 30 vorfahre, daß Du u. Dein süßes Hoffen kein Schaden leide.

Dein

Eichhorn.

Die Staatlichkeit der Ukraine

Von

Conrad Bornhak

Dem Lydierkönig Krösus weissagte die Pythia vor dem Beginn des Krieges mit Cyrus, er werde, wenn er den Halys überschreite, ein großes Reich zerstören. Eine ähnliche Prophezeiung hätte dem vorläufig letzten der russischen Zaren vor Beginn des Weltkrieges zuteil werden können. Auch hier wäre die Prophezeiung buchstäblich in Erfüllung gegangen. Nur war es in beiden Fällen das eigene Reich, das durch den Krieg zerstört wurde. Abgesehen von der Loslösung der russischen Randgebiete ist es das wichtigste Ergebnis des Krieges im Osten, daß die Ukraine zu neuem staatlichem Leben erwacht. Damit ist das russische Reich in Europa mittendurch in zwei Teile auseinandergespalten, der volkswirtschaftlich wichtigste Teil Rußlands von ihm abgesprengt. Will man für diesen Vorgang ein geschichtliches Gleichnis finden, so wäre es ungefähr dasselbe, als wenn die Teile Deutschlands, die einst schon zur karolingischen Monarchie gehörten, sich vom Reiche loslösten, und nur die Länder östlich der Saale und Elbe übrigblieben.

Die Ukrainer haben wohl von Wiederherstellung ihrer staatlichen Unabhängigkeit gesprochen. Diese Wiederanknüpfung an frühere politische Zustände trifft nur in sehr bedingtem Sinne zu. Denn tatsächlich war die Ukraine der Kern des alten russischen Reiches, Großrußland mit Moskau nur später erworbenes Kolonialland, das allerdings schließlich zum Sitze der Herrschaft wurde und sich die anderen Teilfürstentümer unterwarf.

Als der Skandinavier Rurik 862 unter den östlichen Slawenstämmen erschien und dort nach der Überlieferung unter ihnen auf ihre Bitte mit seinen germanischen Kriegern eine staatliche Herrschaft errichtete, weil sie selbst nach ihrem eigenen Geständnisse keine Ordnung herstellen konnten, da wurde allerdings Nowgorod im Norden der Mittelpunkt des neuen Gemeinwesens. Aber schon sein Sohn Oleg (879—912) verlegte den Sitz des Reiches nach Kiew, das seitdem der Mittelpunkt des Reiches wurde. Auch als nach dem Tode Wladimirs 1015 das Teilungswesen unter den Nachkommen Ruriks einriß, galt Kiew als das vornehmste der Teilfürstentümer. Das, was man heute als Ukraine bezeichnet, war also am Ausgangspunkte der russischen Geschichte

Digitized by Google

nicht von Rußland unabhängig, sondern es war Rußland schlechthin und hatte sich allerdings in diesem Sinne staatlicher Unabhängigkeit zu erfreuen. Nur fortgesetzte Kämpfe unter den Teilfürsten, von denen der zu Kiew als Großfürst der vornehmste war, machen diesen älteren Teil der russischen Geschichte aus.

Diese ältere russische Entwicklung wurde jäh unterbrochen durch den Mongoleneinfall von 1224. Dschingis-Chans Enkel Batu verwüstete Tschernigow und Kiew und begründete das Reich der goldenen Horde von Kiptschak, deren Hauptsitz an der unteren Wolga zu Sarai war. Dem Mongolenreiche wurden nun auf ein Vierteljahrtausend bis 1480 alle russischen Fürstentümer tributpflichtig. Die alte Blüte Kiews war damit für immer dahin.

Inzwischen war Litauen im Kampfe mit dem Deutschen Orden und den russischen Teilfürsten zu staatlicher Einheit gelangt. Die Litauer unterwarfen sich nun einem großen Teil des westlichen Rußlands und wurden daher trotz ihres Heidentums ein Bollwerk des christlichen Europa gegen die Mongolen. Das Reich des Litauerfürsten Gedimin (1316—1341) umfaßte bereits ganz Westrußland bis vor die Tore von Smolensk und den Westen der heutigen Ukraine mit Kiew und Tschernigow. Vor der Vereinigung mit Polen reichte Litauen zeitweise bis an das Schwarze Meer zwischen Dnjestr und Dnjepr.

Die Bewohner der Ukraine standen jetzt tatsächlich unter Fremdherrschaft, im Osten unter mongolischer, im Westen unter litauischer. Doch war die der Litauer, so lange diese Heiden waren, für die griechisch-orthodoxe Bevölkerung russischen Stammes nicht drückend. Die heidnischen Litauer ließen jeden nach seiner Fasson selig werden, am Hofe der litauischen Fürsten war sogar die ruthenische Sprache vorherrschend. Das änderte sich erst, als der litauische Fürst Jagiello sich 1386 durch die Taufe in die römisch-katholische Kirche aufnehmen ließ, der polnischen Königstochter Hedwig die Hand zur Ehe reichte, polnischer König wurde und damit die folgenschwere Verbindung von Polen und Litauen anbahnte.

Das Schwergewicht der russischen Teilfürstentümer, die sich als solche allerdings in Lehensabhängigkeit von den Mongolen erhalten hatten, war damit nach Norden verlegt. Hier bildete sich durch die Vermischung der kolonisierend nach Norden vordringenden Russen mit mongolisch-finnischen Stämmen der neue, großrussische Stamm, der von Anfang an eine sehr starke nicht-arische Blutmischung aufweist. Das Großrussentum ist also geschichtlich jünger als das Ruthenentum der Ukraine. Die Ukrainer sind die eigentlichen ursprünglichen Russen. Die Großrussen bilden eine später entwickelte slawisch-mongolische Mischrasse, die bis in die neueste Zeit immer neue mongolisch-finnische Elemente in sich aufgenommen hat.

Dieser Entwicklung entsprach es, daß nunmehr auch das politische Schwergewicht sich nach dem Norden senkte. Nachdem die Entscheidung einige Zeit zwischen Twer und Moskau geschwankt hatte, wurde Johannes Kalita von Moskau (1328—1343) durch die Gnade des Mongolenchans zum Großfürsten ernannt. Seitdem ist Moskau Sitz der großfürstlichen Würde. Die Großfürsten

Digitized by Google

von Moskau verstanden es nun, ein Teilfürstentum nach dem anderen im Laufe der folgenden Menschenalter an sich zu ziehen, während gleichzeitig umgekehrt Kasan und Astrachan sich als selbständige Chanate vom Reiche der goldenen Horde lösten. Diese Entwicklung findet ihren Abschluß mit Iwan III. Wassiljewitsch (1462—1505), der mit der Zerstörung von Nowgorod den letzten russischen Teilstaat beseitigte und mit der Vernichtung des Chanats von Kiptschak das Mongolenjoch abschüttelte. Er nannte sich Großfürst und Selbstherrscher von ganz Rußland und nahm als Wappen den zweiköpfigen Adler der oströmischen Kaiser an. Seitdem geht die russische Geschichte in der des Großrussentums und des Staates von Moskau auf.

Der ukrainische Stamm war staatlich zerteilt, überall unter Fremdherrschaft, teils unter großrussischer des Großfürsten von Moskau, teils unter der des Chanats der Krim, der bei weitem größte Teil aber von den Karpathen bis über den Dnjepr hinaus, von den Rokitnosümpfen bis zu den Gestaden des Schwarzen Meeres unter polnisch-litauischer. Namentlich die letztere wurde immer drückender, je enger die Verbindung von Polen und Litauen sich gestaltete, bis endlich in der Lubliner Union von 1569 die beiden Staaten zu einem einzigen Reiche verschmolzen wurden. In der polnischen Adelsrepublik bedeutete die Aufnahme des litauischen Adels in den polnischen und seine allmähliche Polonisierung tatsächlich die widerstandslose Unterwerfung Litauens unter Polen. Aber die griechisch-orthodoxen Weißrussen und Ukrainer, welche den größten Teil des litauischen Staatswesens ausmachten, waren um ihres Bekenntnisses willen von jeder Gleichberechtigung ausgeschlossen und bis zu den polnischen Teilungen einer drückenden polnischen Fremdherrschaft ausgesetzt.

Inzwischen flüchtete sich die ukrainische Freiheit in die Organisationen der Kosaken, deren älteste wahrscheinlich schon im 13. Jahrhundert nach der Eroberung Kiews durch die Mongolen entstanden. Im 14. Jahrhundert bewohnten sie das Gebiet des mittleren und unteren Dnjepr und breiteten sich von da aus weiter aus. König Stephan Bathory vertraute ihnen den Schutz der südöstlichen Grenze Polens, das alte Großfürstentum Kiew, an. Aus dieser Zeit stammt der Name Ukraine, Grenzland, der in neuester Zeit für Land und Volk herrschend geworden ist. Die Kosaken unter ihrem Hetman bildeten eine militärische Demokratie unter der Oberherrschaft Polens. In dem Kosakentum lebte die seit dem Mongolensturme untergegangene politische Freiheit der Ukraine wieder auf. Allerdings war es keine vollständige politische Selbständigkeit, sondern nur eine freie Selbstverwaltung unter polnischem Schutze.

Allein auch gegenüber den freien Kosaken wurde seit Durchführung der Union der polnische Druck immer stärker, um so mehr, als Polen allen Grund hatte, das sich immer weiter ausdehnende Kosakentum zu fürchten. Polen drohte einfach das freie Kosakentum zu vernichten.

Da tat der Ataman Bogdan Chmelnizky den entscheidenden Schritt, indem er sich 1654 dem russischen Zaren Alexei unterwarf. Die ganze Ukraine östlich des Dnjepr unterwarf sich damit der russischen Herrschaft, und auch

Digitized by Google

zahlreiche Kosaken aus dem westlichen Gebiete wanderten hierher über. Auch hier handelte es sich nur um ein Schutzverhältnis des Kosakenstaates zu Rußland. Denn der Zar beschwor ausdrücklich die freie Verfassung der Kosaken, wonach alle Kosaken einander gleichstanden und allein zu Ämtern im Lande berechtigt waren. Im Frieden von Andrussow von 1667 mußte Polen ausdrücklich die abgefallenen Kosakengebiete, den größten Teil der Ukraine mit Kiew umfassend, an Rußland abtreten. Jetzt erst kam die alte russische Hauptstadt Kiew nach jahrhundertelanger litauischer und polnischer Fremdherrschaft wieder unter russisches Zepter.

An diese Zeit der freien Kosakenrepublik denkt man gewöhnlich, wenn man von Wiederherstellung der ukrainischen Unabhängigkeit spricht, in Erinnerung an sie ist die ukrainische Volksrepublik von Großrußland abgefallen. Tatsächlich hat der Kosakenstaat sich nie voller Souveränität erfreut, sondern ist immer nur als Gemeinwesen unter polnischem oder russischem Schutze in die geschichtliche Entwicklung eingetreten.

Doch ist es den Ukrainern nicht anders ergangen als später den Livländern Patkuls, den Polen der Konföderation von Targowicze und den Finnländern Sprengportens, die gegenüber politischer Unterdrückung unter die freiheitschützenden Fittiche des russischen Aars flüchteten, sie kamen aus dem Regen in die Traufe. Rußland hat immer versucht, bei seinem Drange nach dem offenen Meere zunächst einmal die schon innerhalb seiner Grenzen befindlichen Fremdvölker aller Selbständigkeit zu berauben. Schon Peter der Große hatte es auf Beseitigung aller Vorrechte der Kosaken abgelegt. Die Kosaken suchten daher einen neuen Beschützer und glaubten ihn in dem siegreichen Schwedenkönige Karl XII. gefunden zu haben. Der Kosakenhetman Mazeppa veranlaßte Karl XII. zu seinem Zuge nach dem Süden, der beiden zum Verhängnisse wurde. In der Schlacht von Poltawa ging 1709 der Stern Schwedens unter, der Rußlands auf. Der Hauptleidtragende war vorläufig die Ukraine, der alle Freiheiten genommen wurden. Katharina II. löste dann 1784 den Kosakenbund förmlich auf und beseitigte seine letzten Privilegien.

Von der polnisch gebliebenen Ukraine fiel ein Teil mit Galizien durch die erste polnische Teilung von 1772 an Österreich, der Rest, namentlich Podolien und Wolhynien durch die zweite und dritte polnische Teilung von 1793 und 1795 an Rußland.

Seitdem suchte Rußland das ukrainische Volkstum vollständig zu unterdrücken und mit dem herrschenden Großrussentum zu verschmelzen. Die griechisch-katholischen Ukrainer, die unter polnischem Einflusse die Union mit der römischen Kirche eingegangen waren, wurden teils halb, teils ganz gezwungen wieder von Rom losgerissen und zur reinen Orthodoxie zurückgeführt. Die ukrainische Sprache wurde unterdrückt, in Gericht und Verwaltung, in Schule und selbst im Druck verboten. Auf diese Weise sollte sich immer mehr das Großrussische einbürgern. Obgleich selbst die Petersburger Akademie das Ukrainische als eine besondere Sprache anerkannt hatte, sollte es nach amtlicher

Digitized by Google

russischer Auffassung als kleinrussisch nur eine mundartliche Abartung des Großrussischen sein, die keine besondere amtliche Beachtung verdiente. Es war die tiefste Unterdrückung eines Volkstums, die sich denken läßt. In diesem Zustande befand sich die russische Ukraine, da der Zar auszog, die österreichischen Slawen von der Fremdherrschaft zu befreien.

In etwas besserer Lage befanden sich die österreichischen Ukrainer, hier Ruthenen genannt, in der Hauptmasse im östlichen Galizien, teilweise auch in der Bukowina und im nördlichen Ungarn. Die galizischen Ruthenen waren in ähnlicher Weise wie die Flamen Belgiens zwar in der Mehrheit, wurden aber durch eine nationale Minderheit, die dem ganzen Lande den Stempel ihrer Kultur aufdrückte, in den Hintergrund geschoben. In Galizien war dieser Zustand einfach aus dem alten polnischen Reiche auf das neue österreichische Kronland übertragen. Doch rangen die Ruthenen um ihre nationale Gleichberechtigung und suchten sie Schritt für Schritt zu erkämpfen. Sie waren dabei ungefähr ebenso weit gekommen wie die Flamen. Die Forderung einer ruthenischen Universität war immer noch nicht verwirklicht, die beiden galizischen waren polnisch, die der Bukowina deutsch. Trotzdem erfreuten sich die Ruthenen Österreichs einer unendlich viel größeren nationalen Selbständigkeit als die Ukrainer Rußlands.

Je mehr die galizischen Ruthenen nationale Selbständigkeit erlangten, um so mehr verschärfte sich der Gegensatz zwischen Rußland und Österreich. Dieser lag nicht nur auf dem Balkan, sondern vor allem in der Ukraine. Der Balkangegensatz war offensichtlich, der in der Ukraine verborgener, aber tiefer. Eine doppelte Irredenta stieß hier zusammen. Die Russen wollten die galizischen Ruthenen, die sie einfach als Russen ansahen, vom österreichisch-polnischen Drucke befreien und in den Schoß des großen Rußland überführen. Die russischen Ukrainer sahen die verhältnismäßig glücklichere Lage ihrer Brüder unter Österreichs Zepter und erstrebten eine ähnliche nationale Unabhängigkeit. Den Verlust des ihm äußerlich auf dem Karpathenkamme angeklebten ruthenischen Galizien hätte Österreich allenfalls verschmerzen können, der Verlust der Ukraine berührte den inneren Lebensnerv Rußlands.

Der Erfolg des Weltkrieges führte zunächst den Verlust von fast ganz Galizien samt der Bukowina für Österreich herbei. Rußland richtete sich hier sofort häuslich ein, um das gefährliche Vorbild einer ruthenischen nationalen Selbständigkeit zu unterdrücken. Der Zar zog als Sieger in Lemberg und Przemysl ein und bezeichnete Rotrußland, wie nunmehr Galizien wieder hieß, als das kostbarste Kleinod in seiner Krone. Die Ruthenen waren befreit, und zwar mit dem Erfolge, daß nunmehr jede Betätigung ruthenischer Nationalität in derselben Weise unterdrückt wurde wie in Rußland. Die ruthenische Sprache verschwand äußerlich von der Bildfläche und mußte dem Großrussischen Platz machen, die unierten Ruthenen wurden gewaltsam zur Orthodoxie zurückgeführt. So hatte Rußland seine befreiende Tat vollbracht.

Doch die Freude dauerte nicht lange. Die deutschen Siege gaben nicht nur

Digitized by Google

Galizien der österreichischen Monarchie zurück, sondern eröffneten auch mit der russischen Revolution den Ukrainern Rußlands die Möglichkeit, wieder zur nationalen Selbständigkeit zu gelangen.

Nach den ursprünglichen Erklärungen der Rada, die sich als die Vertreterin ukrainischem Volkstums gebildet hatte, beabsichtigte diese gar nicht die Losreißung von Rußland. Die Ukraine nahm nur wieder nationale Selbständigkeit für sich in Anspruch, wollte diese aber nur behaupten als Glied innerhalb der russischen Bundesrepublik. Die ukrainische Rada ist eigentlich nur durch die Torheiten der Petersburger Machthaber Schritt für Schritt gegen ihren Willen weiter gedrängt worden. So kam es zur Loslösung eines selbständigen ukrainischen Heeres von dem mehr und mehr in Anarchie versinkenden russischen, so zu dem selbständigen Auftreten der Ukraine in der auswärtigen Politik und zu ihrem eigenen Friedensschlusse mit dem Vierbunde zu Brest-Litowsk. Dermalen trägt die Ukraine alle Elemente eines selbständigen Staates in sich und hängt kaum irgendwie noch mit dem übrigen Rußland zusammen.

Die Grenzen dieses neuen ukrainischen Staates sind zum großen Teile noch ungewiß. Die ukrainische Rada hat nur erklärt, daß sie nach dem Nationalitätsprinzipe die klein- und südrussischen Gouvernements, letztere ohne Krim und Beßarabien, ferner von Westrußland Podolien und Wolhynien und von Kongreßpolen das Cholmland für sich beansprucht. Einigermaßen feste Grenzen sind durch den Frieden von Brest-Litowsk nur gegenüber Polen gezogen, und zwar mit der Wirkung, daß das Cholmland, dessen Loslösung von den übrigen Weichselgouvernements die Polen vor einigen Jahren als eine neue Teilung Polens beklagten, in der Tat der Ukraine überlassen ist. Die Leidtragenden sind hier die Polen, deren „geschichtliche Ansprüche" auf Länder, die ihnen national nicht gehören und von polnischer Fremdherrschaft nichts wissen wollen, hier zuerst entschiedene Zurückweisung gefunden haben. Das Cholmland treibt überdies als ein Keil zwischen West- und Ostgalizien hinein und erschwert aufs äußerste die sogenannte österreichische Lösung der polnischen Frage, wonach ganz Galizien mit dem neuen Polenstaate vereinigt werden und dieser in Realunion zu Österreich treten sollte.

Dieses Ergebnis kann für Deutschland nur angenehm sein. Denn bei der wenig freundlichen Stellung, welche die durch Deutschlands Waffen befreiten Polen zu ihrem Befreier einnehmen, entsteht damit ein natürlicher polnisch-ukrainischer Gegensatz. Andererseits hat die befreite Ukraine mit dem Deutschen Reiche keinerlei Reibungsfläche. Die Ukrainer werden damit die natürlichen Verbündeten Deutschlands gegen Polen.

Anders ist das Verhältnis der Ukraine zu Österreich. Die Verhältnisse liegen hier noch ganz im ungewissen und werden sich verschieden gestalten, je nach der Richtung, welche die österreichische Politik einschlägt. Bisher befanden sich die österreichischen Ruthenen in einer besseren Lage als die russischen Ukrainer und standen treu zu Österreich, soweit sie sich nicht durch den russischen

Digitized by Google

Panslawismus hatten einfangen lassen. Jetzt ist das Verhältnis gerade umgekehrt. Für Österreich droht eine gefährliche ukrainische Irredenta, soweit es sich nicht dazu bewogen findet, die nationalen Ansprüche der Ruthenen zu befriedigen. Diese Gefahr für Österreich wird um so größer, je mehr es sich in den Dienst der polnischen Ansprüche stellt. Auch das Deutsche Reich kann dadurch in Mitleidenschaft gezogen werden, insofern es mit Österreich verbündet ist.

Ganz von selbst ist die ukrainisch-russische Feindschaft gegeben. So gewiß wie der Wechsel der Jahreszeiten ist, wird auf die russische Anarchie eine neue Gewaltherrschaft folgen. Rußland kann den reichsten Teil seines Reiches nie freiwillig ziehen lassen und wird immer bestrebt sein, sich die Ukraine wieder zu unterwerfen. Wenn das übrige Rußland überhaupt zusammenhält oder wieder zusammengebracht wird, befindet sich die Ukraine in einer außerordentlich ungünstigen geographischen Lage. Nach Norden mit ganz offenen Grenzen wird sie im Osten durch das Dongebiet, wo Rußland noch an das Asowsche und Schwarze Meer heranreicht, von Rußland umklammert.

Damit sind schon die politischen Schachfiguren für die Zukunft aufgestellt. Polen wird durch den Gegensatz zu Deutschland und zur Ukraine der natürliche Verbündete Rußlands, zu dem es auch wirtschaftlich hinneigt, wenn wir es nicht fest in der Hand behalten. Die Ukraine kann sich nur im Anschlusse an die Mittelmächte behaupten. Sie wird der beste Verbündete Deutschlands und kann es auch für Österreich werden.

Die Heranziehung von Ausländern zum Heeresdienste

von

Dr. Freiherrn v. Jettel

Trotz aller Buntheit und Vielheit von Menschen, die die Entente gegen Deutschland und seine Verbündeten ins Feld führt, beginnt sich doch bei ihr, vor allem in England und Frankreich, ein empfindlicher Mangel an Menschenmaterial fühlbar zu machen. Allerlei Tatsachen aus jüngster Zeit legen dafür Zeugnis ab, wäre es auch nur der auf der letzten Kriegskonferenz angekündigte Eintritt des griechischen und des brasilianischen Heeres in den Krieg auf seiten der Entente. Ernster sind die Bemühungen Frankreichs und Englands, ihre Feldarmeen durch verschiedene andere Mittel aufzufüllen. Am 14. Januar hat das Unterhaus ein Gesetz angenommen, das der Regierung weitgehende Ermächtigungen bezüglich des Mannschaftsersatzes für die englische Armee erteilt. Alle Befreiungsbescheinigungen können danach zurückgezogen werden, die bisher gewährte zweimonatige Verlängerung der Befreiung wird beseitigt. Britische Untertanen außerhalb der vereinigten Königreiche werden rekrutiert. Nach den Vereinigten Staaten hat man eine Abordnung geschickt,

Digitized by Google

der es gelang, eine große Anzahl britischer Untertanen für die britische Armee sowie für die kanadischen Truppen zu gewinnen. Schließlich sollen künftighin Angehörige der Verbündeten sowie der neutralen Länder in erhöhtem Maße zu „Arbeiten von nationaler Wichtigkeit" herangezogen werden können.

Der Minister für den Nationaldienst Sir Auckland Geddes hat die Notwendigkeit dieser Maßregeln ausführlich begründet. Rußland kämpfe nicht mehr für die Sache der Freiheit, so sagte er, Frankreich habe seine volle Kraft im Kampfe ausgegeben und könne die ganze Last nicht auf unbestimmte Zeit tragen. Amerika stehe noch nicht im Felde, und Monate würden hingehen, bevor es mit vollem Schwunge eingreifen kann. Italien habe schwere Rückschläge erlitten. Von England hänge deshalb in den kommenden Monaten alles ab. Die Wirkung dieser Ankündigung war von der englischen Regierung kaum vorhergesehen worden. Am 27. Januar fand in der Albert-Hall eine Versammlung von Maschinisten und Angehörigen anderer verwandter Gewerkschaften statt, welche erklärte, daß sie für ein Friedensangebot auf der Grundlage: Keine Annexionen, keine Entschädigungen, Selbstbestimmungsrecht der Nationalitäten eintrete und für den Fall, daß die englische Regierung dies ablehnen sollte, einstimmig den Beschluß faßte, der Durchführung des Mannschaftsersatzgesetzes offenen Widerstand entgegenzustellen. Ähnliche Beschlüsse wurden in anderen Zentren der Maschinenbauindustrie gefaßt, so in Sheffield, Barrow, am Clyde, am Tyne. Die englische Regierung wird sich dadurch kaum abhalten lassen, von ihren Vollmachten Gebrauch zu machen, um so weniger, als in den großen Dominions, insbesondere in Kanada und Australien, die Abneigung gegen die fernere Entsendung von Truppen nach Europa immer weiter um sich greift. In welchen Nöten England sich befindet, ließ ja bereits der immer wieder an die Vereinigten Staaten ergehende dringende Ruf erkennen, schleunigst soviel als möglich Truppen nach Europa zu entsenden. Endlich hat sich die englische Regierung entschlossen, eine große Kolonialarmee zu schaffen, deren Kern ägyptische Truppen sein würden.

Unter diesen Umständen ist es begreiflich, wenn sich in Frankreich die Freude über die Bildung einer tschechisch-slowakischen Armee in wahrhaft dithyrambischen Worten äußerte. Ihre Zusammensetzung ist eine sehr sonderbare. Sie besteht zunächst aus Tschechen und anderen Slawen, die schon vor dem Kriege in Frankreich, England und Rußland gelebt hatten, aus Angehörigen der französischen Fremdenlegion und aus russischen Kriegsgefangenen. Bereits zu Anfang des Jahrhunderts hatten sich etwa zwanzigtausend Tschechen im wolhynischen Sumpfgebiete angesiedelt, über deren weiteres Schicksal höchst betrübende Nachrichten einliefen. Sie bildeten nun wohl den Grundstock jener drei Brigaden, von denen die Kriegsberichte Brussilows seinerzeit so Rühmliches zu erzählen wußten. Von den in die neue Armee eingereihten tschechischen Fremdenlegionären weiß Kirsch in seinem Buche „Von Kamerun in den deutschen Schützengraben" manche charakteristische

Digitized by Google

Einzelheiten zu berichten. Als sich einmal das Gerücht verbreitete, alle nicht ganz zuverlässigen Ausländer würden aus der Front entfernt werden, erregte dies bei den Tschechen große Freude, da sie den Krieg bereits gründlich satt hatten.

Mindestens zum überwiegenden Teile besteht also nach den vorliegenden Berichten diese neue Armee aus Tschechen, die sich mehr oder weniger freiwillig den feindlichen Heeren angeschlossen haben. Ihr Verhalten kann nur für den überraschend kommen, der die Beziehungen der Tschechen zu Frankreich, Rußland und Amerika, die Agitation, die von dort aus betrieben wurde, die unheilvolle Tätigkeit tschechischer Volksbildner, die Umtriebe der Sokole nicht verfolgt hat. Vor allem von französischer Seite wurde die deutschfeindliche Politik der Tschechen in jeder Weise unterstützt. Man erinnere sich nur der französisch-tschechischen Verbrüderungsfeste bei der Prager Landesausstellung 1891, der Hetzschriften Cheradames und anderer. Es kann nicht wundernehmen, daß nach alledem der Ausbruch des Krieges mit Rußland, dem Patrone und vermeintlichen Befreier aller Slawen, die Köpfe dieser Leute völlig verwirrte. Diese Verwirrung wurde nun nach außen getragen, nach Frankreich, England und Amerika, wo man den Namen all der exotischen Völkerschaften, für deren Befreiung man angeblich kämpfen wollte, vorher kaum gehört hatte und von denen man noch weniger wußte, wo ihre Wohnstätten sind — vielleicht auf dem Balkan! Man schenkte gewissen Hetzaposteln, wie Massaryk, Benesch, Dürich, die das gern gehörte Evangelium von der Notwendigkeit der Zertrümmerung Österreichs predigten, blindlings Gehör. Wie es mit den „unter dem österreichischen Joche schmachtenden" Tschechen in Wirklichkeit aussieht, davon haben die Herren jenseits des Kanals oder gar des Atlantischen Ozeans wohl kaum eine Ahnung. Sie wissen nichts von dem Terrorismus der Tschechen, der schon so oft den parlamentarischen Apparat in Österreich zum Stillstande gebracht hat, sie wollen es vielleicht gar nicht wissen.

Nicht minder als in England und Frankreich scheint auch Amerika sich in Mannschaftsnöten zu befinden. Sonst wäre man kaum genötigt gewesen, eine so große Anzahl von Ausländern einzureihen, wie von dort berichtet wird. In der amerikanischen Armee sollen bereits 70 000 Ausländer dienen, darunter 18 000 Österreicher und Ungarn, also feindliche Staatsangehörige. Daß die Entente mit den Staatsbürgern der verbündeten Mächte, die sich der Erfüllung der Wehrpflicht in der Heimat entzogen haben, nicht viel Federlesens macht und sie zum Heeresdienste heranzieht, ist begreiflich. Zu diesem Zwecke soll vor kurzem zwischen England und Italien ein Abkommen wegen Rekrutierung der beiderseitigen Staatsangehörigen in dem anderen Lande getroffen worden sein, und an die rumänischen Offiziere und Soldaten erging die Aufforderung, in die amerikanische Armee einzutreten. Wie bereits erwähnt, denkt man aber in England und in Amerika sogar an die Heranziehung von Staatsbürgern neutraler Länder zum Militärdienste. Die Vereinigten Staaten stehen bekanntlich auf dem Standpunkte, daß jeder im Lande Wohnende, in-

Digitized by Google

soweit er nicht eine andere Staatsbürgerschaft nachweist, als Amerikaner anzusehen sei (revised statutes von 1868). Daraus fließe die Pflicht zur Verteidigung des Landes und zum Schutze der Freiheit. Die schweizerische Bundesregierung hat übrigens gegen die Heranziehung ihrer Bürger Verwahrung eingelegt. Daraufhin kam eine Vereinbarung zustande, wonach die Schweizer in Amerika nicht zum Militärdienste verpflichtet werden können, wenn sie dagegen durch ihre diplomatische Vertretung Einspruch erheben. Derselbe Grundsatz soll angeblich in Zukunft für alle Angehörigen neutraler Staaten gelten.

Vom Rechtsstandpunkte erscheinen alle diese Mittel, die unsere Feinde anwenden, um dem Mannschaftsmangel in ihren Reihen abzuhelfen, höchst bedenklich. Die Verpflichtung Fremder zum Militärdienste wird in der französischen Gesetzgebung grundsätzlich verurteilt. Art. 21 des Code civil lautet: „Ein Franzose, der ohne Bewilligung (des Kaisers) in fremde Kriegsdienste tritt, verliert die Eigenschaft eines Franzosen und verfällt überdies in die Strafen, welche einen Franzosen treffen, der gegen sein Vaterland kämpft." Diese Bewilligung kann nur unter folgenden Bedingungen erteilt werden: Der Betreffende darf nie die Waffen gegen sein Vaterland führen, er muß auf den ersten Ruf zurückkehren und muß sofort den fremden Dienst verlassen, im Falle eines Krieges gegen Frankreich. Umgekehrt soll nach einem Gesetz vom 15. Juli 1889 niemand zur französischen Armee zugelassen werden, der nicht Franzose oder in Frankreich naturalisiert ist. Wohl um mit diesem durchaus korrekten Grundsatze nicht in Widerspruch zu geraten, hat man die tschechisch-slowakische Armee außerhalb des Gesetzes gestellt. Es scheinen auch gegen diese Organisation grundsätzliche Bedenken obgewaltet zu haben, wenigstens hieß es im „Temps", der Kampf um die Schaffung dieser Armee habe mehr als zwei Jahre gedauert. Vom Standpunkte des französischen Staatsrechtes mußte die Verwendung dieser Leute im Felde zweifellos ausgeschlossen bleiben. Sie ist aber unter allen Umständen völkerrechtswidrig. Die hervorragendsten deutschen und französischen Völkerrechtslehrer wie Heffter, Bluntschli, Rivier, Bonfils erklären die Heranziehung von Ausländern zum Heeresdienste als unzulässig. Die Wehrpflicht sei eine Leistung, die man jenen nicht auferlegen könne, denen man die politischen Rechte vorenthält. Man könne Fremde nicht verpflichten, unter den Fahnen eines anderen Staates zu dienen, ihr Blut für eine Sache zu vergießen, die ihnen fremd ist, oder für Interessen, die jenen ihres Heimatstaates zuwiderlaufen. Die meisten Handelsverträge und Niederlassungskonventionen verbürgen überdies den beiderseitigen Staatsangehörigen ausdrücklich die Freiheit vom Heeresdienste. Man kann dagegen einwenden, daß im Kriegsfalle alle zwischen den Kriegführenden bestandenen Verträge außer Kraft treten. Nicht dieselbe Entschuldigung gilt aber hinsichtlich der Verwendung von Kriegsgefangenen zum Dienste in der Front. Die Friedensverträge enthalten in der Regel nur Bestimmungen über ihre Freilassung, Auslieferung oder Rückstellung. Auch die Haager Konvention über die Gesetze und Gebräuche des Landkrieges von 1907 sagt im Artikel 20 nur, daß die Kriegs-

Digitized by Google

gefangenen nach Friedensschluß binnen kürzester Frist in ihre Heimat zu entlassen seien. Die vorhergehenden Artikel 4 bis 19 enthalten sehr ausführliche Bestimmungen über ihre Behandlung während der Gefangenschaft. Daran, daß sie wider ihre eigenen Landsleute ins Feld geführt werden könnten, hat wohl niemand gedacht, deshalb fehlt darüber eine besondere Vorschrift. Man darf sie doch nicht behandeln wie erbeutete Geschütze, die man einfach umdreht. Daß in diesem Vorgehen eine völkerrechtswidrige Handlung gelegen ist, kann nicht zweifelhaft sein.

Welches Los erwartet nun diese Fahnenflüchtigen, die dem Feinde freiwillig Kriegsdienste leisten? Der Achtung ihrer neuen Kameraden werden sie sich nicht erfreuen, für sie gilt das Wort, das man Julius Cäsar in den Mund gelegt hat: „Ich liebe den Verrat, aber ich hasse den Verräter." Einer besonders schonenden Behandlung dürfen sie nicht gewärtig sein. Werden sie gefangen, erwartet sie ein unrühmlicher Tod. Für die Heimat aber sind sie kein Verlust. Vielleicht bedeutet der Krieg einen wohltätigen Läuterungsprozeß. Er scheidet Spreu vom Weizen. Der Sieg Rußlands war die einzige Hoffnung der Tschechen. Nun liegt es besiegt zu Füßen der Mittelmächte. Der Zerfall, den die Tschechen Österreich wünschten, hat Rußland ereilt. Frankreich aber, auf das sie nun ihre Hoffnung setzen, wird ihnen nicht helfen können.

Vom Recht der Kolonialdeutschen auf Ersatz von Kriegsschäden

Von

Prof. Dr. Max Fleischmann (Königsberg)

Die Volksstimmung, solange sie unter dem Druck und Eindruck der ostpreußischen Verheerungen sich äußerte, hat die Roheiten gegenüber unseren Kolonisten, worin Engländer mit den Franzosen um den Vorrang wetteifern, neben die Verwüstungen des deutschen Ostens gestellt: den Unterschied sah man höchstens in der grausamen Ausklügelung der Roheit auf der einen, in der Urwüchsigkeit der Roheit auf der anderen Seite. Aus dieser Zeit lassen sich auch die Motive zum Reichsgesetz über die Feststellung von Kriegsschäden im Reichsgebiete vom 3. Juli 1916 (Reichstagsdrucksache Nr. 275, S. 8) zur Beruhigung für alle diejenigen, die den Ernst der kolonialen Sache erkennen, dahin vernehmen, daß die Schäden in den Schutzgebieten besonderer gesetzlicher Regelung vorbehalten bleiben. Seitdem haben sich die Wasser der Erregung verlaufen; sie scheinen die Triebkraft für das Mühlrad der Gesetzgebung zu verlieren — der zeitliche Abstand beginnt in einer Zeit, wo die Untaten sich überstürzen, die Geschehnisse unserem Gedankenkreise zu entrücken. Ja, es werden schon Stimmen laut, die die Ansprüche der Kolonisten in Schranken weisen, da

Digitized by Google

sie zu trennen seien von dem Rechtsboden, in dem die Ansprüche der Volksgenossen in der Heimat wurzeln; da namentlich auch das Kriegsleistungsgesetz von 1873 mit seinem § 35 für die Kolonien nicht zur Geltung komme.[1])

Die politische Gefahr, die in dieser kurzsichtigen Sorge um die — auf 150 bis 200 geschätzten — Millionen des Ersatzgeldes steckt, kann gar nicht ernst genug gewürdigt werden; denn sie leistet geradeswegs den kolonialen Friedenszielen unserer Gegner Vorschub, indem sie die Heimatbevölkerung mit Gleichgültigkeit oder gar Mißmut gegen kolonialen Besitz erfüllt, in dem Kolonisten aber den Wagemut zu ersticken droht, der nicht blühen kann ohne das Vertrauen auf den Schutz des Reiches, auch den Schutz in materieller Hinsicht. Der Ersatz aus einer Kriegsentschädigung durch den Feind steht natürlich immer dahinter. Das ist in den letzten Monaten mehrfach und eindringlich betont worden.[2])

Diese Erwägungen haben mit vollem Fug die Zukunft im Auge. Man wird ihnen aber auch andere, und nicht ungewichtige, zur Seite stellen können, die von der Gegenwart ausgehen und die die Gemeinsamkeit von Kolonie und Heimat in dem Rechtsgrunde jeglicher Entschädigung ins schärfere Licht rücken.

Der Weltkrieg ist ein Ringen um die Weltgeltung, um Machterstreckung über See — den Weltkolonialkrieg wird einst die Geschichte in ihm sehen. Der Krieg in den Kolonien ist somit ein unauslösbarer Teil des Gesamtkrieges. Und wenn es uns zu Anfang noch so schien, als könnte der Brand den jungen weltwirtschaftlichen Pflanzstätten ferngehalten werden, so legte die Ablehnung der deutschen Anregung, das Kongobecken zu neutralisieren, schon den Kriegsplan unserer Gegner offen, in den kolonialen Gebieten das deutsche Mutterland zu treffen.[3]) Kolonialer Boden sollte aber nicht nur der Kampfplatz sein, den

[1]) Der Aufsatz ist im Februar 1917 verfaßt und steht seit Mai 1917 im Satze. Hinzugefügt sei nur das folgende:

In Österreich führte die zurückhaltende Praxis in der Frage der Entschädigung für Galizien (Juni 1917) zu bedenklichen Verwicklungen für den Bestand der Regierung.

In Frankreich hat die Deputiertenkammer (auch schon der Senat?) den Entwurf eines Gesetzes über den Ersatz von Kriegsschäden angenommen, in dem es heißt (Art. 2): Les dommages causés en France aux biens, immobiliers ou mobiliers par les faits de la guerre, ouvrent le droit à la réparation intégrale ... pourvu que ces dommages soient certains, matériels et directs. Sont considérés comme dommages résultant des faits de la guerre: 1) tous les dommages causés par les autorités ou les troupes ennemies, y compris les impôts, contributions de guerre, amendes, réquisitions et prélèvement en nature ... 2) tous les dommages causés par les armées françaises ou alliées soit en raison des mesures préventives de la défense ... soit en raison des besoins de l'occupation dans les parties du territoire qui ont été comprises dans la zone des armées ... (Schlußart. 55): La présente loi est applicable aux colonies ... Les indemnités accordées pour la réparation des dommages causés par les faits de la guerre dans les colonies seront imputées sur les crédits ouverts au budget général de l'Etat.

[2]) Solf, Die Lehren des Weltkrieges für unsere Kolonialpolitik, 1916; Stockmann im „Tag" 1917, Nr. 39; Wohltmann, Neujahrsgedanken im „Tropenpflanzer" 1917, Nr. 1; Karstedt, Deutschlands koloniale Not, 1917.

[3]) Vgl. A. Zimmermann in der „Zeitschrift für Völkerrecht" X, 1917, S. 38 f.; v. Danckelman in der „Deutschen Revue" 1915, Mai-Heft.

Digitized by Google

man zerstampft; nein, auch der Siegespreis, nach dem man giert. Es war ja nun im Sinne der Entente nicht plangemäß, daß in Ostafrika unsere Mannschaft dem feindlichen Eifer starken Zügel anlegte; daß unsere kolonialen Truppen einen unvermutet großen Teil der feindlichen Streitmacht binden und dem Festlandsheere entziehen halfen.

Wo so stark und so vorbedacht die Glieder der Kriegskette in Heimat und Kolonien ineinandergreifen, wäre es unverständlich — um nicht zu sagen: ungeheuerlich —, wollte man die Pioniere des größeren Deutschland, die Blut und Gut auf ungleich gefährdeterem Posten als mancher Mitsprecher in der Heimat zum Mitschutz des Mutterlandes eingesetzt haben, nun, wo sie, auf sich allein gestellt, sich der gewaltigen Übermacht nicht mehr erwehren können, achselzuckend ihrem Schicksal überlassen.

Das sind in erster Reihe moralisch-politische Erwägungen. Aber sie sind das nicht bloß. Und sie sind so gewichtig, daß sie mit dieser Einschätzung nicht etwa aus dem Bereiche des rechtlich Abzuwägenden ausscheiden. Im Gegenteil; sie bilden den bestimmenden Faktor für das Entstehen der Rechtsüberzeugung.

I

Im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts mit seiner kraftvollen staatlichen Konzentration ist uns das Empfinden verloren gegangen, das frühere Jahrhunderte als selbstverständlich zeigten: territoriales Auseinanderliegen bedinge, bei aller Gemeinsamkeit des Oberhauptes, ein Auseinandergehen auch des Rechtes als einer Frucht bodenständiger Entwicklung. Was auf europäischem Boden unter der Kraft des einheitlichen Staatsgedankens fortgeschwemmt ist, hat seine innere Berechtigung in dem Verhältnis zwischen Mutterland und Tochterland bewahrt. Unsere überseeischen Staatsteile fordern ihr eigenes Recht ... allerdings ein deutsches Recht! Das kann im ganzen kein anderes sein als das deutsche Recht, unter dem wir groß geworden sind, mit Vorbehalt der durch die territoriale Verschiedenheit, namentlich die räumliche Trennung, gebotenen Sonderheiten. Die ersten Kolonialpioniere hielten sich an das Recht der Heimat, so gut und schlecht das eben ging. Schon das erste Schutzgebietsgesetz aber (1886) trug dem Bedürfnis, die koloniale Eigenart zur Geltung zu bringen, Rechnung. Es tat dies durch grundsätzliche Übertragung des Privatrechts und des Strafrechts der Heimat einerseits, durch grundsätzliches Offenlassen der Entwicklung für das übrige Recht andererseits. Dieses übrige Recht darf jedoch nicht mit dem Sammelnamen „öffentliches Recht" gedeckt werden. Das ist eine Kürze der Bezeichnung, die im allgemeinen hingehen konnte, wo es sich nur darum handelte, einen Gegensatz zum privaten Recht hervorzuheben. Wo schon so weite und wichtige Teile des öffentlichen Rechts — das Strafrecht vollständig, die Gerichtsverfassung und der Prozeß in den grundlegenden Zügen — nach den Kolonien übernommen sind, da ist die Formel vom Ausschluß des „öffentlichen" Rechts brüchig geworden. Sie ist nur haltbar, wenn man darunter nicht die theoretische Kategorie „öffentliches Recht", sondern

Digitized by Google

das versteht, was in dem geläufigen Sinn unter Staatsverfassung und Verwaltung begriffen wird. Diese sind eben im deutschen Mutterlande selbst staatlich zersplittert, durch Traditionen gebunden; und es fehlte jede Möglichkeit, ein einheitliches Recht in diesen Zweigen nach den Kolonien hinüberzunehmen. Nicht theoretische Erwägung, sondern praktisches Erfordernis hat die Abgrenzung veranlaßt. Hiermit sind dann auch einigermaßen erkennbare Linien geschaffen, nach denen die Praxis sich richten kann. Der theoretisch gewonnene Begriff „öffentliches Recht" dagegen ist in seiner Abgrenzung fließend. Es bleiben neben dem öffentlichen Recht und dem privaten Recht noch Lagen offen, die nicht ohne weiteres und restlos dem privaten Recht oder dem öffentlichen Recht zuzuzählen sind, sondern aus den gemeinsamen Grundlagen der gesamten einheitlichen Rechtsordnung herauswachsen — wie eben auch die Ersatzpflicht für Kriegsschäden.

Mit der häufig gebrauchten Formel, daß die Kolonien zwar völkerrechtlich Inland, staatsrechtlich aber Ausland seien, ist die Vorfrage nicht zu bewältigen. Denn das ist ein Schlagwort, das einen richtigen Kern hat, wenn es recht verstanden wird; das aber der Gefahr, die in solcher Zuspitzung liegt, auch erlegen ist, leicht ins Ohr einzugehen und in den Köpfen unabsehbar fortzuwuchern, wenn sich der Zusammenhang mit dem Entstehungsgrunde verflüchtigt hat. Das Wort oder die in das Schlagwort gekleidete Auffassung hat unsere Erkenntnis kolonialen Rechts nicht bereichert oder erleichtert; wenn man nicht sagen will, daß es uns geradezu vor neue Schwierigkeiten stellt. Doch auch abgesehen von diesen rechtlichen Bedenklichkeiten, gibt das Schlagwort vom staatsrechtlichen Auslande politisch ein schiefes Bild von der kolonialen Zugehörigkeit und trägt damit schon die Widerlegung in sich.

Die deutschen Kolonien sind sowenig staatsrechtlich Ausland wie es Elsaß-Lothringen seit der Angliederung gewesen ist. Alles, was Deutschland beherrscht, ist deutsches Land. Nur die formale Verfassung des Deutschen Reiches ist dem Worte nach nicht auf die Kolonien übertragen. Aber die Reichsverfassung galt auch in Elsaß-Lothringen bis zum Jahre 1874 noch nicht: und dennoch war es schon vorher „Reichsland", wie der Bismarcksche Name es treffend zeichnete. Dieses Merkmal kann also nimmer dazu führen, den Kolonien den Charakter als ein Stück Deutschland abzusprechen.

Der berechtigte Kern der Formel vom staatsrechtlichen Auslande ist ein recht enger, begrenzt auf die Reichsverfassung. Es ist deshalb nicht bloß die Ansicht abzulehnen, die sich im Zweifelsfalle möglichst gegen die Übertragung des heimischen öffentlichen Rechts auf die Kolonien erklärt. Im Gegenteil, aus rechtspolitischen wie aus allgemeinpolitischen Gründen müssen wir den Standpunkt dahin einnehmen, daß er die Einheit von Kolonie und Heimat kräftigt. Es ist ein Zeichen für die Richtigkeit dieser Auffassung, daß sie sich durch die Macht der Rechtsübung sieghaft erwiesen hat, trotz dem Widerstand jener Grundanschauung, die nur zu leicht auf einen Abweg leitet.

Ein paar Beispiele mögen das erläutern.

Digitized by Google

Wie hat der Gedanke der Selbstverwaltung über See in Anlehnung an das Heimatrecht sich in den letzten Jahren entfaltet, wo nur irgend der Boden dafür reif geworden war! Wie wurde das Verordnungsrecht in den Kolonien mit einer Schutzwehr umgeben! Wie ist der Ausbau der Gerichtsverfassung angestrebt worden, um den Anschluß an die Rechtsanforderungen des Mutterlandes auch insoweit zu gewinnen! Immer eben, wo die Verhältnisse dies schon zuließen, d. i. wo die Hemmnisse, die von Natur aus gegen eine sofortige Hinübernahme des heimischen Rechts bestanden, nach und nach wegfielen ... in manchem Falle, wie manche meinen, sogar schon rascher. Ja, die Reichsverfassung selbst hat sich gar nicht durchweg den Kolonien spröde gezeigt. So ist das Gesetzgebungsrecht des Reiches in den Formen der Reichsverfassung für die Kolonien praktisch genug geübt worden; ist die Gegenzeichnung des Kanzlers für koloniale Erlasse des Kaisers als notwendig eingeholt worden, was der Theorie, die starr die Kolonien aus dem Geltungsbereich der Reichsverfassung ausschloß, Skrupel und Zweifel bereitete — bis sich auch der Theoretiker zu dem erlösenden Wort bekennen mußte, daß es Rechtsnormen gäbe, die ausnahmsweise auch ohne besondere Einführung in neu erworbenen Landesteilen sofort in Kraft treten, weil sie nicht anders als nur im gesamten jeweiligen Bereiche des Staatsgebiets gelten können.[1])

Hier wird das Tor geöffnet für den Einlaß sogar der Reichsverfassung in die Kolonien — aus unabwendbarer Notwendigkeit. Nichts wohl ist bezeichnender für den Drang nach Vervollständigung des kolonialen öffentlichen Rechts in Anpassung an das Recht des Mutterlandes.

Daß dies keineswegs vereinzelte Vorgänge sind, sondern Etappen auf einem mehr oder minder bewußt zurückgelegten Wege rechtlicher Gestaltung, zeigen mit zunehmender Deutlichkeit die letzten Jahre vor dem Weltkriege. Gerade in den Grundlagen aller staatlichen Ordnung zieht da die Gesetzgebung die Kolonien an das Recht des Mutterlandes heran. So kann seit dem Reichsgesetze vom 16. Juli 1912 von kolonialem Gebiete nichts mehr entfremdet werden ohne Zustimmung der Reichsvertretung. Durch das Reichs- und Staatsangehörigkeitsgesetz vom 22. Juli 1913 ferner erhält die unmittelbare Reichsangehörigkeit der Insassen des Schutzgebiets eine formelle Anerkennung; und am gleichen Tage wird die Wehrpflicht für die Schutzgebiete ganz nach den Grundsätzen der Heimat geregelt.

Soviel Einzelheiten, soviel Anzeichen. Was lehren sie uns? Im Ausgangspunkte schon müsse man sich hüten, das trennende Moment zwischen das Recht der Kolonie und das der Heimat zu legen. Vielmehr weist die ganze Entwicklung, die wir mehr und mehr jetzt erst zu übersehen vermögen, nachdem uns der Krieg außerhalb des Sprühregens kolonialer Einzelanordnungen gestellt hat,

[1]) Fr. Giese, Zur Geltung der Reichsverfassung in den deutschen Kolonien (in der Festgabe der Bonner juristischen Fakultät für Paul Krüger), 1911. Grundsätzlich weiter noch geht v. Böckmann, Die Geltung der Reichsverfassung in den deutschen Kolonien, Karlsruhe 1912.

Digitized by Google

auf das Verbindende hin, aus sozialen und wirtschaftlichen so gut wie aus politischen Gründen. Man darf also auch die Verschiedenheiten im Rechte nicht weiter ausdehnen, als es nach der Entwicklung der kolonialen Rechtsordnung unumgänglich ist, nämlich auf die Verfassungssätze und auf die Verwaltungsgesetze. Die Grundlagen des öffentlichen Rechts dagegen sind ungeschieden in Kolonie und Heimat.

Wenn deshalb auch dem § 35 des Kriegsleistungsgesetzes, der in der Heimat für die Schadensansprüche herangezogen wird, formal für die Kolonien die Geltung abzusprechen ist,[1]) so ist damit noch keineswegs der Schadensanspruch für die Kolonien als grundlos hingestellt. Es kommt auf zweierlei an; gibt denn der § 35 überhaupt schon einen Ersatzanspruch? Oder ist er nur der Ausdruck eines durch den unmittelbaren Anlaß für das Gesetz nicht erschöpften rechtlichen Grundgedankens? Ist aber das letztere der Fall, dann müßte, wie ausgeführt, der Grundgedanke in den Kolonien sogut seine Macht äußern wie im Mutterlande.

Freilich, auch für das Mutterland ist diese Frage des Entschädigungsanspruchs durchaus nicht geklärt.

II

Der vielberufene (wenig geschickt gefaßte) § 35 des Kriegsleistungsgesetzes von 1873 stellt die Regelung der Kriegsschäden an beweglichem und unbeweglichem Eigentum durch jeweiliges Spezialgesetz des Reiches in Aussicht. Der § 35 will damit nicht etwa solche Regelung rein ins Belieben des Staates stellen — dann hätte zu einem besonderen Ausspruch kein Anlaß vorgelegen.

Die Auffassung, daß Kriegsschäden des einzelnen von der Gesamtheit der Volksgenossen oder von einem engeren Kreise auszugleichen sind, wird in Deutschland seit Jahrhunderten vertreten.[2]) Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert klammerte man sich an ein Spezialgesetz des altgriechischen Seerechts, an die in das römische Recht übernommene sogenannte lex Rhodia de jactu: wenn in Seegefahr zur Rettung von Schiff oder Ladung etwas aufgeopfert wurde, so mußte der dadurch entstandene Schaden von den Eigentümern des geretteten Gutes verhältnismäßig mitgetragen werden. Daraus leitete man in gesunder Fortbildung vielfach den weiteren Gedanken ab, der für eine ähnliche Gefahrlage eine ähnliche Rechtslage begründete, namentlich für Schäden bei Feuersnot und Kriegsgefahr. Eine Anerkennung fand diese Auffassung in dem österreichischen bürgerlichen Gesetzbuche von 1810 (§§ 1043, 1044).

Diese Sondervorschriften begegneten sich mit der verallgemeinernden Anschauung des Naturrechts, das dem Staate zwar reichlich gab, was des Staates war, ihm aber für den Fall, daß er in wohlerworbene Rechte des Untertanen

[1]) Fleischmann, im „Deutschen Kolonial-Jahrbuch", I, 1908, S. 91.

[2]) Statt aller sei jetzt auf die Übersicht verwiesen bei Heilfron, Die rechtliche Behandlung der Kriegsschäden in Preußen nach den Freiheitskriegen, 1916. Dazu etwa noch Zachariae, Deutsches Staats- und Bundesrecht, 3. Aufl. 1867, S. 238.

Digitized by Google

kraft dieser Machtbefugnis eingriffe, einen Ausgleich zur Pflicht macht. Zu dieser Auffassung bekennen sich jene Sätze aus der Einleitung des Preußischen Allgemeinen Landrechts von 1794, die Otto Mayer, der hervorragende Schriftsteller des Verwaltungsrechts, als „eine unvergleichlich gute Grundlage zur Entfaltung eines naturgemäßen Billigkeitsrechts" bezeichnet:

§ 74. „Einzelne Rechte und Vorteile der Mitglieder des Staates müssen den Rechten und Pflichten zur Beförderung des gemeinschaftlichen Wohls, wenn zwischen beiden ein wirklicher Widerspruch (Kollision) eintritt, nachstehen."

§ 75. „Dagegen ist der Staat denjenigen, welcher seine besonderen Rechte und Vorteile dem Wohl des gemeinen Wesens aufzuopfern genötigt wird, zu entschädigen gehalten."

Die Kriegsschäden der napoleonischen Zeit boten nur zu reichliche Gelegenheit, den § 75 gegen den preußischen Staat anzurufen, zunächst von seiten der ausgepreßten Städte und Stände Ostpreußens, dann aber auch von Privatpersonen. Die Gerichte gaben den Anforderungen statt. Der Justizminister billigte ihren Standpunkt. Die Verwaltungsbehörden zögerten. Der Finanzminister (Motz) sträubte sich gegen die Erfüllung. Die außerordentliche Schwierigkeit und Langwierigkeit der Feststellungen (noch nach mehreren Jahrzehnten!), die Möglichkeit von übertriebenen Forderungen, vor allem die leidige Knappheit der Mittel infolge des Ausfalls der preußischen Ansprüche in den Pariser Friedensverträgen — all das unterstütze den Widerspruch des Finanzministers. Der durch die Gemeinsamkeit des Staatsgedankens damals noch nicht hinreichend überbrückte Sondergeist der preußischen Territorien tat sein übriges gegen die Schadensübernahme für die Ostprovinzen auf den Gesamtstaat. So wird die Erwirkung jener Kabinettsorder vom 4. Dezember 1831 verständlich — aus der Not der Zeit, trotz früheren einzelnen staatlichen Zusicherungen —, welche die Kriegsschäden durch den § 75 überhaupt nicht mitbegriffen erklärte und für ihre Verfolgung den Rechtsweg ausschloß. Die „Belehrung", die diese Kabinettsorder den Gerichten gab, hat unverkennbar nicht nur die Rechtsprechung gebunden, sondern auch die Rechtsauffassung beeinflußt.

Doch die Zeit ist auch an dieser Rechtsauffassung nicht spurlos vorübergegangen. Hatte sie sich doch überhaupt erst gegen den Widerspruch urteilsfähiger Männer durchsetzen können, die mit Wilhelm v. Humboldt, von dem der König (1819) über die Frage ein besonderes Gutachten erfordert hatte, darin einig waren, daß aus dem Staatsverbande die allgemeine Pflicht der Teile des Staates folge, sich gegenseitig zu Hilfe zu kommen und nicht zu leiden, daß ein Teil durch irgendein Unglück gewissermaßen erdrückt werde. Das haftet an. Auch die Verschiebung der Kompetenz zwischen Preußen und dem Reiche rüttelt an der Standfestigkeit der in der Kabinettsorder von 1831 aufgerichteten Schranke. Heute, nach dem Übergang der Kriegsführungsgewalt auf den Kaiser, können sich Bedenken regen, ob die durch die Normen des preußischen Landesrechts gebotene Auffassung von dem Majestätsrechte der Kriegführung noch in dem früheren Maße begründet ist; ob nicht vielmehr der Gedanke sich einschiebt, der Kaiser übe die Kriegsgewalt als Vertreter

Digitized by Google

der Reichsgesamtheit. Manches von dem, was 1831 in der Kabinettsorder noch als an ein Majestätsrecht rührend abgelehnt wurde, hat heute durchaus nichts an sich, was die Hoheit des Staates verletzt. Der Staat hat unterdes herzhaft den Weg beschritten, daß er für Wunden, die er dem Untertanen schlägt oder von ihm nicht abwehrt, zum Ersatze sich erbietet — sei es, daß der Gesetzgeber den einzelnen zugunsten der Allgemeinheit zurücksetzen mußte, wie z. B. bei der Aufhebung der Privatposten, oder daß die Justizverwaltung durch Urteil und Haft fehlgriff oder die allgemeine oder die militärische Verwaltung, wie jüngst erst wieder in dem Gesetze über die Schutzhaft und Aufenthaltsbeschränkung auf Grund des Belagerungszustandes vom 4. Dezember 1916.

So ward der Boden gelockert für neue Keime. Die Wissenschaft allerdings hat lange Zeit den Boden nicht umgepflügt. Sie wurde stutzig ob der Kabinettsorder von 1831, begnügte sich aber zunächst, das vermeintliche Rechtsunkraut auszujäten, indem sie bis an den Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts mißbilligend nur die Jungtriebe beschnitt, die sich an der lex Rhodia de jactu angesetzt hatten, dieweil sie eben in dem Gesetzeswerke des Kaisers Justinian noch nicht gebucht zu finden waren; und so gerade auch die Ausdehnung auf die Kriegsschäden, wenn schon die Billigkeit, wie man sagte, für ihren Ersatz sich geltend mache. Einer hatte den Mut des Bekenners, kein Geringer war's, Rudolf v. Ihering.[1]) Der kämpfte auch hier einen Kampf ums Recht und entscheidet sich — es war in einer Abhandlung des Jahres 1870 — für einen Rechtsanspruch auf Entschädigung: „Keine Maßregel der Billigkeit, sondern ein Akt der Gerechtigkeit."

Um dieselbe Zeit brach der Gesetzgeber mit offener Hand den Bann.

Nach der Kabinettsorder von 1831 und dem durch sie entfachten Meinungsstreit war es verständlich, daß das preußische Kriegsleistungsgesetz von 1851 über den Ersatz von Kriegsschäden nichts bestimmt. Auch der Entwurf zum Reichskriegsgesetze von 1873 hatte darüber noch nichts enthalten. Indessen hatte der siegreiche Ausgang des Krieges schon zu vier Gesetzen geführt (14. und 22. Juni 1871), die aus den Mitteln der französischen Kriegsentschädigung die Schäden vergüten sollten a) an Mobilien und Immobilien, die seitens des französischen oder deutschen Heeres (so ist die Wortfolge im Gesetze!) durch Beschießung in dem bisherigen Bundesgebiete oder in Elsaß-Lothringen belegener Orte oder durch Brandlegung zu militärischen Zwecken in solchen Orten verursacht worden sind; b) an Schiffen und Ladung für die deutschen Reeder, Ladungseigentümer und Schiffsbesatzungen; c) an die aus Frankreich ausgewiesenen Deutschen; d) an Offiziere, Ärzte und Mannschaften der Reserve und Landwehr, die durch ihre Einziehung zur Fahne in ihren Erwerbsverhältnissen besonders schwer geschädigt waren, um ihnen die Wiederaufnahme ihres bürgerlichen Berufes nach Möglichkeit zu erleichtern. So

[1]) Ihering, in den Jahrbüchern für die Dogmatik des heutigen römischen Rechts, X, 1871, S. 350. Die Abhandlung ist erst „gleichzeitig mit Paris" fertig geworden (Ihering in Briefen an seine Freunde, 1913, S. 260).

Digitized by Google

setzte denn im Jahre 1873 der Reichstag von sich aus — vox populi — den § 35 in das Kriegsleistungsgesetz ein: nicht als Verweisung auf eine künftige Möglichkeit, wozu nicht das mindeste drängte; im Gegenteil, um in Erinnerung an die letzten Sondergesetze das Recht grundsätzlich auch für die Zukunft anzuerkennen. In dem Menschenalter des Friedens, das uns dann beschieden war, gab es keinen Anlaß, erneut Stellung zu nehmen. Doch schon in den ersten Monaten des Weltkrieges entschloß sich Preußen zu Entschädigungen (Gesetz vom 10. November 1914). Und das Reich konnte sich gleichfalls schon während des Krieges einer Regelung nicht entziehen (Gesetz vom 3. Juli 1916). Bedeutsam für die Frage des Entschädiungsrechtes ist an der Geschichte dieses Gesetzes, wie sich die Vorgänge vom Jahre 1873 wiederholen: Der Entwurf des Reichsgesetzes von 1916 betraf nur Sachschäden — die vox populi des Reichstages ist kräftiger, sie schaltet den § 21 mit Ersatz für Schäden auch an Leib und Leben ein!

Wie ließe sich bei solchem gesetzgeberischen Beharren das Hindurchbrechen des Rechtsanspruchs auf Schadenausgleichung verkennen!

Was uns besonders angeht: für die Behandlung der Kolonien im besonderen fällt dabei noch manches ab. Die Parallele mit den Auslandsdeutschen, denen 1871 eine Entschädigung zugebilligt wurde, läßt sich kaum abweisen. In beträchtlich weiterem Maße noch wird sich eine Schadloshaltung der Auslandsdeutschen in diesem Kriege nötig machen, wie aus den Erklärungen des Reichskanzlers vom 22. Dezember 1916 (Drucksachen des Reichstages Nr. 591 entnommen werden darf. Und der (aus politischen Gründen gewährte) Ersatz für Schäden, die in Elsaß-Lothringen, also (1870) auf noch nicht deutschem Boden, gestiftet waren, fordert geradezu heraus zu einem Vergleich mit Schäden, die auf immerhin doch noch als deutsch anzusprechendem kolonialem Boden erlitten sind. Weiter: schwer hatte es ja gehalten, dem Reiche Mittel zu entlocken, um die Schäden einst aus dem Aufstande in Südwestafrika (1904—1907) zu decken; aber schließlich hatte das Reich sich doch bereit gefunden und finden müssen, die Schäden einigermaßen auszugleichen. Unumwunden dagegen spricht ein Jahrzehnt später die Begründung zum Reichsgesetze vom 3. Juli 1916 es aus: „... Besonderer gesetzlicher Regelung sollen vorbehalten bleiben ... die unter besonderen Gesichtspunkten zu beurteilenden Schäden der Seeschiffer, die Schäden in den Schutzgebieten ...". Hier schwebte unverkennbar ein voller Ersatz vor, wie ihn 1871 die Schiffahrtschäden erfahren haben.[1])

Die Beobachtung an der Gesetzgebung nach dem Deutsch-Französischen Kriege, auf deutscher wie übrigens auch auf französischer Seite, und schon vorher in Österreich nach dem Kriege 1866, haben in der Rechtslehre freilich erst sehr allmählich Frucht getragen. Wenn der sonst gar nicht so zaghafte Otto Mayer, dem die Wissenschaft die Vertiefung der Lehre von einer

[1]) (Nach Abschluß des Satzes.) Zur Wiederherstellung der deutschen Flotte hat inzwischen das Reichsgesetz vom 7. November 1917 eingegriffen, das für das Rechnungsjahr 1917 bis zu 300 Millionen Mark zur Ausführung des Gesetzes zur Verfügung stellt.

Digitized by Google

öffentlich-rechtlichen Entschädigung verdankt, bei Schäden aus Anlaß von Krieg nur Erwägungen der Billigkeit, aber nicht in Anwendung eines im voraus schon bestehenden Billigkeitsrechtes[1]) maßgebend sein läßt, weil für einen Rechtsanspruch der Schaden erwachsen sein müsse aus der „ordentlichen Tätigkeit des Staates zur Verfolgung seiner Zwecke", so scheint mir die Funktion des Krieges innerhalb der gesamten Tätigkeit des Staates von ihm nicht nach Gebühr gewürdigt zu sein. Eher mag noch zu dem Ergebnis kommen, daß eine rechtliche Verpflichtung zum Erlaß eines Entschädigungsgesetzes nicht bestehe, wer, wie Laband (in der Deutschen Juristenzeitung 1915, Sp. 441), im wesentlichen aus dem Kriegsleistungsgesetze von 1873 folgert. Wirtschaftliche Gründe und Billigkeitserwägungen fallen natürlich auch für Laband ins Gewicht; doch im Grunde sind für ihn Kriegsschäden Unglücksfälle, die jeder tragen müsse, den sie träfen, wie Hagel, Mißwachs, Feuersbrunst ... Gegen beide schon, wie mich dünkt, fast gemünzt ist, was Ihering einst 1870 in die Feder floß: „Die Ansicht, welche sich mit diesen Schäden einfach dadurch abfindet, daß sie dieselben achselzuckend für einen casus erklärt, für welche der Eigentümer ebensowenig Entschädigung begehren könnte wie für Blitz und Hagelschlag, ist ein Überbleibsel jener rohen Anschauungsweise, welche in dem Krieg eine Sistierung aller Rechtsgrundsätze erblickt." Eine gleiche Auffassung bricht sich, wennschon erst zögernd, in der Gegenwart Bahn. Mit voller Entschiedenheit stellt sich in neuerer Zeit auf diesen Standpunkt ein Schriftsteller, an dem die meisten ganz vorübergehen, der österreichische Ministerialrat Stöger.[2]) Er sagt: „Unserem Rechtsbewußtsein erscheint es als eine unzweifelhafte Ungerechtigkeit, wenn Schäden, wie die Kriegsschäden, welche der einzelne im Interesse der Gesamtheit oder wegen Unzulänglichkeit der Verteidigungsvorkehrungen erleiden muß, von ihm auch endgültig getragen werden sollen. Daraus ergibt sich das Postulat der Ausgleichung durch Entschädigung. Ob das Opfer von dem einzelnen seitens eines öffentlichen Unternehmens in seiner geordneten Tätigkeit oder im Kriege mit nackter Gewalt in Anspruch genommen, ob die schädigende Handlung von den eigenen Truppen oder der feindlichen Streitmacht gesetzt wurde, kann meines Erachtens einen grundsätzlichen Unterschied nicht begründen, mag auch der Gesichtspunkt öffentlicher Unterstützung (Notstandsunterstützung) neben dem Gesichtspunkte ausgleichender Gerechtigkeit in dem einen Falle mehr, in dem anderen weniger im Vordergrunde stehen ... Immerhin hat die Rechtsentwicklung auf diesem Gebiete noch einen weiten Weg vor sich. Daß sie sich in der Richtung fortschreitender Anerkennung der staatlichen Haftung für Kriegsschäden bewegen wird, darüber kann ein Zweifel nicht bestehen." Der das schrieb, war ein Mann in verantwortungs-

[1]) In v. Stengel-Fleischmann, Wörterbuch des deutschen Staats- und Verwaltungsrechts, 2. Aufl., I, 1911, S. 732; Fleiner, Institutionen des deutschen Verwaltungsrechts, 3. Aufl. 1913, S. 287, 285; v. Kirchenheim im Wörterbuch II, 1913, S. 690.

[2]) Im Österreichischen Staatswörterbuch, 2. Aufl. 1907, III, S. 278.

Digitized by Google

vollem österreichischem Staatsamte. Das kann das Gewicht seiner Stimme nur erhöhen — auch im Sinne der erstrebten Rechtseinheit des mitteleuropäischen Staatenverbandes.

Wenn es der Schriftsteller nicht mehr sind, die ihren Ruf im Streit für das Recht auf eine Entschädigung erhoben haben, so liegt der Grund gar nicht fern. Die Schriftsteller bildeten sich ihre Auffassung fast durchweg an dem Arbeitstisch der Friedenszeit. Wer vermag da die Größe der Opfer auch nur entfernt zu fühlen! Der Lehrmeister Krieg wirft nicht bloß strategische Glaubenssätze um. Er lehrt in jedem Betracht anders sehen. Man gehe nur auf die Gasse und sehe dem Volk auf den Mund. Unter dem Eindrucke des gewaltigen Krieges ist das Volk in der überwiegenden Masse von der rechtlichen Notwendigkeit der Entschädigung überzeugt. Ob der Anspruch schon zum Gewohnheitsrecht erwachsen ist, soll hier nicht entschieden werden. Wo aber die Rechtsüberzeugung so weite Kreise beherrscht, da ist das Recht auf dem Marsche; es läßt sich nicht aufhalten, ehe denn das Ziel erreicht ist: die Formulierung zum Rechtssatze ... Und das, wie sich aus den früheren grundsätzlichen Ausführungen (unter I) wohl ergeben hat, für die Kolonien nicht minder als für das Heimatland.

Auch für das Rechtsschicksal der Kolonien fallen die Würfel auf dem Rechtsboden der Heimat.

Physiognomie und Fernwirkungen des Wiener Kongresses

Von

Alexander v. Gleichen-Rußwurm

(Schluß)

IV

Wenn man auf den Stichen der Zeit, auf Gemälden und Miniaturen die Bildnisse der Diplomaten studiert, die in Wien Europas Geschicke entschieden und sie mit Charakterköpfen jener späteren Generation vergleicht, die auf dem Berliner Kongreß den Erdteil von neuem einzurichten gedachten, treten die Unterschiede von Zeit und Menschen so deutlich hervor, wie es selten zwischen aufeinanderfolgenden Generationen geschah.

Da sieht man den feingeschnittenen Kopf des beharrlichen Metternich, des Frauenfreundes, dem zarte Hände zu manchem diplomatischen Sieg verhalfen. Welch ein Gegensatz zu Bismarcks kraftvoll gezeichnetem Haupt! Bismarcks Technik in der Diplomatie wirkt wie Fresko gegenüber den Miniaturen, wenn auch seine Gesinnung in der Staatskunst durchaus nicht so verschieden war von derjenigen des österreichischen Staatskanzlers, als man nach Typus und Auftreten beider Staatsmänner vermeinen könnte.

Digitized by Google

Preußen sandte zwei hochbedeutende Männer nach Wien, den Fürsten Karl August v. Hardenberg und Wilhelm v. Humboldt, feingebildete Weltleute, wohl geeignet, mit einem Lord Castlereagh, einem Dalberg und Talleyrand zu verhandeln. Der Freiherr vom Stein, ohne amtliche Stellung, vermittelte als Vertrauensmann des Zaren und des Königs von Preußen, wo die Diplomatie der Kulisse besondere Geschicklichkeit verlangte. Auch Rußlands Hauptvertreter, der Kanzler Graf v. Nesselrode, war ursprünglich deutscher Abstammung, wenn die Familie auch schon seit Generationen im russischen Dienste stand.

Verschiedene Memoiren berichten, wie Humboldt einmal mit Talleyrand in heftigen Redekampf geraten sei. Der französische Vertreter hatte die Originalität, an das Völkerrecht, damals „Le droit public" genannt, zu appellieren. Ungeduldig über den Umweg, den dadurch die Verhandlung zu nehmen schien, rief ihm Humboldt aufrichtig entgegen: „Que fait ici le droit public?" Doch ruhig und rasch erwiderte Talleyrand: „Il fait que vous êtes ici."

Dies Wort bezeichnet den Standpunkt der französischen Vertreter von Anfang an. Indessen sie, die eigentlich Rechtlosen, auf gute Rechte pochen, erheben Rußland und England ihre Stimmen für Humanität, wie es allerdings den Interessen beider Staaten gerade merkwürdig entsprach.

Wie gut erinnern die großen Sprüche, die im Namen der Humanität getan wurden und getan werden, an jene Tierfabel, in die sich Goethe versenkte, um dem Ekel vor dem Gehabe der Menschen zu entrinnen, um sie mild oder humorvoll zu betrachten!

England, durch den Sklavenhandel reich und mächtig geworden, erhebt nunmehr, da das eigene Geschäft gemacht ist, feierlich Protest dagegen, daß es andere aufnehmen könnten. Die tugendhafte Entrüstung ist dabei nicht nur gespielt, sondern teilweise ganz echt. Denn die Leidenschaft, sich tugendhaft zu entrüsten, ist eine der stärksten Triebfedern im germanischen Gesamtcharakter, am kräftigsten in England ausgeprägt und dann von Amerika gesteigert übernommen. Die Verkennung dieses Umstandes wurde in der späteren Politik des öfteren verhängnisvoll.

Eine Besonderheit des Slawentums und geheimnisvolle Triebkraft seines Wollens ist dagegen halb gespielte, halb aufrichtige Großmut. In diesem Sinne behauptet der Zar allen Ernstes und glaubt wahrscheinlich zuweilen, daß er für seine im Krieg gebrachten Opfer nichts anderes verlangt als die Anerkennung einer schönen Geste. Diese schöne Geste soll darin bestehen, daß er das Unrecht, das Katharina an Polen getan, gutzumachen vorgibt, indem er das Großherzogtum Warschau mit besonderen Freiheiten ausstattet.

Natürlich sträubten sich Österreich und Preußen dagegen, ihren Teil an der polnischen Beute jenem Plan zulieb aufzugeben. Metternich tut sein möglichstes, um Preußen und Rußland auseinander zu bringen, ihn unterstützt Talleyrand, weil diesem überhaupt daran liegt, die Großmächte zu entzweien.

Die Frage der Ordnung im europäischen Osten, die heute wieder brennend

Digitized by Google

geworden, stellt den Kongreß vor bittere Schwierigkeit. Der Zar wird seinen autokratischen Gewohnheiten entsprechend ungestüm, da man sich seinen Wünschen nicht eilig unterordnet. Er muß sich nun von Talleyrand unangenehme Wahrheiten sagen lassen, als er die „großmütige" Absicht kundgibt, Sachsen an Preußen zu schenken, und wird so ärgerlich gegen Metternich, daß er den Plan faßt, den österreichischen Kanzler persönlich zum Duell zu fordern. Mit Mühe redet man ihm den Wahnsinn aus.

Dank diesen Uneinigkeiten feiert die französische Politik einen überraschenden Sieg. Es gelingt ihr, den gegen sie gerichteten Vierbund zu sprengen, nachdem England am 24. Dezember 1814 zu Gent mit den Vereinigten Staaten von Amerika Frieden geschlossen und dadurch Freiheit in Europa gewonnen hat. England, Österreich und Frankreich schließen sich zu einem Bund zusammen, den Lord Castlereagh am 3. Januar 1815 unterzeichnet. Preußen und Rußland bleiben dieser Gruppierung gegenüber aufeinander angewiesen.

Infolge dieser neuen Teilung der Mächte wurde die östliche Frage also gelöst: Der Zar behielt den größten Teil Polens, trat aber Ostgalizien und Tarnopol an Österreich ab.[1]) Thorn, der Kulmsche und Michelauer Kreis sowie die Provinz Posen bildeten den preußischen Teil, die Stadt Krakau mit ihrem Gebiet eine unabhängige Republik. Der König von Sachsen behielt seinen Thron, mußte aber zwei Fünftel seines Gebiets an Preußen abtreten. Hardenberg hatte die Stadt Leipzig verlangt, begnügte sich aber schließlich mit Torgau. Am 18. Mai 1815 unterzeichnete Friedrich August III. von Sachsen den Frieden mit Preußen und nahm infolgedessen Teil am Abschluß der deutschen Bundesakte. Metternich, Talleyrand und der Herzog von Wellington (als Englands neuernannter Vertreter) zeichneten als Garanten des Vertrags.

Im Kongreß wandte man sich nun den italienischen Angelegenheiten zu. Metternich setzte alles daran, den österreichischen Einfluß zu behaupten und womöglich zu erweitern. Deshalb scheute er nicht einmal davor zurück, Murat, Napoleons Schwager, als König von Neapel zu begünstigen, während Talleyrand im Namen der Legitimität die Rückkehr der Bourbonen verlangte.

Diese Verhandlungen wurden durch Napoleons Landung unterbrochen. Im ersten Schrecken leimte man den alten Vierbund zusammen, und Preußen, das auch bisher die kräftigste Sprache gegen Frankreich geführt hatte, drang nun energisch darauf, diesen europäischen Störenfried endgültig unschädlich zu machen.

Überstürzt beendigte man die wichtigsten, in der Schwebe befindlichen Geschäfte, um dem großen Widersacher von neuem entgegenzutreten. Am 3. Mai wurde der Vertrag über Polen von den Beteiligten unterzeichnet, am 21. Mai die Entscheidung über die Niederlande gefällt und am 27. die Neutralität der Schweiz paragraphiert. Endlich wurde mit derselben Eile der föderative deutsche Staatenbund zusammengeschweißt und verschiedene Mediatisierungen

[1]) Im Jahre 1810 waren diese Teile Galiziens von Österreich an Rußland abgetreten worden.

Digitized by Google

ausgesprochen. Einige Fragen, so die bayerische, schob man auf das Jahr 1816 hinaus.

Die sogenannte „deutsche" Angelegenheit hatte seit dem November vollständig geruht. In Einzelbesprechungen waren die Vertreter von vierunddreißig Staaten und Stätlein zu dem Entschluß gekommen, den österreichischen Kaiser um Wiederannahme der deutschen Krone zu bitten. Die Antwort lautete aber ausweichend und unbestimmt. Im Februar 1815 verbreitete Hardenberg einen einheitlicheren Plan in dieser Hinsicht, dem sich die kleineren Staaten rasch anschlossen, als das Gespenst des Korsen wieder aufstieg, unter dem Vorbehalt, ihre Selbständigkeit zu wahren. Am 23. Mai versammelten sich sämtliche Bevollmächtigte deutscher Staaten und erledigten in vierzehn Tagen unter dem Druck der Angst, was vorher endlos und aussichtslos erschienen. Der Akt (vom 8. Mai datiert) hat zwanzig Artikel, von denen die ersten internationale Bedeutung hatten und deshalb in dem Gesamtprotokoll des Kongresses Aufnahme fanden, indes sich die übrigen auf innerdeutsche Angelegenheiten bezogen. Am 1. September 1816 sollte der Bundestag zusammentreten, wie ihn die Schlußakte vom 9. Juni bestätigten. Zu den achtunddreißig Staaten, die Vertreter nach Frankfurt schicken sollten, um dort unter dem Präsidium des österreichischen Bevollmächtigten zu tagen, gehörten Luxemburg, das in Personalunion mit dem Königreich der Niederlande stand, und Holstein mit Lauenburg, das in Personalunion mit der dänischen Krone verbunden war.

Die Schlußakte des Kongresses erschienen am 9. Juni 1815, von Gentz, dem Sekretär Metternichs, redigiert. Sie enthielten die Aufzeichnung der hier skizzenhaft angedeuteten Änderungen der europäischen Karte. Gentz, der Verfasser des Aktenstücks, bedauert dessen durch Übereilung entschuldigte Unvollkommenheit und spricht die Hoffnung aus, daß der Wiener Kongreß einer besseren Verteilung der Kräfte den Weg gebahnt habe. Er fühlte, daß man vorsichtig den wichtigsten Fragen aus dem Weg gegangen war und sich damit begnügte, die westliche Übermacht so weit wie möglich zurückzudämmen.

V

Napoleons Traum war endgültig vorüber. Statt seiner den Erdteil umfassenden Neuordnung hatte man das „Gleichgewicht Europas" beschlossen.

Die Staaten wurden durch Gebietserweiterungen und Einflußsphären so gegeneinander abgewogen, daß sie sich sozusagen gegenseitig in Schach halten konnten.

Aber dieses bescheidene Ideal blieb fiktiv, in Wirklichkeit hatte der Osten die Vormacht gewonnen. Als Beschützer des Grundsatzes von der Legitimität kam der Zar allein ernstlich in Betracht. Er fühlte sich als Retter Europas, besonders aber als Retter Preußens, worauf die sogenannte traditionelle Freundschaft fast ein Jahrhundert lang beruhte.

Die neue Machtstellung des russischen Reiches ist geschickt auf verschiedene Pfeiler gestützt. Durch Finnland ließ sich Schweden in Respekt halten, das

Digitized by Google

beherrschte Polen (dessen feierlich beschworene Freiheiten nach wenigen Jahren genommen wurden) drang wie ein Keil in das Herz Deutschlands ein. Durch Beßarabien wird die Donau erreicht. Auf dem Balkan, in Ungarn und Galizien setzt die slawische Propaganda stillgeschäftig ein, um von Jahrzehnt zu Jahrzehnt energischer und zielsicherer vorzudringen.

Umsonst hatten sich die Serben im Jahre 1806 an Österreich gewandt, um Schutz gegen die „türkische Wirtschaft" zu finden. Man fand weder Zeit noch Lust, sich mit ihnen zu beschäftigen. Bald darauf schickte eine Popenpartei, ermutigt durch den Beichtvater einer nach Österreich verheirateten Großfürstin, Sendboten nach Petersburg. Dort behielt man ihre Angelegenheit, wie jene der anderen Balkanländer, fest im Auge.

Gentz schrieb zwar während des Kongresses Briefe an den Hospodar der Walachei, die großen Umblick zeigen, aber die Versuche Metternichs, auch den Balkan in die Neuordnung der Dinge einzubeziehen, scheitern an Rußlands Widerstand, das dort nach eigenem Gutdünken schalten will.

Doch Österreich gewinnt jene Länder, die heute im Kernpunkt des politischen Interesses stehen, Ostgalizien mit seinen bedeutenden Salzbergwerken, die von Napoleon aufgelöste Republik Ragusa, Venetien und die Lombardei. Es beansprucht zwei große Einflußgebiete, die ihm allerdings scharf bestritten und im Laufe des Jahrhunderts nach hartem Kampf entrissen wurden, das Gebiet des Deutschen Bundes, wobei die katholischen Staaten auf seiner Seite stehen, Preußen aber kräftig dagegen arbeitet, und Italien, dessen Mitte für Apanagen des Hauses Habsburg bestimmt ist. In Toskana, Modena und Parma regieren Mitglieder des Erzhauses.

Da Frankreich diese Länder erobert hatte, mißgönnten seine leitenden Männer die südliche Einflußsphäre dem Kaiserstaat. Dessen weitere Maßregeln bestanden darin, dem Papst die Romagna zurückzugeben und die Kirche in ihren alten Hoheitsrechten zu bestätigen. Aber Österreich ließ den König Murat fallen und befreundete sich mit der Rückkehr der Bourbonen nach Neapel. Ohne die Gefahr zu ahnen, die ihm aus der Nordwestecke des italienischen Sprachgebiets drohen sollte, vertraute das Haus Habsburg auf seine altbewährte Heiratspolitik. Da der König von Sardinien sowie dessen Bruder kinderlos waren, bestand durch die Herzogin von Modena Aussicht auf die Erbfolge.

Im Laufe der Jahre erwies es sich nicht als durchführbar, in Wien, Frankfurt a. M. und Mailand auf einmal zu regieren und, ganz abgesehen von dem Völkergemisch der eigentlichen Monarchie, mit so verschiedenen Psychologien zu rechnen. Metternichs eigener Staat empfindet die Fernwirkungen des Wiener Kongresses am schmerzlichsten.

Auch der Anteil, der Preußen zufällt bei dem großen Verteilen der napoleonischen Beute oder zu seinem nächsten Einflußgebiet rechnet, ist voller Gefahren und mußte — nach Ansicht des französischen Historikers Capefigue — zu einer „Politique de conquêtes et d'annexions" notgedrungen führen.

Digitized by Google

Was Preußen im Wiener Kongreß gewann, zwang der Natur der Dinge nach zu weiteren Eroberungen. Die Lage des Staates glich jener eines Gutsbesitzers, der getrennte Teile seines Besitzes zu arrondieren bestrebt ist. Ein Blick auf die historische Karte genügt, um zu erkennen, daß die Wiener Beschlüsse bereits den Keim zur schleswig-holsteinischen und zur deutschen Frage in sich tragen, sowie zu den Verwicklungen, die Europas erster politischer Strom, der Rhein, durch die Besitzverteilung seiner Uferländer heraufbeschwor.

Als heimlicher Triumphator geht England allein aus den Verhandlungen des Kongresses hervor, weniger durch ausgesprochenen Gewinn als durch kühn und geschickt gewonnene Einflußsphären. Es belastet Frankreich und die Uferstaaten des Rheines durch das von London aus möglichst in Abhängigkeit gehaltene Königreich der Niederlande, dessen Herrscher eine englische Prinzessin heiratet. Es drückt auf Preußen und Deutschland durch die Personalunion mit Hannover, die bis zum Regierungsantritt der Königin Viktoria (1837) dauert. Dieses Land wird zum Königreich erhoben und durch Ostfriesland sowie einige Distrikte in Westfalen und Hessen vergrößert. Im Mittelländischen Meer behütet England nunmehr nicht allein die Einfahrt in Gibraltar, es beherrscht die Schiffahrt durch den Flottenstützpunkt Malta und das bald darauf errungene Protektorat der Jonischen Inseln. Seine Einflußsphäre erstreckt sich endlich auf Spanien und Portugal, die früher gefürchteten, jetzt verachteten Seemächte, auf deren Kolonien der beutegierige britische Leopard, von Europa unbeachtet, sein Auge richtet, denn in kolonialen Dingen mußte ihm der eilig auseinandergehende Kongreß freie Hand lassen.

Erfreuliche Tatsachen, die aus den Beratungen der versammelten Diplomaten hervorgingen, waren die Befestigung der Schweizer Eidgenossenschaft, deren Konstitution und Neutralisierung unter Europas Schutz am 7. August 1815 bestätigt wurde, ferner die Bestimmungen über freie Schiffahrt auf den politischen Strömen Europas, d. h. denjenigen, deren Fahrwasser durch die Gebiete verschiedener Staaten begrenzt wird.

Diese mit schönen Worten angekündigten Bestimmungen klangen vielverheißend für die Entwicklung einer friedlichen Zeit.

Das Prinzip der Legitimität, nach dem der Ausbau entworfen war, erwies sich jedoch nicht als kraftvoll genug, selbst als sich in der Heiligen Allianz verschiedene Monarchen fest verbanden, für seine Geltung zu kämpfen. Es verlor an Kraft von Jahrzehnt zu Jahrzehnt und mußte, um sich irgendwie zu halten, mit revolutionären Ideen Fühlung gewinnen. Immer zielbewußter entstand ihm ein Gegner im Nationalitätenprinzip.

Wissenschaftlich begründet und verteidigt, von politisch regsamen Parteien in den meisten Ländern zum Feldgeschrei erhoben, diente dieses Schlagwort nicht nur dem berechtigten Interesse erstarkender Völker, sondern der Begriff bot dank der Unklarheit der Völkergrenzen und der Ungerechtigkeit, die durch Völkermischung in seinem Wesen liegt, die Grundlage ungeheuren, Haß und Neid stiftenden Wühlens.

Digitized by Google

Die Rassenmischung ist in Europa so durchgreifend, historische Entwicklung verbindet über nationale Schranken, die Sprachen, Gewohnheiten, Rassenmerkmale gehen ineinander über, Unterschiede verwischen sich. Ebensowenig wie die Legitimität kann die Nationalität als politische Richtschnur in Europa zu dauerndem Frieden führen. Es wird notwendig sein, bei den Verhandlungen, die auf der Karte von neuem einschneidende Veränderungen einzeichnen werden, behutsamer zu verfahren, als es vor hundert Jahren der Physiognomie des Wiener Kongresses wegen geschehen mußte. Einen guten Frieden können nicht allein die jeweiligen Machthaber zustande bringen, das zeigt ein flüchtiger Blick auf die Fernwirkung der glänzendsten Diplomatenversammlung, die sich vereinigte, um Frieden zu stiften. Die Völker müssen mitwirken, denn es handelt sich um ihr Gedeihen. Sie haben allesamt ein Recht auf ruhige Entwicklung, Gerechtigkeit und Freiheit. Das ist vor allem legitim und für alle Nationen gleich.

Von der Mitwirkung Kongreß-Polens zur eigenen Befreiung 1812 und im gegenwärtigen Weltkriege

Von

Generalleutnant z. D. v. Görtz

In der Reichstagsitzung vom 22. Februar 1918 hat Abgeordneter Fehrenbach (Zentrum) mit Recht darauf hingewiesen, daß deutsche und österreichisch-ungarische Truppen die Grundlage für das künftige Polen geschaffen und daß es im Königreich Polen niemand eingefallen sei, eine Armee für Polen aufzustellen.

Vor hundert Jahren, als 1812 Napoleon I. seinen großen Krieg gegen Rußland führte, war es anders. Die Polen von 1812 beteiligten sich an dem Kriege, von welchem sie freilich vergeblich die Wiederherstellung ihres selbständigen Königreiches erhofften. Sie rüsteten ein Heer von mehr als 60 000 Mann aus. Die Ausgaben betrugen über 100 Millionen Rubel (damals!) bei kaum 40 Millionen Steuern (v. Moltke, Gesammelte Schriften. Teil II).

Im gegenwärtigen Weltkriege sahen sie von einer Beteiligung mit den Waffen auf seiten der Gegner Rußlands ab, haben aber freilich durch die Großmut Deutschlands und Österreich-Ungarns schon jetzt mehr erreicht als 1812. Damals bildeten die Polen unter Poniatowskis Führung das V. Korps der Grande armée. Als Avantgarde-Korps der Heeresgruppe Hieronymus erreichte das Korps am 29. Juni 1812 den Njemenübergang Grodno, marschierte aber erst am 4. Juli weiter, weil Hieronymus auf Befehle Napoleons wartete. Auf diese Art war es der gegenüberstehen-

Digitized by Google

den 2. russischen Westarmee Bagration (ab Wolkowysk am 29. Juni) gelungen, sich dem Kampfe zu entziehen. Der Kaiser dagegen erwartete von Jérômes Heere (69 Bataillone, 83 Eskadrons, 159 Geschütze), daß dasselbe die Armee Bagration so lange durch Angriffe aufhielte, bis die bereits am 24. und 25. Juni bei Kowno über den Njemen gegangene[1]) nördlichere Gruppe Davout sich in drei Kolonnen auf Bagrations Marschtiefen aus der rechten, nördlichen Flanke der Russen stürzen konnte. Napoleon war über den langen Aufenthalt in Grodno sehr ungehalten. Er schrieb seinem Bruder: „Sie stellen den ganzen Erfolg des Feldzuges auf dem rechten Flügel in Frage. Es ist unmöglich, so Krieg zu führen." Bei den damaligen Mitteln der Befehlserteilung war der weiten Entfernung wegen die Absicht Jérômes, erst Befehle abzuwarten, anstatt selbständig zu handeln, gewiß nicht angängig. Schon am 6. Juli befahl Napoleon, daß im Falle der Vereinigung von Davout und Hieronymus auf dem gleichen Schlachtfelde ersterer den Oberbefehl übernehmen solle. Letzterer erhielt erst am 14. hiervon Kenntnis, zog die Folgerung und verließ die Armee. In der Nacht vom 11. auf 12. August kam er in Cassel an. Davout übernahm den Befehl auch über Jérômes Gruppe und wies die bei dieser eingeteilte Kavalleriedivision Latour an die Befehle Poniatowskis.

Am 4. Juli war das V. Korps als Heeresavantgarde von Grodno auf Minsk angetreten. Poniatowski wurde von Berthier — Napoleons Stabschef — unmittelbar aufgefordert, den Russen energisch zu folgen. „König Jérôme hat Sie schon zu viel Zeit verlieren lassen." Poniatowski schrieb damals an Davout (am 4. Juli Wiszenew): „Nach dem, was Sie mir mitteilen, sind wir sehr zurück ... Es ist gewiß nicht Mangel an gutem Willen, aber ich kann mich nur nach den gegebenen Befehlen richten." Da das russische „Gegenüber" (2. Westarmee unter Bagration) nicht auf Minsk, sondern über Nowogrudok und Naswish auf Bobruisk marschierte, folgte das V. Korps am 8. mit dem Anfang nach Bielitza am obersten Njemen. Auf ein Schreiben Poniatowskis an Berthier, in welchem ersterer klagt, seine Leute erhielten weder Sold noch Verpflegung, ließ der Kaiser antworten, er sei sehr unzufrieden, daß Poniatowski von Sold und Brot rede, wo es sich um Verfolgung des Feindes handle. Er sei um so unwilliger, als die in Eilmärschen von Paris eingetroffenen Garden an Fleisch und Brot Mangel litten und nicht murrten. Die Polen seien schlechte Soldaten von ebensolcher Gesinnung, wenn sie derartige Entbehrungen hervorhöben. Der Kaiser hoffe nicht wieder davon zu reden. Im Juni hatte nämlich der Kaiser den Sold vorgeschossen, im Juli hörte er ganz auf und wurde auch nicht wieder gezahlt.

Bagration war von Bobruisk nach Mohilew abgebogen, wo Davout bereits stand. Am 23. kam es zum Kampfe. Davout hatte zu diesem das

[1]) Graf Yorck von Wartenburg nennt in seinem Werke „Napoleon als Feldherr" das Verfahren des in Zeitabständen ausgeführten Flußüberganges „ein strategisches Leuthen".

Digitized by Google

V. Korps heranziehen wollen. Das war unausführbar, denn das Korps befand sich am 22. bei Eingang des Befehls von Davout in Duditschi südlich Minsk. Erst am 3. August wurde von Poniatowski Mohilew erreicht, wo er bis 8. blieb. Bagration, welcher am 23. Juli bei Mohilew nicht hatte durchdringen können, war, da Davout ihm nicht an der Klinge blieb, unterhalb Mohilew bei Stara Bychow über den Dnjepr gegangen und hatte sich mit Barclay (1. Westarmee) bei Smolensk vereinigt. An der dortigen Schlacht (16./17. August) nahm die ehemalige Gruppe Jérôme nicht teil. Sie setzte den Vormarsch auf Moskau fort. In der Schlacht von Borodino (de la Moskwa) am 7. September kämpften nach Clausewitz 120000 Russen gegen 130000 Mann von der großen Armee, nach Bernhardi waren es 104000 Russen (ohne Kosaken und ohne Milizen) mit 640 Geschützen gegen 123000 Franzosen und Hilfstruppen, nach Yorck 120000 Russen (einschließlich 17000 Milizen) gegen 134000. Bernhardi bezeichnet die Stärken nach der Schlacht als „gegen 90000 Franzosen und 52000 Russen". Die gewählte Stellung der Russen in der Form „eines flach gebogenen Hufeisens" war eng versammelt, sehr tief — 9½ Mann auf jeden Schritt der Frontlänge —, litt also unter dem konzentrischen Angriffsfeuer der Franzosen ungeheuer. Die Russen machten ähnliche Erfahrungen wie 1758 bei Zorndorf. Das V. (polnische) Armeekorps Poniatowskis war auf der alten Straße Jelnia—Moskau anmarschiert und wendet sich gegen das auf dem linken russischen Flügel aufgestellte III. Infanteriekorps mit einer „Skizze von Umgehung". Das am 26. Juli noch 45000 Mann zählende V. Armeekorps Napoleons war infolge von Krankheit, unzureichender und schlechter Verpflegung, Desertion nur mehr 9500 Mann, 50 Geschütze stark. „Sein Versuch wird unwirksam gemacht und trägt weder in Anlage noch in Ausführung das Kennzeichen eines Entscheidungsstoßes. Da aber auch das russische III. Infanteriekorps nur noch 8000 Mann stark ist, muß dieses sich auf Abwehr beschränken." Es war Napoleon gelungen, den Gegner endlich zur Schlacht zu stellen; ihm eine vernichtende Niederlage beizubringen, wie oft in früherer Zeit, gelang ihm nicht. Graf Yorck weist darauf hin, wie das entscheidende Ergebnis erst dann eintritt, wenn umgehende Korps zugleich mit dem frontalen Zurückdrängen in die Flanke und auf die Rückzugslinie vorstoßen oder wenn immer neue, frische Reserven auf die erschöpfte feindliche Linie geworfen werden. Für das eine war Poniatowski zu schwach, das andere zu tun, war die Garde zur Stelle; sie zu benutzen, fehlte dem Kaiser der Entschluß.

In sehr kleinen Märschen setzten die Russen den Rückzug nach Moskau fort. In sieben Tagen 15 Meilen! Die Russen verfolgten von Moskau ab nicht die Straße nach Rjäsan — die östliche —, sondern setzten sich auf der südlich nach Kaluga führenden bei Tarutino hinter die Nara. Damit standen sie den rückwärtigen Verbindungen und dem späteren Rückzuge Napoleons in der Flanke und schützten ihre großen Magazine von Kaluga. Die Fran-

Digitized by Google

zosen schoben natürlich auf allen Straßen Truppen nach. Das V. Korps kam auf diejenige nach Tula bis Podolsk, damit in die rechte Flanke der Straße nach Kaluga. Als Napoleon am 20. und 21. Oktober einen Flankenmarsch zu Tarutino nach Faminskoie an der westlicheren (neuen) Kalugastraße machte und damit der Russen linke Flanke bedrohte, näherte sich eine Abteilung des V. (polnischen) Korps Medyn und wurde unter Verlust der Geschütze durch drei Kosakenregimenter auf Kramenskoie zurückgeworfen.

Dem soeben erwähnten Flankenmarsche nach der neuen Kalugastraße lag der Gedanke Napoleons zugrunde, über Kaluga—Juchnow—Jelnia nach Smolensk zu marschieren, um die sehr üble Strecke Smolensk—Moskau zu vermeiden. Kutusow merkte des Kaisers Absicht und legte sich bei Malo-Jaroslawetz etwaigem feindlichem Vorgehen auf Kaluga in den Weg. Es kam zu einem Kampfe, nach welchem der Kaiser aber aus Rücksicht auf den geschwächten Zustand des Heeres sich entschloß, am 26. unmittelbar auf Moschaisk—Smolensk, also auf dem früher benutzten Wege zurückzugehen. Das hätte er schon mehrere Tage früher tun können. Kutusow blieb auf diese Art die Straße Medyn—Juchnow—Jelnia—Smolensk für die Parallelverfolgung frei! — Bei Wiäsma versuchte Miloradowitsch mit Kutusows Avantgarde den Abmarsch des französischen Heeres aufzuhalten. Smolensk wird in den Tagen vom 9. bis 16. November erreicht und verlassen. Am 11. rückten die Reste des V. Korps (für den erkrankten Poniatowski General Zajonczek) über Wilkowo—Liady—Dubrowna ab. Am 17. wird von ihm Orscha und Gegend erreicht. Am 21. kommt Junot mit nur noch 500 „Streitbaren" des V. Korps nach Toloczin. Bei Studienka oberhalb Borissow wurden am 26. zwei Brücken über die Beresina geschlagen. Nach verlustreichem Uferwechsel wird die Flucht bei 18 Grad Kälte fortgesetzt, um den 8. Dezember Wilna erreicht. 300 Mann setzen sich aus den letzten Resten des I., II., III., IV., V., VIII. und IX. Korps zusammen. 4300 Mann, der Rest der grande armée, mit 12 Geschützen marschieren auf Kowno weiter, wo noch 1500 Mann ohne Geschütze am 11. bis 13. Februar ankamen.

Auch die russische Armee Kutusows hat große Verluste gehabt. 110000 Mann stark war sie aus der Gegend von Moskau abgerückt, 40000 Mann erreichten Wilna. Der Verlust betrug in sieben Wochen 70000 Mann. 120 Meilen war man marschiert.

Auch das polnische Heer Poniatowskis ist 1812 aufgerieben worden. Der Verlauf der folgenden drei Jahre und die Ergebnisse des Wiener Kongresses waren für Polen keine solchen, daß der hohe Einsatz im Kriege gegen Rußland sich gelohnt hätte. Im gegenwärtigen Weltkriege haben die Kongreß-Polen für ihre Befreiung durch die Waffe nicht mitgewirkt. Daß sie schon heute mehr als vor hundert Jahren erreicht haben, verdanken sie der Großmut Deutschlands und Österreich-Ungarns. „Freischlucker" nennt Dr. E. Jenny im roten „Tag", Nr. 48/1918, in Übersetzung des „Darmojed" der Russen die Polen von heute. Ihrem und ihrer Presse Verhalten merkt man nicht

Digitized by Google

an, daß sie sich der Tatsache von der Großmut Deutschlands und Österreich-Ungarns bewußt wären. Auch der sogenannten polnischen Fraktion im deutschen Reichstage wäre bescheideneres und mehr dankbares Auftreten zu wünschen.

Moskau

Als Zar Peter I. der Große nach fünfundsiebzigjähriger Herrschaft des Geschlechtes der Romanow im Anfang des 18. Jahrhunderts durch die Gründung von Petersburg seinen russischen Untertanen, wie es hieß, ein Fenster nach Europa öffnen wollte, um von dort Licht hereinzulassen, vermochte er dies trotz des Widerstandes des alten Adels, da er mit einer beispiellosen Willenskraft die Macht des Alleinherrschers ausübte. Sein einziger Sohn, der an den alten Anschauungen und Sitten der Russen hing, kam, ins Gefängnis gestoßen, dort um, geknutet, wie man sagt, vom eigenen Vater, hauptsächlich deswegen, weil jener geäußert hatte, er wolle als Zar einst wieder seinen Herrschersitz nach Moskau zurückverlegen. Da Peter der Große, nach einem von ihm gegebenen Ukas, den Thronfolger nach Belieben bestimmen konnte, dies aber nicht tat, trat nach seinem Tode „eine Reihe schwankender Regierungen und stürmischer Thronwechsel ein", aus denen endlich im Jahre 1741, sechzehn Jahre nach des großen Zaren Ableben, seine jüngste Tochter Elisabeth zur Regierung gelangte. Diese, den altrussischen Gebräuchen geneigt, residierte jedes Jahr mehrere Monate in Moskau und bewahrte sich bei ihrer zur Schau getragenen bigotten Frömmigkeit, trotz ihrer Sittenlosigkeit, welche ihr von seiten Friedrichs des Großen die Bezeichnung la grande catin du Nord eintrug, die Sympathie des Adels und die Liebe des Volkes. Verhaßte Neuerungen wurden während ihrer Regierung nicht eingeführt, sie liebte überhaupt Staatsgeschäfte nicht und sah ihren Kanzler Bestucheff oft Monate nicht; Unterschriften waren ihr schwer abzuringen. Die Nachfolger Peters des Großen und auch Elisabeth sind zu den schwachen Regenten zu zählen. Der Verlauf der Feldzüge gegen Preußen war im allgemeinen unglücklich, da der Wille des Herrschers im Felde selbst fehlte. Da Elisabeth unverheiratet keine erbberechtigten Kinder besaß, sollte auf ihren Wunsch ihr Neffe, Herzog Peter von Holstein-Gottorp, der Nachfolger auf dem Thron werden. Dieser war westeuropäisch gesinnt und als solcher den gesamten Russen verhaßt. Er machte aus dem Abscheu gegen alles Russische kein Hehl, ließ sich eine Leibgarde von Holstein her senden und exerzierte sie nach dem preußischen Reglement. Im übrigen trank er unmäßig, vernachlässigte seine Gattin Katharina, eine geborene Prinzessin von Anhalt-Zerbst, und wollte später nach seinem Regierungsantritt seine Mätresse Elisabeth Gräfin Woronzow heiraten. Wenn dieser Fürst nach dem Tode der Kaiserin Elisabeth, am 5. Januar 1762, sich längere Zeit auf dem Thron gehalten hätte, wären im Innern Rußlands

Digitized by Google

die größten Unruhen ausgebrochen; seine Regierungszeit dauerte aber nur fünfeinhalb Monate und wurde durch eine Revolution von oben her beendet.

Seine Gattin wußte, daß ihre Tage als Kaiserin gezählt seien, wenn Peter III. noch länger Herrscher bliebe; die Verweisung in ein Kloster war ihr gewiß; sie hatte es verstanden, sich überall beliebt zu machen, und hatte bei der Abneigung ihres Gatten sich nicht gescheut, mehrfach Liebesverhältnisse anzuknüpfen. Als der Kaiser Peter III. unfern von Petersburg im Schlosse Peterhof sich aufhielt, wurde Katharina innerhalb achtundvierzig Stunden in der Hauptstadt durch eine Militärrevolution zur Kaiserin an Peters Statt ausgerufen. Dieser, nach einem kaiserlichen Schlosse Ropscha gebracht, wurde dort am 17. Juli durch den Sergeanten Engelhardt mit Hilfe der beiden Orlow, der beiden Fürsten Borjatinsky und mehrerer anderer Personen nach heftigem Kampf erdrosselt. Offiziell wurde der Tod des Zaren als die Folge eines Schlagflusses ausgegeben. Mit Recht sagte die Fürstin Daschkow zu ihrer Gebieterin, der nunmehrigen Kaiserin Katharina II.: „Madame, für Ihren Ruhm kam dieser Schlagfluß zu früh." Den Befehl zur Ermordung Peters III. hat Katharina jedenfalls nicht gegeben; die Orlow wollten jedoch seine Beseitigung, weil sie sich nur in diesem Falle für gesichert hielten.

Katharina II. war nach Peter dem Großen die zweite große Herrscherpersönlichkeit auf dem russischen Throne der Romanow. Aufgeklärt, liberalen Grundsätzen zugänglich, sprach sie aus, daß sie im Herzen für eine Republik sei, aber sie war viel zu klug, um solche Gedanken in den Regierungs- und Volkskreisen zuzulassen. Auf das Drängen der dem sogenannten Fortschritt zugeneigten Geister antwortete sie, neue Gesetze auf Pergament zu schreiben, sei nicht so schwierig, aber die Haut ihrer Untertanen sei zu empfindlich, um darauf solche Gesetze zu drucken. Sie hat niemals einen großen Krieg geführt und dennoch Rußlands Grenzen erheblich erweitert. Der Graf von Ségur, französischer Botschafter am Petersburger Hofe, schildert sie als klug, liebenswürdig und taktvoll, frivoler Unterhaltung nicht zugänglich, obgleich sie dauernd ihre Liebhaber wechselte. Der erste war Sergius Soltikow, der, nach längerer kinderloser Ehe Katharinas mit dem Großfürsten Peter, Erhörung fand. Wahrscheinlich war Paul, der spätere Kaiser, ein Sproß aus diesem Verhältnis, das erklärlich ist, weil der Großfürst sich in der Ehe in hohem Grade unangenehm und unliebenswürdig zeigte, außerdem, wie schon erwähnt, eine Mätresse hatte. Aus den Memoiren des zweiten Favoriten Katharinas, des Fürsten Poniatowski, späteren Königs von Polen, ist zu ersehen, daß auch ihm mit aller Wahrscheinlichkeit Katharina als Großfürstin ein Kind, und zwar eine Tochter, gebar. Es ist zu bezweifeln, ob die Kinder Katharinas noch zu der Familie der Romanow zu zählen sind. — Es wird ihr vorgeworfen, daß sie auf einer großen Reise nach Südrußland sich durch ihren Minister Potemkin hätte blenden lassen, indem sie sich von demselben Fassaden von Dörfern vorspiegeln ließ. Das ist zum Teil richtig, aber nur als die Kaiserin zu Schiff auf dem Dnjepr fuhr, bei welcher Gelegenheit sie die Dörfer nur im

Digitized by Google

Vorbeifahren aus der Ferne sehen konnte. Auf dem festen Boden hätte Potemkin dies nicht gewagt. Trotz liberaler Anwandlungen hielt diese große Regentin das Volk fest im Zaum und zeigte sich als unerbittliche Feindin der Französischen Revolution.

Ganz anders gestaltete sich die Regierung des Kaisers Paul I. Von seiner Mutter von allen Staatsgeschäften ferngehalten, als Kaiser zuerst ganz verständig, dann jähzornig, in steter Angst, ermordet zu werden, zuletzt irrsinnig; vor Antritt der Regierung ein guter Vater der zehn ihm von Maria Fjodorowna, Prinzessin von Württemberg, geborenen Kinder, während der Regierung rücksichtslos gegen alle russischen Eigenheiten, beim Adel und im Volke mit wenig Ausnahmen verhaßt, schwankte er in seiner Politik hin und her und opferte nutzlos Kräfte weit außerhalb des Landes. Paul war im Heere unbeliebt, da er den Zopf und den Puder einführte. Der berühmte Feldmarschall Suwarow machte den Witz, der Zopf stäche nicht, und der Puder ginge nicht los. Dies trug ihm die Verbannung auf seine Güter ein. Später zum Kriege gegen Frankreich wieder hervorgesucht, fiel Suwarow nach der Rückkehr von seiner glorreichen Heeresfahrt in Ungnade, weil er einige Uniformveränderungen erlaubt hatte, und starb gebrochenen Herzens auf einer seiner Besitzungen. — Es ist nicht zu leugnen, Paul I. hatte auch einige ihm ergebene Männer, unter anderem den Hofmarschall Grafen Rostopschin, den späteren Zerstörer von Moskau. Der Kaiser zog als Residenz Petersburg vor und ließ dort für sich den St. Michaelspalast erbauen. Moskau trat als Hauptstadt Rußlands mehr in die zweite Linie; auf die Altrussen wurde immer weniger Rücksicht genommen. Als der wegen seiner Strenge im Jahre 1798 verabschiedete Kommandant von Petersburg, Graf Araktschejew, nach drei Jahren wieder zum Dienst herangezogen werden sollte, merkte der Gouverneur genannter Hauptstadt, Graf Pahlen, daß er gestürzt werden würde, und traf mit dem Generalleutnant v. Bennigsen und einer großen Anzahl von Mitverschworenen Gegenmaßregeln. Kaiser Paul hatte am 11. März 1901 mit seiner Familie Tafel gehalten und war sehr aufgeräumt, gegen seinen ältesten Sohn Alexander sogar herzlich gewesen. Trotzdem wußte dieser ganz genau, daß die Kaiserin und seine eigene Person mit demnächstiger Einkerkerung bedroht waren. Da Graf Pahlen und viele andere den Kaiser Paul für irrsinnig hielten, entschloß sich Graf Pahlen, mit Unterstützung des Generalleutnants v. Bennigsen, unter Wissen des Großfürsten Alexander, den Kaiser in der Nacht vom 11./12. März im St. Michaelpalais zur Abdankung zu bewegen. Der Kaiser schlief allein in seinem Schlafzimmer; da er Grund zu haben glaubte, mit der Kaiserin unzufrieden zu sein, hatte er die Tür zur Treppe zum Schlafzimmer der Kaiserin zumauern lassen. Bennigsen trat in Begleitung einiger Offiziere an das Bett des Kaisers und ermahnte ihn dringend, als er einige Minuten mit ihm allein war, die Abdankungsurkunde zu unterschreiben. Da der Kaiser zur Kaiserin nicht fliehen konnte, widersetzte er sich dem Andringen der wieder eingetretenen Offiziere und wurde hierbei erwürgt.

Digitized by Google

Die Kaiserin betrauerte ihren Gemahl aufrichtig und tief; der Nachfolger Pauls I., Alexander I., hat diesen von ihm nicht gewollten tragischen Abschluß seines Vaters nie ganz verwinden können.

Von nun an trat Moskau als Hauptstadt ganz zurück, spielte höchstens noch als Krönungsstadt eine Rolle. Alexander I. war ganz westmächtlich gesonnen, liberal, soweit es sein allmächtiger Kriegsminister und Freund Araktschejew gestattete. Jede Erinnerung an den 11. März war ihm furchtbar, er hat es Rostopschin nie verziehen, daß dieser aussprach, die Niederlage von Austerlitz sei eine Strafe für die Sünde des schlechten Sohnes. Die Kinder aus der Ehe und von der Mätresse Gräfin Naryschkin starben sämtlich vor dem Kaiser Alexander I. Seine letzten Lebensjahre waren mit religiösem Grübeln und der Furcht vor dem Ausbruch einer ihm bekannten großen Verschwörung erfüllt.

Rußland bedurfte nach einer Anzahl schwacher Herrscher wieder eines Mannes, und der war Nikolaus I. Nachdem er, nach Verzicht seines 17 Jahre älteren Bruders Konstantin auf den Thron infolge einer unebenbürtigen Heirat, seine Krönung trotz erheblichem Widerstande durchgesetzt hatte, warf er den sogenannten Dekabristenaufstand mit rücksichtsloser Strenge nieder; die Aufständischen waren fortschrittlich gesonnene Offiziere und Beamte, der Oberst Pestel und der Beamte Rylejew erlitten unter anderen den Tod durch Henkershand. Es war dies eine innerpolitische Bewegung in Rußland gewesen, welche eine neue Regierungsform herbeiführen sollte. Nikolaus I. war ein Herrscher nach dem Herzen der Großrussen, streng, dabei wohlwollend, Autokrat, jedoch der Milde zugänglich, ein bitterer Feind aller westmächtlichen revolutionären Erschütterungen. Der Irrtum, daß er Sebastopol, ohne es durch Eisenbahnen mit dem Hinterlande verbunden zu haben, gegen Gegner, welche das Meer beherrschten, auf die Dauer verteidigen könne, zehrte an seiner Kraft und ließ ihn eine Lungenentzündung in einem Alter von sechzig Jahren nicht überstehen. Daß er vergiftet worden sei, ist eine Legende.

Sein Sohn Alexander II. befand sich dauernd, trotz seiner volksbeglückenden Absichten, im Kampfe mit der reformwütigen, halbgebildeten Jugend, den Nihilisten, und fiel einem Attentat zum Opfer. Die geringen Erfolge des Russisch-Türkischen Krieges und die auf dem Berliner Kongreß erlittene Enttäuschung erregten in Rußland Haß gegen die fremden Völker, namentlich gegen Deutschland, ein Gefühl, welches Alexander III., der letzte nationale große Zar, benutzte, um die starke Partei der volkstümlichen Russen, die von Katkow geführt wurden, der Slawophilen, zu einem gemeinsamen Ziele zu lenken, wenn er auch klug genug war, bis zu seinem früh erfolgenden Tode das Dampfventil des Hasses noch festgeschraubt zu lassen. — Sein Sohn Nikolaus II. war nach Gestalt, Lebensführung und Begabung nicht der Autokrat, um Groß- und Kleinrussen mit gewaltiger Hand zu meistern. Trotz den Relations traditionelles, die ihn, wie er im Herbst 1896 in Breslau sagte, mit Preußen verbanden, schaute und reiste er damals schon nach Frankreich hinüber. Der unpopuläre Krieg gegen Japan konnte die Partei der Slawophilen wenig

Digitized by Google

befriedigen und erzeugte revolutionäre Strömungen in der Armee, welche die Gemüter bis in den vierten Stand hinein erregten.

Zu schwach, um eine grundlos aufgeregte Stimmung gegen Deutschland in Schranken zu halten, im Fahrwasser Englands und Frankreichs, im großen Krieg geschlagen, von der Armee verlassen, ist der letzte Zar klang- und ruhmlos der Gefangenschaft im eigenen Lande anheimgefallen.

Nach dem Dekabristenaufstand die Nihilistenverschwörung, danach die große Militärrevolte und jetzt der sozialistische, zum Teil internationale Sozialistenaufstand, in seinen Schrecknissen der ersten Französischen Revolution ähnlich! Peter der Große, Katharina II., Nikolaus I. waren die großen Herrschergestalten in der Linie der Romanow; Irrsinn, Schwäche, bigottes Wesen haben andere Regenten unglücklich beeinflußt. — Das Fenster nach Europa war zu früh geöffnet, eine Rückentwicklung Großrußlands nach Innen, nach Moskau, wäre ihm jetzt zu wünschen, denn zurzeit wird vor das Fenster an der Newa ein Riegel geschoben. Moskau, Kiew, Warschau, die Hauptstädte drei getrennter Reiche! Mögen die Slawen unter sich bleiben und die Randstaaten ihrer eigenen Entwicklung überlassen!

Die finanzielle Bedeutung des Friedens von Brest-Litowsk

Der deutsch-russische Friedensvertrag vom 3. März wirft eine Menge wirtschaftlicher und finanzieller Fragen auf, deren Beantwortung heute noch ganz unmöglich ist. Immerhin klären sich jetzt gewisse Dinge, über die man bisher völlig im unklaren war. Hierher gehört zunächst einmal die Ordnung der deutschen Forderungen an den russischen Staat. Nach den Abmachungen verpflichtet sich die Petersburger Regierung, für die seit dem 1. August 1914 nicht bezahlten Zinsen auf russische Staatspapiere nachträglich die Einlösung der Kupons vorzunehmen; außerdem aber soll „in Kürze" der regelmäßige Zinsendienst wieder aufgenommen werden. Soweit hier die Einlösung der rückständigen Kupons in Betracht kommt, handelt es sich um eine vom deutschen Standpunkt aus selbstverständliche Abmachung. Denn es ist nicht einzusehen, warum die deutschen Gläubiger in irgendwelcher Beziehung schlechter gestellt sein sollten als diejenigen in neutralen oder uns feindlichen Ländern, wo doch bis Ende vorigen Jahres Rußland voll seinen Verpflichtungen nachgekommen ist. (Daß diese Einlösung in dem Hauptland russischer Papiere, nämlich in Frankreich, nur durch die Unterstützung des Staates und durch Aufnahme weiterer Anleihen vor sich gegangen ist, hat mit dieser Tatsache nichts zu tun.) Schon weniger klar verhält es sich mit der erwähnten Wiederaufnahme des laufenden Zinsendienstes. Denn hier liegt offenbar ein Widerspruch gegenüber der feierlichen Annullierung sämtlicher Staatsschulden durch die Maximalisten vor. Und dann kann man diese Abmachung, so sehr man sich auch im Interesse der deutschen Gläubiger darüber freuen mag, noch nicht als endgültig betrachten. Eine der beiden Maßnahmen muß doch wohl abgeändert werden, sonst ist der Widerspruch unvereinbar. Immerhin ist die Lage der Deutschen im Osten so stark, daß sie die Anerkennung ihrer Forderungen durchsetzen können. Es sei nur daran erinnert, daß nicht nur das gesamte westrussische Bahnnetz in unserem Besitz ist, sondern daß auch höchst wertvolle Staats-

Digitized by Google

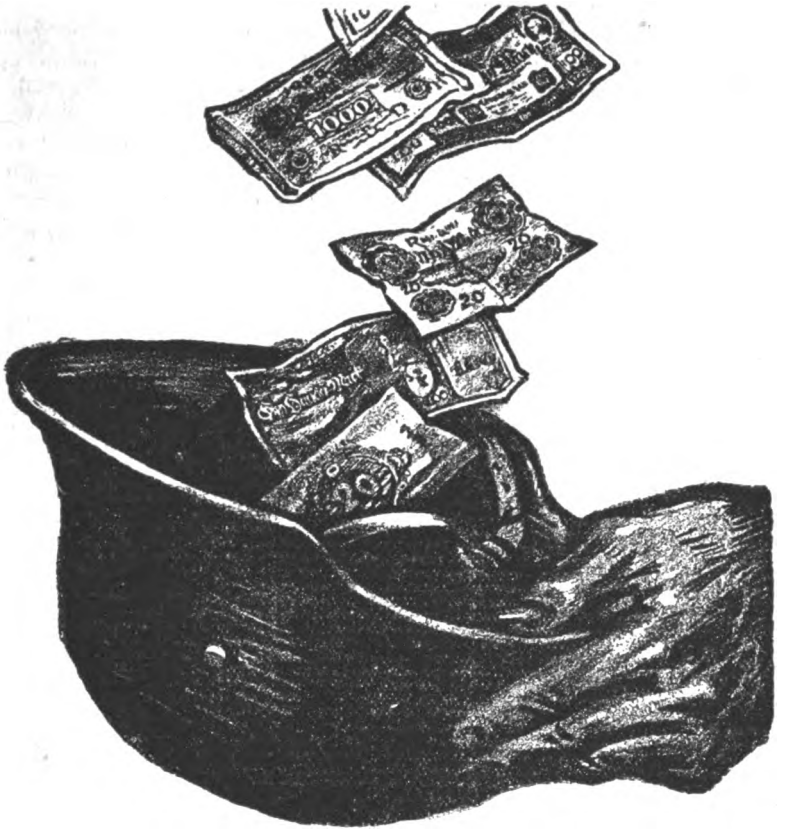
güter hinter unseren Linien liegen. Schließlich wäre ja auch denkbar, daß den neugebildeten Randstaaten gerade jener Teil der russischen Staatsschuld übertragen würde, der sich in Deutschland befindet. Denn daß diese Staaten von der Gesamtlast einen gewissen Anteil übernehmen, ist wahrscheinlich. In früheren Fällen ist bei Gebietsabtretungen immer in dieser Weise verfahren worden. Erinnert sei nur an die Türkei oder an die Abtretung der Lombardei an Italien.

Die nachträgliche Einlösung der russischen Kupons in einem Betrage von schätzungsweise 150 bis 200 Millionen Mark (man nimmt unseren Besitz an russischen Papieren aller Art mit $1^1/_2$ bis $1^3/_4$ Milliarden an, wovon etwa drei Fünftel auf Staatspapiere entfallen) kommt uns deshalb außerordentlich zustatten, weil aller Voraussicht nach ein sehr lebhafter Handelsverkehr mit Rußland in aller Bälde einsetzen wird und wir in einer gewissen Verlegenheit sind, wie wir die Waren, also vor allem das Getreide aus der Ukraine, die Häute und Felle aus Nishnij Nowgorod, Flachs aus den Ostseeprovinzen usw. bezahlen sollen. Es ist kaum anzunehmen, daß unsere Ausfuhr von Chemikalien, Kleineisenwaren usw. auch nur annähernd jene von uns erhofften russischen Warenmengen aufwiegen werde. Es handelt sich also darum, Zahlungsmittel für Rußland zu bekommen. Die Ausfuhr von Edelmetall kommt dafür nicht oder doch nur in recht geringem Maße in Betracht, weil wir unseren Goldschatz wegen unserer Bereitschaft für andere Zwecke nicht allzusehr schwächen können. Beabsichtigt ist also, die in Deutschland befindlichen russischen Kupons der russischen Regierung zur Einlösung zu geben, und diese liefert als Gegenleistung russische Banknoten, und zwar werden wir anscheinend nur sogenannte „Zarenrubel" nehmen, also Banknoten, welche vor der Erklärung der Republik ausgegeben wurden. Die neueren Gattungen russischer Geldzeichen, die „Dumanoten", die „Kerenskinoten" und die „Maximalistennoten" werden wir nicht in Zahlung nehmen. Dieser Umstand ist bezeichnend. Man ist offenbar dazu bewogen worden durch die Beobachtung, daß der russische Bauer zwar noch zum Geld des ancien régime, nicht aber zu dem der demokratischen Regierungen der verschiedenen Abstufungen Vertrauen hat.

Aber auch damit scheinen nach deutscher Auffassung noch nicht genügend Zahlungsmittel vorhanden zu sein. Denn kurz nach dem Friedensschluß mit Rußland hat die deutsche Regierung das Verbot der Rubelnoteneinfuhr aufgehoben. Man darf wohl daraus schließen, daß die deutsche Reichsbank die Absicht hat, durch Käufe im Ausland ihren Bedarf an russischen Noten zu erhöhen. Man braucht sich selbstverständlich die Sache nicht etwa so zu denken, daß künftig jedermann so viel Rubelnoten aus dem neutralen und feindlichen Ausland nach Deutschland einführen kann, wie er nur will. Eine solche Erlaubnis wäre geradezu frevelhaft gegenüber der deutschen Valuta. Denn der Deutsche, der im Ausland Rubelnoten kauft, muß dafür zu Lasten Deutschlands bezahlen. Er drückt damit also auf den deutschen Wechselkurs, und eine derartige schrankenlose Einfuhr wäre ebenso verhängnisvoll wie die Erlaubnis, Luxuswaren in jeder beliebigen Menge über die Grenze zu bringen. Es ist vielmehr so, daß nur derjenige im Ausland Rubelnoten kaufen kann, der von der deutschen Reichsbank dazu ermächtigt und beauftragt ist. Mit anderen Worten, es wird sich das im Rahmen unseres Bedarfs halten. Immerhin hat die bloße Ankündigung dieser Neuerung sehr erheblich den Rubelkurs erhöht und den Markkurs um eine Kleinigkeit gedrückt. Und deshalb ist es fraglich, ob der geplante Weg sehr glücklich ist, ob nicht Mittel und Wege vorhanden wären, auf andere Weise in Rußland unsere Importe zu bezahlen. Recht naheliegend wäre es, den Russen, namentlich aber auch manchen der neuen Randstaaten alte Forderungen an sie zur Verfügung zu stellen. Wenn wir beispielsweise die in unserer Hand befindlichen Obligationen von ukrainischen Bahnen der Kiewer Regierung verkaufen würden, so sollte diese doch froh sein, auf diese Weise Besitzerin der ihr Land durchziehenden Bahnlinien zu werden. Der Gedanke ist so naheliegend, daß man hoffen muß, die Regierung werde von sich aus ähnliche Wege beschreiten.

Digitized by Google

Der Umſtand aber, daß überhaupt die Sorge um genügende Zahlungsmittel ſo groß iſt, darf uns mit großer Befriedigung erfüllen, denn danach können wir doch wohl annehmen, daß es ſich bei der kommenden Wareneinfuhr aus Rußland um außerordentlich große Poſten handeln muß. An und für ſich iſt ja nichts verkehrter, als in der-



Jede bisher gezeichnete Mark Kriegsanleihe hat mitgearbeitet an den bisherigen großen Erfolgen unſeres Heeres.

Zeichnet den Enderfolg durch die „achte"!

artigen Dingen ſich einem kritikloſen Optimismus hinzugeben. Die Schwierigkeiten einer befriedigenden Warenbewegung ſind ungeheuer. Es ſei nur an die Zurückhaltung der Waren durch eine mißtrauiſche Bevölkerung und vor allem an die geradezu chaotiſchen Verkehrsverhältniſſe erinnert. Immerhin hoffen Sachverſtändige, daß allein an Getreide in der Ukraine, wenn einmal die erſten Hinderniſſe beſeitigt ſind, monatlich

Digitized by Google

300 000 Tonnen zur Ausfuhr frei werden. In sonstigen Waren kommen wohl schon recht bald Häute und Felle in Betracht, von denen angeblich 15 bis 17 Millionen Stück für die Ausfuhr bereit sind. Bei dem ebenfalls schon erwähnten Flachs muß es sich um sehr ansehnliche Posten handeln, da die so bedeutende irische Leinenindustrie bisher zu Vierfünftel von jenen Gebieten ihr Rohmaterial bezogen hat.

Sehr viel wird darauf ankommen, wie sich die Dinge in Sibirien abwickeln, ob und wie weit Japan vorrücken wird. Denn in Sibirien sind auch heute noch ungeheure Schätze an landwirtschaftlichen Produkten aller Art aufgestapelt.

Unsere Ausführungen haben sich darauf beschränkt, das Nächstliegende zu erörtern. Daß darüber hinaus durch den Friedensschluß die Wiederanknüpfung der Beziehungen zum Osten in gute Wege geleitet ist, wird auch der nicht bestreiten, der über die politischen Seiten des russisch-deutschen Friedensvertrages skeptischer denkt. Der große Plan der Pariser Wirtschaftskonferenz, uns allenthalben wirtschaftlich unmöglich zu machen, hat durch die Abmachungen von Brest-Litowsk ein bedenklich großes Loch bekommen.

Literarische Berichte

Die Geldvermehrung im Weltkriege und die Beseitigung ihrer Folgen. Eine Untersuchung zu den Problemen der Uebergangswirtschaft von Prof. Dr. Rob. Liefmann. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.50.

Diese neueste Schrift des wohlbekannten Freiburger Nationalökonomen ist die Fortsetzung des 1916 von demselben Verfasser im gleichen Verlage erschienenen Buches: Geld und Gold, ökonomische Theorie des Geldes. Sie zieht die Schlußfolgerungen, welche sich aus Liefmanns neuer Geldlehre für die ungeheuer wichtigen Aufgaben ergeben, die uns auf dem Gebiete des Geldwesens nach dem Kriege bevorstehen. Im Mittelpunkt der Untersuchung stehen die Probleme der Inflation und des Sinkens unserer Valuta im Auslande. Es wird gezeigt, daß Inflation, d. h. Einfluß der Geldvermehrung auf die Preise, nicht nur durch Vermehrung der Banknoten oder sonstiger Zahlungsmittel, sondern auch durch Kreditanspannung und dadurch künstlich geschaffene Kaufkraft herbeigeführt werden kann. Ferner wird nachgewiesen, daß das Sinken der deutschen Valuta nicht nur eine Folge ungünstiger Zahlungsbilanz, sondern auch eine solche der durch die Absperrung Deutschlands vom Weltmarkte und den Mangel an Rohstoffen und Arbeitskräften bewirkten hohen inländischen Preise ist. In den letzten vier Kapiteln werden eingehend die verschiedenen Mittel erörtert, welche es ermöglichen, möglichst bald wieder im Inlande zu niedrigeren Preisen und dem Auslande gegenüber zur Wiederherstellung unserer Valuta zu gelangen. Mit besonderem Nachdruck weist der Verfasser darauf hin, daß diese Aufgaben zu den wichtigsten der Uebergangswirtschaft nach dem Kriege gehören und schon jetzt vorbereitet werden müssen. Dabei behandelt das Buch viele der sehr umstrittenen Fragen des Geldwesens, der Kapitalbildung, der Besteuerung nach dem Kriege von ganz neuen Gesichtspunkten und bringt auch mancherlei Tatsachenmaterial über die Geldvermehrung.

Männer und Zeiten der Weltgeschichte. Eine Auswahl aus den Werken von Leopold Ranke. Eingeleitet und herausgegeben von Dr. Rudolf Schulze. Drei Bände. Preis jedes Bandes geheftet M. 4.—, gebunden M. 4.80. Verlag von J. P. Bachem in Köln.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß der Weltkrieg die Menschheit mehr als je zur Betrachtung der Weltgeschichte, die in wahrem Sinne des Wortes auch eine Menschheitsgeschichte ist, angeregt hat. Durch die Versenkung in die Vergangenheit gewinnt man ja auch erst Verständnis für die Vorgänge in der Gegenwart, und beides weitet den Blick, der in die Zukunft zu schauen befähigt wird. Die Erkenntnis dieser Wahrheit wird wohl in manchem den Entschluß gezeitigt haben, sich in der Weltgeschichte wieder umzusehen, aber damit zugleich ist die Frage aufgetaucht, welches Geschichtsbuch er zur Hand nehmen soll. Da ist nun neuerdings ein Werk erschienen, das wir als ganz vortrefflich empfehlen können: Dr. R. Schulze hat aus den Werken Leopold Rankes, des besten Geschichtschreibers aller Zeiten, eine Auswahl zusammengestellt, die demjenigen, der sich nicht speziellen Studien hingeben

Digitized by Google

kann, einen ausgezeichneten Ueberblick gewährt. Es war ein glücklicher Gedanke des Herausgebers, gerade Ranke zu wählen, und ebenso hat er eine glückliche Hand bei der Auswahl gehabt. Wir wünschen dem verdienstvollen Werke eine weite Verbreitung und viele dankbare Leser.

Umrisse der Weltpolitik von J. Hashagen. I. 1871—1907, II. 1908—1914. Leipzig, Teubner.

Der Bonner Historiker gibt hier in zwei Bändchen der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" einen kurzen Ueberblick über die Entwicklung der Weltpolitik seit 1871, der gewiß vielen Lesern willkommen ist. Im einzelnen bleibt freilich manches auszusetzen. So tritt I 6—7 bei der Besprechung der Krisis von 1875 weder die Perfidie der französischen Politik, die damals der Herzog von Decazes leitete, noch das bereits sich anbahnende Hinüberschwenken Rußlands zu Frankreich genügend hervor. Daß Bismarck 1876 „gegen Rußland und für Oesterreich optiert habe", ist so vollkommen falsch, daß man zweifeln könnte, ob Hashagen überhaupt die Quellen über jene Vorgänge kennt. So können wir die beiden Bändchen nicht ohne weiteres empfehlen. E.

Bürgertugenden in Krieg und Frieden. Von Albrecht Mendelssohn-Bartholdy. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). M. 1.80.

Fünf Vorträge, gehalten im November und Dezember 1916 im Freien Deutschen Hochstift zu Frankfurt a. M., sind hier zusammengefaßt; ihr Abdruck erfolgte unverändert, wie sie gesprochen wurden. Die innere Nötigung, seinen politischen Glauben rückhaltlos zu bekennen, veranlaßte den Verfasser zu ihrer Veröffentlichung. Auf jeden Fall ein mannhaftes, grundehrliches Buch! Heimatliebe, Rechtlichkeit, Gemeinsinn und Beständigkeit stehen im Mittelpunkt der vier Hauptkapitel. Ein Einleitungskapitel behandelt den Krieg als Erzieher zum Frieden; entschlossen wendet es sich gegen Treitschkes Machtlehre. Z.

Aus Wunden und Wonnen. Tagebuchblätter eines Verwundeten aus dem Wiener Lazarett. Von Heinrich Kipper. Preis M. 2.50. Verlag von Müller & Fröhlich in München.

Der Verfasser des vorliegenden Buches, ein verwundeter österreichischer Offizier, ist in Zivil Professor an der Lehrerinnenbildungsanstalt in Czernowitz, der Sohn eines schwäbischen Kolonisten in der Bukowina. Er schildert in tief ergreifender Weise seine Erlebnisse, Eindrücke und Stimmungen als Schwerverwundeter, Weib und Kind am Krankenlager, die vorgeführten Verwundetentypen und die köstlichen Briefe des Pfarrers Georg Schwalm aus Pancova. Aber auch ein sonniger, tränenbetauter Humor durchweht das Buch und kommt namentlich in den Mundartgeschichterln und Gedichterln, die zeigen, daß die schwäbischen Kolonisten sogar ihrer Mundart treu geblieben sind, zur Geltung.

Notre planète en guerre. Le péril blanc. Par B. G. Assan. Bern, Wyß, 1917.

Der Verfasser dieses Buches spricht es mit Nachdruck aus, daß im Weltkrieg nur zwei wirkliche Gegner sich gegenüberstehen, England und Deutschland, und daß alle anderen nur ihre Trabanten sind, „unter welchen Frankreich im ersten Feld steht". „Die Hälfte der Bevölkerung der Welt tötet sich unbewußt, um die andere Hälfte zu beherrschen." Weil man Deutschland nicht erlauben will, sich seinem Volkszuwachs entsprechend auszudehnen, spricht man davon, den preußischen Militarismus zerstören zu müssen. Aber ebenso notwendig ist dann die Zerstörung des englischen Maritimismus, und die einzige wirkliche Lösung der Krisis ist die Verbindung der Völker, die aber auch nach Assan noch weit von ihrer Verwirklichung entfernt ist. E.

Lug ins Land. Siebente Liebesgabe deutscher Hochschüler. Preis geheftet M. 2.50. Furche-Verlag in Berlin.

In dem Buche sind eine Reihe von Aufsätzen hervorragender Schriftsteller vereinigt, die über Flugzeuge und Unterseeboote, Technik und Kunst, die alten deutschen Spiele, die Geldkraft der kriegführenden Staaten, die Verfassung Rußlands, die Kultur im Baltenlande, aus Polens Geschichte usw. handeln. Es ist ja allgemein bekannt, daß im Schützengraben neben dem Humor eine gediegene ernste Lektüre bevorzugt wird. Hierauf haben die Herausgeber Rücksicht genommen — die genannten Titel der Aufsätze deuten dies ja schon an. Und so wird das Buch nicht nur von unseren Feldgrauen im Schützengraben, sondern auch von den Daheimgebliebenen gern gelesen werden.

Das Schicksal Belgiens beim Friedensschluß. Von Ernst Zitelmann. München, Duncker & Humblot, 1917.

Der Verfasser geht von dem Satze aus, daß für die Gestaltung des Schicksals Belgiens nichts maßgebend sein darf als Deutschlands Interesse, namentlich nicht Empfindsamkeit oder Mitleid; die harten Erfahrungen des Krieges müssen verwertet werden. Von diesem durchaus richtigen Satze aus gelangt Zitelmann zu der Forderung, daß Belgien militärisch besetzt bleiben und das Recht, auswärtige Politik zu treiben, verlieren muß; seine Verfassung,

Digitized by Google

ob monarchisch, ob republikanisch, wird von Deutschland bestimmt; im Innern hat es Freiheit, sich einzurichten und zu tun, was es will; handelspolitisch ist entweder ein Handelsvertrag oder Aufnahme des Landes in den Zollverein notwendig; was besser ist, wäre genau zu prüfen. Ob die Vorschläge des Berliner Staatsrechtslehrers durchführbar sind, hängt vom Ausgang des Krieges ab; daß sie vom deutschen Interesse aus zutreffen, halten wir für sicher. E.

Der Staat Ungarn. Eine Geschichtsstudie. Von J. Szekfü, Privatdozent an der Universität Budapest. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geh. M. 3.20, geb. M. 4.80.

Was diesem Buch seinen besonderen Wert gibt, ist, daß es von einem Ungarn geschrieben ist, der seinem Vaterland mit stolzer, jedoch nicht blinder Liebe zugetan ist und der mit dem Auge des geschulten Historikers die ungarischen Verhältnisse gleichsam von innen heraus durchschaut, während fremde Geschichtsforscher von außen an sie herantreten. Szekfü geht auf die ersten Anfänge der ungarischen Geschichte zurück, in denen sich schon eine ausgeprägte Eigentümlichkeit des Volkscharakters und bei den ersten großen Herrschern ein fest bestimmter Staatswille bekundet. Beides — und das ist die große geschichtliche Bedeutung dieser Anfänge — lenkte die ungarische Entwicklung nach Westen, verhinderte ihr Einströmen und Verschwinden in der slawischen Flut und gliederte sie nicht der byzantinischen, sondern der westlichen Kultur und der römischen Kirche an. Auf der so geschaffenen festen Grundlage läßt nun der Verfasser vor unsern Blicken sich den ungarischen Staat erheben, der als östlichstes Bollwerk gegen die jahrhundertelange Türkengefahr den schwersten Erschütterungen und Katastrophen ausgesetzt war, um dann seine völkische Eigentümlichkeit und sein politisches Eigenleben dem Wiener Zentralismus abringen zu müssen. Als besonders anziehend, dabei dem Nicht-Ungarn fast völlig Neues bietend, sei aus diesem nationalen Durchringen das Erwachen des literarisch-geistigen Ungarns hervorgehoben. Daß diese geistigen Momente des ungarischen Lebens neben der äußeren Geschichte und der inneren politischen Gestaltung des Staates voll zur Geltung kommen, ist ein besonderer Vorzug des Szekfüschen Buches, das durchaus geeignet erscheint, den deutschen Leser in die Geschichte und Art des ungarischen Staates und Volkes einzuführen.

Leben und Wirken des Freiherrn Rochus von Liliencron. Mit Beiträgen zur Geschichte der Allgemeinen Deutschen Biographie. Von Anton Bettelheim. Mit einem Bildnis Rochus von Liliencrons. Berlin, G. Reimer. 316 S. M. 8.— (9.25).

Keiner konnte mehr berufen sein, das Leben des großen Werkmeisters der Allgemeinen Deutschen Biographie darzustellen, als Anton Bettelheim, sein wesensverwandter Erbe als Vertreter und Organisator der biographischen Wissenschaft. So ist hier denn auch alles in Liliencrons Leben, was sich auf diesen Teil seiner Tätigkeit bezieht, besonders gut gelungen; und noch über den unmittelbaren Zweck des Werkes hinaus wird der wertvolle Grundriß einer Geschichte der Allgemeinen Deutschen Biographie geboten. Die andern Züge in Liliencrons Leben und Schaffen sind darüber nicht vernachlässigt, weder der äußere Gang seines Daseins mit seinen mannigfachen und tiefgehenden Beziehungen zur Politik, besonders zur schleswig-holsteinischen Frage, und zur allgemeinen Geistesgeschichte, noch die ertragreichen Forschungen im Dienste der Germanistik und der Musikwissenschaft, wenn auch Einzelstudien noch erwünscht wären. Vor allem rundet sich hier in Lebenswahrheit und -fülle das Gesamtbild der Persönlichkeit, des vielseitigen Gelehrten, des aufrechten und zugleich gewandten Diplomaten, des duldsamen Weltmannes, des künstlerisch empfindenden, edlen, großgesinnten Menschen.

Heinrich Brömse.

Israels Propheten. Von Bernhard Duhm. Band 26 der „Lebensfragen". Herausgegeben von Weinel. Tübingen, Mohr. (VIII, 483.) Geh. M. 6.—, geb. M. 7.50.

Der bekannte Baseler Professor behandelt hier ein wichtiges Thema, und zwar in einer Form, die dem Stoff voll und ganz gerecht wird. Er geht davon aus, daß die Entstehung und Entwicklung des israelitischen Prophetismus eine der größten Bewegungen in der geistigen Entwicklung der Menschheit gewesen sei. Die Prophetie hat eine Geschichte. „Sie ist nicht eine zeitlose Offenbarung überirdischer Wahrheiten. Die Prophetie Israels hat in der ungeheuren assyrischen Krise erst ihre volle Größe entfaltet und den Weltgedanken empfangen, der die treibende Kraft in der geistigen Weltgeschichte geworden ist." 3. — Großzügig werden die großen Linien durchgeführt, aber mit Sorgfalt und Liebe auch Einzelpersönlichkeiten geschildert. Aus der Fülle des Stoffs greifen wir Hosea heraus. „Er ist etwas jünger als Amos, vielleicht ein paar Jahrzehnte; aber er hat ein älteres Gesicht." 98. — Schärfe und Entrüstung fehlt auch bei ihm nicht, „aber das sind Ausbrüche nicht sowohl des sittlichen Zorns als des erregten Gefühls, des Schmerzes über das Geschick seines Volkes, der Verzweif-

Digitized by Google

lung über die Schlechtigkeit der Priester und politischen Leiter". — „Welche Seelenkämpfe hat Hosea durchgemacht, den nicht der stählerne Flügel des sittlichen Zorns über das Grausen hinwegzutragen vermag, wie er den Amos trägt." — „So stehen Israels Propheten da, als das große Drama sich ankündigt, tief ergriffen, aber fest und unverwirrt, des großen Augenblicks bewußt. Welch eine geistige Kraft muß es gewesen sein, die diese Männer befähigte, das Ende vor sich zu sehen und dennoch Männer zu bleiben und bis zum letzten Augenblick zu wirken. Und was für eine Religion muß es sein, die sich so sieghaft über den Wirbelsturm der Weltgeschichte emporschwingt." 114. — „Die Religion ist entweder das höchste Ziel für die Menschen oder aber ein verderbendes Gift; das hatte schon Hosea ausgesprochen, das hat Jesaia erst recht klar gemacht." 175. — Ein „eindringender, geistvoller Beurteiler ist dieser Hosea. Wer von unsern Gebildeten weiß, daß ein solcher Mann unter den Schriftstellern des Alten Testaments steht?" 126. — In feinster Weise werden die verschiedenen Gestalten ihrer Individualität nach herausgearbeitet, ein Jeremia, aber auch ein Hesekiel, ein Nehemia und ein Hiob, von dem gesagt wird: „Mensch sein heißt Kämpfer sein, und Religion haben heißt an den Sieg Gottes glauben." 354. — Zwar werden zum Teil „Ergebnisse" als sicher vorausgesetzt oder hingestellt, über die die wissenschaftliche Debatte noch nicht abgeschlossen ist, aber im allgemeinen ist das Urteil sehr besonnen. Dabei werden all die geschichtlich interessanten Fragen zugleich als Gegenwarts- und Lebensfragen abgehandelt mit großer Gründlichkeit, zugleich aber auch in formvollendeter Weise, so daß Lesen und Durcharbeiten des Buches Gewinn und Genuß bedeuten.

Lic. Dr. Werdermann (Gnesen).

Vaterlandsgefühl und Gottesbewußtsein. Von J. K. v. Hoeßlin. Berlin 1916, Schwetschke. 60 Pf.

Das Heft enthält anregende Einzelgedanken des Verfassers, der selbst den Krieg kennt So z. B.: „Die Fähigkeit der alten Griechen, allen Menschen mitzuempfinden, ging so weit, daß darunter ihre Vaterlandsinstinkte degenerierten, daß sie den fremden Völkern gegenüber, von denen sie erobert wurden, keinen Groll mehr empfanden." 22. — „Haß ist nicht die Verneinung der Liebe, sondern ihre Ergänzung." 24. — Die meisten Leser werden sich aber unter dem Titel mit den heute aktuellen Problemen und ihrer Beziehung zueinander zunächst etwas ganz anderes vorstellen, als was der Verfasser abhandelt, der von Schopenhauers „Metaphysik der Liebe" ausgeht und mit Nietzsche schließt. Dr. W.

Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker von Karl Woermann. 2. Auflage, Band 2. Geb. M. 13.—. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Mit derselben kraftvollen und sicheren Stetigkeit, mit der er in fünfzehn langen Arbeitsjahren die erste Auflage seiner Kunstgeschichte geschaffen, fördert Woermann jetzt auch die neue Auflage des auf seinem Gebiete unbestritten führenden Werkes. Auch der zweite Band bildet ein abgeschlossenes Ganzes für sich: als erstes unter allen allgemeinen kunstgeschichtlichen Werken führt er den Leser durch Wort und Bild in ferne Kunstwelten ein, die, wie die tibetanische und ostturkestanische, erst in jüngster Zeit erschlossen worden sind, und neben der hochentwickelten Kunst des Islams schildert er die primitive Kunstbetätigung der sogenannten Naturvölker. Die Abschnitte, die in der ersten Auflage diese Gebiete behandeln, haben sich in der zweiten mehr als verdreifacht: so bedeutend häufte sich unter den Händen des Forschers dieser uns mit dem Zauber des Geheimnisvollen, Phantastischen, Märchenhaften anlockende Stoff, denn die Form der Darstellung hält sich auch hier fern von jeder Weitschweifigkeit, verbindet auch hier klarste Knappheit mit schlichter Anmut und lebendigster Anschaulichkeit. Z.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Arbeiterschaft und Kriegsentscheidung. Vortrag, gehalten von Generalsekretär Stegerwald auf dem 4. Deutschen Arbeiterkongreß in Berlin. Köln, Christlicher Gewerkschaftsverlag.

Augstein, Dr. E., Geh. Sanitätsrat in Bromberg, Medizin und Dichtung. Die pathologischen Erscheinungen in der Dichtkunst. Stuttgart, Ferd. Enke. M. 3.20.

Bastgen, Prof. Dr. Hubert, Die römische Frage. Dokumente und Stimmen. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. Geh. M. 12.—, geb. M. 13.50.

Das Reich, Vierteljahrsschrift. Herausgegeben in München und Heidelberg von Alexander Freiherr v. Bernus. 2. Jahrbuch 4. Januar 1918. München, Hans-Sachs-Verlag.

Digitized by Google

Dekorative Kunst 1917, Nr. 3. Inhalt: Die Ausstellung des Deutschen Werkbundes in Bern 1917. 48 Abbildungen und 2 Mattdrucktafeln. Mit Text von Moeller van den Bruck. München, F. Bruckmann A.-G.

Der Wirtschaftskrieg. I. Abteilung: England. Bearbeitet von Ernst Schuster und Assessor a. D. Dr. Hans Wehberg. Jena, Kommissionsverl. Gust. Fischer. M. 13.50.

Feldman, W., Geschichte der politischen Ideen in Polen seit dessen Teilungen (1795—1914). München, R. Oldenbourg. M. 10.—.

Felisch, Wirkl. Geh. Admiralitätsrat Dr., Ein deutsches Jugendgesetz. Berlin 1917, Ernst Siegfried Mittler & Sohn.

Flex, Walter, Im Felde zwischen Nacht und Tag. Gedichte. München, C. H. Beck (Oskar Beck).

Gerok, Hans, Die Fremden. Drama in drei Aufzügen. Warnsdorf-Wien 1917, Ed. Strache. Geb. Kr. 6.— oder M. 4.50, geh. Kr. 4.80 oder M. 3.60.

Kapp, Prof. Lic. W., Ist Elsaß-Lothringen als autonomer Bundesstaat denkbar? Berlin, Julius Springer. M. —.60.

Keller, Peter, Sachsen-China. Ein kunsthistorischer Roman. Berlin-Charlottenburg, Vita Deutsches Verlagshaus. Geh. M. 6.—, geb. M. 8.—.

Krumm-Heller, Oberst Dr., Carranzas Mexiko. Gesammelte Abhandlungen über das Land der Azteken. Halle a. Saale, Otto Thiele. Geh. M. 2.20.

Laun, Prof. Dr. Rudolf, Angriff und Verteidigung. (Sonderabdruck aus Zeitschrift für Völkerrecht, Band X, Heft 4.) Breslau, J. U. Kerns Verlag (Max Müller). M. 1.50.

Lebius, Franz, Familienforschung. Leipzig, H. A. Ludwig Degener.

Litschgy, Michael, Die elsaß-lothringischen Kriegsgeiseln. Straßburg i. E., Straßburger Druckerei u. Verlagsanstalt vorm. R. Schultz & Co.

Menzinger, Hans, Meine Kriegsgedichte. Buchschmuck von Hugo Reny. Graz und Wien, Verlagsbuchhandlung „Styria". Geh. M. 2.60.

Mitteilungen des Deutschen Werkbundes, Nr. 7, Dezember 1917. Berlin, Druckerei für Bibliophilen.

Piloty, Prof. Dr. Robert, Das parlamentarische System. Eine Untersuchung seines Wesens und Wertes. Berlin u. Leipzig, Verlagsbuchh. Dr. Walther Rothschild. Geh. M. 2.80, geb. M. 4.20.

Pischek, Adolf, Die Königin von Lothringen. Dramatische Dichtung in drei Teilen. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cottas Nachf. Geh. M. 3.50, geb. M. 5.—.

Riekes, Dr. Huao, Ein Wahlverfahren mit wirklicher Wahlrechtsgleichheit. Leipzig, Otto Wigand. M. 2.75.

Saitschick, Von der inneren Not unseres Zeitalters. Ein Ausblick auf Faufts künftigen Weg. München, C. H. Beck (Oskar Beck). Geb. M 3.50.

Schäfer, Wilhelm, Lebenstag eines Menschenfreundes. Roman. München, Georg Müller. Geb. M. 6.—.

Schloesser, Dipl. merc. Rob., Die Kriegsorganisation der Konsumenten. (Genossenschaftliche Kultur, Heft 19,20.) Eßlingen a. N., W. Langguth.

Schönebaum, Dr. Herbert, Rittergut und Dorf Kleinopitz bei Tharandt bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Ein Beispiel einer Ortsgeschichte. Leipzig, B. G. Teubner. M. 5.—.

Schuchart, Dr. Th., Die deutsche Außenhandelsförderung mit besonderer Berücksichtigung des Wirtschaftsnachrichtenwesens. Berlin, Leonhard Simion Nf. M. 8.—.

Stiglmayr, Joseph, S.J., Das humanistische Gymnasium und sein bleibender Wert. (Ergänzungshefte zu den Stimmen der Zeit, Heft 4.) Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. M. 3.—.

Strecker, Prof. Dr. Wilhelm, Die Stickstofferoberung der Luft und ihre volkswirtschaftliche Bedeutung. (Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft, Heft 40.) Dresden und Leipzia, „Globus" Wissenschaftliche Verlagsanstalt. M. 1.50.

Wie dem Protestantismus Aufklärung über den Katholizismus nottut und gegeben werden soll. Aus dem literarischen Nachlasse von Dr. Karl Jentsch, herausg. von Dr. Anton Heinrich Rose. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. Geh. M. 1.20.

Wieland. Sonderheft Deutscher Werkbund. Heft 7. Oktober. München, Wieland-Verlag. M. 1.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.
Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Der Staatsmann auf dem Papier

Ein alter Parlamentarier schreibt uns:

Während dem aufmerksamen Beobachter der Dinge, die sich in diesem gewaltigen Völkerringen bei uns daheim im Vaterlande abspielen, der erfreuliche Eindruck nicht entgehen konnte, daß zahlreiche Volkskräfte, die bisher brachzuliegen schienen oder abseits stehen mußten, mit einem wahrhaft rührenden Wetteifer bestrebt sind, sich dem Dienste des Vaterlandes zu weihen, und — Männer wie Frauen ohne Unterschied — alles daran setzen, um unserem Volke die schweren und ernsten Tage, die es erlebt, überwinden und die „großen und kleinen Nöte", von denen Hindenburg jüngst sprach, erleichtern zu helfen, wollen die Klagen über unsere Bureaukratie nicht verstummen, die dieselbe wie vor dem Kriege geblieben, an der der Krieg fast spurlos vorübergegangen sei. Indem man diese Klagen in den weitesten Kreisen unseres Volkes erhebt, richtet man sie natürlich nicht gegen unser treues Beamtentum, auf das wir schon vor vielen Jahrzehnten stolz sein durften, weil es turmhoch über dem des Auslandes stand; denn es hat trotz der großen Nöte der Zeit, von denen es in erster Linie heimgesucht wurde und denen dennoch nur wenige erlegen sind, im großen und ganzen auch in der Kriegszeit seinen Mann wacker gestanden und seinen alten Ruhm gewahrt: höhere, mittlere und untere Beamte arbeiten im Staatsdienste ebenso gewissenhaft und fleißig wie zuvor und können oft genug anderen Volkskreisen geradezu als ein leuchtendes Vorbild dienen.

Anders steht es aber um unsere politischen Beamten, denen jene wahrlich nicht unberechtigten Klagen gelten; denn wo man ihnen auch begegnen mag: immer noch stößt man bei ihnen auf jene ängstliche Haltung, jene kleinliche, engherzige Auffassung, die längst der Vergangenheit angehören sollte, immer noch bemerkt man, daß diese „Staatsmänner auf dem Papier" sich zu keinem neuen Gedanken aufraffen können, und unwillkürlich wird man an das bekannte Wort Bismarcks erinnert: „Meine Geheimräte verderben mir die schönsten Pläne und Gedanken." Wie Bismarck über diese „Geheimräte" dachte und urteilte, hat u. a. Karl Schurz in seinen Lebenserinnerungen köstlich geschildert. Leider aber scheint auch heute noch vielfach dieser bureaukratische Geist zu herrschen, der in allen seinen Entscheidungen erst nach dem „casus similis" fragt oder, wie der Volksmund sich auszudrücken pflegt, nach dem „Schema F" handelt und darum vor neuen Gedanken, deren Durch-

Copyright 1918 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

führung gewiß Schwierigkeiten bieten würde, fast instinktmäßig zurückschreckt, indem er Vorschläge, die ihm von dritter Seite gemacht werden, mögen sie auch noch so wohlbegründet sein, lediglich wegen ihrer Neuheit in den Papierkorb wandern läßt, statt sie kühn anzufassen und ihre Durchführung zu erproben. So darf man denn ohne Übertreibung sagen, daß unserer Bureaukratie und Diplomatie mit wenigen rühmlichen Ausnahmen jener Zug ins Große völlig abgeht, ohne den ein wirklicher Erfolg immer versagt bleibt und versagt bleiben muß.

Noch soeben schildert uns Otto Hammann, der, selber aus der Journalistik hervorgegangen, die rechte Hand von mehreren Kanzlern gewesen ist, denen er namentlich durch seine Beziehungen zur Presse wertvolle Dienste geleistet hat, in seinem Buche „Der neue Kurs" diese Diplomatie in interessanten Betrachtungen, denen niemand die Sachkunde bestreiten kann.

Von demselben Geiste war auch jener „juristische Formalismus" erfüllt, der auf der zweiten Haager Konferenz nach Philipp Zorns klassischem Zeugnis sein Unwesen trieb und durch seinen juristischen Scharfsinn zwar das Staunen der Gegner erweckte, uns aber doch um jeden diplomatischen Erfolg brachte, weil er die Imponderabilien nicht zu schätzen wußte, die nach Bismarcks Worten eine so unendlich wichtige Rolle im politischen Leben spielen.

Und selbst bei einzelnen Ministern und Staatssekretären der Gegenwart, die, aus der bureaukratischen Laufbahn hervorgegangen, erst während des Krieges in ihr Amt berufen wurden, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß auch sie sich von bureaukratischem Geiste lenken lassen, denn fast ängstlich weichen sie jeder Anregung aus, die ihnen von außen entgegengetragen wird, und sie scheuen vor jener kühnen Initiative zurück, die den wahrhaften Staatsmann von jeher ausgezeichnet hat. Wer die Sisyphusarbeit kennt, deren es im Parlamente stets bedurfte, um den Widerstand der Bureaukratie zu brechen und neuen Gedanken die Bahn frei zu machen, wird dieses harte Urteil über unsere „Geheimräte" bestätigen müssen.

Wie klein und winzig erscheinen doch diese pedantischen, nur in der Aktenmaschinerie bewanderten Papierpolitiker gegenüber unseren genialen Heerführern, einem Hindenburg und Ludendorff, für die nach ihren eigenen Worten „Übermacht und Gefahren nicht existieren", die, von wahrhaft heroischem Geiste beseelt, vor keinem kühnen Wagnis, vor keiner sich ihnen entgegentürmenden Schwierigkeit zurückschrecken, und darum durch ihre Riesenleistungen und durch Riesenerfolge, wie sie die Weltgeschichte noch niemals geschaut hat, uns immer von neuem wieder zur Bewunderung zwingen. Um so größer aber muß unser Bedauern darüber sein, daß uns das Schicksal keinen ihnen ebenbürtigen Staatsmann geschenkt hat, der, von echt Bismarckscher Größe, auch in der Staatskunst das Kühnste wagt und darum seines Erfolges gewiß ist.

Aber vielleicht darf man doch die Hoffnung aussprechen, daß es den Männern, denen die Geschicke unseres Volkes seit einigen Monaten anvertraut

Digitized by Google

sind, diesen Männern, die auf eine lange und ehrenvolle parlamentarische Laufbahn zurückblicken dürfen, nach und nach gelingen wird, diesen engherzigen, kleinlichen Bureaukratengeist zu bannen und Männer mit neuen, selbständigen Gedanken und mit der Energie, sie allen Schwierigkeiten zum Trotz zur Durchführung zu bringen, an seine Stelle zu setzen.

Diese Aufgabe ist gewiß nicht einfach und leicht, wie jeder zugeben wird, der weiß, wie schwierig es ist, alteingewurzelte Vorurteile auszurotten, die vielen zur süßen Gewohnheit geworden sind. Aber wenn dieser furchtbare Krieg, der unser ganzes vaterländisches Sein in Frage zu stellen schien, wie er sicherlich mit einem glänzenden Siege auf den Schlachtfeldern enden wird, so auch im Innern siegreich verlaufen und eine neue, bessere Zeit für unser Volk heraufführen soll, dann muß mit jenem bureaukratischen Geiste in allen Zweigen unserer Staatsverwaltung endgültig gebrochen werden, der unser ganzes öffentliches Leben lange genug in Fesseln geschlagen hat. Das ist ein Ziel, aufs innigste zu wünschen. Ist aber dieses Ziel glücklich erreicht, dann darf man auch zuversichtlich hoffen, daß, um noch einmal mit Bismarck zu sprechen, „die Geheimräte" nicht wieder „die schönsten Pläne und Gedanken verderben" werden.

Die politischen Testamente der Hohenzollern als Zeugnisse ihrer Landesfürsorge

Von

Archivrat Dr. J. Lulvès (Berlin)

Seines Lebens Hauptinhalt, der eigenen Tätigkeit etwa bleibenden Wert vergegenwärtigt sich noch einmal der Mensch, wenn er fürsorgend an die Zeit nach dem Abschluß seines irdischen Daseins, an das Schicksal des ihm Anvertrauten zu denken beginnt. So ist es bei jedem gewissenhaften Sterblichen, der sich anschickt, sein Testament niederzuschreiben; in weit höherem Maße ist das der Fall bei einem edel und großzügig fühlenden Herrscher, wenn es heißt, Rechenschaft abzulegen von seinem Amte, dessen verantwortungsvolle Last dem Nachfolger aufzubürden, ihm Ratschläge und Normen für die Regierung zu geben.

So entstanden die sog. „Politischen Testamente". Geradezu mustergültig sind in dieser Beziehung die Gepflogenheiten in unserem preußischen Herrscherhause. Schon der erste Hohenzoller, der das üppige Franken im Herzen des Deutschen Reiches mit der rauhen, ihm allerdings ein selbständiges Kurfürstentum bietenden Mark an dessen äußerstem Ende vertauschte, Friedrich I., hat in der „väterlichen Disposition" von 1437 Anordnungen über die Nachfolge in der Mark, über die landesherrlichen Rechte betreffs Land und Leute

Digitized by Google

im Sinne des Patrimonialstaates getroffen. Als bedeutendster Grundbesitzer des Landes, hat er, unter dem Gesichtspunkte der Mehrung seiner fürstlichen Hausmacht, den Plan der Gründung eines großen norddeutschen Staates, als Grundgedanken seiner Politik, den Nachfolgern, zum mindesten in Keimen und Andeutungen, hinterlassen.

Selbständig und maßgebend, losgelöst von fürstlichen Partikularinteressen, beginnen der Begriff „Staat" und die Sorge um dessen Zukunft sich erst bei dem Großen Kurfürsten (1640—1688) langsam durchzusetzen. Seine „väterliche Vermahnung" von 1667 präsentiert sich im eigentlichsten Sinne als „politisches Testament". Es entsprach einem Brauche deutscher Territorialfürsten jener Zeit, für den Kurfürst Joachim II. in seinem Testamente vom Jahre 1562 — mit der Ermahnung zu beschaulicher Friedensbewahrung nach außen, zu entsprechend unbedingtem Zusammengehen mit der Landschaft, mit dem Adel, im Innern — bereits ein bezeichnendes Beispiel geliefert hatte.

Der glaubensstarke Kurfürst Friedrich Wilhelm fühlt das innere Bedürfnis, seine Ratschläge mit bezeichnenden Hinweisen auf die Lehren der Religion zu untermischen, wobei er sich als überzeugter Reformierter gibt, mit Mahnungen zur Nüchternheit, zur Mäßigung, zur Unparteilichkeit und zu angestrengter Arbeitsamkeit zu beginnen. Den Staat — das ist die Macht — zu erhalten, ja zu vergrößern, ist Hauptaufgabe des Fürsten. Zu seiner Unterstützung braucht er da unausbleiblich Minister und Räte: Bei ihrer Auswahl „habt Ihr Euch wohl vorzusehen. Hütet Euch, einen Diener allein zu groß zu machen, oder aus einer Familie viele zu hohen Ämter zu befördern. Das schwächt die Autorität des Fürsten ... Alle Eure Räte aber und Bediente haltet dahin, daß sie allein von Euch dependieren und von keinem andern." Jedoch gibt er zu bedenken: „Je mehr Diener, desto mehr Diebe." Bei den Ministerberatungen soll der Sohn fleißig zuhören, aber in Gegenwart der Räte keinen Beschluß fassen.

Das Ziel der auswärtigen Politik des Großen Kurfürsten in der zweiten Hälfte seiner Regierung war zu erhalten, was er erworben, neu zu erwerben, was ihm bisher entgangen war. Auf die Ausnützung der „Konjunktur der Zeit" käme es vor allem an. Hierbei mußte er sich verständigen mit dem Kaiser, mit Schweden, mit Polen und Frankreich. Aber keiner dieser Mächte war recht zu trauen. Da ergibt sich aus seinen Regierungserfahrungen die Quintessenz: „Alliancen sind zwar gut, aber eigene Kräfte noch besser; darauf kann man sich sicherer verlassen." Diese Beobachtung führt den Fürsten auf die Maßregeln zum Schutze des Landes in Kriegsgefahr, vor allem, damaligen Anschauungen gemäß, auf Einrichtung und Ausbau von Festungen. Indem Friedrich Wilhelm hierbei, über die Defensivvorsorgen hinaus, auf die Haltung eines stehenden Heeres und auf dessen Unterhalt Wert legt, bereitet er den modernen militärischen Großstaat vor, erhebt er sich, halb unbewußt, aus den Anschauungen des patriarchalischen deutschen Kleinfürstentums heraus. In dessen Gesichtskreis ist er allerdings im übrigen noch gebannt, wenn er pflicht-

Digitized by Google

gemäß die Sorge um Religion, Justiz und Kammergut in den Vordergrund rückt. Dringend empfiehlt er eine geordnete Rechtspflege „ohne Ansehung der Person"; die Richter, die sich etwa bestechen lassen, sollen dergestalt bestraft werden, „daß sich alle anderen davor zu spiegeln haben". Nicht minder dringend empfiehlt er dem Sohn als Haupteinnahmequelle die Sorge um die Domänen: „Wegen der kontinuierlichen Kriege und der ganz verderblichen Zeiten" liegen sie noch danieder.

Also gibt sich Brandenburgs Großer Kurfürst in seinem politischen Testamente! Sein Enkel, König Friedrich Wilhelm I. (1713—1740), faßt in dem seinigen die politische Entwicklung seit jenem Herrscher in folgenden prägnanten Wendungen zusammen, die gleichzeitig sein Regierungsprogramm als Richtschnur für den Nachfolger kundgeben, in geradezu prophetischem Sinne zutreffend:

„Kurfürst Friedrich Wilhelm hat das rechte Flor und Aufnahme in unser Haus gebracht. Mein Vater hat die königliche Würde gebracht. Ich habe das Land und die Armee in Stande gebracht. An Euch, mein lieber Successor, ist, was Eure Vorfahren angefangen, zu soutenieren und Eure Länder und Prätensionen darbei zu schaffen, die unserem Hause von Gottes und Rechts wegen gehören. Betet zu Gott und fanget nie einen ungerechten Krieg an, aber wozu Ihr Recht habet, da lasset nicht ab."

Das feste und solide Gepräge hat dem preußischen Staate im wesentlichen Friedrich Wilhelms I. stahlharter Charakter aufgedrückt. Wohl nirgends gibt sich die Eigenart des großen, durch und durch gesund denkenden und urdeutsch empfindenden Verwaltungsmannes auf dem preußischen Throne, dessen Andenken so lange verkannt, ja bespöttelt wurde, so voll und klar, wie in jenem herrlichen Testamente vom Januar 1722, der eingehenden, von großartigen Direktiven getragenen, von der innigsten Liebe für das Vaterland durchwehten Instruktion für seinen Thronerben — niedergeschrieben in seiner großen lapidaren Handschrift, in der ihm eigenen derben, stilistisch mitunter unebenen Ausdrucksweise, untermischt mit Gebetsworten, mit Fluch- und Segenswünschen.

Vor allem warnt der Zeitgenosse eines Ludwig XIV. und dessen sittenloser Nachfolger, des prunksüchtigen und dadurch über und über verschuldeten August des Starken, vor üppigen und sündhaften Hofhaltungen in der Art jener.

Das Hauptaugenmerk des zukünftigen Preußenkönigs gebührt der Armee; sie steht im Mittelpunkt des gesamten Staatswesens. Demgemäß soll der Sohn gleich nach seiner Thronbesteigung fünf Infanterieregimenter errichten, entsprechend die Kavallerie vermehren, ungeachtet etwaigen Widerstandes der Minister und Stände. Die zweite Hauptsorge gilt den Finanzen: „Eure Finanzen müsset Ihr selber und allein tractieren und das Commando bei der Armee selber und allein bestellen." Offiziere und Beamte müssen wissen, „daß Ihr den Knopf auf den Beutel allein habt". Armee- und Finanzverwaltung sind Friedrich Wilhelms eigenste Tätigkeitsgebiete gewesen, auf denen er grund-

Digitized by Google

legend und schöpferisch gewirkt hat. Den Geist der Ordnung und der Sparsamkeit hat er der ganzen preußischen Verwaltung eingeimpft. Er verlangt vom Sohne, daß er in den ersten sechs Wochen seiner Regierung die Etats vollständig durcharbeite, dabei alle Zivilgehalte — aber ja nicht die Traktamente bei der Armee — etwa um ein Viertel herunterstreiche: „Arbeiten müßt Ihr, sowie ich beständig gethan. Ein Regente, der mit Honneur in die Welt regieren will, muß seine Affairen alles selber thun. Denn die Regenten sind zur Arbeit erkoren und nicht zum faulen Weiberleben."

Aus der weiteren Erörterung der Regierungsgeschäfte, nämlich der Behandlung der regelmäßig zu bereisenden, verschieden gearteten Provinzen — die erst durch sein Hausgesetz von 1713 über die Unteilbarkeit des Staatsgebietes und über die Unveräußerlichkeit der Domänen zu einem kompakten und einheitlichen Herrschaftsobjekt zusammengeschweißt sind —, aus der Darlegung der inneren und der äußeren Politik kristallisiert sich des Königs Gesamtziel klar heraus: Eine starke Staatsgewalt nach innen und außen! Dazu und zum Unterhalt einer tüchtigen Armee ist Voraussetzung eine blühende Haushaltung und viel Geld, und für diese eine zunehmende Bevölkerung und einträgliche Manufakturen: „Wenn das Land gut peuplieret ist, das ist der rechte Reichtum." Deshalb müssen kleine Städte angelegt, Manufakturen, hauptsächlich für Tuch und Wollwaren, überall eingerichtet werden. Eingeführt seien letztere durch die flüchtigen Hugenotten aus Frankreich (Refugiés): „Früher schickten wir das Geld außer Landes und itzo kommet aus anderen Landen Geld im Lande."

Auch für Domänen, Bergwerke, Salinen und Forsten verweist der vorsorgliche Herrscher den zukünftigen Landesvater auf alle möglichen Verbesserungen. Stets weiß er auf Fälle zu kommen, wo ein reelles Plus zu machen sei; vor einem ungerechten warnt er dabei nachdrücklich.

Seine Räte und sonstigen Vertrauten kennzeichnet er in einer Weise, die allerdings ein starkes Mißtrauen nicht vermissen läßt. Noch eigenartiger in dieser Beziehung ist die Charakterisierung des Adels in den einzelnen Provinzen; und gerade aus dem Adel entnahm jetzt der König fast ausschließlich sein Offiziersmaterial. Beamte und Adel hatten sich noch nicht hineingefunden in den militärischen Charakter des preußischen Staates, in den grundsätzlichen Absolutismus des neuen Regierungssystems, das aus dem durch die Stände beschränkten deutschen Territorialstaat herausgewachsen ist. Die gesamte Regierung beruht ausschließlich auf der Persönlichkeit des Königs.

Hinsichtlich der auswärtigen Politik, die ja nicht Friedrich Wilhelms I. Stärke gewesen ist, mahnt er den Thronerben, mit seinen Allianzen rar zu sein und nichts zu versprechen, als was er halten könne und was Gottes Wort und den Landesinteressen entspreche. Die Allianzemöglichkeiten geht er bei eingehender Schilderung aller in Betracht kommenden Staaten durch. —

Daß Friedrich der Große (1740—1786) des Vaters Anweisungen sehr wohl gekannt hat, darf man nicht allein aus seiner Regierungstätigkeit entnehmen,

Digitized by Google

sondern auch aus verschiedenen Wendungen seines eigenen „Testament Politique", in dem er, gewissermaßen in einer Abhandlung über den Staat und seine Organisation, seinerseits die Summe seiner politischen Erfahrungen und seiner Regierungsgrundsätze niedergelegt hat. Französisch niedergeschrieben in Friedrichs kleiner zierlicher Schrift, ist das Testament 1752 entstanden. Nicht Todesahnungen haben dem Schreiber die Feder in die Hand gedrückt. Der tatenkühne, ruhmgekrönte Eroberer Schlesiens hat erst die Höhe des Lebens erreicht.

Die zermürbenden Schrecknisse des Siebenjährigen Krieges stehen ihm erst noch bevor. Aber sie sollen ihn nicht unvorbereitet finden! Er rechnet mit einem vierjährigen Kriege in der Zukunft. In dem großen Kapitel, das er den Einnahmen (jährlich 13 Millionen Taler) widmet, reserviert er ihm 20 Millionen Taler; als Staatsschatz sollen sie aus den 2,25 Millionen jährlich betragenden Überschüssen gewonnen werden. Für den Unterhalt des Heeres rechnet er zwei Drittel der Staatseinnahmen. Woher diese kommen sollen, ist für den König ein wichtiges Problem, in der Erkenntnis, daß seinem Preußen Hilfsmittel anderer Staaten fehlen, wie etwa Kolonien und Handelsgesellschaften. Der scharfblickende König legt das Hauptgewicht auf die Industrie. Mit allen Mitteln staatlicher Gewalt, sagt er in Weiterausführung von Gedanken seines Vaters, soll die einheimische Produktion unterstützt und gefördert werden, da die Steuerkraft der Bevölkerung bis auf den äußersten Grad gespannt ist. Möglichst viel Geld muß in das Land gezogen, möglichst wenig hinausgelassen werden. Fremde Handwerker und Arbeiter, vor allem 60 000 Spinner für die Wollindustrie, sollen in dem der Kolonisierung und des weiteren Anbaus bedürftigen Königreich angesiedelt werden, alles auf Kosten der benachbarten wirtschaftlich schwächeren Staaten. Eine großzügige Meliorationspolitik, Austrocknung von Sümpfen, Regulierung der Flüsse, wie der Oder, stehen in seinem Programm.

Friedrich unterläßt dabei nicht, über seine eigenen Maßregeln und Erfolge in dem nunmehr abgelaufenen ersten Viertel seiner Regierungszeit nach jener Hinsicht hin Rechenschaft abzulegen: In neu urbar gemachten Landesteilen hat er bereits 122 Dörfer gegründet, wertvolle Kanäle und Handelswege angelegt. Als ausgesprochener Merkantilist in der Wirtschaftspolitik widmet er der Leinen-, Woll- und Seidenindustrie seine besondere Aufmerksamkeit, aber auch den Papier- und Baumwollfabriken. Die Druckerei will er womöglich mit staatlichen Vorschüssen unterstützen. Den Kornhandel bemüht er sich durch Anlegung staatlicher Kornmagazine und durch eine rationelle Getreidehandelspolitik zu regeln. Der Schutz des Bauernlandes gegenüber dem ritterschaftlichen Besitz liegt ihm sehr am Herzen.

Innerlich sucht der große König den Staat zu kräftigen durch kirchliche Toleranz und durch Neuordnung des Gerichtswesens, deren Notwendigkeit bereits sein Vater erkannt und betont hatte. Cocceji hatte sie auf dem Gebiete des Zivilprozesses durchgeführt. Aber vor allem ist Friedrichs Augenmerk

Digitized by Google

auf die Heeresverwaltung gerichtet. Da die Lage des Staates mit seinen zerrissenen Einzelterritorien stets bedroht ist, so muß der erste Stand in Preußen das Militär sein, sein unmittelbarer Chef der König. Dessen hohe Pflichten und Aufgaben behandelt er besonders eingehend, mit einer Wärme, die sich von der sonst in diesem Dokumente beobachteten überlegenen Ruhe und Zurückhaltung wirkungsvoll abhebt. „Ich bin im Heere seit meiner Kindheit erzogen worden. Meine Wiege ist von Waffen umringt gewesen. Ich habe vom Hauptmann ab gedient, durch alle anderen Grade bin ich aufgestiegen. Mein Vater zwang mich in der Jugend, mich um alles zu kümmern, was die Disziplin, die Verwaltung, das Exerzieren und Manövrieren betrifft." Friedrich faßt seine Stellung zur Armee in einem höheren, heroischeren Sinne auf als sein Vater, bei dem der Drill die erste Bedingung gewesen war. Mit Stolz gehört er der Armee an, nach so vielen gemeinsamen Schlachten und Siegen. Mit Dankbarkeit gedenkt er der Heldentaten seiner Offiziere und Soldaten; sie dafür nicht ausreichend belohnen zu können, bedauert er. Die Armee, die dem Staate den Rang der europäischen Großmacht erkämpft hat, auf ihrer glänzenden Höhe zu erhalten, schärft er dem Nachfolger besonders ein.

Die strenge, von herbem preußischen Geiste eingegebene Erziehung, welche der Vater ihm hatte angedeihen lassen, durchlebt er im Augenblicke; sie diktiert ihm die Grundsätze für die „Prinzenerziehung", mit der er das Dokument beschließt: Freiheit des Handelns und Herzensbildung sollen die Hauptziele der Erziehung sein. Ist etwa mit zwanzig Lebensjahren die eigentliche Schulausbildung beendet, dann soll der Prinz in alle Zweige der Verwaltung und in die Politik eingeführt werden. Den militärischen Dienst hat er von unten auf kennen zu lernen, praktisch auch Zustand und Bedürfnisse der einzelnen Provinzen, und dazu den Herrscher auf seinen alljährlichen Inspektionsreisen zu begleiten.

Die auswärtige Politik steht im Mittelpunkt des Interesses für Friedrich, entsprechend der mächtigen und selbstbewußten Stellung, welche er seinem Vaterlande gegeben hat. Er braucht nicht mehr, wie sein Vorgänger, mit ängstlicher Behutsamkeit Allianzen zu suchen. Aber ein Krieg frommt dem Staate nur, wenn er eine Vergrößerung an Land und Leuten bringt. Er entwickelt dem Nachfolger, welche Nachbarstaaten in Betracht kommen zu gerechtfertigter Abrundung und innerer Festigung des Staates, dessen Interesse allein dabei maßgebend sein darf.

Über dem Ganzen der Ausführungen Friedrichs waltet die sichere Ruhe des leidenschaftslosen Philosophen — für den eine gute Staatsregierung sich so logisch entwickelt, wie ein philosophisches System, waltet der Gedanke der souveränen Staatsräson. Mehr noch als bei seinem Vater, dem Vertreter des grundsätzlichen Absolutismus, basiert bei Friedrich der Staat — bei ihm zuerst als lebendige, Fürsten und Volk umfassende Organisation aufgefaßt — ganz ausschließlich auf der Persönlichkeit des Königs, beruht die unentbehrliche Einheitlichkeit der Politik auf der Leitung aller Zweige der Staatsverwaltung

Digitized by Google

durch den Monarchen. Ministern die Regierung des Landes zu überlassen, mit dem sie nicht so verwachsen sein können wie der König — davor warnt Friedrich den Nachfolger. Sie können nur Handlanger sein; sie dienen zu leicht persönlichen Interessen und lassen sich zu Intrigen gebrauchen. „Ich verschließe mein Geheimnis in mir selbst," sagt der allmählich zum Menschenfeind werdende Herrscher.

Der Staat steht gebieterisch über dem König, der als erster Beamter, willig in unermüdlicher Arbeit, in unerbittlicher Pflichterfüllung, unter Preisgebung aller Leidenschaften, jenem dient — in stolzem Vertrauen auf die eigene Kraft, auf das unbesiegte Heer. Der vier Jahre später beginnende Siebenjährige Krieg, die Abrechnung mit Europa wegen Schlesiens, sollte das stolze Vertrauen, wenn auch unter schweren Prüfungen, glänzend rechtfertigen.

Alle die hier besprochenen politischen Testamente der markantesten Vertreter unseres Hohenzollerngeschlechtes bilden — wie der jüngst verstorbene, berufene Kenner der brandenburg-preußischen Staatsverwaltung, Gustav v. Schmoller, sich ausdrückte — die „herrlichsten Denkmäler hohenzollernscher schlichter Fürstengröße. In diesen Testamenten ist ein Kodex fürstlicher Moral und ein Zeugnis fürstlicher Pflichterfüllung enthalten, wie die Geschichte nur wenige aufweist". Jene Testamente kennzeichnen die große Periode in der brandenburg-preußischen Entwicklungsgeschichte von 1640 bis 1786, die eine starke monarchische Gewalt schuf, die in Heer und Beamtentum, in Finanzen und Wirtschaftspolitik die Grundlagen für die Machtenfaltung Preußens legte, die das Volk in staatlicher Arbeit und Pflichterfüllung zur einheitlichen, mächtigen Nation erhob!

Und unser Kaiser!? Mit seinen großen Ahnherren, deren Persönlichkeiten in ihrem ureigensten individuellen Gepräge in jenen Dokumenten zu plastisch greifbarem Ausdruck gekommen sind, verbindet ihn eine vollkommene Geistesverwandtschaft. Aus ihr und aus seinem echt geschichtlichen Empfinden heraus hat Wilhelm II. die große staatsmännische Einsicht gehabt, die bis dahin geheim gehaltenen wertvollsten jener Dokumente, nämlich die politischen Testamente Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen, aus der Verborgenheit des königlichen Hausarchivs herausheben und der Öffentlichkeit vorlegen zu lassen. Dadurch hat er der geschichtlichen Forschung einen gewaltigen Dienst geleistet, vor allem aber der Erkenntnis, welche erhabene Tradition in seinem erlauchten und ruhmreichen Hause seit Jahrhunderten waltet, zum Wohle des Vaterlandes und des Volkes!

Digitized by Google

Die letzten Tage in Villa Borghese

Vor Kriegsausbruch in Rom

In der tragischen Zeit, in der wir leben, in welcher den Herzen so tiefe, unheilbare Wunden geschlagen wurden, hat keine Feindseligkeit den Deutschen so weh getan, als der Abfall ihrer langjährigen Verbündeten, der Italiener. Ist es doch traditionell, von Goethes Zeiten her, daß der Germane eine Schwärmerei für Italien hegt, ein Sehnen nach den blühenden Gefilden des bisher so geliebten Landes fühlte. Wer im Sonnenuntergang auf dem Monte Pincio gestanden, die Peterskuppel in den Gluten des schier unnatürlich erglühenden Himmels sich imponierend abheben sah, wer bewundernd zu den in lila Tinten verschwimmenden Bergen emporsah, wird dieses Bild nie vergessen. Und da, zur Rechten, die Villa Borghese mit ihren uralten Steineichen, ihren dunklen Pinien, ihrem Turnierplatz, an dem die Tradition haftet — wie schön! Wie schön! Es ist nicht die Tradition Roms, nicht die Erinnerung an all die weltgeschichtlichen Ereignisse, nicht die überall vorhandenen Kunstschätze und Zeugnisse einer vielhundertjährigen Kultur, nicht die Schönheit der Landschaft allein, die das Herz Goethes und seiner nachgeborenen Landsleute so fest an das Land Dantes banden! Nein, es ist das unausgesprochene „Etwas", das in der Luft schwebt, der Hauch der Poesie, der so warmen Widerhall in deutschen Herzen findet und ihm Land und Leute so lieb machten!

Und nun haben diese Leute sich ins feindliche Lager gesellt, die Hoffnung auf ihre Treue so schmerzlich vernichtet! Man hatte es nimmer erwartet!

Selbst die Deutschen nicht, die mitten unter den nunmehrigen Feinden und früheren Verbündeten lebten! —

Es war ein aufgeregter Winter, der diesem offenen Abfall voranging. Wenn man vom Monte Pincio aus in die Villa Borghese einbog, wenn man die im Sonnenglanze daliegende Allee der rotblühenden Oleanderbäume durchschritt, die den Berg mit dem Borgheseparк verbindet und plötzlich vor dem schönen Eberleinschen Denkmal unseres Goethe stand, diesem Zeichen kaiserlicher Gnade und, wie man glaubte, fester Freundschaft der beiden Staaten, da lächelte man befriedigt und beruhigt.

Da waren sie alle, die Römer, hoch und niedrig, zu Wagen, zu Roß, zu Fuß, im Auto, so friedlich heiter auf der eleganten Promenade, wer konnte da denken, daß es bei einem Teil der Bevölkerung, freilich bei dem niedrigsten, unter der Asche glimmte und zu künstlicher Glut geschürt wurde, daß, gleich der Eruption des Vesuvs, plötzlich die Kriegsschauer auch über dieses gesegnete Land hereinbrechen würden!

Bei uns daheim war Krieg, und wir im Auslande Lebenden zitterten für das geliebte Vaterland. Die Bevölkerung Roms nahm natürlich Anteil an den historischen Ereignissen, aber, wie jeder glaubte, nur als Zuschauer, hatten sie sich doch neutral erklärt. Freilich als leidenschaftliche Zuschauer, denn der

Digitized by Google

Italiener bringt zu allem „passione" mit. Wer am Korso entlang ging, in dem Hause des „Giornale d'Italia" und in anderen Schaufenstern die Karten ausgestellt sah, darauf die Stellung der Truppen markiert war, der konnte erregte Gespräche der diese Karten umlagernden „spettatori" hören. Man ersah daraus gleich, wer „Germanofilo" (Deutschfreund) oder „Francofilo" (Franzosenfreund) war; denn das Publikum hatte sich in zwei Lager geteilt und die Worte „Francofilo" und „Germanofilo" und „Francofobo" und „Germanofobo" (Franzosenfeind und Deutschfeind) waren geprägt worden und in aller Leute Munde. Aber wir aus den guten Kreisen hätten geschworen, daß die „Germanofili" in der Mehrzahl seien, denn die Gesellschaft war fast sämtlich gegen den Krieg. „Es wäre ein Fleck auf unserer Ehre, den nichts mehr herauswaschen könnte, wenn wir gegen unsere Verbündeten gingen," hörte ich einen berühmten Professor und Senator sagen; und „es wäre gegen unser Gewissen, aber auch gegen unsere Interessen, denn ein Italien, das im Kriege steht, wird von den Fremden gemieden, und unser Land lebt von den „forestieri!" bemerkte ein sehr hoher Staatsbeamter in meiner Gegenwart.

Aber während die gebildeten Kreise friedliebende Wünsche hegten, war die Hetzpartei nicht müßig und bemächtigte sich des Volkes. Vor allem der französische Botschafter Barrère — denn dort war weniger England als Frankreich der Störenfried — verstand, als früherer Journalist, die Zeitungen zu beeinflussen und als praktischer Mann wußte er, daß die Sympathie der von ihm gewünschten Presse und die des Pöbels am besten durch den Glanz des Goldes zu gewinnen ist. Er streute es aus, er streute es reichlich aus.

Während fast eines Jahres, so sagte man allgemein in Rom, vom Beginn des Krieges bis zur italienischen Kriegserklärung, soll der „Messagero", das Blatt der Arbeiter und des einfachen Mannes, allabendlich sich im Palazzo Farnese 6000 Lire für „Hetzen" abgeholt haben.

Und der vorsichtige Herr Barrère gab sein Geld nicht umsonst aus, der „Messagero" verdiente es sich reichlich, er war unermüdlich im Erfinden von Schauertaten der Deutschen. „Sie treiben in Belgien und Frankreich Frauen und Kinder vor den Truppen her, damit die feindlichen Kugeln zuerst die eigenen Landsleute treffen. Sie verstümmeln die Weiber, sie vergewaltigen sie!" das war das mindeste, was man täglich lesen konnte.

Aber es gab noch eine friedliebende Partei, die man zu beeinflussen hoffte, die Sozialisten. Der „Avanti" (Vorwärts) hatte einen Chefredakteur namens Musolini, mit dem sich Herr Barrère, der Zauberer, auch zu einigen verstand. Er ging von seinem bisherigen Blatte, das sich doch nie in ein kriegswollendes verwandelt hätte, ab, und mit französischem Gelde begründete ihm Herr Barrère in Mailand den „Popolo d'Italia", der wutschnaubend nach Krieg schrie und noch erfinderischer als der „Messagero" deutsche Unmenschlichkeit verkündete.

Und das Herz des Mannes aus dem Volke empörte sich gegen die „Grausamen", aber das genügte nicht, um ihn zur Kriegswut zu treiben. Denn was

Digitized by Google

hatte der Bedürftige aus dem Volke davon, wenn sich der Säckel des „Messagero" oder eines anderen Blattes schier bis zum Überlaufen füllte? Gar nichts!

Aber auch da wußte der praktische Botschafter Rat. Jeder Mann, der am Tage nach Krieg brüllend durch die Straßen Roms lief, konnte sich abends 10 Lire in der französischen Botschaft holen. Das wirkte! Wie sie rannten, wie sie brüllten! Wie sie plötzlich wutschnaubend gegen die bisherigen Alliierten wurden, diese Straßenhelden, denen ein Zehnlirestück ein seltener Bissen war!

Aber es sah etwas schäbig aus, das Heer der Helden des Herrn Barrère, lauter zerlumptes Volk, Gesindel. Da mußte Rat geschafft werden, denn der bessere Mann lächelte verständnisvoll über diese enragierten Politiker. Da hatte Herr Barrère eine glänzende Idee: er bestellte sein Chor der Rache auf die Botschaft, und dort mußte ihm ein Schneider Maß nehmen und jedem einen noblen Anzug machen. Nun sahen sie glänzend aus und gingen, da es meist ganz junge Burschen waren, diese Zuhälter und Arbeitsscheuen, unter dem Titel „Studenten".

Doch auch auf der Alma mater wurde gewühlt. Da war es der bekannte Futurist Marinetti, der lange in Paris gelebt hatte, und das Ehrenamt des „Aufhetzens" übernahm. Er hatte eine ebenso originelle als geschmacklose Idee. Er kleidete sich als „Bandiera" (Flagge) in den italienischen Farben; Hose grün, Rock weiß, Weste rot. So ging er die Vorlesungen unterbrechen, brach in den Hörsaal ein, schrie brüllend in glühenden Worten nach dem Kriege und versuchte die jungen Gemüter zu beeinflussen. Natürlich ließ der Professor ihn nicht ruhig toben, sondern rief den Pedell zu Hilfe, der den Futuristen gegen dessen Wunsch und Willen schneller aus dem Saal brachte als er hineinkam. Aber das entmutigte den „berühmten" Mann keineswegs. Nach einer Viertelstunde: neuer Lärm, erneutes Eindringen Herrn Marinettis, aber nicht ohne Bedeckung; er brachte noch fünf andere Gleichgesinnte und Gleichgekleidete mit, und dieses halbe Dutzend Flaggenmänner tobten und schrien so, daß es ihnen wirklich gelang, die Vorlesung endgültig zu unterbrechen.

Die gesellschaftliche Saison war im Kriegswinter lebhafter denn je. Wenn es auch keine Bälle gab, so waren doch täglich „Ricevimenti" (Empfänge), Diners und man amüsierte sich und sprach als Zuschauer, der im sicheren Hafen ist, auch vom Kriege und dessen Schrecken; aber immer in den Salons, wenigstens in denen ich verkehrte, im sympathischen Sinne für die bisherigen Alliierten. Vielleicht gab es auch Andersdenkende, auch in gebildeten Kreisen, Chauvinisten, die nach Trient und Triest schrien, die „Austriaci" in den Höllenpfuhl verdammten, aber ich traf keine und es liegt ja in der Natur der Sache, daß diese nicht einen deutschen Salon aufgesucht oder Deutsche zu sich eingeladen hätten. Jedenfalls müssen sie sich um die damals leider am Ruder befindliche Regierungsclique geschart haben, die sich aber keiner großen Beliebtheit und Popularität in der Gesellschaft erfreute. Auch waren sie sicher in der Minderheit, denn obgleich ich sehr viel ausging, auf Gesandtschaften, in Senatorenfamilien, zu den ersten Damen Roms, hörte ich nie ein animoses Wort gegen Deutschland.

Digitized by Google

Während man in den römischen Salons lachte, scherzte und flirtete, hatte Herr Barrère seine Netze immer weiter ausgesponnen. Zum „Messagero" hatten sich die meisten anderen Blätter gesellt, und wir hatten keins gewonnen, das auch für uns arbeitete. Leider hatte Deutschland Napoleons geistreiches Wort vergessen: „Besser hunderttausend Mann gegen sich als eine Zeitung!" Sehr richtig! Denn die Zeitungen machen die öffentliche Meinung und drücken Hunderttausenden durch ihr Wühlen und Hetzen die Waffe in die Hand!

Und nun wurde nicht allein auf den Straßen demonstriert, gebrüllt, geschrien, es wurde auch „protestiert"; schriftlich protestiert in empörten Worten gegen die „Demolierung" der Kathedrale von Reims. Und da nicht umsonst „protestiert" wurde, sondern es reichliche Bezahlung für die Protestierenden gab, und da bekanntlich kein Jünger Christi mehr Nachfolger auf Erden gefunden hat als Judas Ischariot, so protestierten Unzählige und waren bereit, die bisherigen Freunde zu verraten.

Sie streckten die Linke verlangend aus, um die „Silberlinge" in Empfang zu nehmen, und mit der Rechten schrieben sie haßerfüllte Worte, welche sofort in den gefälligen Zeitungen publiziert wurden.

Manchmal wirkten sie komisch, diese Proteste, zum Beispiel waren eines Tages die Tonpfeifenfabrikanten Neapels moralisch empört, daß die Kathedrale „demoliert" wurde! Die Tonpfeifenfabrikanten! Die sicher nie hörten, daß es eine Stadt namens Reims gab und daß diese eine berühmte Kathedrale besitzt! Aber das macht ja nichts, je mehr, desto besser. Viele Tropfen höhlen den Stein!

Manchmal wurden auch Proteste aus gebildeten Kreisen veröffentlicht, so eines Tages von einem Maler, dessen künstlerisches Herz blutete, der wohl aber ganz gut wußte, daß die Kathedrale fast intakt ist. Am nächsten Morgen schrieb ein anderer sehr freimütig im „Popolo Romano" eine Erwiderung: „Mein Freund, Du ereiferst Dich über die Schüsse, die die Kathedrale von Reims trafen. Warum empört sich Dein Künstlerauge und Herz nicht, daß man heute noch die Schäden sieht, welche die Kugeln der Versaglieri bei der Belagerung Garibaldis unserer San-Giovanni-Kirche beibrachten? Liegt Dir die Kathedrale von Reims so viel mehr am Herzen als unser Lateran?"

Es gab auch Vernünftige und Mutige. Überhaupt waren die Publikationen und ihre Antworten manchmal höchst drollig, und man mußte trotz der ernsten Zeit lachen. So schrieb eine Dame empört im „Popolo Romano": „Sie bringen Zeitungsenten, Herr Redakteur! Sie veröffentlichen, Björnson habe den Fürsten Bülow in Berlin interviewt. Wissen Sie nicht, das Björnson schon zehn Jahre tot ist? (unterschrieben) Eine alte Leserin." Am nächsten Tage antwortet der Redakteur: „An eine alte Leserin! Alt, jedenfalls; Leserin, sehr wenig, sonst würden Sie wissen, daß Björnson Vater einen Björnson Sohn hinterließ, der eben den Fürsten Bülow interviewte."

Aber mit all diesem Schreiben ging die Sache den Hetzern nicht schnell genug vorwärts; man mußte ans Handeln denken, besonders, da Giolitti an-

Digitized by Google

gekommen war, um für uns in sympathischen Worten seine Landsleute zur Vernunft zu bringen. Er sprach gegen den Krieg, predigte den Frieden. Das Ministerium demissionierte. Ja, hätte der König damals Giolitti ans Ruder gerufen, alles wäre anders gekommen. Aber er, furchterfüllt vor dem eigenen Volke, bewog Salandra und Sonnino, zu bleiben. Der von den Massen bedrohte Giolitti mußte zur Sicherheit nach Frascati flüchten.

Nun glaubten die Hetzer schnell zum Handeln übergehen zu können; ihr Erfolg kam plötzlich.

Ich erinnere mich eines Tages, es war im Dunkelwerden, und ich war mit Freunden auf einem Spaziergange durch die Stadt begriffen, da hörten wir von fern einen eigentümlichen Lärm. Aber der Lärm wuchs, kam näher, war wie das Brausen eines wild bewegten Meeres. Eine unheimliche, schwarze Masse wälzte sich durch die Straßen. Tausende! Abertausende! Alle schrien dasselbe, aus voller Kehle, aber gleichmäßig, wie mit dem Taktstock dirigiert: „A basso Giolitti! A basso Giolitti!" (Nieder mit Giolitti.) Immer dieselben Worte, laut schreiend, aber ohne drohende Gebärden: „A basso Giolitti!" Es war ein Höllenlärm, der eigentümlich ruhig und unnatürlich klang, ohne jede Aufregung. Aber unheimlich! Entsetzlich! Doch die Polizei schritt ein, trieb die Demonstranten auseinander. Das war beruhigend. „Es wird nichts sein, wir behalten den Frieden! Man wird Österreichs Anerbieten annehmen!"

So tröstete man sich und die anderen. Österreich hatte bekanntlich das Trentino freiwillig geboten, wenn Italien dem Bündnisse treu bliebe, und Deutschland soll diesem Anerbieten ein anderes, sehr großes beigefügt haben: „2 Milliarden zu 2 Prozent!" So wurde in Rom allgemein erzählt, und man war sicher, die Staatsmänner würden nicht so töricht sein, es zu refüsieren.

Man ging also beruhigt weiter in Gesellschaft. Aber auch da wurde es manchmal unheimlich, und neue Zweifel stiegen auf. Eine Dame kam erregt: „Man hat heute meine Pferde abholen lassen!" Eine andere: „Mein Automobil wurde requiriert." Noch eine: „Der Koch und meine Diener sind eingezogen!" — „Das bedeutet nichts! Es ist nur Vorsicht in so bewegter Kriegszeit!" beruhigten die Optimisten, und man war nur zu willig, zu glauben, was die Tröster sagten und man selbst wünschte.

Herr Barrère war mit dem Erfolge seiner Demonstration nicht zufrieden. Die dummen Karabinieri hatten ihm die Freude gestört und der Verlauf selbst war zu ruhig, nichts von der gewohnten „passione" darin zu spüren. Es mußte Abhilfe geschaffen werden, ein Tropfen, der das Gefäß zum Überlaufen brachte, der dem Volke Feuer ins Blut goß. Und er fand ihn, den Tropfen.

Es sollte das Gedenkfest von Quarto sein; da mußte ein großer Redner kommen und dem Pöbel von Italien seine Pflicht in glühenden Worten deutlich machen. Und er kam, der Redner.

Gabriele D'Annunzio! Welch stolzes Pseudonym! Gabriel, der Erzengel und D'Annunzio: die Verkündigung. Und dieser Engel der Verkündi-

Digitized by Google

gung, der zehn Jahre Schulden halber nicht nach Italien kommen konnte, erſchien, und er drückte das feurige Schwert in die Hand ſeiner betörten Landsleute und predigte: „Haß! Wut! Krieg!“ Er hat die Sprache in der Gewalt, wie ſelten ein Menſch, und er mißbrauchte dieſe Gabe und ſprach erſt in Quarto, wo zu D'Annunzios und Barrères Leidweſen der König abtelegraphierte und nicht erſchien. Er verkündete dem Volke, daß er, der aus Frankreich kam, alle Schauertaten der Deutſchen als Augenzeuge kenne und daß es ihre heilige Pflicht ſei, der „sorella latina“ (lateiniſche Schweſter) zu Hilfe zu kommen. Als das Werk des Aufwieglers, das ihm übrigens Bezahlung ſeiner Schulden und eine halbe Million obendrein eingetragen hatte, in Quarto glänzend gelang und das Volk dort in hellen Flammen der Empörung und Kriegsluſt brannte, ſo reiſte er nach Rom, denn es ſtand zu viel für ihn auf dem Spiele. Die andere halbe Million bekam er erſt ausgezahlt, wenn das Hetzen gelang und der Krieg erklärt war. Er kam wie ein Triumphator, wohnte in einem der erſten Hotels und hielt vom Balkon aus ſeine Hetzreden an den Pöbel, der die Straße vor dem Hotel umlagerte, um den Helden zu ſehen und ihm zuzujubeln!

Er ließ das Vaterland leben, brachte ein Hoch auf das geliebte Rom und ſeine ihm ſo teuren Bürger aus und ein Hoch für den König: „Purtroppo che faccia la guerra!“ (Ein Hoch auch für den König unter der Bedingung, daß er den Krieg erkläre!) Und das Volk war hingeriſſen, ſeinen Worten gelang es, mit Hilfe des Geldbeutels von Herrn Barrère, die Leute endlich in die gewünſchten Flammen der Wut und Aufregung zu treiben.

An einem Sonnabend hielt er dieſe viel beſprochene Rede vom Balkon. An dieſem Tage war ich zum Diner auf einer Geſandtſchaft, die uns damals Freund war, aber indeſſen, Dank der Hetzereien Englands, auch den Krieg erklärte. Man war nichts ahnend, was der geldgierige Unhold indeſſen anrichtete, heiter und guter Dinge. Als ich nach Hauſe kam, hörte ich, daß ein befreundeter Senator telephoniert hätte, er müſſe mich morgen beſtimmt ſprechen. Er war nämlich am Morgen, als er aus dem Senat kam, vom Pöbel als Deutſchfreund, der gegen den Krieg war, angefallen worden und die Sache hätte übel ablaufen können, hätten nicht die Senatoren vorſichtigerweiſe die Karabinieri im Senatsgebäude gehabt, die die Bedrohten umringten und ſchützten. Am nächſten Tage teilte er es mir mit und ſagte: „Sie müſſen abreiſen, Ihrer Sicherheit wegen, ſobald als möglich! Ich kann doch nicht Karabinieri zu Ihrem Schutze an Ihrem Hauſe laſſen.“ Und gerade er, der Deutſchfreund und Freund des Fürſten Bülow, hatte mich immer beruhigt: „Es iſt nichts, wir behalten Frieden!“ Nun das! Ein Blitz aus umwölktem, aber wie man feſt geglaubt hatte, keineswegs drohendem Himmel.

Ich gebe meinen Dienſtmädchen ſeufzend die Order, mit den Reiſevorbereitungen zu beginnen. Da kommt die eine zitternd: Die Questura (Polizei) habe ſoeben geſchickt, wir ſollen die Fenſterläden und Haustüren geſchloſſen halten zur Sicherheit. Große Demonſtration auf der Piazza del Popolo, dicht neben uns, angeſagt! Gräßlich! Einige Beſucher erſcheinen, auch erregt, die

Digitized by Google

erzählen, daß ihnen das Militär mühsam Bahn durch die tobenden Volksmassen brach. Ein Freund war durch die Villa Borghese gekommen; wie anders sah es dort nach seiner Beschreibung aus. Keine eleganten Damen im Automobil, keine Amazonen zu Pferde; überall aufgeregtes, schreiendes, drohendes Volk, das von D'Annunzios Hotel kam, das unweit, aber jenseits der Villa Borghese lag.

Auch unter den historischen Steineichen das wüste Treiben, der Erfolg der Kriegshetzer! Wir hören es mit Schrecken.

Da dringt entsetzliches Getöse zu uns. Vom Platze herüber schallt das Geschrei der Demonstranten! Sie brüllen, sie toben. Nicht mehr der organisierte Lärm von neulich, nein, ein wüstes Durcheinander exaltierter Stimmen im höchsten Affekt! Jeder, der kommt, erzählt, daß ihm die Polizei mit Mühe Bahn durch die aufgeregten Volksmengen verschaffte. Unser Portier steht vor dem Hause, um durch einen Türspalt Besucher hineinschlüpfen zu lassen. Eine schreckliche Atmosphäre der Todesangst. Da ertönt Musik: die Marseillaise! Die Demonstranten haben die Kapelle vom Monte Pincio geholt und lassen sich das Aufwieglerlied spielen. Mit dem Musikkorps an der Spitze durchziehen sie die Straßen, sie wollen zum König in den Quirinal, um durch Drohen den Krieg zu erzwingen.

Der König hatte sich bisher merkwürdig passiv verhalten. Nur Gerüchte gingen um, daß er in beständiger Aufregung lebe. Man hatte gesagt: „Il Re è matto!" (Der König ist verrückt geworden!) Er soll öfter vom Diner aufgesprungen und, die Serviette in der Hand, in den Quirinalgarten gerannt sein, wo man ihn aufgeregt, händeringend, unverständliche Worte vor sich hinmurmelnd sah. Er wußte nicht, was tun. Er fürchtete in seiner Todesangst, fortgejagt oder ermordet zu werden. So unköniglich wie nur möglich! Aber der Pöbel brachte ihn zum Entschluß. D'Annunzio hatte sich die zweite halbe Million „redlich" verdient.

Indessen kommen die Volksmassen bei uns vorüber! Furchtbar! Wir blicken durch einen Fensterritz, die Läden müssen zur Sicherheit geschlossen bleiben. Da wälzt es sich heran, tobend, Männer, Frauen, Kinder, schreiend, brüllend, gestikulierend! Weiber ballen die Fäuste, heulen nach dem Krieg: „Krieg! Rache!" „Die Deutschen haben in Berlin Kindern, weil sie eine italienische Mutter haben, die Arme abgeschnitten!" „Sie nageln die Gefangenen mit der Zunge an den Tisch! Die Barbaren!" Alle diese Lügen hat man ihnen erzählt, um sie aufzureizen. Und der Pöbel glaubt jedes Märchen! Man will Rache! Rache für unverübte Verbrechen!

Das war Sonntag! —

Nun folgen drei schreckliche Tage. Wir werfen alles in die Koffer. Besuche kommen, sie haben alle schon von meiner Abreise gehört, eilen, mich noch einmal zu sehen. Es ist auch in meinem Hause ein wildes, aufgeregtes Durcheinander. Eines meiner Mädchen bringt rote Zettel von der Straße, die man ihm in die Hand drückte: „Jetzt ermorden wir die Minister, die gegen den

Digitized by Google

Krieg ſind, dann alle Deutſchen und Öſterreicher in Rom!“ ſteht darauf. Ein angenehmes Gefühl! Die andere kommt zitternd von einem Gange heim, ein Bäckerlehrling fragte ſie, ob ſie nicht bei Deutſchen wäre, ſie fürchtete ſich vor ſeinen unheimlichen Augen und ſagte: „Nein, bei Amerikanern!“ — „Na, dann iſt's gut. Ich wollte ſonſt eine Bombe werfen!“ Es wird immer beängſtigender! Man ſchläft nicht mehr vor Aufregung. Man hört von unten immer Geſchrei um Rache für die Kinder mit den vermeintlich abgeſchnittenen Armen; man hat die richtige Lüge zum Aufwiegeln getroffen.

Und als Kontraſt gegen das Chaos der Straße die Freunde, Damen und Herren, alles kommt, zeigt große Trauer über meine Abreiſe, erbietet ſich, mir die für die Reiſe nötigen Beſorgungen zu machen, denn ich kann ja nicht mehr auf die Straße, es hätte gefährlich werden können. Aber zur Ehre der Italiener aus den guten Kreiſen muß ich ſagen, daß ſie bis zuletzt ſich als treue Freunde zeigten, die empört und unglücklich über den bevorſtehenden Kriegsausbruch waren.

Ein befreundeter Geſandter, deſſen Land indeſſen uns durch Englands Hetzen auch längſt den Krieg erklärt hat, eilte herbei; er hatte auf der Straße von meiner Abreiſe gehört, wollte Abſchied nehmen und erbot ſich zur Überwachung meiner Wohnung, doch das hatte ſchon ein italieniſcher Senator übernommen.

Ich wurde in der Equipage eines befreundeten Fürſten von ihm zur Bahn abgeholt, er und einige andere Freunde ſchleppten mein ſchweres Gepäck hinab, da ſie fürchteten, Leute von der Straße zu Hilfe rufen zu laſſen, die deutſchfeindlich und daher für mich nicht ungefährlich ſein könnten.

Ich fuhr noch glücklich, da ich informiert war, mit dem letzten durchgehenden Zuge mittags ab. Wäre ich abends gereiſt, ſo hätte ich auf jeder Station liegenbleiben müſſen, da dann ſchon Militärzüge gingen.

Viele Freunde waren auf dem Bahnhofe, um mich noch einmal zu ſehen.

Nach meiner Erfahrung muß ich alſo ſagen, daß, ſo empörend ſich die Regierungsclique und der Pöbel benahm, ich in den gebildeten anderen Kreiſen nur Trauer über den Krieg und keine Spur von Deutſchenhaß wahrnahm.

Ich hoffe, daß ich nicht mißverſtanden werde. Ich habe keineswegs die Abſicht, die Treuloſigkeit Italiens zu entſchuldigen. Die iſt nicht zu entſchuldigen; dieſer Treubruch iſt ohne Exempel in der Geſchichte. Aber man muß diejenigen verdammen, die ihn ausführten, und nicht Schuldige, wie Unſchuldige verurteilen. Viele, unendlich viele wollten ihn nicht. Das wäre, als wollte man den Adel und die Geſellſchaft Frankreichs für die Revolution verantwortlich machen, die ſie um Vermögen und Stellung und viele aufs Schafott brachte. Sie wurden einfach gezwungen. Und wir mit unſerer verhältnismäßig ruhigen Bevölkerung können uns kein Bild von dieſem aufgeregten Volk lateiniſcher Raſſe machen; es verſteht mit Feuer, Schwert und Dolch ſeinen Willen durchzuſetzen.

Digitized by Google

Aber freilich, der Zauber ist gebrochen, ist dahin! Es ist traurig! Sehr traurig! Und man muß sich darein finden, die traditionelle Sehnsucht nach dem Lande, wo die Zitronen blühen, aufzugeben. Der Krieg hat so viel verändert, also auch dieses!

Doch jetzt formt der Deutsche auch keine Reisepläne, jetzt liegen ihm nur zwei Dinge am Herzen: Sieg und Frieden fürs Vaterland!

Gedanken über die Zukunft des Erdenlebens[1])

Von

Prof. Wilhelm Foerster

Als ein Wagnis, sogar als eine Torheit könnte es erscheinen, Gedanken über die Zukunft des Erdenlebens aussprechen zu wollen, ja gewissermaßen verkünden zu wollen in einem Zeitpunkte, in welchem die Zustände des Erdenlebens so unsäglich verdüstert und verfeindet sind. Und doch ist es unumgänglich, daß man immer ernster nicht bloß sich selber die Frage stellt, was kannst du dazu tun, um zur Hilfe gegen diese Nöte beizutragen, sondern daß man auch in befreundeten Gemeinschaften zu übereinstimmend förderlichen Klärungen hierüber zu gelangen sucht.

Was nun meine Betrachtungen zur Weltlage betrifft, so liegt es nahe, zu sagen: Was kann uns der Astronom hierfür bieten? Der Einfluß der Sonnenflecken auf die Zustände der Erde ist wohl größer, als man ihn bis vor wenigen Jahrzehnten angenommen hatte, aber für die jetzige Not der Erdenwelt haben die Zustände der Sonne doch nur eine mittelbare, noch nicht hinreichend erkannte Bedeutung, und im übrigen wird ein Astronom den ergreifenderen Fragen des bisherigen und künftigen Erdenlebens doch vielfach ohne nähere Sachkenntnis gegenüber stehen. Etwas anders liegt aber die Sache bei dem vor Ihnen stehenden Astronomen. Seit nahezu 60 Jahren bin ich, beginnend als jugendlicher Helfer in den letzten Jahren von Alexander v. Humboldts weltumfassender Forschungs- und Organisationsarbeit, bemüht gewesen, neben meiner fachwissenschaftlichen und akademischen Tätigkeit auch auf den Gebieten der von Humboldt eingeleiteten internationalen Organisationen des wissenschaftlichen Zusammenwirkens, soviel ich konnte, zu helfen.

Wenn ich heute zunächst einen kurzen Rückblick auf diesen Zweig meiner Betätigung werfe, so soll das kein Rühmen sein, sondern nur eine Rechtfertigung dafür, daß ich es überhaupt wage, über ein so gewaltiges Problem, wie es in dem Thema meiner Rede enthalten ist, meine Gedanken darzulegen.

---

[1]) Eine Ansprache an befreundete Studenten im Herbst 1917.

Digitized by Google

Meine Mitarbeit an erdumfassender wissenschaftlicher Gemeinschaftsorganisation hat es erfordert, daß ich in allen europäischen Ländern, ausgenommen Spanien, Portugal, Norwegen und die Balkanländer, mehrwöchentliche Aufenthalte nehmen mußte. Von diesen Aufenthalten fanden statt in Paris mehr als 50, in England, Schottland, Irland zusammen 9, in Holland und Belgien 5. Und bei diesen Aufenthalten hatte ich jedesmal Versammlungen beizuwohnen und mich auch rednerisch zu betätigen, und zwar auch in französischer und englischer Sprache. Daß ich hierbei umfassendere Eindrücke von den verschiedenen Ländern und Volksarten gewann, wurde aber wesentlich durch die Aufgaben und Ziele bedingt, denen diese Aufenthalte zu dienen hatten.

Den Anfang der internationalen wissenschaftlichen Organisationen hatte schon in den dreißiger Jahren des verflossenen Jahrhunderts die Vereinbarung sogenannter magnetischer Termine gemacht, unter der Führung von Gauß, Alexander v. Humboldt und dem englischen Herzog von Sussex. In übereinstimmenden Zeitpunkten, bis auf Minuten und Sekunden genau, wurden während 24 Stunden an vereinbarten Tagen mit übereinstimmenden Instrumenten die erdmagnetischen Zustände gemessen, und zwar in einer Reihe von Stationen in allen Erdteilen, vom Äquator bis möglichst weit nach den Polen hin. Eine dieser Stationen war die Sternwarte in Bonn, und ich erinnere mich noch gern daran, wie ich dort als Student damit betraut wurde, in der Morgennacht vom Pfingstsonnabend zum Pfingstsonntag 1852 dem Erdmagnetismus an den Puls zu fühlen, und wie ich mich dabei zugleich mit der ganzen Menschenwelt verbunden fühlte.

Fürchten Sie aber nicht, daß ich Sie noch weiter mit ausführlichen Erzählungen von meinen anderen internationalen Erlebnissen behelligen werde. Die nächste umfassende Vereinbarung war dann die Begründung der internationalen „Astronomischen Gesellschaft" im Jahre 1863 zu Heidelberg. Ich hatte das Glück, mich an dieser Versammlung beteiligen und in den ersten Entwicklungsstadien dieser Organisation hilfreich sein zu können. Hier handelte es sich darum, die verschiedenen Zonen der Erde zu gemeinsamer Erforschung der umfassenden Sternenwelt zu vereinigen.

Kurz vorher schuf der preußische General Baeyer in der sogenannten mitteleuropäischen Gradmessung auch den Beginn einer Gemeinsamkeit der Ausmessung der Erdgestalt und der Erforschung der Beziehungen zwischen dieser Gestalt und den Wirkungen der Schwerkraft, und unter meiner Mitwirkung wuchs diese Organisation 1886 zu der sogenannten internationalen Erdmessung empor, die alle Kulturländer zu freudiger Arbeitsgemeinschaft vereinigte und dann eine Art von Gipfelpunkt der Organisation in einem System von zentral geleiteten Beobachtungsstationen erreichte, durch welche auf einem und demselben Parallelkreise auf der nördlichen wie auf der südlichen Erdhalbkugel unablässig die kleinsten Lagenänderungen der Drehungsachse der Erde überwacht werden.

Digitized by Google

Die beiden vorerwähnten internationalen Organisationen — Astronomische Gesellschaft und Erdmessung — hielten in mehrjährigen Perioden während des ersten halben Jahrhunderts ihres Bestehens an etwa 25 verschiedenen Orten fast aller europäischen Länder ihre leitenden Versammlungen ab, wobei den Mitgliedern Gelegenheit zuteil wurde, nicht bloß in kollegialen Kreisen, sondern auch in den politisch und sozial leitenden Kreisen der betreffenden Länder zwischen Rom und Stockholm, Budapest und Cambridge Einblicke und Beziehungen wertvollster Art zu gewinnen.

Das Beispiel dieser beiden, im besonderen Sinne erdumfassenden Gemeinschaftsorganisationen hat sowohl der rein wissenschaftlichen Arbeit, als auch der Verbindung wissenschaftlicher und technischer Arbeit mit administrativen und wirtschaftlich sozialen Aufgaben und Interessen einen Aufschwung zu nationalen und internationalen Organisationen wirksamster Art gegeben. Ich erinnere nur an den Weltpostverein. Die Anzahl der bis vor dem Kriege emporgewachsenen Organisationen förderlichsten internationalen Zusammenwirkens, das bis jetzt auch während des Krieges keine fundamentalen Unterbrechungen erlitten hat, ist schon so groß, daß die Summe der Beiträge, die auch das Deutsche Reich für diese Verpflichtungen alljährlich aufzuwenden hat, schon mehrere hunderttausend Mark beträgt.

In aller Kürze habe ich nun zur Charakterisierung meiner internationalen Erfahrungen und Beziehungen noch anzuführen, daß ich während 15 Jahren (von 1869 bis 1884), neben meiner astronomischen Tätigkeit, auch Bismarck bei der Einführung von gleichem Maß und Gewicht zunächst im Norddeutschen Bunde, sodann im Deutschen Reiche zu dienen hatte, und zwar mit Einführung des eminent internationalen metrischen Systems, und daß ich hierfür von 1872 ab Beziehungen zu Frankreich zu pflegen hatte, die mich seit 1872 fast alljährlich zu wochenlangem Aufenthalte in Paris verpflichteten. Im Jahre 1892 übertrug man mir durch internationalen Beschluß den Vorsitz in dem internationalen Komitee der allen Kulturländern jetzt gemeinsamen Maß- und Gewichtsorganisation und damit die Oberleitung des in Paris auf gemeinsame Kosten errichteten und verwalteten zentralen Maß- und Gewichtsinstitutes, während die höchste Instanz dieser Verwaltung durch eine alle sechs Jahre in Paris zusammentretende internationale Generalkonferenz gebildet wird. Ich darf mitteilen, daß es bis jetzt trotz des Krieges möglich gewesen ist, durch Vermittlung des Schweizer Komiteemitgliedes meine Beziehungen zu diesem internationalen Dienst aufrechtzuerhalten, und daß neuerdings sogar eine für die künftige Entwicklung der Erdmessung in den großen Erdteilen besonders wichtige Arbeit von der Pariser Zentralstelle des internationalen Maß- und Gewichtsdienstes veröffentlicht worden ist. Ebenso ist es gelungen, durch Vermittlung des überaus freundschaftlich gesinnten Kollegen an der Sternwarte zu Kopenhagen die führende Stellung Deutschlands in der Organisation des erdumfassenden astronomischen Telegraphendienstes aufrechtzuerhalten.

Auch die Zentralstelle der internationalen Erdmessung, welche auf dem

Digitized by Google

Telegraphenberge bei Potsdam errichtet ist, hat es bis jetzt erreicht, einen wesentlichen Teil der unter ihrer Oberleitung stehenden Messungsarbeiten in den verschiedenen Erdteilen im Gange erhalten zu sehen.

„Genug von dem Erdmagnetismus, genug von der Astronomie, von der Erdmessung und dem Maß- und Gewichtswesen!" werden Sie sagen. Was hat das schließlich mit den furchtbaren Nöten und all dem Weh zu tun, womit die Gegenwart und die nächste Zukunft belastet ist? Und doch! Was ich soeben von internationalen wissenschaftlichen und technischen Dingen berichtet habe, hat auch für die ethisch soziale und wirtschaftliche Entwicklung der Menschenwelt immer tiefere Bedeutung erlangt. Durch jene wissenschaftlichen Organisationen sind auch immer tiefer gegründete Gemeinschaftsbildungen auf dem Gebiete der Ethik und reiferes Verständnis des Völkerlebens kultiviert worden. Internationale Versammlungen in Zürich, in Paris und in London waren es, welche zu umfassenderen Gemeinschaftsbildungen aller Verständigungsbestrebungen nicht bloß im sozialpolitischen Sinne, sondern auch in rein ethischem Sinne Anlaß und Anhalt gaben. Die Londoner internationalen Kongresse für ethische Kultur und für das Erziehungswesen sowie für die gerechtere und tiefere Erfassung des Rassenproblems — ich wohnte fast allen diesen Versammlungen bei — sind durch den Krieg gewiß nicht für abgetan erklärt, ebensowenig die bisherigen Betätigungen der Friedensgesellschaften und ihre Anfänge der Begründung völkerrechtlicher Institutionen und Verständigungen im Haag. Aber wie soll der anscheinend so plötzliche Zusammenbruch jener Bestrebungen erklärt werden, und wie soll die Heilung dieser wehevollen Zustände des Völkerlebens vor sich gehen?

Sie werden von mir nicht erwarten, daß ich Donnerworte gegen die Alldeutschen oder gegen die sogenannte Vaterlandspartei schleudere und deren Vorgehen als die größte Gefahr für Deutschlands Zukunft brandmarke, wie es ja vielfach von freigesinnter Seite geschieht. Die Schuld an dem plötzlichen Zusammenbruch der bereits erreichten Anfänge maßvoller Verständigungen der Menschenwelt wird von unseren Feinden fast ausschließlich dem preußischen Militarismus zur Last gelegt, und sie erklären geradezu, daß ohne dessen Beseitigung kein erträgliches Erdenleben mehr zu denken sei. Nun, wir kennen diesen Militarismus besser. Geboren wurde er ja in der großen Zeit, in welcher sich Deutschland von dem Militarismus Frankreichs befreite. Es ist aber die Gefahr aller Gemeinschaftsgestaltungen politischer, sozialer, wirtschaftlicher, wissenschaftlicher und konfessioneller Art, daß durch Gemeinschaftserfolge ihre Eigenart Steigerungen und Überhebungen erleidet, durch die sie sich schärfer von anderen Gemeinschaften und nun gar von grundsätzlich anders gesinnten Gemeinschaften getrennt fühlen und sogar den tieferen und allgemeineren Lehren und Gesetzen aller sozialen Harmonik häufiger entfremdet werden. Dies trifft auch unsern Militarismus, aber es trifft ebenso die großen und die kleinen, die anarchistisch gesinnten und die herrisch gesinnten Parteien und Gemeinschaftsgruppen in allen Kulturländern, beginnend von den Zu-

Digitized by Google

ständen der emporstrebenden Naturvölker. Man darf aber sagen, daß in der Menschenwelt der Kulturländer die Geltung der Gesetze der sozialen Harmonik oder nach dem biblischen Ausdruck der Nächstenliebe bereits große Fortschritte gemacht hatte. Daß es aber doch noch mit allem Raffinement der Wissenschaft und Technik zu diesem furchtbaren Weltkriege kam, ist wohl hauptsächlich durch das immer mehr emporgewachsene wirtschaftliche Raffinement der Konkurrenz verschuldet worden, da insbesondere England sein Imperium der Meere trotz der unabläßigen Steigerung seiner eigenen Schiffsausrüstung doch durch Deutschlands konkurrierende Ausrüstungen immer mehr für gefährdet hielt.

Die Forderung der Entente, daß der preußische Militarismus zu vernichten sei, hätte also eigentlich die Ergänzung enthalten müssen, daß vor allem Deutschlands Energie und Wissenschaft zu vernichten sei. Beinahe von letzterer Art sind allerdings gewisse von unsern Gegnern verkündete Vorbedingungen für den Beginn von Friedensverhandlungen, während insbesondere die Erklärung des österreichischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten auch unsererseits durchaus Anknüpfungen für den Beginn von maßvoll formulierten Verhandlungen dargeboten hat.

Indem ich auf die Einzelheiten solcher Erörterungen verzichte, habe ich nach dem Wortlaut meines Themas, anknüpfend an obige Rückblicke, nunmehr einem Ausblicke in die Zukunft des Erdenlebens den Schluß meiner heutigen Betrachtungen zu widmen. Schon in den letztverflossenen Jahrzehnten, aber besonders deutlich in diesem Kriege hat es sich herausgestellt, daß die Beherrschung der ganzen Erde durch einzelne Staaten oder Gruppen von Staaten eine völlig kurzsichtige Illusion ist, wie auch der ausgezeichnete englische Denker auf staatsmännischem Gebiete, Norman Angell, so deutlich dargelegt hat. England hatte die Gefahren des Freihandels schon immer deutlicher in dem rapiden Wachstum des deutschen Importes in Britisch-Ostindien kennen gelernt und war schon nahe daran gekommen, von seinem einstmaligen Evangelium der freien Konkurrenz überzugehen zu einem alle seine Länder und Völker umfassenden geschlossenen Handelsstaat. Daß es aber auf letzterem Wege auch für England erst recht kein Heil des Erdenlebens gibt, wird man immer deutlicher erkennen, wenn man sich die Entwicklung vor Augen hält, welche die Wissenschaft und Technik auch gerade in Deutschland während des Krieges nicht bloß auf dem Gebiete der Kriegsanforderungen, sondern auch auf produktiven Gebieten erreicht hat. Es bleibt angesichts dieses Emporwachsens der technischen Kultur und bei deren schließlicher Abhängigkeit von den Schätzen und Darbietungen aller Regionen der Erde doch nichts anderes übrig, als die organisierte gemeinsame Verwaltung der Erde auf der Grundlage der gemeinsamen Forschungs- und Gestaltungsarbeit der ganzen Erdenwelt und der möglichst vollen Ausnutzung auch der aus dem Himmelsraum zu uns einströmenden Kräfte und Stoffe.

Etwa sechs Jahre vor dem Kriege hatte ich in diesem Sinne in Paris vor einer teilnahmvollen Versammlung einen Vortrag gehalten, um dessen

Digitized by Google

Abdruck in ihrem Jahresalmanach mich die französische Friedensgesellschaft ersuchte, deren Arbeitsstelle zu Nimes in Südfrankreich lag. Diese Veröffentlichung erfolgte dann als Vorrede in dem Almanach dieser Friedensgesellschaft für 1909. Ich habe davon nicht bloß in französischer und deutscher Sprache, sondern auf Wunsch und mit Hilfe eines nordamerikanischen Freundes auch in englischer Sprache Sonderabdrücke verbreitet. Dabei war es eine ganz besondere Freude für mich und eine besondere Feinheit des in dieser Angelegenheit leitenden Mannes, Prof. Ruyssen in Bordeaux, daß derselbe Almanach ein Gedicht enthielt, welches mit seelenvollster Zartheit eine Verzichtleistung auf Elsaß-Lothringen aussprach unter der Voraussetzung eines höheren Gemeinschaftsverhältnisses zwischen Deutschland und Frankreich.

Höchst Wohltuendes habe ich auch in derselben Zeit in Paris bei einem Besuche erlebt, den ich in Angelegenheiten der internationalen Erdmessung in den Räumen des Generalstabes abzustatten hatte. Dort wurde ich mit einer gewissen Feierlichkeit von seiten einer Gruppe von Offizieren begrüßt, welche in Mittelafrika bei Grenzmessungen mit einem preußischen Offizier meines Namens (den sie für einen Verwandten des Astronomen hielten) zu arbeiten gehabt hatten, von dem sie eine besonders werte Erinnerung bewahrten. An diese Begrüßung in sehr warmen Worten knüpften sich noch höchst wertvolle Äußerungen über ein Zusammenwirken von Frankreich und Deutschland in Afrika.

Eine erfreuliche Erscheinung bieten zurzeit auch die vor kurzem in England veröffentlichten Kundgebungen des sozialpolitischen Bundes der sogenannten Fabier, welche in einleuchtender Klarheit darlegten, in welcher Weise dereinst die Urteile und Entscheidungen des internationalen Schiedsgerichtes ohne Gewalttat zu vollstrecken sein würden.

An den Gedanken gemeinsamer Verwaltung der Erde knüpfen sich nun aber Gewissens- und Rätselfragen ergreifendster Art. Ist so etwas denkbar ohne den absolutesten Sozialismus und Kommunismus?

Und ist der Übergang dazu von der jetzigen Geld- und Interessentenwirtschaft, der Übergang zu Staatsbetrieben oder gar zum organisierten Kommunismus denkbar ohne die schrecklichsten Gewalttaten? Nun also! Das Wesentliche der ganzen Zukunftsentwicklung des Erdenlebens ist das Verschwinden jeglicher Gewalttat. Überall muß die Güte und Großmut in erster Linie zur Geltung kommen, wie es einmal Bismarck bei Expropriationsfragen ausgesprochen hat.

Aber der Militarismus! Nun, auch diese Vergangenheitseinrichtung, der wir doch so viel Pietät und noch treueste Fürsorge für die gegenwärtige Generation schulden, wird neue Blüte und Herrlichkeit erleben, wenn sie nicht mehr der zerstörenden Gewalttat, sondern in den Lüften und in den Meerestiefen, ebenso wie auf den Ozeanflächen aller Zonen der Erforschung der Weltgesetze und der Sicherheit und Wohlfahrt des Menschenlebens zu dienen hat.

Digitized by Google

Das Meer und die Schiffsausrüstung werden in ihrer Geltung als bloße Verkehrseinrichtung immer mehr die Konkurrenz des Eisenbahnwesens erfahren, zusammen mit den Luftfahrten und den verbindenden Wirkungen der Telegraphie und der immer umfassenderen drahtlosen Telegraphie und Telephonie, was die nordamerikanischen Siedlungen in Sibirien auch schon ins Auge gefaßt haben. Dann wird der heroische Militarismus auch nicht mehr gezwungen sein, zuwider seinem eigenen hohen Ehrgefühle, es zu dulden, daß Spionage, geheime Fonds und Rennsportlotterie mit ihren korrumpierenden Wirkungen auf sein Konto geschrieben werden.

Ich brauche nicht länger mit solcher Klangfarbe von der Zukunft der Erdenwelt zu reden. Wie viel wäre noch zu sagen auch von der Zukunft der Presse, die ebenso wie der Militarismus Glänzendes an Energie leistet und doch zur Kultur der Erdenwelt Höheres und Bedachteres beitragen könnte, sicherlich auch beitragen wird.

Die unheilvolle Staatskunst der Entente und der Schutz gegen dieselbe

Von

Freiherrn v. Macchio, k. u. k. Wirkl. Geh. Rat und Botschafter a. D.

Für jeden Urteilsfähigen und -willigen kann über die Frage, wer den Weltkrieg entfesselt hat, ein Zweifel wohl nicht mehr bestehen. Sind doch die Tatsachen zu erdrückend, die allmählich zutage traten. Ich erinnere nur kurz an die deutschen Archivfunde in Brüssel, an den Suchomlinow-Prozeß in Petersburg, an die neuesten Veröffentlichungen über den russisch-rumänischen Vertrag, an die letztlich in der „Norddeutschen Allg. Zeitung" gebrachte Wiedergabe der Enthüllungen der „Nowaja schisn" über die russischen Pläne zur Einnahme Konstantinopels und der Meerengen, endlich, weiter zurückgreifend, an das französische Anlehen vom Jahre 1913 zum Ausbau des strategischen Bahnnetzes in Rußland und schon seinerzeit an die bekannten Vorgänge beim Besuche König Eduards in Bad Ischl.

Ungeachtet der immer neu versuchten „Umgruppierung" solcher Geschehnisse, können wir durch diese wie durch manche andere die Tendenz der Einkreisung Deutschlands, der Trennung der beiden Mittelmächte, mithin das aggressive Element in den Bestrebungen der Westmächte und Rußlands wie einen roten Faden verfolgen. Das verdient festgehalten zu werden, denn es ist geeignet, allen gegenteiligen Argumentationen die Spitze abzubrechen.

Das persönliche Moment, das ja gewiß in den Beziehungen des einzelnen wie ganzer Völker eine Rolle spielt und nie ganz ausgeschaltet werden kann, weil die Geschichte eben von Menschen mit all ihren Fehlern und Schwächen

Digitized by Google

und Eigenheiten gemacht wird, ist auch gewiß bei der oben angedeuteten Richtung nicht zu vernachlässigen. Es fällt vielleicht doppelt dort in die Wagschale, wo, wie in England, das man oft eine Republik mit monarchischer Spitze genannt hat, plötzlich ein Monarch, König Eduard VII., zum Träger der ganzen Außenpolitik wird.

Dieser persönliche Einschlag gibt gerade vermöge des vorübergehenden Charakters des Einzeldaseins jeder Politik eine spezielle Signatur und beeinflußt bis zu einem gewissen Grade den geschichtlichen Werdegang. Das war so zu allen Zeiten, daß es aber gerade jetzt in unserem demokratischen Zeitalter mehr denn je in die Erscheinung tritt, wo doch die Rolle des einzelnen gegenüber den Interessen der Gesamtheit im Hintergrund bleiben sollte, wo das Gemeinwohl des Volkes immer mehr nach Geltung ringt, ist eine Feststellung, die zum Nachdenken zwingt. Noch mehr, wenn man erwägt, daß gerade in Ländern republikanischer Staatsform oder solchen, in denen die monarchische Spitze nur mehr dekorativen Charakter hat und in denen demokratische Prinzipien bei jeder Gelegenheit in den Mund genommen werden, die Tyrannei einzelner in nie bisher gekannter Weise jede Regung des gesunden Volksinstinkts zu unterdrücken vermag. Ich brauche nur die Namen Lloyd George, Poincaré, Clémenceau, Delcassé, Sonnino, Bratianu, Paschitsch zu nennen, um eine Fülle von Erinnerungen der letzten Jahre aufsteigen zu lassen und diejenigen an den Pranger der Geschichte zu stellen, welche in sich das selbstmörderische Blutbad der irregeleiteten Menschheit verkörpern.

Weniger zu verwundern ist es, wenn in Rußland, dem Lande der Unkultur und der blinden Masse, auch nur einzelne dem Strom sein Bett anweisen, aber hervorgehoben muß werden, daß gerade dort, wo längst das zarische Selbstherrschertum seitens des vorgeschrittenen Europa als Anachronismus bezeichnet wurde, dessen Werkzeuge, wie sich herausstellte, sich selbst zu Machthabern aufwarfen und den Autokraten zur geschobenen und hintergangenen Puppe degradierten. Völlig aber nach dem Triumph der sozialen Umwälzung sehen wir wieder alle Macht hemmungslos und kontrollos in den Händen einzelner konzentriert, ohne daß dieselben bisher die angeblichen Segnungen des sozialistischen Staates der Welt zu zeigen imstande gewesen wären, ohne daß anderes als die Bedrohung der Welt mit Anarchie aus dieser schrankenlosen Machtfülle hervorgewachsen wäre.

Das Bild, welches Europa nach vierjährigem Weltkrieg zeigt, ist wahrlich ein erschütterndes; wenn es noch Lichtblicke bietet, so ist dies dort, wo das monarchische Prinzip, auf tiefwurzelnden Traditionen und der Erkenntnis wohlbegründeter Notwendigkeit fußend, von verfassungsmäßigen Einrichtungen sekundiert, den heilsamen Regulator zum Walten der Staatsmänner abgibt. Es ist eben doch etwas ganz anderes, von der Höhe des Thrones, lebenslang mit der ethischen und moralischen Verantwortung für das Wohl und Wehe der Gesamtbevölkerung belastet, vom Gefühle angestammter Zusammengehörig-

Digitized by Google

keit beherrscht und daher den neuzeitlichen Strömungen und Bedürfnissen schon im eigenen Interesse Rechnung tragend, den Geschicken des Ganzen die Richtung zu geben, oder aber als vorübergehend, oft durch komplizierte Einflüsse in die Höhe getragener Machthaber die Spanne Zeit auszunutzen, um persönliche Ambitionen zu realisieren, um einen Platz in der Geschichte zu erobern und sich durch markante Taten über seinesgleichen hinwegzuheben. Wie leicht geht da das Verantwortungsgefühl im Drange der Selbstsucht unter dem Stachel der Eigenliebe verloren.

Es ist ja meist mehr den überragenden Intelligenzen als den lautersten Charaktern beschieden, sich durchzusetzen. Und doch macht erst der Charakter den wahren Staatsmann aus!

Daraus dürfte es sich wohl erklären, wie es möglich wurde, daß in so vielen Ländern gewissenlose Staatslenker oder aber auch unpraktische Utopisten den bestimmenden Einfluß erlangen konnten.

Haben sich diese Weltverderber jemals selbst den Spiegel vorgehalten? Haben sie sich auch nur annähernd Rechenschaft gegeben über all das Unheil, das sie angestiftet? Ich denke dabei nicht so sehr an all den Jammer, den sie sich aufs Gewissen geladen; ich denke an die unwiederbringlichen Kulturschätze, die dem Fortschritte der Menschheit abhanden gekommen. Das wetteifernde Zusammenwirken gerade der kulturell, wissenschaftlich und wirtschaftlich fortgeschrittensten Völker ist auf lange unterbunden, und es wird Jahre, vielleicht Dezennien brauchen, bis man wieder dort wird anknüpfen können, wo der Weltkrieg die geistigen Fäden zerriß. Was bedeuten da die sich überstürzenden Errungenschaften der Technik, wenn in einer ohnehin zum krassen Materialismus neigenden Zeit die höchsten Güter unserer Kultur durch die unabweislichen Einflüsse des rauhen Kriegssturmes bedroht, alle Geister des Hasses und Abscheus aufgewühlt, die immer mehr über die ganze Welt sich schlingenden Bande gleichmäßigen Aufwärtssteigens gelöst sind, die Gemeinschaft der Kulturvölker unterbrochen wird. Stillstand ist Rückschritt.

Die Verrohung des Kriegs hat uns — fürchte ich — in mancher Beziehung ins Mittelalter zurückgeworfen. Wird schließlich der gesunde Sinn der Völker die Wege finden, dort wieder anzuknüpfen und weiter zu bauen, wo das Schwert die Fäden entzweischnitt?

Man hat um so mehr von dem unseligen Getriebe der Geheimdiplomatie gesprochen, je mehr auf die Vernichtung der Nachbarmächte gerichtete Geheimverträge das Licht erblickten. Wo wäre dies aber unheilvoller zum Ausdruck gekommen, als in jenen demokratischen Staatswesen, welche das Prinzip: Nur meiner Lehre, nicht meinem Beispiel folge nach, auf ihre Fahne schrieben, welche nach dem Grundsatz: die Rechte soll nicht wissen, was die Linke tut, die kleinen Staaten vergewaltigen und daneben Gerechtigkeit predigen.

Man verlangte neue Maximen in der äußeren Politik, Mitwirkung der Volksvertreter in größerem Umfange, um solchem Zustand der Unverantwortlichkeit ein Ende zu machen.

Digitized by Google

Doch sind das nicht ebenso viele Palliativmittel, die nur in beschränktem Maße Sicherheit bieten? Haben nicht die Verhandlungen von Brest-Litowsk zur Evidenz gezeigt, wie vielseitig die Nachteile der von Stunde zu Stunde im vollen Tageslicht der Öffentlichkeit sich abspielenden politischen Erörterungen sein müssen?

Und wer bürgt dafür, daß nicht erst recht im Schatten öffentlicher Verhandlungen Geheimabmachungen gedeihen könnten, wenn eben Nebenzwecke und nicht einzugestehende verwerfliche Absichten den Willen der handelnden Personen lenken?

Wo ist die Panazee gegen diesen Krebsschaden im Völkerleben? Wo in aller Zukunft der sichere Schutz gegen Strebungen, wie wir sie jetzt in den Köpfen der Staatslenker der Entente kennen gelernt haben? Man empfiehlt das obligatorische Schiedsgericht, die Abrüstung, eine Art internationaler Schutztruppe als Exekutionsorgan. Doch wo ist die Instanz, um solchen Vereinbarungen Geltung zu sichern, wie vermag man bei gleichberechtigten souveränen Staaten den Willen des Völkerbundes gegenüber Widerstrebenden zu oktroyieren? Waren doch schon die Haager Vereinbarungen von solchen Ideen durchtränkt, während die praktischen Resultate sich an der traurigen Erkenntnis stießen, daß jede Macht nur jene Bestimmungen annehmen wollte, die mit den spezifischen Herrschaftskreisen ihrer Staatsidee in Einklang standen.

Während man die Mittelmächte für das Scheitern des Abrüstungsgedankens verantwortlich machen wollte, hat England sich nicht gescheut, alle Vorschläge zu Falle zu bringen, die seinem Weltherrschaftsaxiom zur See bedenklich schienen.

Machtgelüste einzelner, Vormachtphantome ganzer Völker werden stets der größte Hemmschuh gegen alle derlei Abmachungen sein, so sehr dieselben den reinsten ethischen Gesichtspunkten entspringen mögen.

Völker kommen; Völker vergehen. Jedes Volk hat seinen Aufstieg, seine Sonnenhöhe, seinen Niedergang, vorgezeichnet vom Griffel der Geschichte — vergessen wir das nicht —, das eherne Gesetz des geschichtlichen Entwicklungsganges wird sich gegenüber den schönsten internationalen Abmachungen stets durchzusetzen wissen.

Trotzdem wird man ja gewiß nach dem Kriege in um so stärkerem Maße auf pazifistische Gedanken und Vereinbarungen, wozu die Ansätze schon überall bemerkbar werden, zurückkommen; denn die allgemeine Schwäche durch den furchtbaren Aderlaß dieses Krieges wird allseits Raum für Ruhegedanken schaffen und alle anders gearteten Triebe werden zurückgedämmt werden müssen, um in Erschöpfung sich vorläufig zu vertragen. Darum stehe ich nicht an zu vermuten, daß die seinerzeit angebahnten und so jäh in den Wind geschlagenen Haager Vereinbarungen alle Aussicht haben, nicht nur eine verheißungsvolle Auferstehung zu feiern, sondern im allgemeinen Schwächegefühl eine weitere Ausgestaltung zu erfahren. Doch hieße es allen Lehren der Geschichte ins Gesicht schlagen, wollte man daraus auf das Erblühen eines goldenen Zeit-

Digitized by Google

alters schließen. Selbst Wilsons „Gewalt ohne Maß und Grenzen", mit der er — ein neuer Jupiter tonans — die Welt in Schrecken setzen will, dürfte kaum den richtigen Weg zum goldenen Zeitalter darstellen!

Es ist also auch damit nichts. Dasselbe wird die Zukunft unserer Völker auf die Dauer weder vor imperialistischen Regungen anderer Länder, noch vor dem Wiedererstehen demagogischer Gewaltmenschen schützen. Immerhin aber werden Schiedsverträge u. dgl. in weiterem Umfange den Gefahrenkreis wesentlich einschränken und ein Zeitalter ruhiger Sammlung der kommenden Generation bieten, welches so lange währen wird, als die Erinnerung an den Weltkrieg und die gigantische Kraftentfaltung des Vierbundes während desselben lebendig bleibt.

Die eigene Kraft pflegen auf allen Gebieten, das Bewußtsein derselben im Volke hegen, die Unabhängigkeit vom Auslande nach jeder Richtung viel vollkommener entwickeln als ehedem, und auf dieser Basis freundschaftlichen Verkehr mit allen Völkern aufrechthalten, scheint mir die einzig sichere Gewähr, um dem Unheil der feindlichen Staatskunst, wie wir sie jetzt kennen gelernt, zu begegnen. Das ist nicht neu, das römische: si vis pacem, para bellum ist sogar uralt, aber an seiner Richtigkeit hat es nichts eingebüßt. Allerdings möchte ich es nicht wörtlich nehmen.

Man braucht nicht das Wettrüsten unseligen Angedenkens zu präkonisieren, kann aber ganz wohl konsequenter kraftvoller Entfaltung seines Volkstums das Wort reden; denn die geistigen, seelischen und moralischen Güter sind es, die unüberwindlich machen.

Heinrich v. Treitschke als Kritiker Englands

Von

Dr. Ludwig Lorenz

Wie sehr auch in englischen Universitätskreisen manche Leute vor dem Kriege darauf ausgingen, die Gemüter gegen Deutschland zu verhetzen, sieht man mit schlagender Deutlichkeit aus den Vorlesungen, welche Professor J. A. Cramb am Queen's College zu London 1913 über „Germany and England" hielt. Sie wurden nach seinem Tode im folgenden Jahre herausgegeben (London 1914) und haben während des Krieges vielen Beifall in England und Amerika gefunden. Cramb bemüht sich, drei Männer als Hauptvertreter eines deutschen „Weltherrschaftsstrebens" zu erweisen: Friedrich v. Bernhardi, Treitschke und — Nietzsche!! Das ist natürlich eine große Torheit. Wie leichtsinnig der phantastische Professor dabei zu Werke geht, erkennt man daraus, daß er Bernhardis Wort „Weltmacht oder Niedergang" so auffaßt, als sei damit für Deutschland eine „Weltherrschaft" gemeint, wäh-

Digitized by Google

rend der General doch nur betonte, unsere Regierung müsse mit aller Kraft die Rechte Deutschlands gegenüber der vernichtungdrohenden Einkreisungspolitik der Entente wahren. Völlig unsinnig ist die Zusammenstellung von Treitschke und Nietzsche. Der Philosoph war ein ausgeprägter Kosmopolit und hielt in seiner Selbstherrlichkeit den gesunden Nationalismus Treitschkes für ein Zeichen von Beschränktheit; deutsche Weltherrschaftspläne würden ihm geradezu albern erschienen sein. Sehr töricht ist auch die Bemerkung, Treitschke sei ein führender Geist um das Jahr 1913 bei uns gewesen. Im Gegenteil: er hat nicht soviel Einfluß gehabt, als er verdiente. Nicht zuletzt aus diesem Grunde haben sich manche Kreise bei uns immer wieder von englischen Heuchlern und „Friedensfreunden" berücken lassen. — Freilich war Treitschke durchaus kein Verehrer der britischen äußeren Politik; das kann man begreifen. Aber selbst wenn seine Wirkungen in den letzten Jahren bei uns bedeutend gewesen wären, hätten seine objektiven Betrachtungen niemals irgendwelche „Eroberungspläne" erregen können. Cramb ist in seiner Art noch ein anständiger Gegner unseres Historikers. Er gesteht zu, daß Treitschke recht hatte, wenn er sagte, England sei schon zwei Jahrhunderte lang bemüht gewesen, Preußen niederzuhalten. Er findet sogar eine Art Größe bei ihm und tadelt seine Landsleute, daß sie noch nie ein Werk von Treitschke übersetzt hätten. Doch als der Krieg ausgebrochen war, da fand Cramb einen bissigen Nachfolger in Herrn Joseph Mc Cabe. Der schrieb ein ganzes Buch: „Treitschke and the great war", das von Lügen strotzt. Er behauptet z. B., Treitschke sei ein Anhänger der absoluten Monarchie gewesen und habe für wirkliche Kultur keine Achtung gehabt. (!) Übrigens sagte er voraus (Herbst 1914), binnen einem Jahre würde Deutschland um einige große Provinzen beraubt und der preußische „Ehrgeiz" vernichtet sein! Alle jene Leute wissen gar nicht, wie genau Treitschke über die Zustände Großbritanniens unterrichtet war und welche Fülle von treffenden Gedanken sich darüber in seinen Werken findet. Man braucht nur an die Aufsätze „Milton" und „Byron" zu erinnern, wenn man zeigen will, daß er für die ältere englische Geisteskultur Verehrung besaß und sie durchaus zu würdigen verstand. Ja, es gab eine Zeit, wo er bewundernd von der englischen Verwaltung (der Zeit von 1850) redete. So rühmt er in den Aufsätzen über Gneist (1857): „Die Grundlagen der englischen Freiheit" und „Das Selfgovernment" (Historische und politische Aufsätze, Band 4) die Selbstverwaltung der englischen Grafschaften. Vom Bürgerstand entwirft er ein sehr ideales Bild, wenn er nicht nur den zähesten Rechtssinn und die keckste Unabhängigkeit, sondern auch „eine tief bescheidene Mäßigung, ein Zurücktreten der sozialen Klasseninteressen vor den gemeinsamen staatlichen Pflichten" zu entdecken glaubt. Doch hat er auch damals schon gesehen, daß England seit der „Reformbill" von 1832 einer bedenklichen Zukunft entgegenging. Bis dahin waren eben die Whigs und die Torys ausgeprägte Adelsparteien gewesen, und die große Zeit des englischen Parlamentarismus läßt sich aus der Herrschaft dieses politisch begabten Adels wohl erklären. Das

Digitized by Google

Unterhaus war bis 1832 kein Volkshaus, sondern ein Tummelplatz für die jungen adligen Talente. Nun kam die Reformbill und mit ihr die Demokratisierung. Während der hohe Adel einen Teil seines politischen Einflusses verlor, sank auch die Stellung der adligen Friedensrichter zum Schein herab. Die Verwaltung ward bureaukratisch. „In der technischen Form, der Schnelligkeit und Ordnung der Verwaltung sind viele der neuen Einrichtungen dem alten Selfgovernment entschieden überlegen. Aber der Geist der neuen Fabrikgentry ist in ihnen herrschend und hat auf verhängnisvolle Abwege geführt — jener Geist der souveränen Nationalökonomie, der in aller Gemütsruhe die Frage aufwirft, wie es mit der Freiheit der Baumwollproduktion stehen werde, wenn die Franzosen das Vaterland erobert haben — jener materialistische Sinn, der nicht begreift, wozu die dem Gesetze der Arbeitsteilung hohnsprechende persönliche Dienstpflicht der Bürger in der Gemeinde nütze, da doch besoldete Beamte technisch tüchtiger administrieren können. Auch Deutschland kennt Apostel dieser Denkart, aber noch immer hat das Pflichtgefühl und der tiefwurzelnde Idealismus unseres Volkes die Mehrheit selbst der Fabrikstädte davor bewahrt." Später (1892) hat Treitschke in seinen Vorlesungen über Politik festgestellt, daß die Baumwollenlords und Eisenbahndirektoren mit ihrem Krämergeiste das Unterhaus beherrschten, während das Oberhaus immer mehr an Bedeutung verlor. Dennoch hielt er auch jetzt noch den englischen Adel für sehr staatskundig. Wir sehen aber heute, daß der Krämergeist in England völlig gesiegt hat. Die Lords von 1832 hatten auch den bekannten britischen Hochmut, aber sie wußten, was sie taten. Die englischen Minister von 1914 haben ohne jeden politischen Instinkt aus wirtschaftlichem Neid gegen unser Volk den Weltkrieg angezettelt, der ihr Land einer völligen finanziellen Zerrüttung entgegenführt. Schon 1878 aber hat Treitschke den Herren Briten mit kühler Gelassenheit ins Stammbuch geschrieben: „Welcher deutsche Liberale hätte nicht einmal in jungen Tagen den holden Traum geträumt von der natürlichen Bundesgenossenschaft des freien Englands mit dem freien Deutschland! Es bedurfte einer langen Reihe schmerzlicher Enttäuschungen, bis wir endlich lernten, daß die auswärtige Politik der Staaten nicht allein und nicht vorwiegend durch ihre inneren Verfassungsverhältnisse bestimmt wird. Denke man noch so hoch von der britischen Freiheit, in der Völkergesellschaft ist das heutige England unzweifelhaft eine Macht der Reaktion. Seine Machtstellung ist ein offenbarer Anachronismus. Sie ward geschaffen in jener guten alten Zeit, da Weltkriege noch durch Seeschlachten und gemietete Söldnerscharen entschieden wurden und es für staatsklug galt, in aller Herren Länder, ohne jede Rücksicht auf Natur und Geschichte, wohlgelegene Seefestungen zusammenzurauben. In dem Jahrhundert der nationalen Staaten und der Volksheere läßt sich eine solche kosmopolitische Handelsmacht auf die Dauer nicht mehr behaupten. Die Zeit wird und muß kommen, da Gibraltar den Spaniern, Malta den Italienern, Helgoland den Deutschen und das Mittelmeer den Völkern der mediterranischen Lande gehören wird."

Digitized by Google

Hinsichtlich Italiens hat ja Treitschke nicht ahnen können, was 1915 geschah und welches klägliche Ende jetzt Salandras weltpolitische „Aspirationen" nehmen. Wenn er so über England spricht, läßt sich daraus natürlich nicht folgern, daß er eine deutsche Weltherrschaft herbeigewünscht hätte, wie die Briten heute sagen. Niemals würde er einem Angriffskrieg gegen England oder irgendeinen anderen Staat das Wort geredet haben. Im Gegenteil, seine nationalen Ansprüche waren durchaus mäßig. Als z. B. im Jahre 1884 unter dem Schutze Bismarcks die ersten Gründungen deutscher Kolonialpolitik ins Werk gesetzt wurden, begrüßte er sie freudig, wollte aber nur, daß sein Volk „gebührenden Anteil an der großen Arbeit der expansiven Zivilisation" bekäme. Man sieht, wie bescheiden seine Wünsche sind! Doch er wußte natürlich, daß alsbald England sich den deutschen Unternehmungen widersetzen würde, und sagte in ruhigem Tone: „Niemals gebrach es Englands Staatsmännern an menschenfreundlichen Schlagworten, um die Rechnungen ihrer Handelspolitik zu verdecken; bald nehmen sie das europäische Gleichgewicht, bald die Abschaffung des Sklavenhandels, bald die konstitutionelle Freiheit zum Vorwand; und doch rechnete ihre Staatskunst, wie jede Politik, welche nach dem vernunftwidrigen Ziel der Weltherrschaft trachtet, stets grundsätzlich auf das Unglück der andern Völker" („Deutsche Kämpfe", Neue Folge, S. 334 ff.).

Früh erkannte der Historiker die tiefe Verschiedenheit der englischen und der preußisch-deutschen Staatsorganisation. So schreibt er im Jahre 1863 seinem Freunde Nokk („Treitschkes Briefe", S. Hirzel, Leipzig 1912 f.), als er eben eine Vorlesung über englische Geschichte zu schließen im Begriffe war: „Ein unendlich großes Volk, je näher man es kennen lernt; und doch möchte ich unser deutsches Unglück nicht gegen die englische Glorie vertauschen. Ich sehe immer klarer: wenn es je einen wahrhaft freien Staat, einen Staat innerlich freier Menschen geben wird, kein anderer kann es sein als der deutsche." So hat er denn auch in seinen „Vorlesungen über Politik" den Wert unserer echten Monarchie gegenüber dem Scheinkönigtum der Briten gebührend hervorgehoben. (Vgl. auch meine Schrift: „Heinrich v. Treitschke in unserer Zeit". Leipzig, S. Hirzel, 1916.)

Für seine spätere Zeit kommen natürlich hier auch die Urteile in seinem Hauptwerke, der „Deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert", in Betracht. Da hat er eine Menge Beispiele für die britische Wesensart geliefert. „Die glückliche Insel," sagt er im ersten Bande (S. 344), „die allein unter allen Staaten Europas dem Imperator standhaft die Anerkennung verweigert hatte, galt bei allen deutschen Patrioten als die feste Burg der Freiheit, ihre schlaue und gewalttätige Handelspolitik als ein heroisches Ringen um die höchsten Güter der Menschheit," und veranschaulicht, wie Lord Catheart 1814 den Bemühungen Preußens und Rußlands für ein menschliches, den Barbaren unbeschwerliches Seekriegsrecht einen festen Widerspruch entgegensetzte. Im vierten und fünften Bande hat Treitschke dann klar gemacht, daß England dem „Deutschen Zollverein" von Anfang an ein rücksichtsloser Feind war.

Digitized by Google

Lord Palmerston erklärte offen, kein Minister Englands könne jemals zugeben, daß Hannover und die Hansestädte dem Zollverein beiträten, diese westdeutsche Freihandelsküste biete ja den Briten das einzige Mittel, um ihre Fabrikwaren nach Deutschland hinüberzuschmuggeln!

Daß der berühmte Canning ein richtiger Stockengländer war, erkannte Treitschke sehr bald. Dennoch sprach er mit einer gewissen Teilnahme von der politischen Klugheit des Mannes, der uns wie ein Riese neben Mr. Grey erscheint. „Entzückt lauschte die liberale Welt, wenn der schöne Mann mit den begeisterten leuchtenden Augen und der breiten, kahlen Stirn eine seiner schwungvollen, gedankenreichen Reden hielt und die scharfsinnige Erörterung des englischen Handelsvorteils immer zur rechten Zeit durch einen wohlberechneten Ausfall auf die verhaßte heilige Allianz oder durch einen feierlichen Anruf der Selbständigkeit der Nationen oder durch ein freiheitatmendes klassisches Zitat unterbrach." Dagegen schildert er Palmerston mit aller künstlerischen Feinheit seines Humors und mit treffsicherer Ironie: „Wenn er in tiefer Nacht elastischen Schrittes aus einer Sitzung des Unterhauses heimwanderte, immer mit einer Blume im Munde oder im Knopfloch, den Regenschirm geschultert, den hohen Hut auf den Hinterkopf hinaufgeschoben, dann freuten sich seine Landsleute dieses Bildes altenglischer Lebensfrische. Sein ganzes Wesen atmete fröhliches Behagen; der starke, viereckige, angelsächsische Kopf mit den verschmitzten, weit vom Nasenbein abstehenden Augen erinnerte zugleich an die Kraft der Dogge und an die List des Fuchses." Mit einer Art von Zuneigung sprach Treitschke aber von Robert Peel, einem Staatsmann, „der die Zeit nicht mit schöpferischen Gedanken beherrschte, sondern gewissenhaft von ihr lernte, auch als Redner nicht glänzend, aber stark durch Rechtschaffenheit, Offenheit und den Mut, das Notwendige zu wollen". Doch auch im Hinblick auf Peel mußte Treitschke beklagen, daß Engländer, wenn sie mit Ausländern reden, gar zu gern ihrem „cant" huldigen, jener schlauen Heuchelei, durch die sich der Deutsche in seiner Naivität oft täuschen läßt. Heute aber erkennen selbst Franzosen, Russen und Italiener, was unser Historiker schon für das England vom Jahre 1820 feststellte: „Schließlich kam doch selbst für diese unangreifbare Insel der Tag, da sie erfahren mußte, daß auch im Völkerverkehr sittliche Mächte wirken und jeder Staat durch das Übermaß der Untreue sein eigenes Ansehen zerstört."

Treitschke war der Sohn eines Generals. Er hat selbst Offizier werden wollen, und schwere Überwindung kostete es ihn, daß er wegen seines Gehörleidens darauf verzichten mußte. Aber er hatte immer einen straff soldatischen Zug in seinem Wesen, und an Verständnis für die nationalen Aufgaben des Heeres hat ihn, den Verehrer Clausewitzens, wohl kaum ein politischer Schriftsteller seiner Zeit übertroffen. Wir lesen jetzt mit besonderer Teilnahme, was er über die Verschiedenheit englischen und deutschen Soldatentums sagt: „Es ist ein Vorzug einer Nation, wenn sie ein starkes und wohlgeordnetes Heer hat, eben weil das Heer nicht nur bestimmt ist, als ein Mittel für die aus-

Digitized by Google

wärtige Politik zu dienen, sondern weil eine edle Nation mit ruhmvoller Geschichte das Heer sehr lange als eine ruhende Waffe benutzen kann, weil es eine Schule bildet für die eigentlich männlichen Tugenden des Volkes, die einem Zeitalter des Erwerbs und des Genusses so leicht verloren gehen. Zugeben muß man ja, daß es zartbesaitete, feine Künstlernaturen gibt, welche die militärische Disziplin nicht vertragen. Von solchen Leuten geht oft eine verkehrte Anschauung der allgemeinen Dienstpflicht aus. Man soll aber bei diesen großen Dingen nicht nach Ausnahmenaturen urteilen, sondern nach der alten Regel: Mens sana in corpore sano. Diese Kraft des Leibes ist in Zeiten wie die unsrige besonders bedeutsam. Es ist ein Mangel der englischen Kultur, daß sie die allgemeine Wehrpflicht nicht kennt. Einigermaßen ausgeglichen wird dieser Mangel dadurch, daß die Flotte so gewaltig entwickelt ist und andererseits der fortwährende kleine Krieg in den Kolonien die männlichen Kräfte der Nation beschäftigt und frisch erhält. Daß eine große körperliche Rüstigkeit in England noch immer zu finden ist, hängt zum Teil mit diesen beständigen Kriegen in den Kolonien zusammen. Sieht man aber schärfer hin, so zeigt sich doch ein starker Mangel. Die Unritterlichkeit des englischen Charakters, die von der naiven Treue der Deutschen so auffällig absticht, hängt damit zusammen, daß man dort die körperliche Übung nicht in den edlen Waffen sucht, sondern in den Fertigkeiten des Boxens, Schwimmens und Ruderns. Diese Übungen haben sicherlich auch ihren Wert, daß aber diese ganze Art athletischen Sports auch den Atheletengeist mit seiner Roheit erzieht und einen äußerlichen Schein, der immer nur danach trachtet, den ersten Preis zu erringen, das springt in die Augen." Diese Ausführungen Treitschkes werden durch die gegenwärtige englische Kriegführung in schlagender Weise bestätigt. Man denke z. B. daran, daß sich die englische Flotte so lange Zeit nicht herauswagte, daß die britische Regierung den Baralongmord beschönigte, ohne daß sich aus den Kreisen des Volkes ein Widerspruch erhob. Und wenn auch jetzt die „allgemeine Wehrpflicht" (mit zahlreichen Ausnahmen) in England durchgeführt wird, so ändert dies nicht das mindeste an der Tatsache, daß die meisten englischen Soldaten und Offiziere den Krieg auch nur wie eine Art Sport ansehen und so das Urteil Treitschkes über die Unritterlichkeit des englischen Charakters als richtig erweisen. Besonders wertvoll ist uns auch die Stellungnahme Treitschkes zu den belgischen und englischen Völkerrechtstheorien: „Heutzutage denken wenige Leute darüber nach, welche Lächerlichkeit es ist, daß Belgien sich mit besonderer Vorliebe als Zentrum der Völkerrechtswissenschaft fühlt. So gewiß das Staatsrecht auf dem Boden der Praxis ruht, so gewiß muß ein Staat, der in einer abnormen Lage ist, auch eine abnorme Mißbildung des Völkerrechts verursachen. Belgien ist neutral, es ist von Natur verstümmelt, in einem solchen Staat soll sich ein gesundes Völkerrecht ausbilden!? Das bitte ich Sie festzuhalten, wenn Ihnen späterhin die massenhafte belgische Literatur auf diesem Gebiete entgegentritt. Andererseits gibt es heutzutage einen Staat, der in der Lage zu sein glaubt, immer anzugreifen, und darum

Digitized by Google

der Sitz der Barbarei im Völkerrecht ist. Durch Englands Schuld allein verharrt das Völkerrecht auf dem Meere in einem Zustande privilegierter Seeräuberei. So kommen wir zu der Einsicht, daß, weil im Völkerrecht alles auf Gegenseitigkeit beruht, man nicht allgemeine humane Phrasen und Lehren den Staaten vorhalten darf; alle Theorie muß hier auf dem Boden der Praxis bleiben, und da ist Voraussetzung wirkliche Gegenseitigkeit, d. h. ein wirkliches Gleichgewicht der Mächte." Der Weltkrieg hat nun so manchen Deutschen, der bis dahin noch an den vorstehenden Betrachtungen Treitschkes (aus seinen „Vorlesungen über Politik") zweifelte, darüber belehrt, wie gefährlich es ist, von England Erwiderung deutscher „Humanität" zu erwarten, von jenem Seeräuberstaate, der sich an kein Völkerrecht bindet und mit den Interessen der neutralen Staaten verfährt, als wären sie nichts als aufständische Vasallen. Treitschke aber würde sich freuen, wenn er sehen könnte, wie jetzt das deutsche Schwert die britischen Ränke zunichte macht.

Treffend hat Hermann v. Petersdorff in seiner ausgezeichneten Lebensbeschreibung des Historikers (Allgemeine deutsche Biographie, Band 55, jetzt auch in der Aufsatzsammlung des Verfassers: „Deutsche Männer und Frauen", Berlin 1913) bemerkt, daß Treitschkes Anschauungen ihre kritische Schärfe erhielten, seitdem er die Mißgunst Englands gegen Deutschland im Kriege von 1870 erlebte. Er hatte das „perfide Albion" immer gern einmal selber aufsuchen wollen. Endlich, wenige Monate vor seinem Tode, im Herbst 1895, kam er dazu, den lange gehegten Plan auszuführen. Er wußte damals schon, daß ein „Kampf" mit dem neidischen England eines Tages kommen würde, daß er schwer und langwierig sein werde. Er wünschte einen solchen Krieg nicht herbei, aber er rechnete mit ihm, als mit einer Prüfung, die der Kraft Deutschlands bevorstehe. Petersdorff erzählt, daß durch den Aufenthalt in England seine Abneigung gegen die Briten nur noch verstärkt ward. Wie ein Brief, den neuerdings M. Cornicelius veröffentlichte, sagt, hatte er als Historiker dort viel gelernt, aber sich in dem „steinreichen Lande ohne Bauern" gar nicht wohl gefühlt. Seine Sehnsucht galt dem soviel menschlicheren Vaterlande. Den Berliner Freunden aber erzählte er dann gern mit scharfer Satire von den Beobachtungen, die er jenseits des Kanals gemacht hatte.

Der obenerwähnte Professor Cramb hat übrigens in seinen Vorlesungen Treitschke mit Macaulay verglichen. Er findet manche Ähnlichkeiten zwischen ihnen, aber bemerkt dann, als Sprachkünstler, als Stilist sei Treitschke Macaulay sehr unterlegen. Nun, das mag er glauben. Wir wissen, daß Treitschke recht hatte, wenn er sagte, Macaulay sei als Politiker nicht eben tiefgründig, und wir erkennen auch, daß unser Historiker objektiver ist als der Engländer. Die Anschaulichkeit des Macaulayschen Stiles bezweifeln wir nicht. Ob er aber eine so bedeutende Persönlichkeit war wie Treitschke, ist noch sehr die Frage.

Mit seinem scharfen Urteil über England steht Treitschke bekanntlich nicht vereinzelt da. Ich möchte besonders auf Ernst Moritz Arndt hinweisen, der schon 1806 im ersten Teil seines „Geist der Zeit" ganz ähnlich geredet hat:

Digitized by Google

„Ein Volk, welches das Schönste und Größte verachtet, wenn es von einem fremden Volke kam, welches, aller Zucht unverbesserlich, nur in Altengland das Paradies und allenthalben sonst Barbarei findet, ein Volk endlich, das selbst nichts Geniales mehr erfinden und erschaffen kann, sondern geizig und klein wie ein Kaufmann zur Prahlerei aufschichtet und aufstellt — wenn ein solches verstocktes und verhärtetes Volk nicht knechtisch und gemein wird, wie es die Dinge und Menschen knechtisch und gemein ansieht und würdigt, so trügen alle historischen Zeichen. Noch seid ihr mehr eine Nation, als wir meisten waren, aber wie lange? Doch so groß waret ihr, daß der Fall eurer Ruinen die Erde erschüttern wird."

Die feindliche Weltdiplomatie im Weltkriege[1])

Von

General der Infanterie Freiherrn v. Woinovich

König Eduard VII. hat, als er zur Regierung gelangte, jede Gelegenheit emsig gesucht, um Deutschland mit einem Netz der Arglist zu umstellen, aus dem ein Entrinnen nur wie durch ein Wunder möglich war. Er hat es verstanden, für seine Politik nicht nur die europäischen Großmächte, sondern auch zahlreiche kleinere Staaten zu gewinnen, und wie sich im Laufe des Weltkrieges zeigen sollte, selbst bei außereuropäischen Mächten, wie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und in China, den Boden für seine Politik vorzubereiten. — Der König, selbst ein geriebener, skrupelloser Staatsmann, hat für die Durchführung seiner Absichten nicht nur im eigenen Lande eine Reihe gewissenloser, aber geschickter Diplomaten gefunden, er hat es auch verstanden, im Auslande solche zu finden, die ihm und Großbritannien förderlich waren.

Wenn wir den Kreis der Staatsmänner und Diplomaten, die den Zwecken und Zielen des Königs dienten, näher umschreiben wollen, müssen wir in erster Linie des in seinem Ehrgeiz verletzten, berüchtigten Iswolski, des Todfeindes Österreich-Ungarns, des alten südslawischen Verschwörers Pasić, des französischen Ministers Delcassé gedenken, dürfen aber auch Sasanow, Grey, Salandra und Sidney Sonnino nicht verschweigen, denn auch diese betrachteten die Feindschaft gegen Mitteleuropa als heiliges Vermächtnis des mitten in seiner unheilvollen politischen Tätigkeit dahingerafften englischen Königs und hielten dessen Traditionen unentwegt aufrecht. Später sollten noch andere Staatsmänner und Diplomaten in die vordere Linie

---

[1]) Anmerkung der Redaktion. Das obige Thema haben wir sowohl von militärischer als auch von diplomatischer Seite behandeln lassen, weil die Sicherung gegen die feindliche Weltdiplomatie nach dem Weltkriege sowohl eine militärische als auch diplomatische Weltfrage bilden wird.

Digitized by Google

rücken — alle aus der Schule Eduards VII., gewissenlos und unversöhnlich in ihrem vorzüglich gegen Deutschland gerichteten Hasse. Denn daß sich die Feindschaft des Auslandes hauptsächlich gegen letzteres Reich richtete, erwies der fruchtlose Versuch König Eduards kurz vor seinem Tode, bei der Zusammenkunft mit Kaiser Franz Joseph in Ischl diesen vom Dreibunde abwendig machen zu wollen, wodurch eine vollständige Isolierung Deutschlands eingetreten wäre, da schon damals das treulose Italien unter der Decke mit den Ententemächten verhandelte.

So bereitete sich die furchtbare, gegen Deutschland und Österreich-Ungarn gerichtete Koalition vor, die 1914 zum Ausbruche des Weltkrieges führte.

Unsere Feinde haben unter der Maske erheuchelter Entrüstung die Schuld für diesen Krieg auf Österreich-Ungarn und Deutschland geschoben. Dies trifft aber sowenig zu als das Ansinnen, daß das von Serbien gequälte Österreich-Ungarn nicht zum Schwerte hätte greifen sollen. — Nur der Moment, die Raschheit des Entschlusses, das wohlvorbereitete Intrigennetz mit einem Schlage zu zerreißen, hat die Entente überrascht, gewiß nicht der Krieg selbst, den sie seit Jahren herbeizuführen bemüht war und der für das Jahr 1917 in Aussicht genommen wurde. Sie unterließ es nicht, Belgien, das seine Neutralitätspflichten verletzt hatte, als unschuldiges Opfer aller Welt gegenüber darzustellen.

Die öffentliche Meinung im Auslande war, dank dem Gelde und der Tätigkeit der Entente, hauptsächlich durch die Presse, insbesondere durch den Preßkönig Lord Northcliffe, schon seit Jahren entsprechend gegen das gewalttätige Deutschland aufgehetzt worden, wobei nicht genug auf das zum Zerfallen bereite Österreich-Ungarn hingewiesen werden konnte. Nun schien der Moment gekommen, wo man die ganze Welt gegen das verbrecherische Deutschland mobilisieren zu können vermeinte und dabei die scheinheilige Pose des Verteidigers anzunehmen vermochte, der nur ethischer Motive halber zu den Waffen gegriffen hatte. Indessen lagen die Verträge, die die Ententemächte unter sich zur Niederwerfung Deutschlands und zur Vernichtung der österreichisch-ungarischen Monarchie vereinbart hatten, schon unterfertigt in den gegnerischen Archiven.

Der Zufall, noch mehr aber die glänzenden Siege der Waffen der Mittelmächte auf allen Kriegsschauplätzen haben nämlich den Wortlaut dieser Geheimverträge nach und nach aller Welt preisgegeben. Zuerst fand man in Brüssel die aktenmäßigen Beweise für die neutralitätswidrige Haltung Belgiens, dann in Belgrad jene, welche die Fäden bloßlegten, welche die serbische Politik von dieser Stadt nach Petersburg, Paris, London und Rom gewoben hatte. Endlich, nach Niederbruch Rußlands, wurden durch die russischen Machthaber noch andere Geheimverträge publiziert, aus denen mit völliger Klarheit hervorging, daß das entsetzliche Abenteuer dieses Krieges ein vorbedachtes, mit allen Mitteln in Szene gesetztes, nur Eroberungen bezweckendes gewesen sei. Mit einem Male sah sich nun die Entente

Digitized by Google

kompromittiert; beharrlich hüllte sie sich, nach erfolgter Veröffentlichung, in verlegenes Schweigen. Es nützte ihr nichts, die historische Wahrheit war früher zutage getreten als zu erwarten stand — durch sie ist über die Politik der Entente ein für allemal das Verdammungsurteil gefällt worden.

Welcher Abgrund von Verworfenheit, welcher Raubsucht, welche Niedertracht enthüllen uns diese sukzessive an die Öffentlichkeit gelangten Dokumente!

Deutschland gegenüber war im Geheimvertrag vereinbart worden, daß nebst Elsaß-Lothringen auch das Kohlengebiet des Saarbeckens an Frankreich zu fallen hätte; die Rheinprovinz und das ganze linke Rheinufer sollten neutralisiert werden.

Rußland wurde vertragsmäßig Konstantinopel, die Meerengen, Armenien zugestanden, nebstdem ganz Galizien und die Bukowina.

Frankreich hätte überdies noch Syrien mit Smyrna erhalten sollen.

England war Mesopotamien und überhaupt ganz Arabien versprochen worden.

Italien hatte aber in jeder Beziehung den Rekord an Unverschämtheit erreicht. Es beanspruchte ganz Südtirol bis zum Brenner, Teile von Krain, des Küstenlandes, Triest, ganz Istrien mit Pola und Fiume. Um sich die unbeschränkte Herrschaft über das Adriatische Meer zu sichern, sollte Österreich-Ungarn überdies von diesem ganz abgeschnitten werden, indem auch Dalmatien zum Teil an Italien, zum Teil an ein neu zu schaffendes slawisches Staatengebilde zu fallen hätte, das bis an das unter italienischem Einfluß zu errichtende schwache Albanien reichen sollte, von dem übrigens Italien Vallona für sich behalten wollte. Den Gipfel der Unverschämtheit erreichte die Forderung einer Kriegsentschädigung.

All diese wahnwitzigen Pläne sind aber nicht etwa bloß den kranken Gehirnen jener Staatsmänner entsprungen, die sie seinerzeit faßten; ihre Nachfolger haben an ihnen, trotz allen Erfolgen der Zentralmächte, wie aus den Reden der jüngsten Diplomaten und Staatsmänner der Entente hervorgeht, mit um so größerer Verbissenheit festgehalten, als die Heere der Entente überall vom Unglücke verfolgt wurden. Die neuen Männer, die in allen feindlichen Staaten an das Ruder kamen, halten noch an den alten Plänen fest; man kann also keineswegs behaupten, daß sie durch die Ereignisse gewitzigt worden sind. In welcher Weise sie sich vorstellen, daß es z. B. den Franzosen und Engländern gelingen sollte, bis an den Rhein zu gelangen und Elsaß-Lothringen zu erobern, wo sie sich gegenwärtig mit Mühe bei Amiens und Armentières ihrer Haut gegenüber den Deutschen wehren, das ist allerdings nicht faßbar. In den Gehirnen ihrer Staatsmänner muß völlige Blutleere eingetreten sein! Desgleichen hält Italien noch immer an seinen Eroberungsabsichten fest; es verzichtet noch nicht auf den Brenner, noch nicht auf Triest, ebensowenig auf Dalmatien, trotzdem es sich nur mühselig an die Piave und an die südlichen Gebirgsfüße der venetianischen Alpen zu klammern vermag.

Digitized by Google

Dieser psychologischen Erscheinung bei den Diplomaten und Statsmännern der Entente muß unsererseits Rechnung getragen werden — auch für alle Zukunft. Sonst könnte es vorkommen, daß auch künftig seitens ehrgeiziger und gewissenloser Persönlichkeiten, wie Lloyd George, Poincaré, Clémenceau, Sonnino u. a. m., neue Raubzüge und Massenverbrechen gegen uns angestiftet werden, denn die Welt der Entente wird sich auch nach dem Kriege nicht ändern, und bis zum Eintritt eines immerwährenden Friedens ist es noch lange hin.

Aus dieser Ursache wäre es angezeigt, in unseren Völkern nicht das Vertrauen auf baldiges Zustandekommen einer Weltabrüstung überhandnehmen zu lassen, denn Staat und Volk, die auch in der Zukunft ihre Existenz für alle Fälle wahren wollen, werden nicht davon abgehen können, auf die sicherste Gewähr dafür, „innere und äußere Bereitschaft für den Kampf", verzichten zu können.

Solange die Welt noch Diplomaten vom Schlage der in den vorstehenden Ausführungen genannten hervorzubringen imstande sein wird, bleibt die beste Sicherheit ein scharf geschliffenes Schwert!

Beziehungen zwischen Krieg und Erdkunde

Von

Geh. Hofrat Dr. S. Günther

Man kann jetzt häufig, auch aus dem Munde ferner Stehender, den Satz vernehmen: Dieser Krieg ist der beste Lehrmeister der Geographie. In der Tat hat es, solange die Menschheit eine Geschichte besitzt, noch keine Völkerverwicklung gegeben, welche in gleichem Maße den ganzen Erdball umfaßt und in Anspruch genommen hätte. Gewiß, auch frühere Kriege erstreckten sich über ungeheure Schauplätze. Der Feldzug Alexanders des Großen ging über einen großen Teil der damaligen Terra cognita, nämlich über Westasien und Nordostafrika, hinweg, während er von Europa seinen Ausgang genommen hatte. Noch größeren Flächeninhalt hatte das römische Reich in der Epoche seiner großartigsten Entfaltung, und wenn damals gleichzeitig in Nordbritannien, in ganz Nordafrika und in Mesopotamien gekämpft ward, so erheischte der Überblick über diese vom Reichszentrum so weit entfernten Provinzen vom Feldherrn und Staatsmann der Kaiserzeit ein hohes Maß geographischer Einsicht, wie sie bei den damaligen wissenschaftlichen Hilfsmitteln kaum zu erwarten gewesen wäre. Auch später noch lagen die Verhältnisse vielfach ähnlich. Der Siebenjährige Krieg tobte gleichzeitig in Mitteleuropa und Nordamerika, wo Kanada an die Engländer überging; auch Napoleons I. tyrannischer Riesengeist hatte nahezu ganz Europa in Waffenlärm erdröhnen

Digitized by Google

lassen und gleichzeitig Kolonialkriege in allen Erdteilen, das noch ganz im Dunkel liegende Australien ausgenommen, auszulösen vermocht. Allein das alles muß doch ganz und gar in den Hintergrund treten gegenüber der gigantischen Ausdehnung, welche der Frivolitätskrieg von 1914 nach und nach angenommen hat. Mag auch die Mehrzahl der zwei Dutzend Staaten, welche die Diplomatie und die klingenden Überredungskünste der Angelsachsen zur Fehdeansage gegen das Deutsche Reich bewogen hatten,[1]) aktiven Eingreifens aus guten Gründen sich enthalten, so ward und wird doch tatsächlich in jedem Weltteile ernstlich gekämpft, und die Leistungen unserer Kreuzer haben für Recht und Ehre ihres Volkes selbst bei den Antipoden ein kräftiges Zeugnis abgelegt. An das Nördliche Eismeer hatte kein Krieg der Vergangenheit herangereicht, und gegenwärtig erleben wir, daß der Seeweg nach dem Weißen Meere um das Nordkap herum durch die „Pestboote", mit Lloyd George zu sprechen, eine Reihe sehr ernsthafter Kampfhandlungen sich abspielen sah. Das Südliche Eismeer freilich ist auch für Mars und Bellona unzugänglich, weil es dort nur Robben, Pinguine und Fische als ständige Bewohner gibt, aber in seinen Randbezirken liegt noch jene Gruppe der Falklandinseln, von denen noch vor kurzem nur Spezialisten nähere Kenntnis besaßen, die aber durch den Heldentod des Grafen Spee und seiner Schiffsmannschaften dauernd in unser Gedächtnis eingeschrieben worden sind. Kurz, unsere Behauptung von vorhin ist richtig, daß so ziemlich alle Länder und Völker unseres Planeten von der Kriegsfurie entweder unmittelbar erfaßt oder doch zum mindesten recht fühlbar in Mitleidenschaft gezogen worden sind.

Wer der Wissenschaft von der Erde keine besondere Aufmerksamkeit zugewendet hat, kommt leicht auf den Gedanken, die Veränderung der bunten Grenzlinien der Staaten auf der Landkarte sei als eine besonders wichtige Folgeerscheinung großer Kriege anzusehen. Daran ist ja etwas Wahres; die Kongresse von 1814 und 1815, durch welche viel Schutt der Bonaparteschen Periode weggeschafft werden sollte, leider jedoch nur sehr unvollkommen weggeschafft wurde, brachten bei alledem eine gründliche Umstülpung dessen zuwege, was man damals als politische Geographie bezeichnete, was aber in Wirklichkeit nur eine rein willkürliche, ohne Rücksichtnahme auf geschichtliche und wirtschaftliche Entwicklungen durchgeführte und recht rohe Methode der Grenzregulierung war. Wie ungeschickt die Herren Diplomaten am grünen Tisch mitunter verfuhren, mag durch die beiden Beispiele belegt werden, daß man 1815 bei der

[1]) Wer mittelalterliche Kriegssitten kennt, wird sich ganz heimatlich angeregt fühlen, wenn er sich vergegenwärtigt, wie die Weltstaaten Siam, Haiti, Uruguay usw. mit ihrer Kriegserklärung aufmarschierten. Als die Reichsstadt Nürnberg im Jahre 1449 vom Markgrafen Albrecht Achilles mit Krieg überzogen wurde, empfing der Rat in wenigen Tagen über hundert Fehdebriefe von Fürsten, Grafen, adligen Herren, Städten und sogar einzelnen Bürgern solcher Städte, die alle ein gutes Geschäft machen zu können hofften, wenn sie an dem allgemeinen Raubzuge sich beteiligten, allerdings aber schließlich dabei sowenig auf ihre Rechnung kamen, wie es nach menschlichem Ermessen bei den erwähnten „Raubstaaten" der Fall sein wird.

Digitized by Google

Abgrenzung Preußens gegen das neue Königreich der Niederlande (Holland und Belgien) ein ganz hübsches „neutrales" Ländchen, Moresnet, vollständig vergaß, und daß man bei dem den Krimkrieg 1855 beendigenden Traktate ganz festzusetzen versäumte, wem die von der Regierung des Sultans zu räumende Donauinsel Adakaleh (Neu-Orsova) nun eigentlich zugewiesen sei. Die Herren Diplomaten jener Tage hatten eben zu viel mit anderen Dingen zu tun und keine Zeit für das Studium der Karte.[1]) Dergleichen ist bei den künftigen Friedensverhandlungen nicht mehr zu besorgen; es werden Männer am Verhandlungstische sitzen, die selbst besser als ihre Vorgänger Bescheid mit der Umwelt wissen, und es werden ihnen zweifellos auch Fachleute beigegeben sein, auf deren Rat sie sich bei im engeren Sinn geographischen Fragen zu stützen in der Lage sind.

Gewiß werden die Folgen eines solchen Umsturzes aller Zustände, wie wir ihn erleben müssen, auch für die Autoren der Atlanten einer nahen Zukunft nicht gleichgültig sein. Aber daß die Geographie als solche auf Äußerlichkeiten, denen ein halbwegs geschickter Zeichner ohne sonderliche Mühe gerecht werden kann, ein Hauptgewicht legen sollte, ist nicht anzunehmen. Solchem Fehlschlusse haben immerhin, zumal im feindlichen Auslande, einzelne Personen Vorschub geleistet, die den Ehrentitel eines Geographen für sich in Anspruch nahmen und die Ehre ihrer Wissenschaft dadurch prostituierten, daß sie Phantasiebilder mit möglichstem Farbenaufgebote in die Welt setzten, um zu zeigen, wie sie deren Teilung und Neuordnung sich gewünscht hätten. Den Preis unter diesen Phantasten errang unstreitig der Träger eines geachteten Namens, Onésime Reclus, der als Geograph zwar mit seinem berühmten Bruder Elisée sich nicht vergleichen durfte, aber doch der Verfasser ganz tüchtiger Lehrbücher war und besser daran getan hätte, nicht noch kurz vor seinem Tode — das Kriegsende sollte den alten Chauvinisten nicht mehr Lügen strafen — solch schlimmes Machwerk hervorzubringen. Traurig genug, daß auf diese Weise weiteren Kreisen ein ganz unzutreffender Begriff von dem übermittelt wurde, was man unter Kriegsgeographie versteht. Denn eine solche gibt es in der Tat, wie es u. a. die dankenswerten Schriften von Bertling und Frobenius bekunden. Indessen entsprechen auch sie, die in erster Linie dem Militär einen Ratgeber an die Hand zu geben beabsichtigen, nur einem Teilausschnitte aus der umfassenderen Disziplin, welche wir hier im Auge haben und mit kurzen Strichen zu kennzeichnen unternehmen wollen.

---

[1]) Hierher gehört auch, daß jene „Donaukommission", welche als ein verhältnismäßig nützliches Nebenprodukt aus dem Kriege zwischen Rußland und den Westmächten hervorgegangen war, über die Eigenart der vor dem Delta des großen Stromes gelegenen Schlangeninsel („Fidonisi") sich ganz im unklaren befand und darin eine „Alluvion", eine Art Sedimentbildung, erblicken wollte, von welcher es nur nicht recht begreiflich erscheinen mochte, wie sie sich in so großer Entfernung vom Festlande hätte bilden sollen. Die Wahrheit ist, daß sie aus gewachsenem Fels besteht; sozusagen ein „pontisches Helgoland", was vielleicht noch einmal von Wichtigkeit werden kann.

Digitized by Google

Der Geograph von heute unterscheidet an seinem Forschungsobjekte, der Erde, drei Hauptbestandteile, nämlich die Lithosphäre, die Lehre von dem aus Steinen und Mineralien aller Art sich zusammensetzenden Festkörper; die Hydrosphäre als Lehre von den Gewässern, hauptsächlich vom Meere; endlich die Atmosphäre, welcher die Ermittlung der alles übrige umschließenden Lufthülle obliegt. Die Anforderungen des Krieges haben hier gewisse Spaltungen bewirkt, die auch mit dem allgemeinen Begriffe der für alles menschliche Wissen notwendig gewordenen Arbeitsteilung zusammenhängen. So ist eine Kriegsgeologie erstanden, von deren Wert und Bedeutung vor vier Jahren noch niemand eine rechte Vorstellung gehabt hätte, deren Nutzen sich aber im Zeitalter des Stellungskrieges, wenn es sich um Wasserversorgung, Wasserabführung, Anlagen von Gräben in tunlichst trockenem Gelände und viele ähnliche Aufgaben handelt, so deutlich in die Erscheinung getreten ist, daß sich der „Kriegsgeologe" rasch eine angesehene Stellung bei den Oberkommandos erwerben mußte. Die Zeichnung geologischer Karten in den besetzten Gebieten ist dabei noch besonders hervorzuheben. Über Kriegsmeteorologie konnte schon vor einiger Zeit in diesen Blättern berichtet werden; auch sie ist noch lange nicht an ihrem Endziele angelangt, und insonderheit jede Vervollkommnung des Geschützwesens stellt auch sie vor neue Verpflichtungen; ganz abgesehen von interessanten Untersuchungen, die nicht direkt dem Zerstörungszwecke dienen, gleichwohl aber hier einschlägig sind, wie die Bestimmung der Hörweite des Geschützdonners und der damit in Verbindung stehenden geographischen Faktoren.[1]) Von diesen Seitenzweigen der Geographie des Krieges soll also an diesem Orte schon deshalb nicht gesprochen werden, weil sie selbständig geworden sind und auch als selbständige Wissensgebiete behandelt zu werden verlangen können.

Dem, was uns vorwiegend beschäftigen soll, gehören beim gegenwärtig sich herausbildenden Sachverhalte zwei enge miteinander zusammenhängende Unterabteilungen des geographischen Wissenskomplexes an; es sind die Kartenkunde und die Oberflächenkunde, welch letzterer auch die zu ungeahnter Tragweite aufgestiegene Klimakunde zuzuordnen ist. Will man von ihrem Einflusse auf die moderne Art der Kriegführung sich ein klares Bild machen, so wird man sie nur im engsten Vereine mit der historischen Entwicklung betrachten dürfen. Kriegsgeographie und Kriegsgeschichte gehören unlöslich zusammen. Wenn die Kartographie an der Reihe ist, so lernen wir aus der Vergangenheit, wie unendlich gerade die Kriegführung durch die Möglichkeit, allen militärischen Graden gute Länderbilder verschiedensten Maßstabes in die Hand geben zu können, neuerdings gefördert worden

[1]) Schreiber dieser Zeilen hatte dienstlich längere Zeit in einem von der flandrischen Frontlinie viel weiter als sein früherer Aufenthaltsort entfernt gelegenen Landesteile Belgiens zu verweilen und vernahm dort das Trommelfeuer ungleich deutlicher. Dazwischen lag eine breite „Zone des Schweigens".

Digitized by Google

ist.[1]) Die Geländekunde der Topographie kann mehr nur eine beschreibende (Morphographie) oder zugleich eine erklärende (Morphologie) sein. Wenn ein sonst verdienter österreichischer Militärgeograph gemeint hat, es komme wesentlich nur darauf an, von den verschiedenen Terrainformen eine recht genaue Beschreibung zu liefern, ohne sich zu viel auf das ursächliche Element, warum jene gerade so und nicht anders aussehen, dabei einzulassen, so stehen nunmehr die Vertreter der Erdkunde wohl auf einem anderen Standpunkt; sie trennen die Schilderung der Landschaft nicht mehr von dem Versuche, ihrer Entstehung, ihrem langsamen Werden unter der Einwirkung aufbauender und zerstörender Kräfte nachzuspüren. Und das kann allein schon unter dem Gesichtspunkte nützlich werden, weil man so erkennt, weshalb sowohl ein größeres Kriegstheater als auch vor allem ein Schlachtfeld auf den jetzt lebenden Beschauer einen ganz anderen Eindruck macht, als derselbe auf Grund der besten Berichte erwarten mußte.

Von Kriegskarten erzählt die Geschichte, seitdem die rohe Gewalt durch das Eingreifen denkender Menschen eine Abschwächung oder, besser gesagt, die Verlegung auf eine für ihre Anwendung besonders geeignete Örtlichkeit erfahren hatte. Die eherne Tafel der Landumrisse, welche die aufständischen Jonier nach Sparta sandten, um dessen Hilfe gegen Persien zu gewinnen, und die Küstenkarten des Ägäischen Meeres, welche angeblich Darius I. durch einen Griechen Demokedes zur Vorbereitung seines Feldzuges von 490 v. Chr. anfertigen ließ, würden an die chronologisch erste Stelle zu setzen sein. Daß noch weniger die Römer auf ein solches Kriegsmittel verzichten konnten, liegt auf der Hand. Die berühmte Portikuskarte des Imperium Romanum von Agrippa war fraglos in der Absicht entworfen, die Bewegungen der kaiserlichen Heere bequem verfolgen zu können, und gleicherweise diente die ein paar Jahrhunderte später entstandene Tabula Peutingeriana, die wir uns in allen römischen Amtsstuben aufgehängt denken dürfen, vorwiegend militärischen Zwecken. Das Mittelalter wird mutmaßlich auch gewisse, wenn schon primitive Hilfsmittel dieser Art besessen haben, aber selbst noch zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges sah es damit recht betrübend aus. Verfügte ein Staat über eine bessere Landesmappierung, wie etwa Kursachsen unter „Vater August" oder, dank Philipp Apian, Bayern unter Albrecht V., so verhinderte er deren Bekanntwerden, um nicht einer feindlichen Invasion zu Hilfe zu kommen. Man staunt, wenn man erfährt, mit wie unzureichenden Karten sich noch ein Friedrich II.

[1]) Hierauf kommt mit am meisten an. Napoleon war von der Notwendigkeit guter Karten, wie wir gleich sehen, mehr als irgendeiner seiner Zeitgenossen durchdrungen, aber sie waren für ihn lediglich ein strategisches Hilfsmittel, bestimmt zum Gebrauche der Oberkommandanten. In seiner ausgezeichneten Analyse der Feldzüge des Schlachtenkaisers führt Freytag v. Loringhoven den uns in der Jetztzeit unglaublich dünkenden Umstand an, daß selbst Adjutanten, die einen möglicherweise entscheidenden Befehl zu überbringen hatten, gewöhnlich ohne Karte zu Pferde zu steigen und folglich auch manchen Mißerfolg aufzuweisen hatten. Noch war die Karte kein taktisches Instrument geworden.

Digitized by Google

im Siebenjährigen Kriege behalf. Seine Gegner, die Österreicher, waren ihm in dieser Hinsicht weit überlegen, und es darf angenommen werden, daß die Wahl guter Stellungen, durch welche namentlich Daun nicht so selten die Feldherrnkunst des großen Königs zu paralysieren verstand, durch das bessere kartographische Rüstzeug seines Generalstabes erleichtert worden sein mag.[1]) Erst Napoleon I. schuf da endgültig Wandel durch seine neubegründete Truppe der „Ingénieurs-Géographes", von denen einzelne wie Bonne und Coraboeuf zu hohem Ruhm gelangten. Die Pariser Anstalt für Kartenherstellung leistete Treffliches; man bedenke nur, was es heißen wollte, die gute Karte des russischen Reiches nachzudrucken und alle Ortsnamen zugleich für französisches Verständnis lesbar zu machen. Weit stand dagegen zurück, was die Verbündeten aufzubringen vermochten, und es wird sich nicht in Abrede stellen lassen, daß die Schlacht bei Dresden (August 1813) großenteils deshalb einen so ungünstigen Ausgang nahm, weil man bezüglich der Geländeverhältnisse so ziemlich im Dunkeln tappte.

Vielleicht fühlte sich der nachherige preußische General v. Müffling durch die unerfreulichen Wahrnehmungen, welche er zu machen hatte, dazu angeregt, jene großzügige Reformarbeit im Bereiche seines eigenen Landes anzubahnen, die schon in verhältnismäßig kurzer Zeit die besten Früchte trug. Alle deutschen Bundesstaaten schufen sich im Laufe des vergangenen Jahrhunderts genaue Landesdarstellungen, und die Generalstabskarte mit ihrer scharfen Terrainwiedergabe durch Schraffierung und Höhenlinien ist allmählich sprichwörtlich geworden. Für den gegenwärtigen Krieg reichte auch sie als solche nicht mehr aus. Man organisierte besondere Vermessungsabteilungen, die mit der Pflicht betraut sind, auch sehr kleine Bodenabschnitte, die als Kampfplatz eine Rolle spielen können, mit allen Feinheiten neuerer Reproduktionstechnik so abzubilden, daß auch kleine Einzelheiten sich nicht dem Auge entziehen. Feindliches Gebiet wird vom Fesselballon und Flugzeuge aus mit der Lichtbildkammer aufgenommen, und ein besonderer Dienstzweig, der des Feldphotogrammeters, befaßt sich damit, die der Natur der Sache nach mit zahlreichen Verzerrungsfehlern behafteten Lichtbilder von diesen zu befreien und daraus Spezialkärtchen im besten Wortsinn zu machen.

---

[1]) Österreich hatte schon vor 1700, wahrscheinlich unter der Ägide des allgegenwärtigen Prinzen Eugen, dieser Seite des Militärwesens erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden begonnen. Bereits von der zweiten Belagerung Wiens (1683) sind mustergültige Pläne vorhanden. Die Donauländer im Süden vermaß und kartierte ein hervorragend tüchtiger Sachkenner, der Nürnberger Christoph Müller, der dann später die Kronländer Böhmen und Mähren in seine Obhut nahm. Wie „Friedrichs Strategie im Siebenjährigen Kriege" von Creuzinger berichtet, hatte der preußische König in seinen eigenen Betrachtungen über die Jahre 1756 bis 1762 ganz bezeichnend erkannt, daß ihm die gegnerischen Feldherren in diesem wichtigen Punkte überlegen waren; sie hätten, so führt er an, auch während des Marsches die Gegend durch „Feldingenieure" durchstreifen lassen, um die geeigneten Aufstellungen zu ermitteln. Die Donaumonarchie konnte in der Tat für solche Ziele leichter als das erst im Werden befindliche Preußen geeignete Kräfte aufbringen.

Digitized by Google

An der Hand der vertrauenswerten Karten entwirft der Stratege die Pläne der großen Heeresbewegungen, der Taktiker diejenigen für Begegnungs- und Stellungsgefechte. Die Offensive gegen Italien gibt uns eine besonders klare Übersicht über die Art und Weise, wie aus dem Kartenstudium die Absichten zur Überwindung des Doppelwiderstandes, den Naturhindernis und menschliche Abwehr einer einmal gefaßten Angriffsidee entgegenwirken lassen, herauswachsen müssen. Um so rasch als möglich die italienische Tiefebene zu gewinnen und die Vorarbeiten für eine zwölfte Isonzoschlacht zu durchkreuzen, mußte von Nordosten her der Ansturm beginnen, der Oberlauf dieses Flusses zur Ausgangsbasis genommen werden. Hierüber konnte auch ein Schulatlas allenfalls unterrichten. Nunmehr aber setzte die unsagbar mühevolle Mosaikarbeit an der feinsten Kleinkarte ein, um die Gangbarkeit der Wege, die Steigungs- und Böschungsverhältnisse des Gebirges, die topographische Möglichkeit des Nachschubes, die Gelegenheit zur Anbringung der eigenen Batteriestellungen und alle die hundert Besonderheiten rauhester Gebirgsnatur zu erkunden, deren Nichtkenntnis oder Nichtbeachtung alles Beginnen zu fruchtlosem Scheitern verurteilen konnte. Die Schwierigkeiten, welche es zu überwinden galt, waren im Norden des gewaltig ausgedehnten Kampfraumes andere als im Süden. Dort türmen sich die Julischen und Karnischen Alpen mit sparsamen Paßübergängen zu stattlicher Höhe auf; hier hat man es zwar mit weit niedrigeren Erhebungen zu tun, allein dafür hält die launische Beschaffenheit des Karstes mit ihrem Wassermangel, ihren unzähligen Bodensenken und ihren wild zerrissenen Hochflächen andere Hemmnisse für den Vormarsch in reicher Fülle in Bereitschaft. Wer mit der physischen Geographie des österreichischen Küstenlandes einigermaßen vertraut ist, kann sich von der Feindseligkeit dieses Kalkgebirges, die ja zum Glück die Italiener weit mehr als die Verteidiger auszukosten hatten, nur zu leicht einen Begriff machen.

Wenn spätere Kriege von neuem auf ein Gebiet führen, welches schon früher in der Kriegsgeschichte als bedeutsam genannt wird, so werden ihr nützliche Winke für das eigene Verhalten zu entnehmen sein. Ob das immer geschieht und geschehen ist, bleibt natürlich eine offene Frage. In einem Sonderfalle des Weltkrieges kann man zweifelhaft sein, ob nach dieser Regel verfahren ward, weil sonst doch wohl ein unzweifelhafter Rückschlag vermieden werden konnte. Der französische Krieg von 1814 bietet uns da eine Reihe brauchbarer Anhaltspunkte, weil er sich ja zum Teil ganz auf dem gleichen Untergrunde austobte; wütete doch die Schlacht von Craonne, deren Ausgang für den Sieger Napoleon furchtbarster Menschenverluste halber den Untergang vorbereitete, auf dem nämlichen „Chemin des Dames", von dem wir so viel lesen mußten; nur mit dem Unterschiede, daß die Hauptkampfrichtungen von damals und von heute sich unter rechtem Winkel durchschnitten. Kurz vor jener Schlacht hatte Blüchers Heer bekanntlich ein paar schwere Schlappen erlitten, deren Ursache letzten Endes darin zu suchen war, daß man im Hauptquartier die Sümpfe von St. Gond, aus denen der Große und der Kleine Morin westlich zur

Digitized by Google

Marne abfließen, für ganz unpassierbar gehalten hatte, während Napoleons Tatkraft sie eben doch zu bezwingen imstande war. Und zu Ende des August, zu Anfang des September 1914, hundert Jahre später, kamen die zweite und dritte Armee zwar auch über jene Flüßchen und ihr sumpfiges Einzugsgebiet hinüber, aber als gleich darauf der Rückmarsch notwendig ward, bewirkten die erwähnten Brüche einen Aufenthalt, der lästig und gefährlich wurde, wenngleich die Aufopferung der Truppen schließlich darüber hinweghalf.

An diesem Orte hat sich somit die Terrainbeschaffenheit so gut wie gar nicht geändert, wogegen anderwärts oft tiefer einschneidende Umgestaltungen unverkennbar sind. So konnte der Schreiber dieser Zeilen, als er vor einiger Zeit die Umgebung von Laon besichtigte, durchaus nicht die Überzeugung gewinnen, daß der herkömmliche — napoleonische — Bericht über die dortige Märzschlacht von 1814 auf strenger Wahrheit beruhe. Entweder ist daselbst manches ganz anders geworden oder der Kaiser hat, um seinen arg zerschlagenen Marschall Marmont zu entlasten, dessen damaligen Anmarsch sehr unrichtig dargestellt. Auch die Begehung des Schlachtfeldes von Belle-Alliance (18. Juni 1815) gibt nach dieser Seite hin mancherlei zu denken. Die ganz seichte Mulde, welche die englische und französische Hügelreihe den ganzen Tag über trennte, muß, wenn die Berichte von beiden Armeen stimmen sollen, wesentlich tiefer gewesen sein, wenn es auch selbst unter dieser Voraussetzung sicherlich nichts anderes als gewaltige Übertreibung sein dürfte, daß ein neueres Werk über Geschichte der Befreiungskriege von einer „Schlucht" spricht.

In unseren Breiten wird das Klima gewiß auch die Kriegshandlungen beeinflussen, aber doch nur in minderem Grade. Anders jedoch zumal in tropischen und subtropischen Gebieten. Zu den letzteren gehört der Süden Mazedoniens und in ungleich verstärktem Grade die Asiatische Türkei. Man hat sich darüber gewundert, daß in Mesopotamien ein richtiger, inoffizieller Waffenstillstand eingetreten war, obwohl die Engländer doch alle Ursache hatten, ihre Erfolge bei Bagdad auszubeuten. Wer indessen die Hitzegrade kennt, welche im Sommer an den Ufern der beiden großen Ströme zur Tagesordnung gehören, findet es begreiflich, daß selbst die dort eingesetzten indischen Soldaten zum Vorrücken und Kämpfen unbefähigt waren. Wenn es dort „Winter" wird, worunter freilich nur eine sehr weitherzige Auslegung dessen zu verstehen ist, was wir als solchen kennen, so mögen sich wohl auch wieder kräftigere Operationen der Engländer einstellen. Wesentlich ähnlich liegen die Dinge auch auf den Kriegsschauplätzen Palästinas und der Sinaihalbinsel, auf welch letzterer das Wüstenklima sich mit besonderer Schärfe offenbart. Den tiefgreifenden Unterschied zwischen Küsten- und Kontinentalklima, eines der am meisten kennzeichnenden Theoreme unserer Klimakunde, wird wohl selten ein Mensch, man möchte sagen, in solcher Reinkultur zu erfassen Gelegenheit haben wie ein im Bahnzuge ohne Aufenthalt von der flandrischen an die rumänische Front versetzter deutscher Kämpfer; an ersterer verhältnismäßig geringfügige Temperaturunterschiede der Jahreszeiten, an letzterer

Digitized by Google

grauenhaft heiße Sommer und eine Winterkälte, welche die unterste Donau in eine mit Lastwagen zu befahrende Verkehrsstraße verwandelt! —

Die Friedensverhandlungen werden nach menschlicher Berechnung ganz unter dem Zeichen der Geographie stehen. Dem Vierbunde sollen sie eine gesicherte und beherrschende Stellung in Mitteleuropa sichern; durch gute Verkehrswege, unter denen eine verbesserte Donau und die — nunmehr mit allen Tunnelbauten ausgestattete — Anatolische (Bagdad-)Bahn obenanstehen, wird ja dem wirtschaftlichen Neuaufbau am besten gedient. Die Entente andererseits trägt sich mit noch viel großartigeren geographischen Projekten, indem sie darauf ausgeht, durch einen zusammenhängenden, rings um das Erdenrund gelegten Gürtel das Angelsachsentum hüben und drüben einheitlich zu verankern, solange nicht Ostasien durch die Neigung Japans zur „Extratour" als Störenfried auftritt. Und zahllose Einzel- und Unterfragen schieben sich noch ein, betreffs deren nur derjenige erfolgreich mitzusprechen befähigt und befugt sein wird, der sich auf unserem Wohnplaneten gründlich auskennt. Die souveräne fachliche Unkenntnis der Kongresse von 1814 und 1815 wird keine Auferstehung mehr feiern.

Die feindliche Presse und der feindliche Telegraph

Von

Hermann Diez

Wenn der von Reuter verbreitete Text der neuesten Wilsonrede richtig ist, hat der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika seinen hysterischen Aufruf: „Gewalt, Gewalt bis zum äußersten, Gewalt ohne Maß und Grenzen!" mit den unmißverständlichen Dingen begründet, die Deutschland und seine militärischen Führer in Rußland, Finnland, der Ukraine und Rumänien begangen hätten. Angesichts dieser Leistung darf man sich wohl fragen, woher Wilson seine Wissenschaft von den deutschen Friedensschlüssen im Osten bezogen haben mag. Daß ihm der Friede mit Groß-Rußland nicht gefällt, kann man vielleicht verstehen; ganz abgesehen davon, daß er nicht gerade nach seinen Rezepten geschlossen ist, darf der Herr Präsident sich sogar einen besonderen Anteil daran zuschreiben, daß Rußland nicht einen noch milderen Frieden erlangt hat, denn wenn er den Mut und die Ehrlichkeit gehabt hätte, auf die Einladung der Maximalisten zu allgemeinen Friedensverhandlungen zu antworten, so hätte die übrige Entente sich fügen müssen und alles wäre anders gekommen. Es ist also das schlechte Gewissen, das aus ihm spricht. Genau dieselben Gesichtspunkte gelten für die Gestaltung des Friedens mit Rumänien. Was aber Herr Wilson an unserem Frieden mit der Ukraine und vollends an dem Vertrag mit Finnland, der eigentlich gar kein Friedens-, sondern eher ein Freundschaftsvertrag ist, auszusetzen haben

Digitized by Google

kann, ist wirklich nicht einzusehen, denn sie entsprechen in der Tat auch weitgehenden Anforderungen an den neuen Geist des Rechts und der Gerechtigkeit, von dem die Völkerbeziehungen künftighin erfüllt sein sollen und vielleicht auch erfüllt sein werden, wenn die Menschheit als Ganzes aus den Erfahrungen des Weltkrieges etwas lernt, woran man freilich zurzeit wieder fast verzweifeln möchte. Wenn Wilson also alles in einem Entrüstungstopf zusammenwirft, so ist er entweder der leichtfertigste und gewissenloseste unter den Staatsmännern der Welt, oder er ist von der Presse und dem Telegraphen, von denen er seine politischen Informationen bezieht, ungeheuerlich schlecht unterrichtet worden.

Was in dieser Beziehung geleistet wird, davon hat man gerade in den letzten Wochen wieder einige sehr bemerkenswerte Proben. Der amtliche französische Heeresbericht vom 25. März, also dem fünften Tage der großen Durchbruchsschlacht von Monchy—Cambrai—St. Quentin—La Fère, hatte es fertig gebracht, von einem „schweren Mißerfolg" des deutschen Angriffs zu reden. Zieht man in Betracht, daß dieser unser Angriff damals schon in einer Breite von 80 Kilometer durchschnittlich 30 Kilometer tief eingedrungen war und etwa 45000 Gefangene eingebracht hatte, so ist auch das schon ein verzweifeltes Kunststück. Aber wenn man den deutschen Heerführern unterstellte, sie hätten gleich am ersten Tag Amiens oder womöglich Paris erreichen wollen, so konnte man immerhin einem hinlänglich urteilsschwachen Publikum gegenüber von einem Mißverhältnis zwischen dem tatsächlich Erreichten und dem angeblich Erstrebten und schließlich sogar von einem Mißerfolge sprechen. Aus diesem angeblichen Mißerfolg hat dann aber das berüchtigtste unter den gelben Blättern Neuyorks ganz im Geiste der amerikanischen Presse die „größte Niederlage Deutschlands im Weltkriege" gemacht. Das ist vielleicht auch für amerikanische Verhältnisse ein Rekord, im übrigen aber doch nur kennzeichnend für diese Presse, die jahraus, jahrein von wahnwitzigen Übertreibungen und Aufbauschungen lebt und für die die Wahrheit nichts ist. Sind die verärgerten Kundgebungen der mit ihrer hinterhältigen Verschleppungstaktik gescheiterten Bolschewiki von so gewissenhaften Händen zubereitet worden, ehe sie zur Kenntnis des Herrn Wilson gelangten, so kann man sich allenfalls erklären, wie er zu seinem leidenschaftlichen Aufschrei kommt. Daß ihm das Umlernen nicht schwer fällt, hat er ja ohnedies schon mehrfach bewiesen. Hat man doch in den Tagesblättern dieser Tage eine sehr niedliche Zusammenstellung gewisser Stellen aus seinen jüngsten staatsmännischen Kundgebungen mit einigen Sätzen aus seinem der Professorenzeit entstammenden Buche über den Staat gelesen. In diesem Buche spricht er von dem Kriege 1870/71, der „im Interesse des deutschen Patriotismus gegen französische Unverschämtheit" geführt worden sei, und rühmt von Preußen, daß es erfolgreich bestrebt gewesen sei, eine größere Vollkommenheit in seiner Verwaltungsorganisation zu erreichen als irgendein anderer Staat Europas, während er der französischen Verwaltung bezeugt, daß sie in all ihren Zweigen und in

Digitized by Google

allen Dienststufen von den niedrigsten bis zu den höchsten unter „tiefgehender Korruption" leide infolge des Triumphes der verhängnisvollen Idee, daß ein öffentliches Amt für persönliche oder Parteidienste verliehen werden solle, eine Idee, die nebenbei bemerkt, in Amerika noch viel unbestrittener herrscht als irgendwo sonst in der Welt. Als Präsident bezeichnet er bekanntlich das, was 1871 geschehen ist, als ein furchtbares Unrecht, das die ganze Welt vergiftet habe, und preist das demokratische Regime Frankreichs als ein Hindernis für so ruchlose Kriege, wie gewisse autokratische Regierungen sie entfesselt hätten. Wer so gern tanzt, dem ist leicht aufspielen, und Presse und Telegraph können nicht viel Mühe haben, ihn für jede Vergewaltigung der Wahrheit zu gewinnen.

Sieht man von der diplomatischen Vorgeschichte des Krieges ab, in deren Entstellung und Fälschung die Lügenkunst der Druckerpresse, des Kabels und der Funksprüche wahre Orgien gefeiert hat, bis schließlich die Veröffentlichungen des Smolny-Instituts der Wahrheit zu ihrem Rechte verhalfen, und ebenso von der verleumderischen Berichterstattung über die deutsche Kriegführung in Belgien und Nordfrankreich, die unseren ehrlichen Namen und unsere ritterlichen Truppen mit den abgefeimtesten Märchen zu schänden versucht und leider auch verstanden hat, so ist und bleibt der Unterseebootkrieg das eigentliche Meisterstück einer durch und durch verlogenen Tagesgeschichtschreibung. Als die englische Volksseele schwach und ängstlich zu werden begann, hat Lloyd George zu der bewußten Lüge sich entschlossen, daß die Gefahr des Unterseebootkrieges überwunden sei, und diese Lüge hat man nun Tag für Tag mit Verheimlichungen und Erfindungen, insbesondere mit gefälschten Statistiken, die sich sowohl auf die Schiffsversenkungen selbst wie auf die Neubauten und auf die Unterseebootsverluste bezogen, zu stützen gesucht. Jetzt aber, im Zusammenhang mit der großen Offensive vom 21. März, die nicht uns, wohl aber dem englischen Reich die größte Niederlage seiner Geschichte gebracht hat, erhebt sich die Lügenindustrie wieder zu ungeahnten Leistungen, im Vergleich mit denen selbst unsere 120-Kilometer-Kanone als ein bescheidenes Erzeugnis erscheint. Es ist einwandfrei bestätigt, daß man den gesunkenen Mut der geschlagenen britischen Truppen durch die Behauptung aufzurichten versucht hat, Douai und Ostende seien genommen. Man hat von 100 000 Gefangenen und unendlicher Beute gefabelt und gefaselt usw. Man mag nun vielleicht der Ansicht sein, daß in so ungewöhnlichen Zeiten und Lagen das Notstandsrecht gelte, das noch ganz andere Dinge rechtfertige als die Lüge, und bis zu einem gewissen Grad wird man anerkennen, daß unsere Feinde vor die ungeheure Aufgabe gestellt sind, nun schon seit Jahren einen verzweifelten Kampf mit der Wahrheit und der Wirklichkeit zu führen und an Stelle des wirklichen Standes der Dinge der Welt oder wenigstens ihren eigenen betrogenen Völkern ein Truggebilde vor Augen stellen, das ihnen immer aufs neue wieder die Möglichkeit des „Endsieges" vortäuscht, eine Möglichkeit, die sich in der Phraseologie eines Clémenceau usw. ohne

Digitized by Google

weiteres in die Gewißheit umsetzt. Und die französische Presse stimmt in vollem Chor in diese Redensarten ein.

Die enge Verkuppelung mit der Presse ist von jeher ein wesentliches Merkmal der französischen Politik gewesen. Daß der Staatsmann vom Redaktionsstuhl auf den kurulischen Sessel berufen wird, und von diesem auf den ersteren zurückkehrt, ein Zustand, der gewissen ehrgeizigen Journalisten auch in Deutschland als Ideal erscheinen will, ist vielleicht eine der bedenklichsten und gefährlichsten Erscheinungen des französischen Staatslebens und erklärt jedenfalls gewisse Gewohnheiten übelster Art, wie sie gerade in letzter Zeit unter der Herrschaft Clemenceaus zutage getreten sind. Sowohl sein wahnsinniger Haß gegen Caillaux, wie seine Kniffe in der Auseinandersetzung mit dem Grafen Czernin über die Friedensfühler des vorigen Jahres sind genau besehen schlechte Journalisteneigenschaften. Aber wenn man darüber vielleicht streiten mag —: daß Presse und Staatskunst in Frankreich gleichermaßen durch absoluten Mangel des Sinnes für persönliche Wahrhaftigkeit sich kennzeichnen, das ist kein Zweifel und ist kein Zufall. In England ist die Verbindung zwischen Regierung und Presse ursprünglich nicht so eng, und der Eintritt der Northcliffe, Rothermere und Beaverbrook in die Regierung bedeutet für das britische Reich gewissermaßen eine Anpassung an französische Sitten und sicherlich keine Erhöhung des alten Glanzes. Aber ein bekanntes Wort besagt, daß der Engländer dadurch an der Regierung des Weltreiches teilnehme, daß er die „Times" lese, und von diesem Kriege läßt sich gewiß sagen, daß die „Times" und die anderen Northcliffeblätter einen mindest ebenso großen Anteil an seiner Entstehung und an seiner Führung haben wie irgendein Ententestaatsmann. Vor allem aber haben sie zusammen mit dem „Matin" und der „Nowoje Wremja" Lüge und Verleumdung zielbewußt und systematisch als Waffe in den Weltkrieg eingeführt.

Lange bevor dieser Dreibund der Presse in die Erscheinung trat, der übrigens auch für das Kabinett von St. James schwerlich eine reine Freude bedeutet hat, sondern oft genug ein Stein des Anstoßes und des Ärgernisses für die Minister sein mochte, hat die englische Regierung sich im übrigen zur Förderung ihrer Zwecke mit Geschicklichkeit und Erfolg des Machtmittels bedient, das der Gott, der wollte, daß alles Salzwasser englisch sei, als eine wertvolle Stütze der Weltherrschaft in die Hände der britischen Regierung gelegt hat, nämlich die Verfügung über sämtliche Kabel der Welt. Von der Art, wie schon in Friedenszeiten von diesem Mittel ausgiebiger und geschickter Gebrauch gemacht worden ist, macht man sich allerdings vielfach ein ganz falsches Bild. Der Reuterdienst z. B. hat sich mit offenkundiger Werbetätigkeit für den britischen Reichsgedanken, für die auch kaum ein Bedürfnis vorlag, sowenig befaßt, wie etwa mit direkter Polemik gegen Deutschland. Er hat im allgemeinen nur über Tatsachen berichtet, aber sie allerdings so ausgewählt, so gruppiert und ganz unmerklich auch so beleuchtet, daß sie dem britischen Reichsgedanken dienten und seinen wirklichen oder vermeinten Gegnern

Digitized by Google

möglichsten Abbruch taten. Das war im Frieden. Im Kriege hat sich dann England imstande gesehen, binnen weniger Stunden zu vernichten, was Deutschland in Jahrzehnten zur Durchbrechung des englischen Kabelmonopols getan und geschaffen hatte. Es hat dann den Weltkabeldienst, der ausschließlich ihm und der Entente zur Verfügung stand, mit der ganzen Skrupellosigkeit, deren die englische Politik fähig ist, in den Dienst der Lüge gestellt und tut das auch heute noch ohne eine Spur von Scham, denn für das englische Bewußtsein hat von jeher der Zweck die Mittel geheiligt. Erst der Funkspruch hat dieses Monopol der Lüge wieder durchbrochen und ist dadurch zu einem der wichtigsten Faktoren der großen Weltumwälzung geworden, in deren entscheidenden Stunden wir stehen. Zurzeit schreit das englische Kabel nach Südafrika, nach Indien, nach Australien und Neuseeland um Hilfe für die schwer bedrohte englische Front in Frankreich. Sie wird zu spät kommen, wenn sie überhaupt kommt, zu spät auch für die Rettung des Weltnachrichtenmonopols, das so heillos mißbraucht worden ist, daß es nie mehr erstehen kann.

Erinnerungen an meinen Bruder Ignaz Brüll, Brahms und Goldmark

Von

Hermine Schwarz

Die Erinnerungen an meine Kindheit werden erst vom zehnten Jahre an lebhafter. Schon damals herrschte reges Musikinteresse in meinem Vaterhaus. Beide Eltern (in Proßnitz geboren) vereinigte die Musik bereits in jungen Jahren. Die Mutter wirkte als junges Mädchen in Wohltätigkeitskonzerten mit und arrangierte auch zu Hause kleine Trioabende, bei denen Beethoven und Mozart auf dem Programme standen, was zu jenen Zeiten noch gar nicht üblich war. Den Vater, der eine hübsche kleine Baritonstimme hatte, begleitete sie mit Vorliebe zu den „Müllerliedern" und zu den Balladen von Loewe. So musizierten sie sich in die Ehe hinein. Am 7. November 1846 kam mein Bruder Ignaz zur Welt, vier Jahre darauf zogen die Eltern nach Wien. Der kleine Junge zeigte sehr bald musikalisches Gehör und Freude an Musik, was die Eltern durch ihr Musizieren sehr förderten. — Mit acht Jahren bekam er von seiner Mutter den ersten Klavierunterricht und überraschte sie so sehr durch seine leichte Auffassung, daß sie bereits nach einigen Wochen einen Lehrer nahm. Schon nach zwei Jahren übernahm Professor Julius Epstein die weitere Ausbildung des Knaben.

Epstein war eine populäre, beliebte Persönlichkeit in allen Kreisen der Wiener Gesellschaft und von den Musikern als feiner Künstler und Klavierspieler ebenso geschätzt wie geliebt. Stets hilfsbereit, unterstützte er jedes junge

Digitized by Google

Talent mit Rat und Tat. Als Brahms sich in Wien niederließ, half ihm Epstein im Verein mit seinen Freunden über die erste schwierige Zeit hinweg, die ein jeder durchmacht, wenn er in eine neue Stadt kommt. Epstein war, durch viele Jahre gleichzeitig mit Anton Door Professor am Konservatorium, von seinen Schülern geliebt und verehrt, die ihm ihre Anhänglichkeit bis zum heutigen Tage beweisen.

Auch Gustav Mahler gehörte zu seinen Schülern. Als fünfzehnjähriger Knabe wurde er von seinem Vater zu Professor Epstein gebracht. Er hatte nur Musik im Kopf und weigerte sich, die Handelsschule zu besuchen. Der Vater, der eine kleine Spiritusfabrik besaß, wollte von Epstein über die musikalische Begabung seines Jungen ein Urteil hören. Der kleine Mahler spielte vor, und schon nach wenigen Minuten unterbrach ihn Professor Epstein mit dem Ausruf: „Spiritus hat er, aber Spiritusfabrikant wird er nie werden, er ist ein geborener Musiker und wird, wie ich glaube, eine glänzende Zukunft haben."

Epstein interessierte sich auf das lebhafteste für meinen Bruder, den er bis zu seinem sechzehnten Jahre unterrichtete und mit dem ihn fortan die innigste Freundschaft verband. Als elfjähriger Knabe begnügte er sich nicht nur mit Üben und Spielen — er begann selber zu komponieren. Darüber erzählte er später:[1]) „Als Knabe ging ich einmal in Hietzing spazieren. Es war ein schöner Sommertag, die Vögel zwitscherten und sangen. Das gefiel mir so gut, daß ich Lust bekam, es ihnen nachzumachen. Dieser Versuch wurde meine erste Komposition — ein Klavierstück „Vogelgezwitscher" — so begann das Unheil!" Es folgten darauf kleine Stücke, ein paar Lieder, darunter die „Drossel", die schon viel Empfindung und Poesie zeigt.

Auf Anraten des Professors Epstein nahm er nun Unterricht in der Kompositionslehre bei Anton Rufinatscha und später bei Otto Dessoff. — Mit dreizehn Jahren spielte er mit Hellmesberger in einem Konzert seine Sonate für Klavier und Geige — eine erste größere Komposition, die aber nie gedruckt wurde; so auch ein Trio in einer von Hellmersbergers Quartettsoireen. Im Alter von fünfzehn Jahren komponierte er ein Klavierkonzert mit Orchesterbegleitung, das sein Lehrer Epstein mit vielem Beifall öffentlich vortrug.

Zu jener Zeit kam Rubinstein nach Wien. Epstein brachte den Knaben zu ihm und Ignaz spielte ihm seine „Drei orientalischen Stücke" (sie sind als op. 3 erschienen) vor. Rubinstein schlug dem jungen Komponisten eine kleine Änderung in der Harmonisierung vor und fragte ihn, ob er es nicht so besser finde. Ignaz erklärte aber, ihm sei seine Harmonisierung lieber.

Rubinstein war von dem vierzehnjährigen Knaben so entzückt, daß er ihm sein Bild schenkte und darauf die auf die Stücke bezügliche orientalische Skala mit einer reizenden Widmung schrieb. Er hielt Ignaz für hochbegabt und sagte, daß er unbedingt zum Musiker erzogen werden müsse. Und so war der Besuch

[1]) In einer biographischen Skizze über Brüll von Richard Kruse, Verlag Reclam.

Digitized by Google

ausschlaggebend für seine Zukunft. Rubinsteins Interesse für Ignaz hörte fortan nicht mehr auf, und so oft er nach Wien kam, verbrachten sie viele Abende miteinander. Wir hatten in jener Zeit jeden Sonntagabend Freunde bei uns — an einem solchen war auch Rubinstein da. Er hatte nach dem Philharmonischen Konzert, in dem er spielte, bei den Eltern gespeist — den Nachmittag verbrachte er Zigaretten rauchend in gemütlicher Weise mit Ignaz; und als es Abend wurde, kamen Goldmark, Door und viele andere, und Ignaz mußte spielen.

Rubinstein forderte auch mich auf, zu singen, und als ich sein „Neugriechisches Lied" wählte, bei welchem er mich selbst begleitete, da war er so erfreut, nicht wieder den „Asra" oder „Es blinkt der Tau" zu hören, daß er uns das Ballett aus seinem „Dämon" vorspielte, das er eben fertigkomponiert hatte. Während des Jahres, in welchem Rubinstein die Gesellschaftskonzerte in Wien dirigierte, spielte Ignaz sehr oft an dessen großen Empfangsabenden sowie an den sommerlichen Zusammenkünften in Traunkirchen bei Gmunden.

Im Jahre 1860 wurde der vierzehnjährige Ignaz mit dem damals dreißigjährigen Komponisten Karl Goldmark bekannt, mit dem ihn seither ununterbrochene Freundschaft verband, wovon ich später mehr erzählen werde.

Unsere erste Jugendzeit verbrachten wir all die Sommermonate in Hietzing in der Lainzerstraße. Wir drei Geschwister — meine Schwester Riki, mein kleiner Bruder Eugen und ich — freuten uns, wenn wir mit dem großen Bruder spazieren gehen durften oder im Garten herumtollen. Deutlich sehe ich noch, wie Ignaz und ich an einem Sonntagnachmittag jeder mit einem Buch auf einen Baum flüchteten, um einem uns nicht zusagenden Besuch zu entgehen.

In dem Sommer 1862 mußte die Mutter zur Kur nach Franzensbad und nahm Ignaz mit, der ein sehr hübscher Junge war und mit seinen schönen blauen Augen sich alle Damenherzen eroberte. Er lernte dort den gleichalterigen David Popper kennen, den späteren großen Cellisten, mit dem er innige Freundschaft schloß. Der witzige, heitere Junge mit den feurigen schwarzen Augen und dem schwarzen Haar gab einen hübschen Kontrast zu meines Bruders schlanker, blonder Erscheinung. Die beiden musizierten viel miteinander und konzertierten auch in Franzensbad; angeregt durch das schöne Spiel von Popper, komponierte Ignaz eine Cellosonate op. 9, die nach einigen Jahren Popper in seinem Konzert in Wien mit Ignaz aufführte. Ein dankbares, schönes Stück, das sehr gefiel und wert wäre, öfters öffentlich gehört zu werden.

In der Stadt wohnten wir ungefähr zehn Jahre in der Domgasse. Ignaz hatte dort am anderen Ende der Wohnung ein stilles, freundliches Arbeitszimmer. Vor dem einen, dicht mit Musselin verhängten Fenster stand das Klavier, daneben ein Diwan und Tisch, in der Ecke die Venus von Milo und in der anderen Ecke beim zweiten Fenster stand sein Schreibtisch, seitwärts davon ein Etagere mit Noten und Büchern. Da arbeitete er den ganzen Tag; kam aber die Dämmerstunde, so schlich ich mich hinein, um die brausenden Tonwellen über mich ergehen zu lassen. Da spielte er Beethoven, Bach,

Digitized by Google

Schumann, Schubert, Liszt, Chopin — alle lernte ich dadurch kennen und lieben. Nie war ich so stolz, aber auch so ängstlich, als wenn er rief: „Minni, komm, ich geb dir rasch eine Stunde!" (ich nannte es eine 10-Minuten-Stunde), und nie so gekränkt, als wenn er meine Schwester öfter als mich vornahm. Diese sehr lehrreichen Lektionen wurden aber zumeist nur dann erteilt, wenn Ignaz knapp bei Kassa war, denn er bestritt aus dem Honorar, das ihm für diesen Unterricht gewährt wurde, sein Taschengeld.

Das gesellschaftliche Leben in unserem Hause war sehr bewegt — alle vierzehn Tage gab es Familienabende, außerdem gab es Quartettabende, bei denen Goldmark die erste Geige, Ignaz die zweite, Bachrich Viola und ein guter Dilettant Cello spielten. Eine Zeitung wurde gegründet, zu der jeder lustige Beiträge liefern mußte — ab und zu kam es zu größeren Festen mit ein bißchen Tanz. Mit achtzehn Jahren lernte Ignaz die junge Sängerin Helene Magnus im Hause unseres Onkels Eduard Brüll kennen, die beste Schülerin Stockhausens. Nun gab es ein tägliches Musizieren in den beiden Häusern Brüll. „Onkel Eduard", wie er kurzweg genannt wurde, und seine interessante und anziehende Frau Josephine wußten bald durch ihre Gastfreundschaft und durch ihren Kunstenthusiasmus einen Kreis von Künstlern heranzuziehen, die Freunde der beiden Familien Brüll wurden. Ihren Neffen Ignaz liebten sie wie ein eigenes Kind. Auch Goldmark schloß sich dem gleichaltrigen, stets witzigen und gemütlichen „Onkel" innig an — es wurde ein Freundschaftsbund fürs Leben, und nichts trübte jemals dieses schöne Verhältnis. Durch Helene Magnus lernte Ignaz die ganze Liederliteratur kennen. Er begleitete mit unendlicher Poesie, die den Sänger mitriß und unterstützte. In den Pausen mußte er immer „etwas Schönes" spielen, und so begann er auch fleißig zu üben, um sich für den Musikabend vorzubereiten und sein Repertoire zu vergrößern. Er spielte nie nach Noten vor, und sein Gedächtnis blieb ihm treu und ließ ihn niemals im Stich. Diese musikalischen Vereinigungen in der Lainzerstraße waren daher ungemein anregend.

Wir Geschwister, die noch halb in der Kinderstube steckten, durften bei solchen musikalischen Nachmittagen dabei sein — es wurde damals fast zu jeder Tageszeit musiziert. Entzückt hörten wir zu, und seit dieser Zeit regte sich in mir der heiße Wunsch, es der herrlichen Sängerin Helene Magnus nachzumachen, so zu singen wie sie, aus voller Seele, aus vollem Herzen! — Bald darauf wurde ich ihre Schülerin.

Inzwischen hatte Ignaz fleißig in seinem Stübchen komponiert: eine Oper „Die Bettler von Samarkand", eine Serenade und seine erste Violinsonate. Er wollte sein Glück in Stuttgart probieren und unternahm seine erste Künstlerfahrt noch nicht zwanzig Jahre alt.

Sein erster Brief an die Eltern berichtet über die Reise und seinen Besuch bei Eckert, der ihn sehr freundlich empfing. Er schreibt:

„Ich erzählte von meiner Serenade und fragte ihn, ob er dieselbe ansehen wollte, worauf er sehr bereitwillig einging und gleich davon sprach, die-

Digitized by Google

selbe aufzuführen. „Mit diesem Stück könnten Sie sich einführen." Später bot er sich an, mich dem Intendanten vorzustellen. Donnerstag muß ich ihm die Serenade bringen. Mir kommt die Zeit, seit ich von Euch fort bin, unendlich lang vor. Mir ist sehr bang nach Euch, am bängsten aber ist mir abends vor dem Schlafengehen. Dann betrachte ich lange Eure Photographien und küsse sie oft."

Der zweite Brief lautet:

„Geliebte Eltern!

Ich schreibe diese Zeilen in einem großen freundlichen Zimmer, Aussicht auf die Straße, alles so, wie Ihr es nur für mich wünschen könnt. Ein glücklicher Zufall hat es gefügt, daß bei Konzertmeister Singer ein Zimmer, das bis jetzt von einem Offizier bewohnt war, bald nach meiner Ankunft frei wurde, worauf er es mir sofort anbot. Ich zahle 12 Gulden den Monat, frühstücke zu Hause und werde von einem dicken, drolligen, schwäbischen Dienstmädchen aufs vortrefflichste bedient. Die Hausfrau, eine wunderliebe Blondine aus Weimar, ist auch sehr besorgt um mein Wohl, und Konzertmeister Singer benimmt sich gegen mich so freundschaftlich als nur möglich. Dienstag hat er mich in eine geschlossene Gesellschaft, in das „Bergwerk", eingeführt; es ist das eine kleine Versammlung von Architekten, Professoren, Musikern, die sich dadurch zu unterhalten suchen, daß sie Redensarten und Einrichtungen der Bergleute nachahmen (jeder hat einen Spitznamen), humoristische Aufsätze vorlesen und bei einem Schoppen Wein gemütlich plaudern. Ich mußte vorspielen und spielte eines von meinen Klavierstücken und das Finale der Phantasie von Schumann und wurde „behämmert". Jedes Mitglied hat nämlich einen Hammer vor sich, mit dem es, wenn es Beifall zu erkennen geben will, auf den Tisch schlägt ..."

Ein anderer Brief an Onkel und Tante vom 9. Oktober 1866 erzählt uns von seinem Aufenthalt:

„Wenn ich bis jetzt nicht schrieb, so dürft Ihr das nicht als einen Beweis dafür betrachten, daß ich wenig an Euch denke. Im konträren Gegenteil! Ich habe nur, so sonderbar es vielleicht klingt, wirklich keine Zeit gehabt, und dann weiß ich ja auch, daß Ihr von den Eltern alles erfahrt, was mir passiert, und so wißt Ihr sicher, daß Singer (der dortige Konzertmeister) Sonate oder Trio spielen, Eckert die Serenade probieren lassen wird, und daß die Oper aufgeführt wird — fragt mich nur nicht, wann. Wenn mir nicht nach allem so bang wäre, so möchte es mir hier ganz gut gefallen, obwohl man fürchterlich philisterhaft ist, um spätestens 9 Uhr schlafen geht, und es leider keine Schnitzel hier gibt. In der Speisekarte steht wohl „Wiener Schnitzel", doch das Ding hat damit eine ebenso große Ähnlichkeit wie ich mit Stiefelwichs. Aber, o der Wein! Er ist billig und herrlich! — Was das Leben hier interessant macht, ist, daß jeder zehnte Mann, den man auf der Straße trifft, ein bekannter Schriftsteller oder Musiker oder Professor ist. Es wimmelt förmlich von Genies, leider auch von vielen verkannten. Eckert versichert mir, daß in seinem Chor unglaublich

Digitized by Google

gebildete Leute sind, von denen einer eine Oper, zwei andere Symphonien im Kasten liegen haben. Ich lernte einen Komponisten kennen, der an einem „musikalischen Drama" arbeitet, gegen welches „Tristan und Isolde" reine Kinderei, Musik à la Haydn sein soll! Doch nicht alles ist so gescheit. Was das Volk betrifft, so scheint mir an dem berühmten Sprichwort von den vierzig Jahren etwas Wahres zu sein, obwohl ich gerade dies den edlen Schwaben nicht vorwerfen will, da ich sonst schlecht hierherpassen möchte. Als einen Beweis möchte ich nur anführen, daß sie die Politik unserer Regierung durchaus nicht gut finden wollen und fürchterlich darüber schimpfen. Ja, das zu verstehen, dazu gehören klügere Köpfe. — Wie spießbürgerlich es hier zugeht, davon können Großstädter sich kaum einen Begriff machen. Als ich mit einer kleinen Theatergesellschaft promenierte und meiner Dame den Arm bot, versicherte sie mir, daß sie sofort als meine Braut betrachtet werde, wenn sie ihn annähme, was ich nicht riskieren wollte. — Mit den Schwäbinnen bin ich ziemlich zufrieden; man sieht viel hübsche Gestalten. Nur hat bei allen die Schönheit etwas bäuerlichen Charakter. Dicke rote Wangen, braune glänzende Augen, braunes Haar. Feine, durchgeistigte Züge sucht man vergebens. Ein komisches Exemplar habe ich an meinem Dienstmädchen. Sie ist ganz glücklich, wenn ich ihr einen Auftrag erteile, und wirft mir so verliebte Blicke zu, daß ich oft rot werde, da ich noch immer sehr schüchtern bin. Ich soupiere jetzt immer mit einer lustigen Künstlergesellschaft, die allen Stuttgarter Philistern zum Trotz erst gegen Mitternacht heimkehrt. Darunter ist Sontheim der wundervollste Tenor und größte Biertrinker, der mir noch vorgekommen ist. Wenn Ihr den hören könntet, Ihr würdet staunen . . ."

Dann berichtete er den Eltern:

„Gestern holte der Orchesterdiener meine Serenade ab. Ihr braucht nicht zu fürchten, daß zu wenig Proben sein könnten; drei oder vier, wenn sie gewissenhaft gemacht werden, sind bei diesem Dirigenten und solch ausgezeichnetem Orchester mehr als genug. Gestern abend war ich in einer kleinen Künstlergesellschaft, wo musiziert wurde. Ich spielte zwei meiner Phantasiestücke, die besonders Speidel (Bruder des Wiener Kritikers) gefielen. Singer ist sehr erstaunt, daß ich nichts davon verlegt habe. Er meint, daß ich nichts in Stuttgart verlegen soll; ich soll mit einigen meiner besten Sachen nach Leipzig gehen. In Leipzig sind so viele Musikzeitungen, überallhin werden Korrespondenzen geschickt, wenn ich mir einen Namen machen will, muß ich dorthin . . ."

Einige Tage später schreibt er den Eltern:

„So wäre denn die Serenade zu Ehren gekommen. Seit ich hier bin, hat noch nichts, weder Altes noch Neues, so gefallen und hörte ich noch nie wie hier diesen warmen anhaltenden Beifall, der mich an Wien erinnerte. Singer umarmte mich, und Eckert glaubt, daß der Abend nicht ohne Folgen auswärts sein wird, und das Orchester in tutti gratulierte zu dem „außerordentlichen" Erfolg. Im „Bergwerk" machte mir besonders Hackländer viele Komplimente, der Bergmeister brachte „an meinem Ehrentag" ein klingendes Ge-

Digitized by Google

hämmer zum Vorschlag, das sogleich ausgeführt wurde. Man ließ mich hochleben usw. . . .

Ein besonders guter Freund ist mir Professor Fichte, Sohn des großen Philosophen, er hat noch Mendelssohn gekannt."

In demselben Winter, am 26. Dezember 1866, besuchte ich mein erstes philharmonisches Konzert und hörte die „Sakuntala" von Goldmark, die zum erstenmal aufgeführt wurde. Anfangs wurde ganz ordentlich applaudiert, als aber jemand „Goldmark" rief, zischten einige Leute, so daß er nicht herausgerufen wurde. Ignaz sagte damals zu mir — in weiser Lebensklugheit: „Siehst du, wenn das Werk von Schumann oder Schubert wäre, so würden die Leute jede Note darin bewundern; da es aber eine Novität ist, darf es nicht gefallen." Und heute, nach fünfzig Jahren, wie frisch und schön wirkt doch diese Ouvertüre!

Im Frühling 1867 konzertierte Ignaz mit der Magnus in Graz: sie hatten solchen Erfolg, daß sie ein zweites Konzert gaben. Ganz Graz sang und spielte das Programm nach. Er schreibt voll Schwärmerei über die Grazer Gegend. Diese schöne kleine Stadt scheint die Versuchsstation aller jungen Künstler gewesen zu sein — denn im Winter darauf zeigte mir die Mutter eine Photographie der jungen Sängerin Karoline Bettelheim samt Briefchen an Ignaz nebst der „Grazer Morgenpost", in der eine sehr schöne Kritik stand über sein Lied „O süße Mutter", welches die Bettelheim dort gesungen hatte.

Im Juli 1868 reiste Ignaz nach Leipzig, und da er alle die großen Musiker wie Reinecke, Brendel, David nicht antraf, die in Altenburg, eine Stunde weit von Leipzig, einem großen Musikfest beiwohnten, entschloß er sich rasch, auch dahin zu fahren. Er berichtete den Eltern:

Altenburg, 15. Juli 1868.

„Geliebte Eltern!

Gestern abend kehrte ich im Hotel de Saxe zu Altenburg ein und besuchte sogleich Brendel, der auch hier residiert. Brendel ist der erste Leipziger, der mir gefällt, ein lieber, feiner alter Herr. Mit meinem Spielen hat es folgende Bewandtnis: Speidel aus Stuttgart (mein Freund) hätte in einem Konzert ein Trio von sich und die symphonischen Etüden vortragen sollen, muß aber acht Tage vor dem Feste in Solothurn zubringen, wo er als Preisrichter in irgendeiner musikalischen Angelegenheit zu fungieren hat; da er in dieser Zeit natürlich nicht Klavier üben kann und das, wie er Brendel schrieb, nötig hätte, um die symphonischen Etüden zu spielen, so wird er bloß das Trio vortragen. Grün erzählte Brendel in vorteilhaftester Weise von mir, und so wurde ich aufgefordert, statt Speidel zu spielen. Da die symphonischen Etüden mein Leibstück sind, so wählte ich sie sogleich, als ich gestern mit Brendel sprach. Falls Speidel plötzlich Courage bekäme, so ist es, wie mir Brendel versicherte, für ihn schon zu spät, da ich zusagte.

Ich habe schon einen Stuttgarter Freund getroffen mit dem ominösen

Digitized by Google

Namen Tod, lucus a non lucendo (Eugen, ist es so recht?), er ist ein lebenslustiger, rotwangiger, dicker Gesell voll Humor, ein ausgezeichneter Orgelspieler, Herrn Dr. Stade, Kapellmeister, habe ich heute mit ihm besucht. Vom Blatt weg spielte ich Herrn Stade einige nette Klavierstücke seiner Komposition (deren Anfänge abwechselnd von Schumann und Mendelssohn sind) zu seiner großen Freude und Zufriedenheit vor, er verehrte mir sogleich sein Opus.

Brendel, mit dem ich heute bei der Table d'hote von meinen Leipziger Angelegenheiten sprach, riet mir, keinesfalls mit einem anderen Verein als dem Gewandhaus mich einzulassen. Ich mußte David, Schleinitz, zuletzt Reinecke besuchen. Ich kann natürlich in Leipzig nur letztere zwei aufsuchen. Ich spiele, wenn ich nicht irre, Montag — oder Dienstag. Brendel war so taktvoll, von mir erst die Begleitung von Sängern zu wünschen, nachdem ich Solo gespielt habe. Speidel und ich haben uns im Akkompagnement zu teilen ..."

Am 21. Juli spielte Ignaz die symphonischen Etüden in einem heißen, überfüllten Saal — man bekomplimentierte ihn in herzlichster Weise. Direktor Riedel meinte, er könne sich die symphonischen Etüden nicht schöner denken, Ignaz hätte seine musikalische Visitenkarte in glänzendster Weise abgegeben. In ähnlicher Weise sprachen die bedeutenden Musiker hier zu ihm. Ein Bericht lautet: „Nur ein paar Worte kann ich Euch heute schreiben, da Grün (Konzertmeister in Wien und Professor am Konservatorium) bei mir ist, mit dem ich in kurzem in den Probesaal gehe, um die Suite Goldmarks zu probieren. Das gestrige Konzert war nämlich von so unendlicher Länge, es herrschte im Saal eine so erdrückende Hitze, daß Goldmarks Suite, welche nahe am Schlusse im Programm stand, ausfallen mußte. Door hätte sie übrigens gar nicht spielen können, da er von der Hitze unwohl wurde! So beschloß man denn, morgen vormittag noch eine Matinee zu veranstalten, damit die Suite gespielt werden könnte. Door muß aber noch heute abend nach Karlsbad, wo er mit Laub Konzerte gibt, und ich habe es daher übernommen, mit Grün die Suite zu spielen. Außerdem werde ich noch ein paar Solostücke vortragen (Scherzo von mir, Moment musical und Soirée de Vienne). — Über die symphonischen Etüden höre ich noch immer Komplimente ..." Von dort ging er nach Leipzig zurück, konnte aber um diese Zeit nichts für sich erreichen. Er reiste daher nach Hause.

In den Sommern 1868 und 1869 wohnten wir in Baden, wo die Mutter auch für Goldmark eine Wohnung im Helenental fand, der um diese Zeit schon stark mit der „Saba" beschäftigt war. Er kam fast täglich zu uns, speiste mit uns, spielte mit Ignaz Schach und wurde meistens von uns auf Umwegen nach Hause begleitet. Im August wanderten die zwei Musiker in die Fusch. Ignaz kam zum erstenmal hinauf und schrieb folgenden Bericht an Onkel und Tante, die den Sommer in der Schweiz verbrachten:

Fusch, 20. August.

„Soeben erhob ich mich von einem der hier gewöhnlichen glänzenden Kälberbratendiners, um Euch meinen Dank für Eure lieben Zeilen auszu-

Digitized by Google

drücken. Herzlich freut es mich, daß Ihr Euch so wohl fühlt und es in der Schweiz so schön findet, so schön, daß die Fusch beim Vergleiche in nächtiges Dunkel sinkt. Die Fusch ist offenbar betrübt, daß Ihr sie so schnell vergessen, verhüllt ihre Berge mit Wolken, und oft hörte man es zitieren, „der Regen regnet jeden Tag". Doch trotzdem die Felsen „klein" sind, die Luft „schlecht", das Wasser entschieden „warm" ist, bin ich ein begeisterter Verehrer der Fusch geworden und will, wenn's geht, nächstes Jahr — aber mit Euch — wieder hierher. Die Gesellschaft, die anfangs steif war, ist allmählich recht gemütlich geworden. An mich schlossen sich zwei knospende Blondinen an, denen ich zu gleicher Zeit (!) die Cour machen mußte, und zwischen denen ich mir vorkam wie Buridans berühmter Esel. Vorgestern, zum Geburtstag des Kaisers, fand ein glänzendes Fest statt. Solennes Festessen, Ball, lebende Bilder, Kautschukmann — Goldmark als Vorführer des Kautschukmannes bot eine grandiose Leistung usw. Von meinen Partien erzähle ich Euch nichts, da Ihr ja all das gewiß noch in Erinnerung habt. Neulich war ich am Embach und unten im Tale erglänzte ein großer Regenbogen. — Donnerstag — ach — geht es fort von der schönen Fusch und ich muß wieder in die Alland-Alleegasse (Baden) mit ihren zahllosen Klavieren und das schrecklichste — Werkeln. Diese hatten mich fast krank gemacht, und ich habe nun gegen Werkel einen Haß, der an Idiosynkrasie grenzt. Sehr selten wandelte mich hier Sehnsucht nach Musik an, so daß ich mich über mich selbst wundere . . ."

Von dem Fuscher Aufenthalt erfrischt, ging Ignaz Ende September darauf abermals nach Leipzig, wo er von Reinecke und David höchst freundlich aufgenommen wurde. Beide Herren haben für ihn eine Anmeldung an die Direktion der Gewandhauskonzerte geschrieben, da er sich dort mit seinem zweiten Klavierkonzert einführen wollte. Riedel, der Kammermusikabende veranstaltete, forderte ihn auf, die Phantasie von Schumann daselbst zu spielen. Außerdem wurde Ignaz vom Intendanten des Herzogs von Altenburg gebeten, dort in einem Konzert zu spielen. Während Ignaz auf die Entscheidung der Direktion wartete, machte er sich mit der Leipziger Musikwelt bekannt. Er lernte auch Moscheles kennen und schreibt über seinen ersten Besuch: „Heute war ich zwei geschlagene Stunden bei Moscheles, mit dem ich immerfort vierhändig spielen mußte, natürlich lauter Werke von Moscheles; urteilt nach den Titeln, wie diese Kompositionen aussehen. Ein Stück heißt: Nachtgedanken einer Großmutter am Spinnrad!!!, Großvatertanz! „Ein Porträt von mir," erklärte der alte Herr. Er war ungemein erstaunt über mein Lesen, und die Stücke sind doch ganz kinderleicht. Der einst weltberühmte Moscheles ist ein kindischer, eingebildeter, aber guter, alter Mann. Er sagt seinen Schülern: „Spielen Sie nur Werke großer Meister; spielen Sie Beethoven, Bach, und auch einiges von mir." Chopin haßt er, wie überhaupt alle neuen Komponisten, Schumann läßt er bloß teilweise gelten, nennt ihn fieberhaft, krankhaft. — Ich mußte ihm zwei Stücke von mir vorspielen und spielte zwei der einfacheren, die er auch goutierte; er begann aber gleich über den Fingersatz an einer Stelle zu sprechen.

Digitized by Google

Er zeigte mir Manuskripte, Briefe und Skizzenbücher von Beethoven, und wir vertrugen uns ausgezeichnet; ich soll es ihn gleich wissen lassen, wenn ich die Entscheidung der Direktion erhalte, ob ich spiele ..."

Vier Tage darauf schrieb er nach Hause:

„Endlich ist meine Gewandhausgeschichte zum definitiven Abschluß gebracht. Heute war Legationsrat Domherr Dr. Keil (der im Direktorium alles Geschäftliche abzumachen hat) bei mir, um mir offiziell mitzuteilen, was mir Reinecke schon gestern gesagt, daß ich am 7. Januar im Gewandhaus spiele. — Nun bitte ich Euch zu bestimmen, ob ich bis Januar hier bleiben oder zu Euch kommen soll, um in Wien ein Konzert zu geben. Mir ist beides recht. In letzterem Fall seid so gut und laßt im Konservatorium nachsehen, ob im November ein Sonntag Mittag existiert, an dem ich das Kärntnertororchester haben kann. Ist es so, so pränumeriert mich auf den Tag. — Mein Wunsch wäre jetzt, nach Wien zu gehen und gleich ein, zwei, vielleicht drei Konzerte zu geben. Ich spiele gerade jetzt gut, der Zeitpunkt ist nicht schlecht. Im Dezember gehe ich dann wieder nach Leipzig und bleibe dann hier längere Zeit. Mein Programm hätte ich schon beisammen. Ich möchte deshalb mehrere Konzerte geben, weil voraussichtlich das erste sehr leer sein wird. Gefalle ich nicht, so muß ich noch ein Konzert geben, gefalle ich, so gebe ich es erst recht noch einmal. Aber ich mache diese Pläne vielleicht ganz umsonst, denn es scheint, Ihr wollt mich nicht und schickt mich lieber nach Berlin. Im Gewandhaus neulich und in einem Privatkonzert habe ich nun Leipziger Publikum kennen gelernt. Reines Eis ..."

Und dann:

„Ich habe soeben Euer Schreiben erhalten und bin schrecklich unzufrieden. Wenn ich im Jänner im Gewandhaus spiele, so komme ich schwerlich vor Februar nach Hause, weil ich doch die Früchte eines allfallsigen Sieges, als da sind, Spielen bei David (Konzertmeister), Unterhandlungen mit Verlegern und wer weiß, was noch alles, nicht verlieren will. Dann ist doch wohl nicht mehr die Zeit zum Konzertgeben. Du, Mutter, hast es ja selbst im Sommer so lebhaft gewünscht, daß ich im November konzertierte! Was dabei zu fürchten ist, wenn ich nach Wien komme, sehe ich wahrlich nicht ein. Ich würde ja auch nur ein paar Wochen bleiben. Hier kann ich indes gar nichts mehr machen, weil alles erst vom 7. Jänner abhängt. Und ich glaube, es wäre schon Zeit, herauszurücken. Sprecht doch mit Goldmark! Ich wünsche so lebhaft nach Wien zu kommen, um den Herrn einmal zu zeigen, usw. ..."

Zwei Tage später:

„Ich war sehr erfreut, als ich aus Eurem lieben Brief sah, daß Ihr mir gestattet, Konzert zu geben. Ich denke nicht dran, zu warten, bis ich bei Laub gespielt, da mit einem Duo ein großer Erfolg unter keinen Umständen zu erzielen ist. Man kommt über das „gut" spielen nicht hinaus, weil man doch fortwährend durch den Mitspielenden gehemmt ist und sich an ihn anschmiegen muß. Ich möchte nur wissen, ob ich das Orchester denn im ganzen November

Digitized by Google

an keinem Sonntagmittag haben kann. Ist es nicht möglich, so entschließe ich mich, das erste Konzert ohne Orchester zu geben, an einem Wochentag, abends, im Konservatorium. Nehmt dann den ersten besten Tag. Nur um Himmels willen nicht verschieben! Ihr wißt, wie toll es später in Wien mit Konzerten zugeht, und jetzt scheint es noch still zu sein. Laub schrieb ich, er möchte A-Moll- oder D-Moll-Sonate von Schumann aufs Programm setzen ..."

Eine Woche später schreibt mein Bruder:

„Warum Ihr nichts über meinen Konzerttag bestimmen wolltet, solange ich nicht in Wien bin, begreife ich einfach nicht. Jetzt ist es wohl zu dem schon zu spät, und nun bleibe ich gewiß bis Ende dieses hier. Daß ich bei Laub spiele, hat nur sehr wenig Wert. Entschuldigt, daß ich verdrießlich bin. Soll ich vielleicht nie in Wien spielen, weil Sp. mich reißen könnte? Wenn man nur bißchen aus der Wiener Luft herauskommt, betrachtet man das nicht mehr als ein Ding von Gewicht. Eben deswegen wollte ich frisch von hier gleich in den Musikvereinssaal. Das glaube ich selbst, daß, wenn ich nur ein paar Wochen in Wien bin, ich alle Lust und Courage verliere. Das ist aber schade ..."

Ein paar Tage vor seiner Abreise von Leipzig spielte Ignaz mit durchschlagendem Erfolg vorerst in Altenburg sein zweites Klavierkonzert, an dem alle drei Sätze von allen ausgezeichnet gefunden wurden, obwohl der erste den Preis erhielt. Nur eine Stimme ist darüber, daß es im Gewandhaus sehr gefallen müßte. Er schreibt noch:

„Sagt Goldmark folgendes: Jadassohn, Dirigent der Euterpe, dem schon Grün von Sakuntala erzählt, erkundigte sich bei mir nach der Ouvertüre. Ich sagte natürlich alles Schöne und so wird Jadassohn ihn um die Partitur mit dem neuen Schluß, wie auch um die Suite schriftlich ersuchen und die Ouvertüre im zweiten Euterpekonzert aufführen. Grüßt Goldmark von mir. Ich werde wahrscheinlich Donnerstag abreisen. In der Bruchschen Symphonie sind wunderschöne Sachen. Am Andante ist es aber so gescheitert, daß er es am Konzertabend gar nicht aufführte. Joachim ist schon fort. Gestern war das Publikum auf dem Gipfel des Enthusiasmus: Joachim wurde — zweimal gerufen! Hier das Höchste ..."

Ende Dezember ist Ignaz wieder nach Leipzig; er berichtet:

„Reinecke ist höchst liebenswürdig. Gestern mußte ich bei ihm soupieren. Wir tranken auf Euer Wohl, spielten unendlich viel vierhändig (Reinecke bewunderte mein Lesen); heute brachte er eigenhändig mir sein versprochenes Geschenk, die Partitur seiner Oper. Er forderte mich auf, in acht Tagen im „Tonkünstlerverein" Stücke von mir und mit ihm vierhändig seine neuesten Stücke zu spielen. Der Verein veranstaltete Novitätenabende, und Reinecke will auch dort Lieder von mir singen lassen ..."

Am 4. Januar schrieb er:

„Mein Konzert gefiel sehr, nach dem dritten Satz hatte ich stürmischen Applaus, alles klingt prächtig, und das Orchester begleitete mich ausgezeichnet.

Digitized by Google

Viele Bekannte und Freunde kamen in die „Folterkammer", mir gratulieren, und Moscheles lud mich zu sich ein, und machte mir Komplimente, besonders über den zweiten und dritten Satz, und forderte mich auf, in die Abendunterhaltung des Konservatoriums zu kommen und zu spielen. Eine Ehre, die nur den besten Gewandhäuslern passiert. Nun lebt wohl, grüßt alle ..."

Zwei Sommer später gingen die drei Freunde, Onkel, Goldmark und Ignaz, in die Schweiz und hielten sich einige Zeit auf Rigi-Kulm auf. So oft nun Onkel und Goldmark die Bekanntschaft von schönen Frauen und Mädchen machen wollten, hatten sie ein bewährtes Mittel: Ignaz mußte zum Klavier. Beim ersten Ton kam die ganze Hotelgesellschaft in das Musikzimmer und die gewünschten Bekanntschaften wurden gemacht. (Fortsetzung folgt)

Staatskunst und Krieg

Von

Oberlandesgerichtsrat Dr. Sommer, Geheimer Justizrat

I

Eine Erörterung des Verhältnisses von Politik und Krieg kann nicht anders beginnen als mit dem Wort von Clausewitz: Der Krieg ist die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln.[1])

Politik ist die Durchführung staatlichen Willens zur Verwirklichung staatlicher Interessen.

Im eigenen Staate genügt regelmäßig die Erklärung des Willens durch Gesetz, Verordnung, Verfügung, richterliche Entscheidung, um verwirklicht zu werden. Erhebt sich gegen das staatliche Machtgebot ausnahmsweise Widerstand, so reicht die Beamtenmacht aus, schließlich die militärische, ihn mit vollkommener Sicherheit zu brechen. — Dem fremden Staate gegenüber begegnet unsere Politik der Politik des anderen Staates, d. h. dem Willen des fremden Staates zur Verwirklichung seiner Interessen.

Aufgabe der Staatskunst ist es, den fremden Willen zu überwinden.

Die friedlichen Handlungen der Diplomatie umfassen alle völkerrechtlich zulässigen Mittel, durch die auf den menschlichen Willen eingewirkt werden kann, von der freundschaftlichen Vorstellung bis zur Drohung, der stillschweigenden, der ausdrücklichen, bis zur bewaffneten, d. h. durch Mobilmachung unterstützten Drohung, bis zum Ultimatum.

Gegenüber dem rechtlich denkenden Staate oder dem, der seine Schwäche erkennt, wird die Darlegung unseres Rechts unserem Willen Anerkennung

[1]) v. Clausewitz, Hinterlassene Werke. Vom Kriege. Bd. I, Teil I, Buch I, S. 18 (vgl. auch Bd. I, S. XVI). Ferdinand Dümmler, Berlin 1832.

Digitized by Google

verschaffen; gegenüber dem übel gesinnten Staate kann die Darlegung unserer kriegerischen Macht und unseres Willens, sie zu gebrauchen, genügen.

Diese Darlegung, das Ultimatum, ist das letzte Mittel, d. h. das letzte diplomatische.

Ist es ohne Wirkung, so folgt die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln, d. h. mit anderen als den bisher verwendeten, mit anderen als diplomatischen. Es bleibt als einziges die Durchführung unseres Willens mit dem Mittel der Gewalt. So ist nach dem sogenannten Ultimatum, d. h. der letzten Handlung des Wortes, das wirkliche Ultimatum die Handlung der Tat. „Haec ultima ratio regum," so spricht der Mund der preußischen Geschütze.

Betrachtet man so das Verhältnis zwischen Diplomatie und Krieg, so könnte es scheinen, wie wenn die Diplomatie nicht nur in ihrem eigenen Gebiete, sondern auch über den Krieg und im Kriege ausschließlich zu bestimmen habe. Man könnte meinen, da die Diplomatie zu erwägen und zu entscheiden habe, was staatlich gefordert werden muß, sie auch schlechthin zu bestimmen habe, ob die staatliche Notwendigkeit so groß sei, daß ihr Gebot durch Krieg erzwungen werden müsse; und man könnte weiter glauben, daß die Diplomatie zu erwägen habe, ob der Krieg ihren Zweck genügend gefördert oder ob er ihn noch zu fördern habe: daß sie demnach auch über das Kriegsende einseitig zu bestimmen habe.

Dem ist jedoch nicht so. Im Kampfe der Politik gegen Politik siegt der Stärkere; Krieg verlangt Macht. Jede große politische Entschließung muß zugleich erwägen, ob sie durchgeführt werden kann. Der Staat muß sich der Grenzen seiner Macht bewußt sein. Den Forderungen, die er erhebt, müssen seine Machtmittel entsprechen.[1])

Die Machtmittel des Staates im Kriege sind aber:

1. Äußere: Die Zahl der Soldaten zu Wasser, Luft und Land, die Art ihrer Bewaffnung und sonstigen Ausrüstung; die mechanischen Mittel zu ihrer Verwendung, d. i. Stand der Verkehrsmittel (Eisenbahn, Telegraph, Telephon); der Stand unserer Fabriken und insbesondere ihre Fähigkeit der Waffen- und Munitionserzeugung; das zur Führung des Krieges vorhandene Geld.

2. Unsere Verbindung mit anderen Staaten und deren Machtmittel.

3. Die inneren Machtmittel, d. i. die Höhe der Ausbildung des Heeres, seine sittliche Kraft, die Stärke seines Willens zum Siege.

4. Die Macht der Idee, die das Volk in den Krieg führt.

5. Die sonstigen Imponderabilien, Kräfte, die nicht nach Zahl und Maß zu bestimmen sind und doch schwer zählen und wiegen können, darunter die öffentliche Meinung fremder Staaten.

Eine andere herrschende öffentliche Meinung Amerikas hätte die Unterstützung unserer Feinde hindern können; hätte dies Land unsere Seesperre so selbstverständlich gewähren lassen, wie sie es ertragen hat, daß England den

[1]) v. Freytag-Loringhoven, Krieg und Politik in der Neuzeit. S. 8, 20. Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Berlin 1911.

Digitized by Google

amerikanischen Schiffen die Fahrt nach Bremen und Hamburg unmöglich gemacht hat; hätte schließlich seinen Übergang von sachlicher zu förmlicher Kriegshaltung verhindert.

Die dem Kriege dienenden Machtmittel haben sich ins Ungemessene vermehrt, der Art und dem Umfang nach.

Sie sind eine Vereinigung militärischer und bürgerlicher Kräfte, sachlicher und geistiger, großer und kleiner, Kräfte der Männer und Frauen. Sie sind grundsätzlich die Vereinigung aller Kräfte, vom Machtschiffe bis zu dem einen Goldstücke, das von dem Schulkinde zur Reichsbank gebracht wird, von Gold und Eisen aus der Erde bis zur Luft, die uns den Stickstoff für Pulver und Kriegsbrot liefert, von der Geisteskraft dessen, der die 42-cm-Geschütze berechnet, bis zu der Kraft des Arbeiters, der dazu den Hammer führt, und bis zur bescheidensten hauswirtschaftlichen Tätigkeit der Frau.

Es ist richtig, wie Helfferich vorausschauend bemerkte:[1]) Mit der Entwicklung der Kriegstechnik zu Land und zu See hat sich das Kriegshandwerk von ehedem zu einem mit dem ganzen Apparate des modernen Kapitalismus arbeitenden Großbetriebe ausgewachsen.

Die Veränderung der Verhältnisse mag sich aus einigen Zahlen des Jahres 1870 ergeben:

In Preußen half ein barer Staatsschatz von 90 Millionen Mark bis zum 3. August 1870 aus: am 21. Juli 1870 wurde ein Kredit von 360 Millionen bewilligt. In Bayern wurde am 22. August 1870 eine Anleihe von 15 Millionen Gulden aufgelegt. Der tägliche Bedarf für Kriegskosten betrug 6,3 Millionen Mark. Auf die Milliardenausgaben des jetzigen Krieges, die in einem Monat bei weitem mehr ausmachen als die Gesamtkosten des Krieges von 1870, brauche ich nur hinzuweisen. Machiavelli sagt zwar, es gebe keine falschere Ansicht als die, die behauptet, Geld sei der Nerv des Krieges. Es mag richtig sein, daß er nicht der Nerv des Krieges ist, aber wenn man die obigen Summen betrachtet, dann ergibt sich, daß das Geld jedenfalls ein Nerv des Krieges ist und noch mehr als früher und einer der wichtigsten.

Ferner ist die Bedeutung der Technik ins Größte gewachsen.[2])

Aber der Krieg ist, obwohl seine äußere Erscheinung materieller geworden ist, mit größerem Innengehalte erfüllt worden. Es ist nicht mehr möglich, wie es früher vorgekommen ist, einen Krieg zu führen, um den Staatsbankrott zu vermeiden.

Das Geld ist geradezu idealisiert worden. Die Zeichnung der Kriegsanleihen geschah zwar auch von manchen deshalb, weil sie als gute Anlage angesehen wurde. Für die Tausende und Millionen aber, die herzueilten, namentlich für die kleinen Zeichner, war es Opferleistung.

---

[1]) Helfferich, Das Geld im Russisch-Japanischen Kriege. Einleitung S. 1.

[2]) Vgl. bei Freytag-Loringhoven, a. a. O., S. 254, und Derselbe, Folgerungen aus dem Weltkrieg, S. 30 ff.

Digitized by Google

Clausewitz[1]) bezeichnet das frühere Verfahren bei Bündnissen als das einer Handelsgesellschaft, bei der ein jeder nach Verhältnis der Gefahr, die er zu bestehen, und der Vorteile, die er zu erwarten hatte, eine Aktie von 30 000 bis 40 000 Mann einsetze und tue, als könne er nichts als das verlieren. Diese alte Auffassung lebt offenbar noch in dem englischen Staatsmanne, der bei Kriegsbeginn erklärte, die Wirkung für England sei dieselbe, ob es sich am Kriege beteilige oder zur Seite stehe. Hierbei kann er nur an eine Art Kapitalbeteiligung gedacht haben, nicht an eine solche der Menschen und Geister wie bei uns.

Ein anderer Gegensatz gegen früher:

Friedrich der Große schonte 1756 bei seinem Einmarsch in Sachsen die sächsischen Truppen, um sie im eigenen Heer verwenden zu können; ein für unsere heutige Auffassung unmöglicher Gedanke, auch wenn es völkerrechtlich zulässig wäre.

Das Wesen des modernen Krieges besteht darin:

1. Daß er von einer großen Idee aus geführt wird, die den Einzelnen erfüllt und die Gesamtheit trägt. Die Nation führt Krieg, nicht eine von ihr getrennte Diplomatie.

2. Alle Kräfte des Staates wie des Einzelnen dienen dem Krieg. Sie sind in ihrem Werte nicht in solche von geringerem oder größerem Wert abzustufen. Jede von ihnen kann die größte Wirkung haben.

3. Jeder Einzelne kämpft den Kampf des Vaterlandes mit. Er muß jeden Morgen sagen: Was muß ich heute tun, daß wir siegen; was muß ich heute unterlassen, daß ich den Sieg nicht gefährde.

Kurz: Unsere Kriegsmacht ist nicht eine Anzahl von Soldaten, die von Vorgesetzten gegen andere Soldaten und ihre Vorgesetzte geschickt wird, sondern die Gesamtheit aller Kräfte des Staates, im Gedanken an das Vaterland verkörpert in der Einheit von Mannschaft und Führer.

II

Die Entscheidung über Krieg und Frieden beruht auf der Beurteilung aller dieser Tatsachen und Verhältnisse im einzelnen und im ganzen.

Die Frage, ob Krieg geführt werden soll, bedeutet, ob die politische Notwendigkeit so stark ist, daß ihre Durchführung die Opfer und Gefahren eines Krieges rechtfertigt.

Die Beantwortung dieser Fragen muß ausschließlich dem Staatsmanne zustehen.

Die Frage, ob der Krieg geführt werden kann, bedeutet, ob unsere Kräfte so groß sind, daß sie nach menschlichem Ermessen diejenigen des Gegners überwinden werden.

Die Entscheidung dieser Frage steht dem Strategen zu. Er hat die Schlagkraft und die Schlagfähigkeit des Heeres und etwaiger Verbündeten zu beurteilen und andererseits diejenige des Feindes. Dabei hat er auch alle Macht-

[1]) A. a. O., Teil 3, Buch 8, Kapitel 6, S. 137.

Digitized by Google

mittel und Umstände zu berücksichtigen, die nicht rein militärisch und doch militärisch von Wirkung sind, insbesondere die Verkehrs-, Fabrikations- und sämtliche sonstigen volkswirtschaftlichen Verhältnisse.

Ein Heer, das — wie in früheren Zeiten — sich in Feindesland nur auf Requisition verlassen kann, also Verwüstung des Landes befürchten muß, kann sich nicht so weit hinauswagen wie unser heutiges Heer, dessen Verpflegung durch Eisenbahnverbindung mit der Heimat und Konserven gesichert ist.

Die Dauer des Krieges ist unberechenbar; seine siegreiche Durchführung ist von dem Umfange der materiellen Kräfte des Landes abhängig.

Der jetzige Krieg hat die Möglichkeit schwerster Gefährdung der ausländischen Zufuhrquellen gezeigt. Es muß untersucht werden, ob die vorhandenen und zu erwartenden Bestände zur Ernährung der Bevölkerung und zur Erzeugung des unmittelbaren Kriegsbedarfes ausreichen.

Hier hat die Wissenschaft, in Fabrikleistung umgesetzt, mittelbar den Kampf beeinflußt. Sie hat den Weg gefunden, aus der über dem Lande schwebenden Luft, die uns kein Feind nehmen kann, für Munition und Landwirtschaft den Ersatz für den Salpeter zu holen, den der Feind nicht mehr in unser Land hereingelassen hat.

Alle diese Umstände hat der Stratege für das Urteil, das ihm zusteht, zu verwerten. Dies Urteil, ob Krieg sein kann, ist ein feststehendes Element für die Entscheidung des Staatsmannes, ob Krieg sein soll.

Wir kommen also zu dem Ergebnis:

Die Frage, ob Krieg sein soll, ist eine politische; ihre Beantwortung liegt ausschließlich dem verantwortlichen Staatsmanne ob.

Die Frage, ob Krieg sein kann, ist eine militärische; ihre Beantwortung steht ausschließlich dem Soldaten zu.

Dabei werden beide, von Sachverständigen beraten, die ihre Entscheidung beeinflussenden, oben dargelegten Machtverhältnisse berücksichtigen müssen.

III

Ist der Krieg erklärt, so ist er von der Politik grundsätzlich losgelöst; er ist selbstherrlich; er geht auf eigener Spur; er folgt seinem eigenen Gesetz, das ist nur eines: Vernichtung der feindlichen Kräfte; verhindern, daß sie sich neu bilden, siegen, bis das letzte Ziel erreicht ist, dem Feinde den eigenen Willen aufzuzwingen.

Alles muß ferngehalten werden, was den Gang höchster Energie aufhalten könnte. Es kann nicht genug gesiegt werden und nicht entschieden genug gesiegt werden; und Sieg ist die beste Politik.

So hat der Stratege allein die Kriegshandlung in ihren allgemeinen großen Ideen und in ihren Einzelhandlungen zu bestimmen. Er entwirft den Kriegsplan im großen und hat die Entscheidung darüber, welche Operationsziele im einzelnen verfolgt werden sollen, und wie hierbei die Kräfte zu gebrauchen sind.[1])

[1]) Clausewitz, a. a. O., Bd. I, S. 197.

Digitized by Google

Der Staatsmann, der seine abweichende Meinung im Gegensatz dazu durchsetzen will, handelt unrecht. So war es nicht zu billigen, als 1866 die durch Moltke veranlaßte Heranziehung des 8. Armeekorps vom Rhein nach der sächsischen Grenze infolge einer Gegenvorstellung Bismarcks ohne Wissen des Generalstabschefs aufgehoben wurde. Der ursprüngliche Befehl wurde auf dessen schwerwiegende Bedenken hin erneuert.[1])

Im Gegensatz dazu steht Bismarcks Verhalten bei den Verhandlungen vor Nikolsburg. Bismarck fragte Moltke, was zu geschehen habe, wenn Frankreich sich einmische. Moltkes Antwort war: „Eine defensive Haltung gegen Österreich, inzwischen Führung des Krieges gegen Frankreich." Bismarck hielt einen raschen Anlauf gegen Österreich und defensive Haltung gegen Frankreich für das richtige. Die Militärs würden es mit Recht für unzulässig gehalten haben, wenn Bismarck den Vorrang für seine militärische Auffassung in Anspruch genommen hätte.

Er hat denn auch seine Politik geändert und rasch Frieden geschlossen.[2])

IV

Während des Krieges setzt die Diplomatie mit ihren Mitteln die Politik fort. Die politische Lage ändert sich fortwährend, und die Kriegführung ist nicht von politischer Beeinflussung frei, weil die einzelne kriegerische Handlung von größter politischer Bedeutung ist.

Politische Erwägungen können die Vornahme und Unterlassung kriegerischer Handlungen begründen. Die Rücksicht auf die Neutralen kann z. B. einzelne kriegerische Maßnahmen als zweckmäßig oder gar als notwendig oder aber auch als bedenklich erscheinen lassen.

Wie es Vorteil und Sieg verschaffte, daß **Moltke** bei Königgrätz den von der Armee des Prinzen Friedrich Karl beabsichtigten Frontalangriff bis zum Herankommen der Kronprinzenarmee zurückhielt,[3]) so kann es von Vorteil sein, eine militärische Handlung zurückzuhalten, bis eine politische erfolgt oder eine politische Hemmung beseitigt ist. Jedes Gefecht, jeder kriegerische Erfolg oder Mißerfolg kann auch die Lage der Diplomatie beeinflussen, und jeder diplomatische Erfolg oder Mißerfolg eröffnet oder verschließt militärische Möglichkeiten. Deshalb ist steter Wechsel nötig, höchste Beweglichkeit der Auffassung und Anordnung für Diplomatie und Strategie. Moltke betont es, daß die materiellen und moralischen Folgen jedes größeren Gefechts so weitgreifender Art sind, daß durch sie meist eine völlig geänderte Situation ge-

---

[1]) v. Blume, Militärpolitische Aufsätze, S. 115 (vgl. auch „Preußische Jahrbücher" 1903, Bd. 111, S. 223 ff.); Moltke, Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten, Bd. 3, 2. Auflage, S. 424.

[2]) Verdy, Studien über den Krieg. III. Teil, Strategie, 1. Heft, S. 79; Bismarck, Gedanken und Erinnerungen, Bd. 3, S. 33.

[3]) Moltke, Gesammelte Schriften, Bd. 3, S. 422.

Digitized by Google

schaffen wird,[1]) eine neue Basis für neue Maßregeln, und zwar, wie hinzuzufügen ist, für militärische wie diplomatische.

Unser Angriff auf den Balkan im Jahre 1915 lag gewiß im Rahmen unserer allgemeinen kriegerischen Ziele; aber ebenso gewiß war er von politischen Erwägungen höchster Art eingegeben. Wie stark seine Wirkung war, liegt vor Augen.

Bereits der strategische Angriff, schon vor Erreichen des vollen strategischen und taktischen Erfolges, hat unsere Gegner politisch schwer getroffen und die Regierungen unserer Feinde wankend gemacht, einen wichtigen Minister gestürzt.

Der strategische Erfolg wurde zum politischen Erfolg höchster Art.

Die parallele Aktion: auf der einen Seite unsere militärischen Handlungen vom Durchbruch bei Gorlice bis zum Angriff auf Serbien — auf der anderen Seite unsere diplomatischen Handlungen in Sofia und auf dem ganzen Balkan bis zum türkisch-bulgarischen Bündnisse, der Neutralitätserklärung Griechenlands und Rumäniens und dem Angriffe der Bulgaren ist ein Meisterstück vereinigter militärischer und diplomatischer Handlungen.

Daß die Stellung Griechenlands und Rumäniens im Laufe des Krieges sich geändert hat, spricht nicht gegen die Richtigkeit der damaligen strategischen und politischen Maßnahmen, sondern zeigt, wie veränderte Umstände neue strategische und politische Handlungen nötig machen.

In diesem Sinne darf nicht nur die Politik die kämpfende Strategie beeinflussen, sondern sie muß es.

Moltke hat allerdings in einer Darlegung aus dem Dezember 1862, die er auf Veranlassung Bismarcks über den zukünftigen Krieg mit Dänemark verfaßte, die Einwirkung der Politik im voraus zunächst schlechthin abgelehnt. Er bezeichnet es als Grundlage des Erfolgs, daß vom Tage der Mobilmachung ab weder politische Verhandlungen, noch politische Rücksichten den weiteren militärischen Verlauf unterbrechen dürften.[2])

Solche Scheidung war zu scharf. Das zeigte sich später im Verlauf des Dänischen Krieges. Die Besetzung Jütlands, die von der Strategie verlangt wurde, unterblieb mit Rücksicht auf die Neutralen, also aus politischen Gründen.

Immer aber, wenn Politik und Strategie einander berühren, gilt der oben ausgesprochene allgemeine Gedanke grundsätzlich auch für die Einzelhandlung während des Krieges, daß für die Beurteilung der politischen Verhältnisse die Auffassung des Diplomaten maßgebend ist; jedoch die Entscheidung darüber, ob die politisch gewollte Handlung oder Unterlassung militärisch möglich ist, ausschließlich durch den Strategen zu treffen ist.

Ist eine politisch gewünschte kriegerische Handlung aus militärischen Gründen unzeitig oder sonst unzulässig, z. B. nur mit ungenügenden Mitteln zu

[1]) Moltke, Militärische Werke II. Taktisch-strategische Aufsätze aus den Jahren 1857/1871, S. 291.

[2]) Verdy, Studien über den Krieg, III. Teil, 1. Heft, S. 69 ff., 75.

Digitized by Google

unternehmen, so führt sie das entgegengesetzte Ergebnis herbei, indem sie die eigene Schwäche und die Kraft des Gegners kundbar macht.

Der Zug Mac Mahons von Châlons nach Sedan war durch das Eingreifen der Pariser Regierung aus Gründen politischer Natur, ohne Rücksicht auf die strategische Lage, veranlaßt und schlug fehl. Gleiches zeigte sich an der Septemberoffensive Joffres im Jahre 1915 und dem Verlaufe des Dardanellenunternehmens im jetzigen Kriege.

Der Einfluß der Politik auf die Strategie ist günstig und ungünstig besonders deutlich im Koalitionskriege erkennbar.

Wie sehr die widerstreitenden Interessen der Verbündeten die strategische Energie eines Blücher und Gneisenau gehemmt haben, ist zu bekannt, als daß es im einzelnen nachgewiesen zu werden brauchte. Welche Hemmungen in gleicher Weise auf der Seite unserer Gegner bestehen, zeigen die gegenseitigen Klagen ihrer Zeitungen, Parlamente und Diplomaten über mangelnde oder unrichtige Tätigkeit der anderen, und es wird durch die zukünftige Geschichtschreibung noch deutlicher aufgedeckt werden.

Man vergleiche damit das Verhalten der vereinigten deutschen Staaten im Jahre 1870. Die süddeutschen Bundesgenossen haben es damals anerkannt, daß eine gesonderte Verteidigung ihres Gebietes, etwa des Schwarzwaldes, auf Hilfe durch Preußen nicht rechnen könne, daß vielmehr Süddeutschland am sichersten durch ein angriffsweises Vorgehen im Elsaß vom Mittelrhein her geschützt werde, das durch die dort zu versammelnde Hauptmacht nachhaltige Unterstützung finde.[1]) So entblößten sie anscheinend ihr eigenes Land und schlossen ihre Kontingente der Hauptversammlung an. Die strategische Versammlung war beeinflußt durch günstige (Vertrauens-) Verhältnisse der Verbündeten.

Auch in unserem Kriege hat das unter den Verbündeten bestehende politische Vertrauen auf die Einheit ihrer Interessen und Ziele die Einheitlichkeit und Straffheit der Kriegführung und damit deren Erfolge herbeigeführt.

So beeinflussen fortgesetzt sich in Wirkung und Gegenwirkung Politik und Strategie auch während des Krieges. Politische Schwäche kann zu militärischem Mißerfolg führen; militärische zu politischem. Militärische Erfolge sind umgesetzte politische Kraft, politische Erfolge umgesetzte militärische.

V

Der Krieg soll dem fremden Staat den eigenen Willen aufzwingen. Dieser Wille kann aber nur einer sein: der der eigenen Staatspolitik. Der Krieg kann das politische Ziel erweitern, d. h. neue politische Möglichkeiten, neues berechtigtes Verlangen, neue Notwendigkeiten schaffen.

Der Krieg kann auch zur Einschränkung des ursprünglichen Kriegszieles führen; immer aber ist es das Ziel des Staatsmannes, das er verfolgt.

---

[1]) Moltke, a. a. O., 3. Bd., S. 6.

Digitized by Google

Wenn sonach Krieg ein Mittel zur Fortsetzung der Politik ist, so hat die Politik zu erklären, wann sie ihr Ziel durch den Krieg als erreicht ansieht und deshalb von dem weiteren Gebrauch dieses Mittels absehen, d. h. den Frieden will. Aber es wird die Auffassung des Staatsmannes von der Beurteilung der militärischen Lage und der militärischen Aussichten abhängig sein, und hierüber hat wieder der Stratege das entscheidende Urteil.

Das Gesamtergebnis ist somit dieses:

Die Politik hat die überwiegende Rolle bei der Entscheidung über den Kriegsbeginn;

die Strategie die überwiegende bei der Führung des Krieges;

und bei der Frage des Friedensschlusses tritt wieder der Einfluß der Diplomatie hervor.[1])

Diese Trennung der Gewalten kann nicht zu mathematischer Abgrenzung führen; und sie setzt voraus, daß der Stratege ein Stratege und der Staatsmann ein Staatsmann ist. Wenn im Einzelfall das Genie des Strategen über dem des Staatsmannes steht, dann wird die größere Kraft sich gegenüber der amtsmäßigen Zuständigkeit des Staatsmannes geltend machen.

Vor allem wird bei der Frage der Friedensbedingungen das Wort des Strategen von höchster Bedeutung sein. Er wird zu beurteilen haben, was zur militärischen Sicherung des Landes gefordert werden muß, um neue Angriffe auszuschließen oder ungefährlicher zu machen. Solches Verlangen ist, da es dem zukünftigen Kriegswillen der anderen Völker entgegenarbeitet, kriegsvorbeugend und kriegsverhindernd. So wirkt eine gute, beim Friedensschluß betätigte Strategie als Verteidigungskampf über den Krieg hinaus latent im Frieden und Zukunft.

Von welcher Bedeutung es für unsere ganze Politik seit 1870 war und für unseren Krieg ist, daß Belfort trotz dem Verlangen Moltkes französisch blieb, ist zu oft betont worden, als daß ich darauf hinzuweisen brauchte.

VI

Clausewitz betrachtet den Krieg schlechthin als ein Instrument der Politik, als einen Teil der Politik, der durchaus nichts Selbständiges habe.[2]) Man vergleiche damit die Worte Moltkes: „Die Strategie arbeitet der Politik in die Hände, nur für deren Zweck, aber im Handeln völlig unabhängig von ihr."[3])

Wenn man den obigen Ausführungen folgt, muß man dies Verlangen völliger Unabhängigkeit als zu weitgehend bezeichnen, und offenbar hat Moltke selbst an dieser strengen, im Jahre 1871 in unmittelbarer Erinnerung an per-

[1]) Verdy, a. a. O., III. Teil, 1. Heft, S. 53, 59, 79; Freytag-Loringhoven, a. a. O., S. 249; Blume, Strategie, S. 11, 15; Derselbe, Militärpolitische Aufsätze, S. 106, 110, 111. Hinsichtlich der Auffassung Bismarcks vgl. Gedanken und Erinnerungen Bd. II, S. 96.

[2]) Clausewitz, a. a. O., Bd. 3, S. 139.

[3]) Moltke, a. a. O., Taktisch-strategische Aufsätze, S. 291.

Digitized by Google

sönliche Erlebnisse des Krieges ausgesprochenen Auffassung nicht festgehalten, denn wie Blume, Militärpolitische Aufsätze, S. 107, 108, berichtet, liegt von ihm folgende handschriftliche Äußerung aus dem Jahre 1882 vor: „Für den Gang des Krieges sind vorwiegend militärische Rücksichten maßgebend. Die Ausnutzung seiner Erfolge oder Mißerfolge fällt wiederum der Politik anheim." So berührt sich schließlich seine Auffassung mit der an anderer Stelle ausgesprochenen von Clausewitz: „Die Führung des Krieges in seinen Hauptumrissen ist die Politik selbst, welche die Feder mit dem Degen vertauscht, aber darum nicht aufgehört hat, nach ihren eigenen Gesetzen zu denken.[1])

VII

Ununterbrochene Verbindung zwischen Staatsmann und Strategen ist Voraussetzung für den Erfolg eines jeden von ihnen. Der Staatsmann unterrichtet den Strategen über die politische Lage, damit dieser beurteilt, wie sie die strategischen Entschlüsse bestimmen kann. Der Stratege gibt dem Staatsmanne über die Kriegsverhältnisse Auskunft, damit dieser beurteilt, wie sie die diplomatischen Entschlüsse beeinflussen können. Jeder muß in jedem Augenblicke beurteilen können, ob die Lage des anderen ihn unterstützt, ob er dessen Unterstützung durch diplomatisches oder kriegerisches Handeln erlangen muß und gewinnen kann.

In ständiger Wechselwirkung zwischen Politik und Strategie fördert und hemmt so und fördert vielleicht durch Hemmung ununterbrochen die eine die andere. Politik ist abhängig von Strategie, und Strategie beeinflußt die Politik. Es gibt keine isolierte Strategie und keine isolierte Politik. Es müssen Staatsmann und Stratege im Vertrauen und in neidlosem Anerkennen der Zuständigkeit des Kampfgenossen wirken. Beider Tätigkeiten müssen sich durchdringen und sich verbinden zu dem einheitlichen Kunstwerke und Kraftwerke der Staatsführung, denn beide wollen dasselbe, den Sieg.

Wenn somit der Satz von Clausewitz: „Krieg ist Fortsetzung der Politik" richtig ein Abhängigkeitsverhältnis zwischen Krieg (Strategie) und Politik feststellt, so ist doch diese Abhängigkeit keine einseitige. Keine der beiden Tätigkeiten ist völlig selbstherrlich, die andere beherrschend; es besteht Teilung der Befugnisse und Teilung der Verantwortlichkeit; aber es besteht keine formularmäßige, keine subalterne Trennung der Befugnisse, kein Abschieben der Verantwortlichkeit.[2])

---

[1]) Clausewitz, a. a. O., Bd. 3, S. 150.

[2]) Den ununterbrochenen Einfluß der Politik auf die Strategie lassen die wechselnden Operationspläne Moltkes klar erkennen. Schon während des Feldzuges 1866 entwirft er den Plan für einen Krieg nach zwei Fronten (auch nach Frankreich hin); und er rechnet schon damals mit einem Bündnis mit den Südstaaten, wie es später tatsächlich geschlossen worden ist. Verdy, a. a. O., II. Teil, Operativpläne, 1. Heft, S. 7, 47, 67, 2. Heft, S. 11.

Digitized by Google

VIII

Das Genie des Staatsmannes und des Feldherrn können in einem Haupt vereinigt sein. Ich brauche keine weltgeschichtlichen Namen zu nennen.

Das Wesen von Politik und Strategie ist aber dasselbe, mögen getrennte Personen ihre Träger oder mag ein Einzelwesen es sein. Für den einen Kopf tritt die Notwendigkeit innerer Erwägung nach den beide beherrschenden Gesichtspunkten, tritt die Möglichkeit innerer Konflikte an die Stelle äußerer Beratung, äußeren Konfliktes.

Aber auch wo politische und strategische Tätigkeit von zwei Führern ausgeht, wird man bemerken: kein großer Stratege wird ohne politische Begabung und Kenntnis sein, kein großer Staatsmann ohne Verständnis strategischer Erwägungen. Das Ideal ist die vollkommene Einheit beider, mag sie in einem, der zugleich Staatsmann und Feldherr ist, erscheinen oder sich in dem durch Vaterlandsliebe, Klugheit, Selbstbescheidung zu vollkommener Einheit verbundenen Willen mehrerer darstellen. Dann zeigt sich aus der Leistung beider, was der Krieg ist: die aus politischem Willen bestimmte, soldatisch gegen einen fremden Staat geführte Gesamtkraft der Nation.

IX

Staatskunst und Kriegskunst erfordern gleichmäßig höchste Klugheit, höchste Gewissenhaftigkeit in der Erwägung aller Verhältnisse des Inlandes und Auslandes, Verantwortlichkeitsgefühl und Verantwortlichkeitsfreude, höchsten Mut bis zum Heroismus, der allen Gefahren ins Auge sieht.

Die gleichartige Bewertung beider Kräfte erklärt sich aus der gleichartigen Natur beider.

Man bezeichnet es als die Aufgabe der Strategie, die richtige Zahl Truppen zur richtigen Zeit an den richtigen Ort zu führen.[1])

Das ist gewiß zutreffend, und man kann es entsprechend als Aufgabe der Politik bezeichnen, den richtigen Gedanken zur richtigen Zeit an der richtigen Stelle wirken zu lassen.

Alle Kriegshandlungen, die auf Vernichtung der feindlichen Macht abzielen, müssen so konzentrisch und einheitlich wie möglich geschehen; wo der Körper seinen Schwerpunkt hat, dorthin muß man zielen.[2])

Dieser Satz von Clausewitz gilt nicht nur für die Kriegshandlung, für die er ihn ausgesprochen hat, sondern auch für die diplomatische und gleicherweise für die Handlung des einzelnen, wie die vereinigte von Diplomatie und Strategie. So haben in unserem Kriege Diplomatie und Strategie meisterhaft seinerzeit ihren Angriff auf den Schwerpunkt gerichtet, als er als Schwerpunkt anzusehen war, den Balkan. Der Schwerpunkt kann wechseln und fordert neuen Angriff.

Und was nach Clausewitz den eigentlichen Feldherrn auszeichnete, ist

---

[1]) Blume, Strategie, S. 1.

[2]) Clausewitz, a. a. O., Bd. I, Buch 3, S. 246.

Digitized by Google

ebenso von der Tätigkeit des Staatsmannes zu verlangen: die geräuschlose Harmonie des ganzen Handelns, die sich in dem Gesamterfolge verkündet.[1])

So muß während des Friedens für den Fall eines Krieges eine umfassende Kriegsorganisation der wirtschaftlichen Verhältnisse in voller Geräuschlosigkeit geschehen.

Betrachtet man die Tätigkeit beider im Zusammenhang miteinander, so ergibt sich wieder die Richtigkeit eines Satzes von Clausewitz: „In den höchsten Regionen grenzt Strategie an Politik und Staatskunst oder wird vielmehr beides";[2]) und man wird hinzufügen dürfen: In den höchsten Regionen grenzen Politik und Staatskunst an Strategie oder werden vielmehr beides.

X

Die vollkommene Strategie, die vollkommene Diplomatie kann nicht gelehrt werden; sie sind unmittelbare Eingebungen, Kunst. Ihre Handlungen sind zum Teil blitzartige Entschlüsse des Augenblicks. Ihr Wesen ist Prophetie, Voraussicht und innere Gewähr des Erfolges; ist Genie.

Ihre Taten können nicht erlernt werden; im richtigen Augenblick springt der die Zeit erfüllende Gedanke des Staatsmannes, springt die gewappnete Tat des Feldherrn aus dem Kopfe des Zeus.

So geschah es, als auf dem Schlachtfelde von Königgrätz während des heftigsten Kampfes im Geiste Bismarcks der Gedanke des zukünftigen Bundes mit dem Gegner geboren wurde. —

Wesen und allgemeine Regeln der Diplomatie und Strategie können aus ihrer Betätigung erkannt, aber die Fähigkeit höchster Betätigung kann nicht durch solche Erkenntnis erlangt werden.

Aber wie jede Kunst schließt sie Erlernbares ein und bedarf dessen.

Wie die Kunst die Beherrschung des Handwerksmäßigen und der Hilfswissenschaften voraussetzt und um so vollkommener wird, je mehr sie diese beherrscht, um so vollkommener wird auch die Kunst des Diplomaten und Strategen durch solche Kenntnis.

Das Handwerksmäßige bedeutet hier die Erfahrungen früherer Kriege, die Kenntnis der technischen und vieler anderer Wissenschaften. Der mit höchsten Kenntnissen ausgestattete Staatsmann oder Feldherr, dessen Handlungen durch sorgsamste, Jahre hindurch arbeitende Tätigkeit vorbereitet werden, wird der tüchtigere sein und die höheren Leistungen hervorbringen.

In seiner höchsten Vollendung erscheint der diplomatische, der strategische Gedanke in höchster Einfachheit.

Der Operationsbefehl Moltkes, vom Nachmittag des 17. August 1870, der zur Schlacht von Gravelotte führte, lautet:

„Die zweite Armee wird morgen, den 18., um 5 Uhr antreten und mit Staffeln vom linken Flügel zwischen dem Vron- und Gorzebach (im allgemeinen

[1]) Clausewitz, a. a. O., Bd. I, Buch 3, S. 198.
[2]) Clausewitz, a. a. O., Bd. I, Buch 3, S. 199.

Digitized by Google

zwischen Ville sur Yron und Rezonville) vorgehen. Das VIII. Armeekorps hat sich dieser Bewegung auf dem rechten Flügel der zweiten Armee anzuschließen. Das VII. Armeekorps wird anfangs die Aufgabe haben, die Bewegungen der zweiten Armee gegen etwaige feindliche Unternehmungen von Metz her zu sichern."[1])

Aus diesem einfachen Befehl heraus haben sich die Massen des Heeres vom Führer zum Unterführer, bis zum Zug in der Kompagnie und dem Handeln des einzelnen Mannes selbsttätig entwickelt. Aus diesem Befehl heraus ging die entscheidende Schlacht vom ersten Beginn bis zu dem Augenblicke vorwärts, als zur Besiegelung des bereits erfochtenen Sieges das II. Armeekorps im Scheine der leuchtenden Abendsonne auf das Schlachtfeld marschierte.

XI

Vollkommene Friedensbedingungen müssen zum Inhalte haben:

1. Erreichen des politisch Erstrebten,
2. Sicherung des Erreichten,
3. Vorbereiten der größeren Zukunft.

Die Größe der Erfüllung hängt von der Größe des Sieges ab. Die eigene politische und militärische Lage und diejenige des Gegners muß demnach im einzelnen Falle entscheiden, was verlangt werden kann und was verlangt werden muß. Nur einzelne allgemeine Gedanken können ausgesprochen werden.

Das Erreichen des politisch Erstrebten bedeutet, daß das, was die Politik mit bisherigen Mitteln nicht erreichen konnte und mit anderen Mitteln, den Mitteln des Krieges, erreichen wollte, durch diese Mittel erreicht hat. — Der Krieg ist die Fortsetzung, der siegreiche Krieg ist die Vollendung der Politik mit anderen Mitteln.

Sicherung des Erreichten bedeutet eine Lage, die eine Wiederholung des Kampfes verhindert oder hinausschiebt oder für einen neuen Krieg die möglichst günstigen Verhältnisse schafft. Die Sicherung des Erreichten kann durch politische und militärische Vorteile geschehen, Abschluß von Militärkonventionen, neuen Bündnissen, Gewährung des Besetzungsrechts in bisher feindlichen Gebietsteilen, Gewährung von Rohstoffen, Landerwerb.

Landerwerb vermehrt die Zahl unserer Soldaten und unserer materiellen Kräfte; er vermindert in gleichem Maße und, wenn es sich um einen schon schwachen Gegner handelt, in verhältnismäßig stärkerem Maße für die Zukunft dessen Kraft.

Er entfernt zunächst den Angriff von dem Mittelpunkt der eigenen politischen Macht, von Kriegswerkstätten und sonst wichtigen Arbeitsplätzen. So kann Landgewinn ein idealer Kriegsgewinn sein. Er muß erlangt werden, wenn es möglich ist und nützt.

[1]) Der Deutsch-Französische Krieg 1870—1871. Redigiert von der kriegsgeschichtlichen Abteilung des Großen Generalstabes, Teil I, Bd. 2, S. 669. Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Berlin 1874.

Digitized by Google

Auch jeder andere Gewinn dient dem Kriegsziel, insbesondere Kriegsentschädigung in Geld, günstige Zoll- und Handelsverträge; denn sie geben neue Kraft durch die Möglichkeit, wirtschaftliche Verluste zu beseitigen und Mittel für die Sicherung des Friedens zu schaffen.

Über Art und Umfang dieser Kriegsziele werden Staatsmann und Stratege bestimmen müssen.

Hierdurch ist auch mittelbar die Vorbereitung der Zukunft gegeben. Je größer die politische und militärische Machtvermehrung ist, um so größer ist die Grundlage für weiteres Wachstum auch im Innern.

Solcher Friede entspricht den Opfern, die der Krieg verlangt.

XII

Das Streben nach einem Frieden, der Dauer verspricht, indem er die Ursache beseitigt, die ihn schufen, das Verlangen nach einem Frieden, der nicht nur so lange besteht, bis die erschöpften Kräfte des Gegners wieder ergänzt sind, ist in jedem Kriege von jeder Partei erhoben worden und wird in jedem Kriege erhoben werden.

Die Kaiserproklamation vom 18. Januar 1871 spricht die Hoffnung aus, daß es dem deutschen Volke vergönnt sein möge, „den Lohn seiner heißen und opfermutigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähre".

Das Ziel vollkommener Friedenssicherung für alle Zeiten wird nicht erreicht werden. Das zeigt die Geschichte.

In festestem Friedenswillen ist unsere Politik geleitet worden; sie hat, wie die Berichte der belgischen Gesandten ergeben, planmäßige Einkreisung zu kriegerischem Überfall nicht hindern können. Sie wird es auch für die Zukunft nicht völlig vermögen.

Die Zahl der Zukunftsmöglichkeiten, die uns bedrohen können, ist groß, weil die Zahl der gegen uns sich richtenden Interessen und Kombinationsmöglichkeiten unendlich ist.

XIII

Bei der Aufstellung von Friedensbedingungen ist zu erwägen, ob sie so gestellt werden, daß der Besiegte sich ihnen lieber unterwirft, als daß er die wahrscheinlichen Folgen einer Fortsetzung des Krieges auf sich nimmt.[1])

Bei der Stellung dieser Bedingungen, beim Festhalten oder beim Nachgeben hat der Kriegführende seine und des Gegners militärische und politische Lage zu beurteilen, die jetzige und die Wahrscheinlichkeit der zukünftigen.

Auch hier ist also gemeinsames Urteil des Politikers und des Feldherrn nötig.

Nebengedanken müssen ausscheiden.

---

[1]) v. Blume, Militärpolitische Aufsätze, S. 107.

Digitized by Google

So der Wunsch, sich an dem Feinde für die erlittene Unbill zu rächen, ihn für sein Unrecht zu strafen, weil solche Wünsche schaden können.

Es sind unpolitische Gedanken der Sentimentalität; jede Sentimentalität muß jedoch fernbleiben, wie die weichmütige, so die harte. Die Politik hat nur eine Aufgabe, klar sehend zu suchen, was dem Staate dient. Es gilt das Wort Bismarcks: wir haben nicht ein Richteramt auszuüben, sondern deutsche Politik zu treiben.

Unzuverlässig und wertlos ist es, zukünftige Völkersympathien, Friedensgesinnung anderer Völker als wesentliche Grundlage unseres Friedensgebäudes anzunehmen.

Ein Volk, zu dem wir seit Jahrhunderten in Wallfahrten hingezogen sind, in dem wir über der Wirklichkeit ein überhöhtes Land unserer Sehnsucht aufgerichtet haben, hat uns im Augenblicke der Gefahr nach dreißigjährigem Bunde verlassen und bekämpft.

Ein anderes Land, das wir durch die Arbeit unserer Volksgenossen und durch die Gaben unserer höchsten Geister urbar machen halfen, das wir in seinen politischen Existenzkämpfen vom 18. Jahrhundert bis zu denjenigen des vorigen unterstützt haben, ein Staat, dem nie unsere Achtung gefehlt hat, hat zugelassen, daß aus seinem Land heraus die Mittel zu unserer Bekämpfung geliefert werden, ist unser Feind geworden.

XIV

Unsere türkischen Verbündeten sagen: „Hoffe auf Allah, aber binde deine Kamele an."

Die Völker werden ihre Natur nach dem 1. August 1914 nicht ändern.

Gewiß, wir wollen an einen Fortschritt der menschlichen Gesinnung glauben, der die Völkergemeinschaften stärkt und Kriege mildert, mindert, ausschließt. Wir wissen, daß Utopien von heute die Wahrheiten von übermorgen sein können, richtiger des nächsten Jahrhunderts. Aber heute, das hat dieser Krieg bewiesen, sind wir fern von dieser Zeit, und ein der Pflicht zunächst gegen sein eigenes Land bewußter Staatsmann muß gewiß auch sein Auge auf die Zukunft und deren Möglichkeiten richten, ebenso gewiß aber auch seine Politik von heute auf die Verhältnisse von heute und der nächsten Zeit stützen.

Sowenig wie bisher werden internationale Freundschaften oder philosophische Friedensgesinnungen einzelner, wie sie in allen Staaten bestehen, vor dem Kriege schützen. Jeder Gesinnung und jeder Handlung, die dem Frieden dient, wollen wir den Erfolg wünschen und sie fördern.

Wir bleiben das Volk der Dichter und Denker, aber das Volk der Dichter und Denker in Waffen.

Wir wollen Vertrauen in die Zukunft haben, aber wir „binden unsere Kamele an". —

Umfangreiches Wissen, höchste Klugheit und höchste Weisheit schaffen den guten Frieden.

Digitized by Google

XV

Ich schließe mit einer Erinnerung:

Am 30. Juli 1870 hatte Moltke dem kleinen Detachement des Oberstleutnants v. Pestel, das Saarbrücken besetzt hatte, die Weisung gegeben, mit der Kavallerie zwar den Feind unausgesetzt zu beobachten, mit der Infanterie dagegen abzumarschieren, weil sie der drohenden Übermacht des Gegners nicht gewachsen zu sein schiene. Pestel telegraphierte: „Werde Position unter allen Umständen halten, selbst ohne Verstärkung, da Eisenbahn und Telegraph sonst aufhören. Bitte um Zutrauen."

Der Chef des Generalstabs der Armee erklärte sich mit dem weiteren Belassen des Bataillons in Saarbrücken einverstanden.[1])

Dieser kleine Vorgang soll nicht vergessen werden.

Wie sich das verlangte und erwiderte Vertrauen bis zum Tage von Saarbrücken (am 2. August 1870) und an dem Tage selbst glänzend bewährt hat, wissen wir. Dies Vertrauen von Heer und Heeresleitung war der Orgelpunkt, auf dem sich die große Symphonie von Schwertgeklirr und Orgelklang des Jahres 1870/71 aufgebaut hat.

Sie klang die Friedenszeit hindurch und klingt unverändert in den Unterständen und in den Schlachten unseres größten Krieges. —

Die Mittel, mit denen der Krieg geführt wird, die Verhältnisse, in denen er sich bewegt, sind ins Gigantische gewachsen, aber seine großen Gesetze sind dieselben geblieben. Unsere Führer sind Meister dieser Gesetze. —

Jede politische und strategische Handlung, die einzelne und das Ganze, sind Erfüllung und Saat auf Hoffnung; sie wirken in die fernste Zeit.

Sieg und Frieden dieses Krieges bereiten die deutsche Zukunft.

Über Staatsbankrotte

Von

Professor Dr. Alfred Manes (Berlin)

Je mehr die Aufgaben der Staaten wachsen, desto stärker pflegt ihre Verschuldung zu werden. Ein moderner Staat ohne Schulden würde von Kapitalisten wie von Staatsmännern für eine sonderbare und keineswegs begrüßenswerte Erscheinung gehalten werden. Daraus ist natürlich nicht zu folgern, daß je größer die Schulden eines Staates sind, er desto mehr der Norm entspricht; wohl aber ergibt sich aus der immer stärkeren Verschuldung aller Staaten, namentlich infolge eines Krieges, die Möglichkeit einer übermäßigen Verschuldung, eines Zustandes, der es dem Staat nicht mehr möglich macht oder nicht mehr geraten erscheinen läßt, seinen Schuldverbindlichkeiten nachzukommen. Der von der Regierung der Bolschewisten Anfang dieses Jahres erklärte Bankrott Rußlands ist das neueste Beispiel hierfür; aber wenn auch die Bolschewisten sich rühmen

[1]) Verdy, a. a. O., Teil V, S. 25—26.

Digitized by Google

können, in zahlreichen Beziehungen vollkommen Neues geboten zu haben, so besitzen sie als Staatsbankrotteure doch eine gewaltige Anzahl von Vorgängern. Denn die Staatsbankrotte sind fast so alt wie das Staatsschuldenwesen überhaupt. Sie werden auch wohl nicht von der Tagesordnung verschwinden, solange es Staatsschulden gibt. Freilich hat glücklicherweise nicht jeder Staatsbankrott eine so radikale Form und eine solche Ausdehnung angenommen wie der letzte russische. Niemals hat es sich auch nur annähernd um so hohe Summen gehandelt, um die ein Staatswesen seine Gläubiger gebracht hat.

Erfreulicherweise zeigten die meisten Staatsbankrotte früherer Jahrzehnte und Jahrhunderte mildere Formen. Bald handelte es sich hier lediglich um eine Verletzung der Zinszahlungspflicht: die Verzinsung wurde eine Zeitlang ausgesetzt, oder es wurde der vereinbarte Zinsfuß zwangsweise herabgesetzt, und zwar unmittelbar oder auf dem Umweg über eine Couponbesteuerung. Trat der Bankrott in Form der Nichterfüllung der Kapitalverbindlichkeit zutage, so handelte es sich meistens entweder um eine Kapitalverminderung oder um eine Verschiebung der Rückzahlungspflicht. Selbst wo eine Nichterfüllung sowohl der Kapital- wie der Zinszahlungspflicht zusammen eintrat, begnügte man sich meistens mit einer Kürzung beider, während ihre völlige Streichung, die sogenannte Repudiation, erfreulicherweise doch immerhin zu den großen Ausnahmen in der Finanzgeschichte aller Staaten gehört.

Es wäre zu viel gesagt, wenn man etwa die Behauptung aufstellen wollte, daß die Staatsmoral in bezug auf Schuldenmachen und Schuldenzahlen im Laufe der Jahrhunderte ganz allgemein und in sämtlichen Erdteilen sich gehoben hätte. Höchstens das ist richtig, daß man in der Neuzeit es eher für gut hält, offen sich bankrott zu erklären, während in früheren Jahrhunderten der verschleierte, der maskierte Bankrott beliebter war. Selbst aus der alten römischen Geschichte lassen sich hierfür Beispiele anführen. So wurde während des zweiten Punischen Krieges die römische Hauptmünze, das As, welches in seinem Wert schon Ende des ersten Punischen Krieges herabgesetzt worden ist, abermals verschlechtert, und zwar von 2 Unzen Kupfer auf 1 Unze, sodann auf $^1/_2$ Unze; es stellte schließlich nur noch $^1/_{24}$ seines früheren Wertes dar. Durch diese Finanzoperationen wurde die Schuld des römischen Reiches von etwa 2,5 Milliarden auf eine solche von wenig mehr als 100 Millionen herabgesetzt. Dieser Art Münzverschlechterung oder auch der Preiserhöhung gewisser Münzsorten bediente man sich dann sehr häufig im Mittelalter und auch in der Neuzeit, um sich mit Hilfe des minderwertigen Geldes die Schuldzahlung leichter zu machen. Daß man auch zur Ausgabe eines im Kurswert bereits stark gesunkenen Papiergeldes an die Staatsgläubiger griff, die es aber im Nennwert annehmen mußten, ist eine Erscheinung, die mancher amerikanische wie europäische Staat für nachahmenswert gehalten hat, wie überhaupt Papiergeldwirtschaft und Staatsbankrott häufig in naher Beziehung zueinander stehen. Ist der Kurswert des Papiergeldes sehr erheblich unter seinen Nennwert gesunken, weil eine zu starke unverhältnismäßig große Menge davon ausgegeben worden ist, und verfügt der Staat nicht über die Möglichkeit, seine Einnahmen entsprechend steigern zu können, vermag er auch nicht seine Ausgaben zu verringern, so fühlt er sich früher oder später zu dieser oder jener Form des Staatsbankrotts gedrängt, wie gerade das Beispiel Rußlands uns neuestens gezeigt hat.

Nicht jeder Finanzminister wird die Auffassung seines berüchtigten französischen Amtsgenossen von 1768 bis 1774, des Abbé Terray, vertreten, der meinte, ein Bankrott sei alle hundert Jahre einmal für den Staat notwendig, um die Bilanz wieder herzustellen. Aber man muß zugeben, daß wenigstens in früheren Zeiten ein Finanzminister schneller geneigt war, einen Staat bankrott zu erklären, als es vielleicht nötig war; denn wenn er in die Geschichte der Staatsbankrotte blickte, so konnte er häufig genug die etwas erstaunliche Feststellung machen, daß Geldgeber überraschend schnell dem Staat, der viele in ihrem Vertrauen getäuscht hatte, neuen Kredit gewährten. So konnte der englische Geschichtschreiber Hume daraus, daß König Karl II. von England knapp zwei Jahre,

Digitized by Google

nachdem er die Kassen des englischen Schatzamtes geschlossen und damit den Staatsbankrott erklärt hatte, zu genau denselben Zinssätzen wie vorher von neuem bei seinen Untertanen Kredit erhielt, den Schluß ziehen: der öffentliche Kredit scheine nicht von so delikater Natur zu sein, wie man sich vorzustellen geneigt sei, vielmehr sei er offenbar so unglaublich abgehärtet, daß seine Zerstörung sich sehr schwierig gestalte. Selbst der große Meister der Nationalökonomie, dessen grundlegendes, Ende des 18. Jahrhunderts erschienenes Werk über den Reichtum der Nationen die ganze moderne Nationalökonomie begründet hat, Adam Smith, erklärt den Staatsbankrott geradezu für eine ganz regelmäßige Erscheinung, indem er ausführt, er glaube kein einziges Beispiel für die richtige und völlige Bezahlung von Staatsschulden anführen zu können, sobald diese einmal bis zu einem gewissen Grade angehäuft worden seien.

Wenn die Geschichte im allgemeinen sich wiederholt, so dürfte dies auch hinsichtlich der Geschichte der Staatsschulden und der Staatsbankrotte der Fall sein, und man geht wohl kaum fehl in der Annahme, daß die Lehrbücher der Finanzwissenschaft, welche künftig erscheinen werden, nicht umhin können, den Staatsbankrott ausführlicher zu würdigen, als dies in den letzten Jahren der Fall gewesen ist. Unter dem Eindruck des langen Friedens zwischen den Hauptstaaten Europas, geblendet von dem glänzenden wirtschaftlichen Aufschwung, den nicht nur Deutschlands Volkswirtschaft genommen hat, haben selbst weitblickende Nationalökonomen geglaubt, das Kapitel des Staatsbankrotts in ihren Lehrbüchern ausschalten oder nur in knappster Form behandeln zu sollen. Der Weltkrieg wird auch hier leider eine Änderung herbeiführen. Wenn nicht alle Anzeichen täuschen, müssen aber die Lehrbücher der Zukunft sich dann auf Beispiele beschränken, die sie der Finanzentwicklung anderer Staaten als der des Deutschen Reiches entnehmen.

Wenn ein Privatmann seinen Zahlungsverbindlichkeiten nicht mehr nachzukommen vermag, so tritt heute wohl in allen Kulturstaaten ein geordnetes Konkursverfahren ein. Der Gesetzgeber schreibt genau vor, wann vom Zustand des Bankrotts eines Kaufmannes zu sprechen ist und welches Zivil-, möglicherweise auch Strafverfahren dann Platz greift. Kein Gesetz der Welt vermag aber festzustellen, wann ein Staat bankrott ist, und ebenso fehlt es und muß es fehlen an Vorschriften über die Abwicklung eines Staatsbankrotts oder gar die Bestrafung von Staatsbankrotteuren. Es gehört zum Begriff, zum Wesen eines Staates, daß er, wie in allen anderen so auch in diesen Dingen sein eigener Richter ist und keine Macht über sich zu dulden braucht oder dulden kann, soweit es sich überhaupt um einen souveränen Staat handelt. Nun ist aber jeder Staat in der Lage, alles, was sich in seinem Herrschaftsbereich befindet, für seine Zwecke in Anspruch zu nehmen. Wie der Staat von allen seinen Bürgern zu seiner Verteidigung selbst ihr Leben verlangen kann, so hat er es natürlich auch in seiner Gewalt, alle Bodenschätze, die sich in seinem Gebiete befinden, zu veräußern, über das gesamte Vermögen und Einkommen aller seiner Bürger zu verfügen, gleichviel, ob er diese Werte steuerlich erfaßt oder sie vielleicht in Form von Zwangsanleihen sich zu eigen macht, oder ob er die geldwerte Arbeitskraft seiner Bürger für seine Zwecke in Anspruch nimmt. Aber es ist ohne weiteres klar, daß durch derartige auf die Spitze getriebene Verfahren der Staat als solcher zusammenbrechen, seine Selbständigkeit verlieren, aufhören könnte, ein Staat zu sein. Auch gibt es eine Grenze dafür, was der Staat seinen Bürgern zumuten kann. Diese Grenze wird ganz verschieden sein, je nach den Umständen, je nach der politischen Lage, je nach der Opferwilligkeit der Bürger und ihrem politischen Verständnis sowie je nach der Staatskunst, mit der ein Land regiert wird. Auch wird das moralische Verantwortlichkeitsgefühl einer Regierung nicht in jedem Land gleichhoch entwickelt sein. Kann also einerseits der Umstand, daß die eigenen Bürger des verschuldeten Staates steuerliche und sonstige Lasten zur Bezahlung der Schuldzinsen nicht weitertragen wollen, einen Staat zum Bankrott zwingen, so ist es möglich, daß andererseits die Gefahr, die einem Staate von seinen ausländischen Gläubigern droht, ihn dazu veranlaßt, alles zu versuchen, den Bankrott zu vermeiden.

Digitized by Google

Das Zeitalter der Weltwirtschaft, die Verstrickung einer Volkswirtschaft mit der andern, hat immer mehr Staaten dazu geführt, in stetig zunehmendem Maße Anleihen für ihren Bedarf im Ausland unterzubringen. Ein Staatsbankrott schädigt daher im allgemeinen heute die Angehörigen fremder Staaten gleichfalls aufs schwerste. Nun sind sich die Juristen selbstverständlich auch darüber nicht einig, wie das Rechtsverhältnis zwischen einem Staat und insbesondere seinen ausländischen Gläubigern anzusehen ist. Aber der Weltkrieg hat uns ja mehr als einmal aufs deutlichste gezeigt, daß die wichtigsten Gebiete des Völkerrechts außerhalb der Hörsäle der Universitäten gerade den zu ihrer Wahrung Berufenen wenigstens im feindlichen Ausland außerordentlich wenig Kopfzerbrechen machen. Wenn und soweit ein Staat irgendeine Handlung oder Unterlassung als für seine Existenz notwendig erachtet, gibt es für ihn auch kein Völkerrecht. Das ist wohl die wichtigste völkerrechtliche Lehre, die dieser Krieg uns von neuem bestätigt hat. Die Geschichte der Staatsbankrotte zeigt uns die Richtigkeit dieser Auffassung. Sie lehrt uns aber weiterhin, daß diejenigen Staaten, welche mächtig genug sind, es wagen dürfen, durch Anwendung der verschiedensten Gewaltmittel die finanziellen Interessen ihrer Angehörigen dem bankrotten Staat gegenüber zu vertreten. Dennoch zählen die gütlichen Vereinbarungen zwischen einem Staat und seinen ausländischen Gläubigern zur Vermeidung eines Staatsbankrotts zu den Ausnahmen. Die Regel bildet es vielmehr, daß ein Staat es darauf ankommen läßt, ob etwas seitens anderer Staaten zum Schutz ihrer geschädigten Bürger gegen ihn unternommen wird. Den schönen Gedanken einer Hilfeleistung für die durch Staatsbankrotte Geschädigten vermittelst internationaler Gerichtshöfe zu verwirklichen, hat man bisher nicht fertigbekommen. Andererseits ist es nicht überraschend, daß die Befugnis, wegen Verletzung von Gläubigerrechten Waffengewalt gegen den Schuldnerstaat anzuwenden, namentlich von kleineren Staaten auf das schärfste bestritten worden ist. Einer ihrer Hauptvertreter war der frühere argentinische Minister Drago, der sich einen Namen dadurch gemacht hat, daß er die amerikanische Monroedoktrin (Amerika nur den Amerikanern) gelegentlich der Intervention Deutschlands und Englands gegen das bankrotte Venezuela 1902 in Anwendung bringen wollte. Die Haager Konferenz, die sich mit der Frage der Anwendung von Waffengewalt gegen einen Staat zwecks Eintreibung vertragsmäßiger Schulden befaßt hat, hat in gewissen Fällen die Zulässigkeit dieser Waffengewalt anerkannt, und wer zweifelt etwa daran, daß Rußlands Verbündete, wenn sie es jetzt oder in Zukunft einmal vermöchten, nicht davor zurückscheuen würden, mit Gewalt die gewaltigen Kapitalien sich zurückzuerobern, zu deren Hingabe an Rußland die verfehlte Politik der Staatsmänner gerade auch die kleineren Sparer, vornehmlich die Frankreichs, verführt hat? Verlieren die Franzosen doch über 20 Milliarden Mark an Rußland! Japans Landung in Wladiwostok wie die geplante Besetzung der Murmanbahn durch Engländer und Franzosen dürften vor allem auch den Zweck haben, sich Faustpfänder zu sichern, aus denen man die Gläubigerinteressen befriedigen kann.

Neben dem Eingreifen eines Staates zugunsten seiner von einem anderen Staat geschädigten Bürger spielt eine große Rolle bei Staatsbankrotten der Selbstschutz der Gläubiger. Drei ständige diesem Zweck dienende Korporationen in London, Paris und Amsterdam haben manchen Erfolg aufzuweisen. Zweifelsohne wäre das beste Mittel für die Kapitalistenwelt, sich vor Verlusten aus ausländischen Staatsanleihen zu schützen, einem Staat, der sich als unzuverlässig erwiesen hat, jeden Kredit zu sperren. Allein die Finanzgeschichte belehrt uns, daß man vielleicht noch schneller als einem Kaufmann einem Staat einen Bankrott verzeiht, und mag der Staat sich eines auch noch so großen Wort- und Treubruches schuldig gemacht haben, er findet von neuem Geldgeber, deren etwaige Bedenken merkwürdigerweise wegfallen, wenn sie nur ein halbes Prozent mehr Zinsen verdienen können. Es ist daher auch oft gefragt worden, ob ein Staat eine solche Spekulation schützen soll. Immerhin haben eine ganze Reihe von Börsengesetzgebungen doch erfreulicherweise nach dem Vorbild Londons die Emission einer Anleihe abzulehnen

Digitized by Google

erklärt, wenn es sich um einen fremden Staat handelt, der die Bedingungen einer früheren im Lande ausgegebenen Anleihe verletzt hat, außer wenn die Mehrheit der Gläubiger nachträglich zugestimmt hat.

Es fehlt nicht an Entschuldigungen des Staatsbankrotts. Da wird angeführt, das Staatsvermögen werde durch den Bankrott nicht unmittelbar vermindert, da die vom Staat aufgenommenen Summen zur Zeit des Bankrotts längst verzehrt zu sein pflegen. Man meint weiterhin, der Bankrott bewirke zunächst nur eine Änderung in der Verteilung des Privatvermögens und Privateinkommens. Man behauptet, der Verlust der Kapitalisten komme den Steuerpflichtigen zugute; denn diese brauchten weniger Steuern zu zahlen, weil der Staat weniger Schuldzinsen zu vergüten habe. Wenn Ausländer Verluste erleiden, so sei dies sogar ein Gewinn für das einheimische Volksvermögen. Die Verminderung der Einkünfte der Kapitalisten zwinge diese zu produktiver Arbeit, statt daß sie wie bisher lediglich als unproduktive Konsumenten den Staat belasten. Es liegt auf der Hand, daß alle diese zugunsten des Staatsbankrotts vorgebrachten Gründe, wenn nicht völlig unrichtig, so doch mindestens einseitig und übertrieben sind. Oder kann man etwa bei den Kriegsanleihen der heutigen Großstaaten die Auffassung vertreten, daß alle Anleihezeichner zu den unproduktiven Konsumenten gehören? Der Hauptfehler jener Anhänger des Staatsbankrotts aber dürfte darin bestehen, daß sie den Staat als etwas von seinen Einzelwirtschaften vollständig Getrenntes betrachten und in dem Wahn befangen sind, irgendein Staat könne sich nach Bankrotterklärung etwa völlig isoliert von den übrigen Staaten weiter erhalten.

Jeder Befürworter des Staatsbankrotts übersieht die ruinösen Folgen eines solchen für die davon betroffenen Privatwirtschaften. Man braucht nur auf die zeitgenössische Geschichte über die Folgen früherer Bankrotte zu blicken, um zu erkennen, wie die Zahl der Selbstmorde steigt, wie weite Kreise der Bevölkerung aus Wohlstand in Armut verfallen. Aber freilich, um gerecht zu sein, muß man auch zugeben, daß häufig genug überraschend schnell die Wellen aufblühenden Wirtschaftslebens über die Leichen und Zusammenbrüche hinweggerollt sind und neues Leben den Trümmern entsproß.

Als Ursache des Staatsbankrotts das Staatsschuldenwesen als solches zu betrachten, ist nicht angängig. Die Staatsschulden sind stets nur die Wirkungen der Politik. Richtige Politik nach innen wie nach außen vermag die Staatsschulden im richtigen Maße zu halten. Eine verkehrte Politik wird aber nicht allzu schwer eine gefahrbringende Verschuldung des Staates herbeiführen und ihn politisch wie finanziell und wirtschaftlich dem Abgrund nahebringen. Meist sind nicht sowohl die Finanzminister, als vielmehr die für die innere und äußere Politik maßgebenden Staatsmänner die eigentlich Schuldigen. Das hat man nur allzu häufig vergessen; aber das trefflichste Beispiel hierfür bietet gerade wiederum Rußlands Politik und Finanzgeschichte. Einen schweren Fehler begeht man auch, wenn man, was freilich immer geschieht, für den Staatsbankrott gerade die Regierung, gerade den Finanzminister verantwortlich macht, in dessen Amtszeit die Bankrotterklärung fällt. Man kann bei der im allgemeinen kurzen Amtsdauer eines Finanzministers aber geradezu als Regel den Satz aufstellen, daß derjenige, welcher den Bankrott erklärt, wahrscheinlich am wenigsten schuld daran ist, sondern daß er unter dem Erbe seiner Vorgänger zu leiden hat. Am Urenkel werden vielleicht die Sünden der Urgroßväter gerächt. Die finanzielle Mißwirtschaft früherer Generationen ist eine der peinlichsten vererblichen Krankheiten im Staatsleben, gegen die ein Heilmittel bisher kaum ausfindig gemacht worden ist. Die am russischen Staatsbankrott wirklich Schuldigen sind weit mehr als die Bolschewisten die Minister des letzten Zaren.

Der Staatsbankrott ist auch keine nur besonderen Staatsformen eigentümliche Krankheitserscheinung, vielmehr finden wir ihn ebenso in Monarchien wie in Republiken, nicht weniger unter dem absolutistischen Regime früherer Jahrhunderte wie unter dem modernen konstitutionellen und parlamentarischen Staatssystem. Aber zweifelsohne ist

Digitized by Google

es im absolutistischen Staat viel leichter gewesen, sich die Krankheit zuzuziehen oder auch vorzutäuschen, während andererseits die Heilmethoden, vor allem die vorbeugenden Maßregeln gegen das Fortschreiten der Krankheit, in konstitutionellen Staaten am leichtesten durchführbar erscheinen, weniger schon in völlig parlamentarisch regierten bei im übrigen gleichen Wirtschaftsverhältnissen.

Mögen wir in Deutschland, ungeachtet der erfreulichen, dank unseren Waffentaten erwirkten Tatsache, daß Angehörige der Mittelmächte durch den russischen Staatsbankrott voraussichtlich nicht geschädigt werden, dennoch für die Zukunft lernen, deutsches Geld in ausländischen Staatsanleihen nur maßvoll anzulegen. Wenigstens für den kleinen Kapitalisten muß diese Lehre gelten. Dankbar wird den Bolschewisten für die Bankrotterklärung aber nur die Regierung sein, welche ihre Nachfolge antritt; denn wenn diese den russischen Staatsgläubigern in den bisher mit Rußland verbündeten und den neutralen Ländern auch nur das allergeringste Entgegenkommen erweist, diesen einen wenn auch noch so kleinen Teil der von den Bolschewisten mit einem Federstrich beseitigten Milliarden zukommen läßt, so wird diese Regierung als eine höchst ehrbare, verständnisvolle und anständige von den vielen Millionen Menschen bezeichnet werden, die durch den Machtspruch der Bolschewisten ganz oder teilweise um Hab und Gut gekommen sind.

Zur Aaland- und Finnland-Expedition

Von

Vizeadmiral z. D. Kirchhoff

Erst die jüngsten halbamtlichen Mitteilungen und die ausgegebenen Bilder haben uns die ganze Größe der außerordentlichen Schwierigkeiten klar vor Augen geführt, welche das vorzüglich durchgeführte Aaland-Finnland-Unternehmen zu überwinden hatte.

Diese zweite größere, gemeinsam von Heer und Flotte über die nördliche Ostsee hinweg ausgeführte Expedition ist, wie das Unternehmen gegen die baltischen Inseln und die Landung auf Oesel, ebenfalls ein vollgültiges Musterbeispiel gewesen. In der Anlage fein erdacht, mustergültig vorbereitet und tatkräftig schnell durchgeführt, haben die Deutschen einmal wieder mit dieser kriegerischen Unternehmung zu Wasser und zu Lande gezeigt, wie ein derartiges militärisches Unternehmen gut auszuführen ist.

Der Schwierigkeiten gab es eine Menge zu überwinden und diesmal ganz eigenartige. Statt der großen Minenfelder gab es in der ganzen nördlichen Ostsee große Eisfelder von gewaltiger Ausdehnung, mit wenigen Lücken offenen Wassers dazwischen; bis mehr als 100 Kilometer südlich der Aalandsgruppe erstreckten sich diese Eismassen. Das Nichtvorhandensein von Minen stellten die mitfahrenden Wasserflugzeuge fest, die vorgeschickt wurden.

Bald konnten die mitgenommenen Eisbrecher nicht mehr die Eismassen überwinden, die schwergepanzerten Linienschiffe mußten diese Arbeit übernehmen. Mehrere Male mußte geankert werden, und die Truppentransport-

Digitized by Google

dampfer sowie der große Troß von Kohlen-, Munitions- und anderen Dampfern konnte nur mit Mühe in der durch die Linienschiffe und Eisbrecher hergestellten Bahn folgen.

Endlich wurde Eckerö erreicht, die westlichste Insel der Aalandgruppe, wo unter diesen Verhältnissen einzig und allein eine Landung auszuführen war, deren Durchführung neue Schwierigkeiten zu bekämpfen hatte. Aber schließlich gelang es, über das Eis des Hafens hinweg die Truppen und das Kriegszeug an Land zu schaffen, wobei nur ein Eisbrecher eingebüßt wurde, der auf im Eis sitzende Minen geraten war. Beim weiteren Vormarsch wurden über 1200 russische Soldaten gefangengenommen und ihnen das geraubte Beutegut wieder fortgenommen, das schon auf einem bereitliegenden Dampfer verladen worden war.

Eckerö liegt nur 40 Kilometer von dem Schärenhof Schwedens entfernt; nach Durchquerung der Hauptinsel der Alands mußten die Truppen, nachdem sie hier eine Etappenstation errichtet hatten, aber noch weitere 150 Kilometer über das Eis und die kleineren Eilande der Alands- und Aabo-Schärengruppe marschieren, was nach großer Anstrengung gelang. Bei Aabo erreichte man das finnische Festland und nahm diesen Ort sofort nach kurzem Kampf in Besitz. Ähnlich ging es bei der Landung in Hangö an der Südwestspitze von Finnland. Das Eis wurde überwunden, die Rote Garde flüchtete und ließ die stark befestigte Insel Rußarö im Stich. Der in Hangö befindliche englische Kapitän zur See ließ die Unterseeboote und Torpedoboote vernichten. Die gelandeten deutschen Truppen rückten dann schnell auf Helsingfors zu.

Deutschlands Streitkräfte waren von der neuen Regierung Finnlands zur Hilfe gegen die Bolschewiki und die Rote Garde herbeigerufen worden; sie trafen auf den Alands mit der schwedischen Hilfsexpedition zusammen, die aber nur für die Hauptinsel bestimmt war.

Besonders wichtig ist, daß nach Besetzung Alands und des Südwestens Finnlands sowie nach der bereits vorher durchgeführten Befreiung Estlands, jetzt im Norden der Ostsee der schon bedenkliche Erscheinungen zeigende starke Einfluß Englands ganz ausgeschaltet ist. Sowohl bei Reval als auf den Alands hatten Engländer Landpachtungen ausgeführt, um von diesen Stellen aus den während des Krieges auf das Drei- und Vierfache gestiegenen Einfuhr- und Ausfuhrhandel Rußlands weiter zum Schaden Deutschlands auszubauen. Diesen Machenschaften ist jetzt gründlich abgeholfen, und wir dürfen erwarten, daß Englands Einfluß in der ganzen Ostsee, zum Wohle aller Anliegerstaaten, nunmehr gänzlich ausgeschaltet ist.

Von Reval, Rußlands neuestem Kriegshafen aus, werden nunmehr deutsche Seestreitkräfte, nach Vereinbarung mit der verbündeten Regierung des kleinen neuen Schutzstaates, den Finnischen Meerbusen und die Gewässer bei den Alands vollkommen beherrschen, so daß der wirtschaftliche Einfluß Deutschlands durch militär-maritime Macht ganz gesichert ist. Rußlands großer Zukunftshandel wird von deutschen Händen geleitet und geschützt werden,

Digitized by Google

und von nun an hat Deutschland zur See die unbehinderte Herrschaft in der Ostsee, dessen Uferländer dies bald wohltätig verspüren werden.

Und damit ist auch deutscher Einfluß in Rußland selbst gesteigert in Zukunft, der bis an die Küste des nördlichen Eismeeres, wo englische und französische Truppen den Hafen von Murmansk besetzt halten, auszudehnen ist, was Aufgabe der nächsten Monate sein wird. Vor allem gilt es, den angloamerikanischen Einfluß in Rußland zu brechen.

Jedenfalls ist es gelungen, mit diesen beiden Expeditionen zu beweisen, daß Englands Allmacht zur See nicht überall auf dem Erdenrund vorhanden ist und daß es selbst in der Nähe Meeresteile gibt, wo englischer Einfluß nicht ausgeübt werden kann, wie man es im Inselreiche wünscht. Der Nimbus der englischen Flotte ist auch dadurch erneut ihr genommen worden.

Kriegsgesetzgebung in den Tagen der Befreiungskriege

Von

Geh. Regierungsrat Neuberg, Berlin-Steglitz

Große Zeit findet große Worte. Das galt einst sogar auf einem Arbeitsgebiete, das heutzutage als der bewußte Ausdruck der Nüchternheit gelten mag, dem der Gesetzgebung. Unsere Verordnungen und Gesetze reden eine knappe, klare, jeden Schwungs entbehrende Sprache. Anders war das in den Zeiten der Befreiungskriege. Das damalige preußische Gesetzblatt liegt vor mir. Es ist im Druck und Aussehen von einem aus der Gegenwart kaum zu scheiden und doch wie anders der Inhalt! Es ist, als sollte 1813 etwas von der begeisterten und begeisternden Stimmung, die durch das Volk ging, auch im Gesetzeswerk niedergelegt werden. An den verschiedensten Stellen erhebt sich das Gesetzblatt zu hoher Rede. Dem Volke soll die dankbare Anerkennung seines Verhaltens nicht versagt werden, es soll ihm aber auch der Ernst der Pflichten immer erneut vorgehalten werden, so zunächst in der Verordnung über die Organisation der Landwehr, die am 17. März 1813 erging. Sie beginnt mit Worten, wie man sie heutzutage vergebens in einem Gesetzblatt suchen mag: „Ein vor Augen liegendes Beispiel hat gezeigt, daß Gott die Völker in seinen besonderen Schutz nimmt, die ihr Vaterland in unbedingtem Vertrauen zu ihrem Beherrscher mit Standhaftigkeit und Kraft gegen fremde Unterdrückung verteidigen. Preußen! Würdig des Namens, teilt Ihr dies Gefühl! Auch Ihr habt den Wunsch, vom fremden Druck Euch zu befreien. Mit Rührung werde ich die Beweise davon gewahr in dem Eifer, mit dem die Jünglinge aus allen Ständen zu den Waffen greifen und unter die Fahnen meines Heeres sich stellen, in der Bereitwilligkeit, mit der gereifte Männer, voll Verachtung der Gefahr, sich zum Kriegsdienst erbieten und in den Opfern, mit welchen alle Stände, Alter und Geschlechter wetteifern, ihre Vaterlandsliebe an den Tag zu legen ... Ich befehle hiermit eine allgemeine Landwehr. Die Zeit erlaubt nicht, mit meinen getreuen Ständen darüber in Beratung zu treten. Aber die Anweisung zur Errichtung der Landwehr ist nach den Kräften der Provinzen entworfen ... Eile ist nötig. Der gute Wille jedes einzelnen kann sich hier zeigen. Mit Recht vertraue ich auf ihn. Mein getreues Volk wird in dem letzten entscheidenden Kampfe für Vaterland, Unabhängigkeit, Ehre und eigenen Herd alles anwenden, den alten Namen

Digitized by Google

treu zu bewahren, den unsere Vorfahren uns mit ihrem Blute erkämpften. Wer aber aus nichtigen Vorwänden und ohne Mangel körperlicher Kraft sich meinen Anordnungen zu entziehen suchen sollte, den treffe nicht nur die Strafe des Gesetzes, nein, auch die Verachtung aller, die für das, was dem Menschen ehrwürdig und heilig ist, das Leben freudig zum Opfer bringen. Meine Sache ist die Sache meines Volkes und aller Gutgesinnten in Europa!" ...

Noch erhabener wird der Stil in der am 21. April erlassenen Verordnung über den Landsturm. Zu seiner Errichtung soll, so heißt es, geschritten werden, damit der Feind, wie auch die Erfolge unserer Waffen, die in Gottes Hand liegen, sein mögen, gewahr werde, daß ein Volk nicht besiegt werden kann, das eins ist mit seinem König. Diese Unüberwindlichkeit hängt nicht von einer besonderen Beschaffenheit eines Terrains ab. Die Sümpfe der alten Deutschen, die Gräben und Kanäle der Niederländer, die Hecken und das Buschwerk der Wenden, die Wüste Arabiens, die Berge der Schweizer, der wechselnde Boden der Spanier und Portugiesen haben, vom Volke verteidigt, stets ein und dieselbe Folge erzeugt. Hat der Gebirgsbewohner den Vorteil von angreifbaren Höhen, Schlupfwinkel durch Felsen gesichert, so hat der Bewohner der bebauten Ebene seine Seen, Wälder und Sümpfe und den Vorteil, leichter eine gewisse Menge auf einen Fleck zu versammeln als die zerstreut in den Bergen liegenden Wohnungen dies gestatten. Hat auch der Angreifer die Wahl des Angriffspunktes für sich, Vaterlandsliebe, Ausdauer, Erbitterung, nähere Hilfsquellen geben auf die Länge dem Verteidiger das Übergewicht. Irrig ist die Meinung, die Wirksamkeit des Landsturms trete erst ein, wenn das stehende Heer und die Landwehr vergeblich versucht haben, den Feind zu besiegen. Selbst wenn diese noch unangetastet vom Feinde, die Korps- und Landwehrkommandanten es aber für nötig finden, so ist der Landsturm verpflichtet, in Tätigkeit zu treten. Er bildet den Rückhalt und die Mauer, an die sich das Heer und die schon ausgezogene Jugend anlehnen; ebenso, wenn jene im Lande augenblicklich zurückweichen müssen, die Macht, die in des Feindes Rücken, ihm allen nur möglichen Abbruch zu tun verbunden ist. Der Kampf, wozu der Landsturm berufen wird, ist ein Kampf der Notwehr, der alle Mittel heiligt. Die schneidendsten sind die vorzüglichsten, denn sie lenken die gerechte Sache am siegreichsten und schnellsten. Die Landsturmverordnung enthält in den §§ 24 ff. kurze Strafsätze, die darin gipfeln, daß Feige der körperlichen Züchtigung unterworfen sein sollen. Es ist aber gerade in diesen Bestimmungen die Verordnung schon im Juni wieder abgeändert worden. In der Abänderungsverordnung ist gesagt, daß die Untersuchung und Bestrafung von Verbrechen und Vergehen beim Landsturm den Gerichten nach den Gesetzen zu überlassen sei, damit jedoch die nötige Beschleunigung und Strenge eintrete, solle noch eine Nachtragsverordnung ergehen. Sie kam unter dem 21. Juli. Ihr Zweck war, zu verhüten, daß „die vom König notwendig befundene Maßregel des Landsturms nicht zum Nachteil der Sicherheit und des Eigentums der getreuen Untertanen gereiche". Jedes Verbrechen und Vergehen, zu dessen Ausübung die Landsturmbewaffnung gemißbraucht worden ist, soll mit geschärfter Strafe belegt werden. Die Strafen sind zum Teil recht harte. So wird der, der sich mit der Landsturmbewaffnung der Obrigkeit in ihrer Amtsausübung widersetzt, mit Zuchthaus bis zu vier Jahren bestraft. Ist bei bestimmten Verbrechen Gewalt verübt und jemand an Leib und Gut beschädigt worden, so steht darauf für den Rädelsführer „lebenswierige" Einsperrung, auch Raub wird unter anderem mit lebenswieriger Festungsarbeit bestraft, den Anstifter gemeinsamen Raubs kann die Todesstrafe des Beils treffen, wobei durch Schleifung zur Richtstätte noch eine Schärfung möglich. Ist der Beraubte getötet worden, so für den Rädelsführer die Strafe des Rades von oben. Eine recht nachahmungswerte Bestimmung ist, daß die Untersuchung bei einem Teilnehmer in längstens acht Tagen, bei mehreren in längstens vier Wochen beendet sein muß, es müßte denn sein, der inquirierende Richter könnte die Unmöglichkeit früherer Beendigung nachweisen.

Digitized by Google

Eine weitere hierher gehörige Verfügung ist der an den Staatskanzler zur Kenntnis gegebene, an die kommandierenden Generale v. Blücher und v. Yorck gerichtete Befehl wegen Bestrafung von Verbrechen gegen die Sicherheit der Armeen. Es heißt dort, nicht weil der König glaube, daß es Verräter an der Sache des Vaterlands unter dem Volke oder in Deutschland geben könne, sondern um die Schwachen, besonders unter den Staatsdienern, die Drohungen nachzugeben geneigt sind, durch die Gewißheit größerer Gefahr vor Übeltaten abzuhalten, werde festgesetzt: Es soll jeder, der, ohne durch vaterländische Behörden dazu beauftragt zu sein, mit dem Feinde in Verbindung bleibt oder in solche tritt, sei es schriftlich oder mündlich, ferner jeder, der dem Feinde Pferde, Waffen, Munition oder Kleidungsstücke zukommen läßt, Furage zuführt u. dgl., ohne vom Feinde durch nicht abzutreibende Militärmacht dazu gezwungen zu sein, vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Das Kriegsgericht hat auszusprechen, ob schuldig oder nichtschuldig oder ob des Königs Gnade zu empfehlen. Im ersteren Falle schon eine Stunde nach dem Ausspruch Vollstreckung des Urteils.

An die in Kriegsdiensten Frankreichs oder ihm verbündeter Staaten (dazu gehörte unter anderem das benachbarte Sachsen) stehenden Preußen erging bei Beginn des Feldzugs das Edikt, solche Dienste zu verlassen, wollten sie nicht ein vom Oberlandesgericht ihrer Provinz durchzuführendes fiskalisches Verfahren auf Einziehung des gegenwärtigen und künftigen Vermögens, Verlust der Orden und Ehrenzeichen und im Falle der Ergreifung die Todesstrafe gewärtigen. Genügen dagegen die fremder Macht Dienenden den Pflichten, die König und Vaterland fordern, in Treue, so sollen sie vollständigen Generalpardon haben. Des Königs Wort soll für Befreiung von aller Strafe, Verantwortung und Beunruhigung bürgen.

Eigenartigen Inhalts ist auch eine Verordnung vom 13. Oktober. Sie bezieht sich auf die in Militärlazaretten überhandnehmenden Betrügereien, wodurch den verwundeten und kranken Kriegern das Ihrige entzogen und die Wirkung patriotischer Unterstützung vereitelt wird. Deshalb strenge Strafe: 20 bis 100 Hiebe, und zwar in Gegenwart von Verwundeten und Offizianten, am Tage darauf aber stundenlanges Stehen vor der Lazarettür, eine Tafel am Halse des Verurteilten soll dann auf seine Untat hinweisen. Nebenstrafe: Verlust der Möglichkeit, im öffentlichen Dienst angestellt zu werden. Auch hier an die Gerichte die Weisung, die Untersuchung aufs äußerste zu beschleunigen.

Was den eigentlichen Inhalt der Verordnung über den Landsturm anlangt, so schließen Gebrechlichkeit, ein Alter unter 15 und eines über 60 Jahren von ihm aus. Als Strafmittel (unter anderem bei Desertion in die Heimat) gilt der uns fremde Verlust der Besitzfähigkeit im Distrikte und die Schande des abgesonderten Standes in der Kirche. Eigene Uniform wird, weil kenntlich machend, dem Landsturm nicht gestattet, nur soll der Hauptmann (Rittmeister) am rechten Arm eine schwarzweiße Binde tragen, der Leutnant eine solche am linken. Auch Fahnen werden für den Landsturm nicht geweiht, doch sollen solche nach dem Feldzug wackeren und tätigen Gemeinden gewährt werden. Noch berührt in den Bestimmungen manches eigentümlich, so die Anerkennung des Beuterechts (Geld und andere Dinge behält, wer sie gewinnt), der Verlust von Pferd und Rindvieh, das in die Gewalt des Feindes kommt und nicht ersetzt wird, es wäre denn, daß es der Eigentümer durch Zufall wieder erhält, das Verbot an die Geistlichen, in einer vom Feinde besetzten Stadt ohne besondere Erlaubnis ein Paar ehelich einzusegnen, die Beschränkung allen Exerzierens auf die Sonn- und Festtage, die Geltung der Kriegsartikel auch für Disziplinarstrafen der Landsturmmänner — gerade hierdurch soll, wie des Königs Verordnung an den Staatskanzler sagt, der Landsturm besondere Ehrung finden.

Was die Landwehr anlangt, so bestehen wie heute auch damals Ausnahmen von der militärischen Verpflichtung, sie gelten für Geistliche, Lehrer, unentbehrliche Staatsbeamte, Besitzer oder Wirtschafter auf einem Gute, das viermal so groß als ein gewöhnlicher Bauernhof ist, für Fabriken und bedeutende Handlungen. Es treten aber alle, keiner

Digitized by Google

ausgenommen, dem Landsturme bei, auch wird erwartet, daß sie nach dem Stande ihres Vermögens die volle Ausrüstung eines Landwehrmannes zu Fuß oder Roß übernehmen. Da der Erwerb derer, die beim Militär dienen, durch den Eintritt in den Kriegsdienst in der Regel verloren geht, so ist es billig, daß ihre Kinder und auch ihre Frauen von der Personalsteuer befreit bleiben. Dies gilt um so mehr, als sich jeder Landwehrmann selbst kleiden mußte (dem guten Sonntagsrock kann leicht die Form der Litewka gegeben werden), und als die Landwehr, solange sie sich im Kreise aufhielt, keine Besoldung erhielt. Nur mußte bei Übungen der Kreis für die Verpflegung sorgen.

Über die Suspension der Prozesse für Militärpersonen, über alle steuergesetzlichen Bestimmungen, den Schutz der Grundbesitzer sei hinweggegangen und geschlossen mit dem Hinweis auf eine Bekanntmachung für die Jägerdetachements. Dort heißt es, daß alle Besitzer größerer Güter, alle Beamte, ja alle Gebildeten — ohne Einfluß auf die Dienstverrichtungen — die Offiziersuniform oder das Portepee tragen sollen, daß aber auch alle, die sich aus nichtigem Vorwande dem Dienst entziehen wollen, für ihr ganzes Leben vom Bürgerrecht, Staats- und Kommunalamt ausgeschlossen, auch unter Vormundschaft gestellt sein sollen.

Die Kriegsfinanzen der Westmächte

Fast könnte man sagen, daß der Nationalcharakter der kriegführenden Länder sich in der Art ihrer Kriegsfinanzierung ausdrücke. Obwohl nämlich allen Staaten ohne Ausnahme eine geradezu erschreckende Verschuldung gemeinsam ist, so bestehen doch bei näherem Zusehen tiefgehende Verschiedenheiten. Nehmen wir im Kreise unserer Gegner als das wichtigste, immer noch führende Land **Großbritannien**, das bis heute wohl die höchsten Kriegsausgaben zu verzeichnen hat. Bis zum 1. April dieses Jahres haben dort die Kriegsausgaben den Betrag von 140 Milliarden Mark erreicht.[1]) Englands Stolz ist es nach seinen guten Überlieferungen aus den Napoleonischen Kriegen auch diesmal wieder, einen recht **ansehnlichen Teil** dieser Ausgaben durch **Steuern** gedeckt zu haben. Indessen überschätzt man gerade in Deutschland häufig den Anteil, den drüben die Steuern an der Kostendeckung nehmen. Er beträgt nämlich nicht mehr als ein rundes Viertel, somit bisher 35 Milliarden Mark. Dabei ist aber freilich zu berücksichtigen, daß in den englischen Kriegsausgaben über 30 Milliarden Mark Vorschüsse an die Verbündeten und die Kolonien enthalten sind, die man einstweilen nicht restlos als verloren betrachten kann. Nimmt man an, daß die Hälfte davon abzuschreiben ist mit Rücksicht auf die Verhältnisse in Rußland und Italien sowie die etwas unklaren Verträge mit den Kolonien, so blieben immerhin noch 15 Milliarden Mark, die später wieder eingehen würden. Mit anderen Worten würden dann die reinen Kriegslasten für die ersten 44 Kriegsmonate 125 Milliarden Mark betragen, wovon 28 Prozent durch Steuern gedeckt wurden. Die englische Staatsschuld, die vor dem Kriege etwas über 14 Milliarden Mark betrug, ist heute auf 110 Milliarden Mark gestiegen. Wenn der höchst unwahrscheinliche Fall eintreten und der Krieg in den nächsten Wochen aufhören würde, so hätte England allein für 5 Prozent **Zinsen** und ½ Prozent **Tilgung** über 6,5 Milliarden Mark jährlich aufzubringen. Dabei ist aber noch keinerlei Rücksicht genommen auf die **Invalidenrenten** u. dgl., welche ebenfalls rund 2 Milliarden Mark jährlich erfordern. Dazu kommen die normalen englischen Staatsausgaben, die schon vor dem Krieg reichlich 4 Milliarden

[1]) Des besseren Vergleichs wegen drücken wir hier sämtliche Wertangaben in Reichsmark aus und lassen dabei den gegenwärtigen Valutastand völlig außer acht, weil sich dieser jeden Tag ändert. Somit ist das Pfund Sterling mit 20 Mark, der Franken und die Lira mit 80 Pfennig und der Dollar mit 4,20 Mark angenommen.

Digitized by Google

ausgemacht haben. Zusammen sind das also rund 12,5 Milliarden. Nun ist es im letzten Kriegsjahr den Engländern gelungen, durch Steuern ungefähr diese Summe aufzubringen. Es wäre aber durchaus irreführend, daraus den Schluß zu ziehen, man brauche in England nur das jetzige Steuersystem aufrechtzuerhalten, um Einnahmen und Ausgaben zu bilanzieren. Das wäre an und für sich ein außerordentlicher Erfolg, wenn man auch nicht vergessen darf, daß zurzeit die Einkommensteuer in England schon unerträglich hoch ist; sie beträgt unter gewissen Voraussetzungen bis zu 80 Prozent. Indessen ist zu beachten, und das ist außerordentlich wichtig, daß in den gegenwärtigen Einnahmen die Kriegsgewinnsteuer jetzt die Hauptrolle spielt und diese später in Wegfall kommt. Infolgedessen muß auch England ganz ähnlich wie Deutschland sich nach neuen Steuerquellen umsehen, und es ist verständlich, daß in England ebenso wie bei uns die Erörterung über eine teilweise Vermögensbeschlagnahmung sehr lebhaft geworden ist und daß die Befürworter und Gegner dieser Abgabe genau wie bei uns alle nur denkbaren Argumente gegeneinander ins Treffen führen.

In zwei Punkten unterscheidet sich die englische von der deutschen Kriegsfinanzierung zu unseren Gunsten. Das erste ist die Art, wie in beiden Staaten die Schulden gedeckt wurden. Während Deutschland den weitaus größten Teil durch feste Anleihen sichern konnte, ist das in England nur in recht beschränktem Maße der Fall. Die schwebende Schuld ist erstaunlich groß. Allein an Schatzwechseln sind über 20 Milliarden Mark in Umlauf. Seit Januar vorigen Jahres ist keine eigentliche Kriegsanleihe mehr ausgegeben worden, und man geht jetzt dazu über, die Lasten gewissermaßen von Woche zu Woche durch Ausgabe von „nationalen Kriegsbonds" zu decken. Dadurch hat die Kriegsfinanzierung drüben etwas Improvisiertes an sich. Es wird ständig experimentiert. Das ergibt sich schon daraus, daß England bereits heute zehn verschiedene Typen von kurzfristigen, mittelfristigen und langfristigen Kriegsanleihen besitzt, während Deutschland beim ersten 5prozentigen Typ hat bleiben können. England begann sehr stolz mit einer $3^1/_2$prozentigen Kriegsanleihe und konnte sich damals nicht genugtun, seinen billigen Kredit dem angeblich so schlechten, teueren deutschen gegenüberzustellen. In der Zwischenzeit hat sich das gerade Gegenteil herausgestellt. Schon die zweite Anleihe war $4^1/_2$prozentig und die dritte unter Berücksichtigung des Ausgabekurses etwa $5^1/_4$prozentig. Dazwischenherein mußten zeitweise bis zu 6 Prozent Zinsen bezahlt werden, und so kostet heute den Engländern das aufzunehmende Geld tatsächlich mehr als den Deutschen. Das ist der eine Unterschied gegenüber Deutschland. Der zweite, noch wichtigere, besteht darin, daß England in sehr erheblichem Maße im Ausland hat Geld aufnehmen müssen. Allein den Vereinigten Staaten dürften die Engländer heute unter Berücksichtigung aller inoffiziellen Kredite annähernd 25 Milliarden Mark schulden. Gerade dieser Umstand aber wird es Großbritannien kaum möglich machen, seine alte Stellung als Finanzvormacht der Welt wieder zu erlangen. Schon heute bezweifeln erste englische Finanzleute, daß die Wiederherstellung der englischen Valuta, die im neutralen Ausland zurzeit 20 bis 25 Prozent unter ihrem Nennwert steht, in absehbarer Zeit gelingen wird.

So ist der Stand der englischen Finanzen unter der Voraussetzung, daß der Krieg bald zu Ende geht. Wenn aber die Engländer es für richtig halten, den Krieg noch weiter zu führen, wenn sie ihn beispielsweise bis Mitte 1919 fortsetzen, so wird die Staatsschuld um weitere 40 Milliarden gestiegen sein, und davon wird ein sehr erheblicher Teil auf die Erhöhung der Verschuldung an Amerika entfallen — wenn Amerika weiter im bisherigen Tempo borgt, was nach den letzten Depeschen keineswegs sicher ist.

Wenden wir uns von England Frankreich zu, so kommt hier das Genial-Frivole des französischen Nationalcharakters ganz unverkennbar zum Ausdruck. Die Selbsttäuschung mit allen ihren verhängnisvollen Begleiterscheinungen können wir hier nur zu deutlich feststellen. Ängstlich wurde es vermieden, die schweren finanziellen Sorgen der Bevölkerung klarzumachen, denn sonst wäre eine Beeinträchtigung des Revanchegedankens

Digitized by Google

zu befürchten gewesen. Und so hat kaum ein Volk so wenig finanzielle Aufopferung gezeigt wie der französische Rentnerstaat. Die uns vorliegenden endgültigen französischen Ziffern schließen mit dem 1. Januar 1918. Sie zeigen folgendes bedenkliche Bild: Bis dahin hat das Land an reinen Kriegskosten einschließlich Zinsendienst usw. 85 Milliarden Mark zu verzeichnen (heute sind es über 100 Milliarden). Davon waren durch Steuern nur 12 Milliarden gedeckt worden. Das sind also 14 gegenüber 25 bzw. 28 Prozent bei den Engländern. Ist das schon wenig günstig für das Land, so ergibt sich ein noch viel schlechteres Ergebnis, wenn man sieht, wie der Rest gedeckt wurde. Es sind nämlich nur 24 Milliarden Mark durch drei Kriegsanleihen aufgebracht worden. Das ist also ungefähr soviel, wie Deutschland in einem Jahr auf diesem Weg zu decken vermochte. Dabei hat sich der französische Staat mit seinem traditionell niedrigen Zinsfuß vom eigenen Volk geradezu auswuchern lassen. Denn die dritte, Ende vorigen Jahres begebene 4prozentige Kriegsanleihe wurde zu einem Kurse von 68,60 angeboten, womit der Kredit des Landes auf die Stufe des Unglücksjahres 1871 gefallen ist. Und trotzdem dieses nur recht mäßige Resultat. Wie wurde nun der Rest der Kriegslasten gedeckt? Im Anfang des Jahres waren etwa 16 Milliarden Mark Schatzwechsel im Umlauf, wozu dann noch 12 Milliarden Mark schwebende innere Schulden kamen. Diese schwebenden inneren Schulden sind in der Hauptsache bei der Bank von Frankreich gemacht worden, die als Gegenleistung dafür die Notenpresse anscheinend Tag und Nacht arbeiten läßt. Nach dem letzten Ausweis dieses Institutes sind annähernd 26 Milliarden Franken, also erheblich über 20 Milliarden Mark, solcher Noten im Umlauf. Somit kommt Frankreich in dieser Beziehung unmittelbar hinter Rußland, wobei man noch die ganz erheblich kleinere Bevölkerungsziffer mit berücksichtigen muß. Außerdem waren bereits am 31. Dezember im Ausland rund 16 Milliarden Mark Schulden aufgenommen. Der Rest der Kriegsverbindlichkeiten war noch unbezahlt. Frankreich ist somit ein Beispiel für die leichtfertigste Art der Kriegsfinanzierung: geringe Steuern und übermäßig hohe schwebende Schulden.

Ist für England eine anerkennenswerte Vorliebe für Steuern, aber auch eine Selbsttäuschung und Selbstüberhebung hinsichtlich der eigenen Kreditfähigkeit, für Frankreich eine kaum zu übertreffende Frivolität das Bemerkenswerte, so beobachten wir bei den Amerikanern eine ausgesprochene Exzentrizität, eine Vorliebe für das Paradoxe. Die Amerikaner nämlich haben das Kunststück fertiggebracht, ihre Kriegsausgaben weit höher einzuschätzen, als diese — bisher — wirklich geworden sind, während doch bei allen andern Staaten die entgegengesetzte Erfahrung gemacht wurde. Noch im Dezember hatte die Washingtoner Regierung für das laufende Rechnungsjahr 1917/18 mit 76,5 Milliarden Mark Kriegsausgaben gerechnet. Das war nun freilich eine selbst nach europäischen Begriffen unbegreiflich hohe Summe. Denn soviel hat Deutschland erst nach drei Kriegsjahren verbraucht gehabt. Die Summe wird aber einigermaßen begreiflich, wenn man berücksichtigt, daß die Amerikaner auch ihre Aufwendungen für die Handelsflotte, namentlich aber auch die Vorschüsse an die Alliierten unter diesen Posten buchen und daß allein diese Vorschüsse mit 30 Milliarden Mark angenommen wurden. Dann bleiben aber immer noch annähernd 46 Milliarden Mark für die eigenen Ausgaben, und diese Summe wird wohl noch nicht einmal zur Hälfte erreicht werden. Nun kommt aber wieder ein scheinbarer Paradoxismus: die Erkenntnis nämlich, daß die Ausgaben weit geringer sind, als man hätte erwarten sollen, hat in Amerika nicht angenehm, sondern recht unangenehm berührt. Das ist aber bei näherem Zusehen verständlich. Denn aus der überraschend geringen Ausgaben geht hervor, wie weit das auf militärischem Gebiet Erreichte hinter dem Erhofften zurückbleibt. Hierfür nur ein Beispiel aus der soeben nach Deutschland gekommenen Nummer der „New Republic“ vom 23. Februar. Dort heißt es: „Von den „Freiheitsmotoren“, von denen unser Luftschiffamt täglich hundert zu erhalten hoffte, werden kaum zehn im Tag fertiggestellt.“ Und ähnlich geht es in den andern Abteilungen des Washingtoner Kriegsministeriums.

Digitized by Google

Wie deckt nun Amerika jene Ausgaben? Die Vereinigten Staaten haben sich bisher in jeder Beziehung nach dem Vorbild Englands gerichtet mit allen Vor- und Nachteilen des britischen Systems. Die Vorteile sind in rücksichtslosen normalen und Sondersteuern zu suchen. Gerade in bezug auf die Kriegsgewinnsteuer geht Amerika radikaler als irgendein anderes Land vor. Für die gesamte Industrie wurde ein sogenannter Normalverdienst festgelegt: Was mehr als 9 Prozent auf das Kapital verdient wurde, wurde sehr scharf zur Steuer herangezogen, und diese Übersteuer geht bis zu 60 Prozent (neben den sonstigen Abgaben). Infolgedessen verdient heute die amerikanische Industrie erheblich weniger als in den goldenen Zeiten der Neutralität. Daneben aber hat Wilson auch die vor seiner Präsidentschaft in Amerika noch unbekannte Einkommensteuer erstaunlich weit ausgebaut. Selbstverständlich ist aber auch Amerika nicht in der Lage, alles durch Steuern aufzubringen, und deshalb ist man auch drüben bereits bei der dritten Kriegsanleihe angelangt. Bei diesen nun hat man die typisch englischen Fehler gemacht. Auch die Amerikaner fingen stolz mit einer $3^1/_2$prozentigen Anleihe an, welche 10 Milliarden Mark erbrachte, aber sehr schlecht placiert war. Schon die zweite Anleihe mußte deshalb mit 4 Prozent verzinst werden; auf sie wurden 15,5 Milliarden Mark gezeichnet. Da auch bei ihr sehr bald ein empfindlicher Kursrückgang eintrat, so ist die soeben aufgelegte dritte Anleihe $4^1/_2$prozentig geworden. Alles in allem ist für Amerika, wie diese wenigen Zahlen zeigen, der Krieg ein sehr schlechtes Geschäft. Denn das, was in drei Jahren der sogenannten Neutralität verdient wurde, ist längst wieder verloren gegangen.

Verlohnt es sich, neben den hier betrachteten drei Ländern eingehend auch die Kriegsfinanzen der übrigen Alliierten zweiter und dritter Klasse zu untersuchen? Das dürfte unnötig sein, es sei denn ein Wort über Italien. Auch hier ergibt sich ein charakteristisches Bild. Dieses kapitalarme Land, das seine Kriegsziele in der Hauptsache durch die Hilfe der andern erreichen wollte, verfährt auch auf finanziellem Gebiet nach diesem Rezept. Um die Jahreswende waren die Kriegslasten auf rund 28 Milliarden Mark angelangt, wovon nur 7 Milliarden durch feste Anleihen aufgebracht waren. Dabei ist aber zu berücksichtigen, daß schon die Zeit der Neutralität den Italienern außerordentliche Kosten verursacht hatte. Heute kann man die gesamte Schuld auf 40 Milliarden Mark ansetzen gegen etwa 12,5 Milliarden bei Ausbruch des Weltkrieges. Fast 10 Milliarden schuldet Italien den Engländern und Amerikanern. Wenn man sich erinnert, wie bewundernswert gut Italien seine Staatsfinanzen bis zum Durchbruch der imperialistischen Politik (Tripolis) gestaltet hatte, so ahnt man, welche Ernüchterung sich der wirtschaftlich so klar denkenden Italiener auch in finanzieller Hinsicht bemächtigt haben mag.

Was ist nun der Gesamteindruck der hier nur flüchtig skizzierten Tatsachen? Nur ein sehr schneller Friedensschluß kann die Entente als Gesamtheit vor dem völligen finanziellen Zusammenbruch retten. Heute schon sind einige wichtige Glieder kaum mehr zu sanieren. Gerade diese Tatsache aber mag die noch herrschenden Kreise davon abhalten, die einzig mögliche Konsequenz zu ziehen. Nach dem Vorbilde leichtsinniger Spieler und Bankrotteure ziehen sie es vor, die noch vorhandenen Reste des Nationalvermögens dem schon geopferten nachzuwerfen. Um so entsetzlicher wird das Erwachen sein.

E. K.

Digitized by Google

Literarische Berichte

Wolke, Wiese, Welt. Neue Gedichte von Elisabeth Rupp. Mit 6 farbigen Holzschnitten von Wilhelm Laage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. In Pappband geb. M. 5.50.

Einem schlanken Bändchen „Wiesenlieder", mit dem die Dichterin erfolgreich vor die Oeffentlichkeit trat läßt sie jetzt dieses zweite Buch ihrer Lyrik folgen. Die neue Gabe der Dichterin ist, wie die erste, reich an Bildern, die unmittelbar aus dem Erleben tiefer Natureindrücke geschöpft sind. Mit dem Naturempfinden verbindet sich aber eine starke Empfänglichkeit auch für die ganze Weite modernen Kulturlebens; die Sprache und die ganze äußere Form läßt ein bewußtes, aber nicht erkältendes Streben nach künstlerischer Kultur und vornehme Wortpflege erkennen. Die fein durchgebildete Form aber wird innerlich beseelt durch ein starkes, oft leidenschaftliches Empfinden, das die Kühle rein artistischen Wohlklangs fernhält. Den Eindruck einer eigenen Persönlichkeit, den dies neue Buch Lyrik hinterläßt, verstärkt in der äußeren Erscheinung der Buchschmuck, den W. Laage mit einer Reihe kraftvoller, aus dem ursprünglichen Geist dieser Technik heraus gestalteter Holzschnitte beigesteuert hat.

Der neue Kurs. Erinnerungen von Otto Hammann. Berlin 1918, Reimar Hobbing.

Der langjährige Pressechef im Auswärtigen Amt, der Wirkliche Geheime Rat Otto Hammann, gibt uns in den neun Kapiteln dieses Buches eine Fülle fesselnder Erinnerungen aus dem ersten Abschnitt seiner amtlichen Tätigkeit, also, wie schon der Name besagt, in der Hauptsache aus der Zeit des „neuen Kurses". Es steht zu hoffen, daß weitere Bände folgen werden, denn Hammann, der Vertrauensmann von vier Kanzlern, ist der Wissendsten einer, und es wäre außerordentlich zu bedauern, wenn der unendliche Reichtum dessen, was er gesehen und gehört, erlebt und erfahren hat und von dem er „pars magna fuit", der Nachwelt und der geschichtlichen Forschung verloren ginge. Hamman hatte durch einige Artikel im „Pester Lloyd" die Aufmerksamkeit des Grafen Caprivi auf sich gelenkt, hatte dann noch als freier Journalist den Kampf für die große Militärreform von 1892/93 wacker mitgekämpft, als ihm zu seiner lebhaften Ueberraschung der Posten des Preßreferenten im Auswärtigen Amt angetragen wurde, den er, zu hohen Ehren und Würden und großem Einfluß emporsteigend, eben darum aber auch viel angefeindet, und zwar am meisten von den ehemaligen Berufsgenossen, bis zum Jahre 1917, zuletzt als Direktor im Auswärtigen Amt und Exzellenz, bekleidet hat. Wenn es schon zum Wesen des guten Journalisten gehört, mehr zu wissen, als man schreibt, so gehört das erst recht zum Wesen des Staatsmannes, und man spürt es auch in dem vorliegenden Buche, daß Hammann weise zu verschweigen, im rechten Augenblick abzubrechen weiß. Aber auch so bleibt des Interessanten und Neuen genug, und — um nur einen Punkt herauszugreifen — in der viel umstrittenen Frage des „abgerissenen Drahtes nach Rußland", d. h. des Verzichtes auf die Erneuerung des Rückversicherungsvertrags, kann man heute schon sagen, daß Hammann der politischen und geschichtlichen Wahrheit zum endgültigen Siege über die lärmende Legende verhilft, die lange genug nicht nur in den Spalten der Tagespresse, sondern auch auf der Reichstagstribüne und in zahllosen Schriften Unberufener ihr Wesen getrieben und mit dem Ausbruch des Weltkriegs, dem Zusammenbruch der jahrhundertalten Freundschaft noch einmal eine Auferstehung erlebt hat. Er selber gelangt zu dem sorgfältig und einleuchtend begründeten Schlusse, daß der Verzicht „ein Fehler war, wenn Bismarck blieb, eine Notwendigkeit, wenn er ging," weist aber auch einwandfrei nach, daß Bismarcks Annahme, er sei von dem persönlichen Vertrauen Alexanders III. getragen, eine Selbsttäuschung war. Hammanns Auffassung und Darstellung hat inzwischen schon eine außerordentlich wertvolle Bekräftigung und Ergänzung erfahren durch eine Veröffentlichung des Wirklichen Geheimen Rats Raschdau, eines der wenigen Teilnehmer an dem Kaiserbesuch in Narwa, in den „Grenzboten". Auf den Inhalt der sonstigen Kapitel, auf die feine und wahre Schilderung des Uebergangs vom alten zum neuen Kurs, auf das Charakterbild des zweiten Kanzlers, dessen Schwächen er nicht verkennt, für dessen ritterliche Persönlichkeit er aber Worte von stärkster Ueberzeugungskraft findet, auf die so ganz anders geartete Erscheinung der „grauen Eminenz", d. h. des Wirklichen Geheimen Rats v. Holstein, den „Kladderadatsch und die drei Männer im feurigen Ofen", den Tauschprozeß und alles, was mit ihm zusammenhängt, sodann auf die wirkliche Geschichte von Caprivis Ausgang, sowie auf die meisterhaften Darstellungen des Uebergangs zur Weltpolitik und der großen inneren Krisis des Jahres 1896 kann an dieser Stelle

Digitized by Google

nicht eingegangen werden. Das Ganze ist als eine überaus und dauernd wertvolle Bereicherung unserer politischen Literatur zu begrüßen. Hermann Diez.

Carl August. Darstellungen und Briefe zur Geschichte des Weimarischen Fürstenhauses und Landes. Herausgegeben von Erich Marcks. — **Briefwechsel des Herzogs-Großherzogs Carl August mit Goethe** in drei Bänden. Herausgegeben von Hans Wahl. II. Bd. 1807—1820. Mit einem Bildnis des Herzogs. III. Bd. 1821—1828. Mit einem Bildnis des Großherzogs. (Berlin, E. S. Mittler & Sohn.)

Das monumentale Werk, auf das wir hier schon beim Erscheinen des ersten Bandes hinwiesen, liegt nun abgeschlossen vor. Monumental darf es genannt werden, nicht sowohl wegen des stattlichen Umfangs und der überaus würdigen Ausstattung der drei Bände, als weil es wirklich die Vorstellung eines Doppelstandbildnisses weckt, das den Fürsten und den Dichter in treuer Lebensgemeinschaft vereinigt zeigt, wie das Denkmal in Erz vor dem Weimarer Hoftheater den Dichter und seinen jüngeren Dichtergenossen. Den „wahrhaft großen Fürsten" hat der militärische Begleiter auf des Großherzogs letzter Reise, dem wir den in seiner Schlichtheit ergreifenden Bericht über Carl Augusts Ende verdanken, in diesem Bericht genannt, und je mehr wir uns in den Briefwechsel versenken, desto tiefer empfinden wir, in wie hohem Maße der Großherzog diese Bezeichnung verdient hat. Immer erstaunlicher erscheint uns des Fürsten nie ermüdende Arbeitsfreudigkeit und Tatkraft, der bis zum letzten Tag jugendlich glühende Trieb, sein Wissen zu erweitern, seine Anschauungen zu bereichern, alles sich, betrachtend und handelnd, innerlich zu eigen zu machen, was das Leben von außen ihm nahe brachte; immer verehrungswürdiger und liebenswerter die lautere Echtheit und unverwüstliche Frische dieser Voll- und Kraftnatur, der alle Vorrechte und Vorteile der fürstlichen Stellung nur dazu dienen mußten, ihr Menschliches desto stärker zu bewähren und voller auszuwirken. — Wenn Goethe im Briefwechsel mit Schiller auf gleicher Stufe und in gleichem Wuchse neben seinem Korrespondenten zu stehen scheint, wenn er in all seinen übrigen Briefwechseln als der Beherrschende hervortritt, hier stellt er selbst sich mit stolzer Bescheidenheit an die zweite Stelle. Nur seelenblinde Plumpheit aber könnte diese freiwillige Unterordnung, die ja schon in dem fast durchgehend festgehaltenen Kurialton der Goetheschen Briefe zum Ausdruck kommt, als den Ausfluß serviler Gesinnung bezeichnen. Weltklugheit, Herzenstakt und freundschaftliche Verehrung ließen den höchsten weimarischen Beamten, der sich bekanntlich als Frankfurter Patriziersohn von Fürstlichkeiten innerlich nicht sehr imponieren ließ, seinem Herzog gegenüber diesen Ton wählen, und der Herzog wußte recht wohl, wie es gemeint war. Daß das Echtmenschliche für beide Teile das Entscheidende blieb, wie es auch Prüfungen, gleich jener Katastrophe, die Goethe von der Theaterleitung vertrieb, unberührt überdauerte, dafür bleibt Carl Augusts Freiwerberschaft um die Hand der jungen Ulrike v. Levetzow ein überzeugendes und rührendes Beispiel. Eben diese Episode übrigens tritt im Text des Briefwechsels selbst nicht hervor, findet aber in den Anmerkungen die gebührende Erwähnung. — Auch diese Anmerkungen, wie die ganze Arbeit des Herausgebers, Dr. H. Wahl, seien, wie bei der Anzeige des ersten Bandes, hier nochmals mit dankbarstem Beifall erwähnt. Wenn der Eindruck dieser neuen Ausgabe des Briefwechsels noch um so vieles stärker ist als der, den uns die Lektüre der alten Vogelschen Ausgabe vermittelt, so ist das in erster Linie Wahls Verdienst. Nicht allein, daß fast keine Frage, die sich uns beim Lesen der Briefe erhebt, in den an sachlichen Auskünften bewundernswert reichen Anmerkungen unbeantwortet bleibt, diese gehen, bei aller Knappheit der Fassung, über den Rahmen der einfachen Texterläuterungen hinaus; immer wieder geben sie Ausblicke und Aufschlüsse über weitere Zusammenhänge und helfen das Bild der beiden Briefschreiber, besonders des Großherzogs, abrunden und beleben. — Alles in allem: diese Ausgabe des Briefwechsels unseres größten Dichters mit seinem fürstlichen Lebensfreund ist nicht nur eine der schönsten Erscheinungen der Goetheliteratur, sondern ein Schatz für unsere ganze Geistesgeschichte. K.

Handbuch der Geographie. 26. Bearbeitung des großen Seydlitz. Herausgegeben von Prof. Dr. Oehlmann. Breslau, Friedrich Hirth 1914.

Auch in seiner neubearbeiteten 26. Auflage kann der große Seydlitz als eine Zierde des deutschen Schrifttums gelten. Auf nicht mehr als 900 Seiten ist die gesamte Erdkunde dargestellt, und zwar nicht nur die eigentliche Länderkunde, sondern auch die allgemeine und Handelsgeographie. Die Darstellung ist bei aller Kürze lebendig und berücksichtigt auch die hauptsächlichen geschichtlichen und wirtschaftlichen Beziehungen der einzelnen Länder und Städte. Eine Reihe tabellarischen Stoffes, der klar geordnet ist, gibt Übersichten, die besser als

Digitized by Google

langschweifige Ausführungen die tatsächlichen Verhältnisse erläutern und verständlich machen. Der überaus reichliche Bilderschmuck ist mit großem Geschick ausgewählt und dient ernstlich dem Verständnis des Stoffes. Karten sind dagegen nur wenige beigefügt. Das Buch folgt jetzt dem Grundsatz der Beschreibung nach der Landschaft und nicht mehr nach Ländergebieten. Dies mag wissenschaftlich zu begründen sein. Für ein Buch, das sich an einen großen Kreis wendet, erschwert es aber die Benutzung und die Freude daran. Der Laie ist nun einmal gewöhnt, die geographischen Begriffe mit den politischen zwangsläufig zu verbinden. Trotzdem ist es anzuerkennen, daß auch in der gewählten Form es gelungen ist, die einheitliche Beschreibung der politisch zusammengehörigen Gebiete nach Möglichkeit zu wahren. Das Buch wird sicher auch in der neuen Gestalt sich neue Freunde erwerben. Dr. A. L.

Casement in Deutschland. Von Dr. Franz Rothenfelder. Mit einem Vorwort von Ferdinand Hansen. Mit drei Abbildungen und vier Faksimiledrucken. Augsburg, Gebr. Reichel.

In diesen Wochen, da die drohende Einführung der Dienstpflicht in Irland die unglückliche Insel vor neue schwere Entscheidungen und vielleicht vor blutige Katastrophen stellt, darf man wieder einmal an den bekanntesten Märtyrer der irischen Sache, an Sir Roger Casement, erinnern. Casement steht uns Deutschen, das kann man wohl sagen, ganz persönlich nahe. Hat er doch die letzte Zeit vor dem tragischen Abschluß seines Lebens in Deutschland verbracht und hier, namentlich in dem ihm besonders lieben Oberbayern, fast eine zweite Heimat gefunden. So war es eine pietätvolle und lohnende Aufgabe, die F. Rothenfelder sich stellte, alles zu sammeln, was an Aeußerungen des edeln Iren und an Erinnerungen von Personen, die ihm näher treten durften, über die deutsche Zeit Casements Kunde geben kann. Ammersee — Augsburg — München — Zossen — Dresden — Berlin, so sind die Kapitel des aus warmem Herzen geschriebenen und zum Herzen sprechenden Buches betitelt und damit die Hauptstationen seiner Wanderfahrten und seiner Wirksamkeit in deutschem Land bezeichnet. Ein wahrhaft guter und hilfreicher, darum im vollen Sinne des Goetheschen Wortes edler Mensch, ein leidenschaftlicher und doch besonnener Patriot, ein echter Sohn seines Volkes mit dessen besten Eigenschaften (unter denen nur der irische Humor durch schweres Schicksal und ernste Ahnung so gut wie völlig ausgeschaltet ist), so steht Sir Roger Casement vor uns, ein Mann, auf den seine Landsleute, die ihn nicht vergessen werden, und auf dessen Freundschaft wir Deutsche immer stolz sein dürfen.

Zur Geschichte der k. k. österreichischen Ministerien 1861—1916. Nach den Erinnerungen von Alois Freiherrn v. Czedik. I. Bd. 1861—1893; II. Bd. 1893—1904. Teschen-Wien-Leipzig 1917, Karl Prochaska.

Das umfangreiche Werk füllt eine Lücke aus, die zumal der Historiker bisher empfindlich gefühlt hat, weil er eine zusammenhängende Darstellung der innerpolitischen Ereignisse Oesterreichs während der letzten 60—70 Jahre vergeblich gesucht hat. Nun ist sie da, und der Spender dieser willkommenen Gabe ist ein Mann, der gewiß mehr Gelegenheit hatte, tiefe Blicke hinter die politischen Kulissen Oesterreichs zu tun, als es bei anderen Autoren der Fall wäre, denn Freiherr v. Czedik hat sich als Mitglied des Herrenhauses, früherer Reichsrats- und Landtagsabgeordneter selber am Verfassungsleben Oesterreichs beteiligt und ist mehr oder weniger mit allen politisch bedeutsameren Männern desselben in persönliche Berührung gekommen. Sein Werk ist denn auch keine einfache Geschichte der österreichischen Ministerien seit 1861, sondern eine Mischung von Geschichte, historischen Dokumenten, politischen Charakteristiken und persönlichen Erinnerungen, ein Nachschlagewerk, eine Art historisch-politischen Lexikons, das bei der Reichhaltigkeit seines Inhalts kaum je ganz versagen wird, wenn man es zu Rate zieht. Besonderen Wert erhält es durch den als Anhang beigegebenen Wortlaut wichtiger Dokumente des österreichischen Verfassungslebens. Im Vorworte des ersten Bandes gibt der Verfasser einen kurzen Ueberblick über die innerpolitischen Ereignisse des von ihm behandelten Zeitabschnittes, aus dem man mit erschreckender Deutlichkeit ersieht, daß das ganze Weh und Ach Oesterreichs aus einem Punkte zu kurieren wäre: dem nationalen Ausgleiche. — Der zweite Band enthält unter anderem auch die Darstellung einer der bösesten Episoden des österreichischen Parlaments, der unter dem Ministerium Badeni erlassenen Sprachenverordnungen und der Faustkämpfe, die sie im Gefolge hatten. Es berührt sympathisch, daß der Verfasser für den vielgehaßten und vielgeschmähten Urheber dieser unglücklichen Verordnungen, trotzdem er sein politischer Gegner ist, sehr freundliche Worte findet und damit zeigt, daß er objektiv zu urteilen versteht. Schade ist, daß er den reichen Schatz seiner Erinnerungen nicht so glücklich zu verwerten versteht, wie dies z. B. Przibram in seinen äußerst interessanten Erinnerungen getan hat. Das Werk

Digitized by Google

Czediks wäre dadurch aus einem bloßen Nachschlagewerke zu einem Buche geworden, das man nicht nur zu Rate zieht, sondern auch liest. Th. v. S.

Ein Weltbund des Deutschtums. Von Dr. Walther Schmied-Kowarzik. Leipzig, Theodor Weicher. M. 1.—

Ein Deutschösterreicher, Privatdozent an der Universität Wien, hat diesen höchst beachtenswerten Weckruf mit frischem Herzblut geschrieben: das ist erfreulich und symbolisch zugleich. Die deutsch-österreichische Waffenbrüderschaft hat ihm den Grundgedanken seiner Anregung eingegeben, zahlreiche mündliche und briefliche Erörterungen mit führenden Männern Deutschlands und Oesterreichs haben diesen Gedanken ausreifen lassen: daß als schönste Frucht aus dem großen Völkerringen ein über alle Staatsgrenzen hinausgreifender, allumfassender Weltbund für das Deutschtum erwachsen müsse. Und auch der Begriff „Deutschtum" ist dabei mit Recht ganz universal gefaßt: theoretisch und praktisch; Erforschung des deutschen Wesens, ergänzt durch energische Durchsetzung des deutschen Wesens in politischer, wirtschaftlicher und kultureller Beziehung in aller Welt. Dieses schmächtige Heftchen enthält keinen flüchtig hingeworfenen Entwurf: bereits völlig ausgereift und bis in alle Einzelheiten durchgebildet steht der Gedanke vor uns da, mit jeder Seite mehr und mehr gewinnt man die Gewißheit, daß er nicht nur richtig, sondern vor allem auch durchführbar ist. Wohlauf denn ans Werk!

Politische Weltkunde. Von Dr. Hans Offe. Leipzig, Chr. Herm. Tauchnitz. M. 2.50.

Es ist ein Gedanke Paul Rohrbachs, der in dieser Schrift erörtert und seiner praktischen Verwirklichung zugeführt wird, ein Gedanke, bei dem es sich letzten Endes um nichts Geringeres handelt als darum, daß wir zukünftigen Krisen mit einer besseren — namentlich diplomatischen — Vorbereitung entgegengehen, als wir es diesmal getan haben. Als ein neues Fach wollen Rohrbach und Offe die „politische Weltkunde" auf Universitäten und Schulen eingeführt sehen, auf letzteren im Anschluß an die Erdkunde. Daß ein solches Lehrfach, die Vermittlung alles dessen, was Geographie, Geschichte, Politik, Volkswirtschaft, Völkerpsychologie, Literatur- und Zeitungskunde usw. zur Kenntnis der Nationen und ihres Volkstums im weitesten Sinne beitragen, in der Tat nicht bloß für den heranwachsenden Diplomaten, sondern auch für Großkaufleute, Redakteure und Generalstabsoffiziere die beste Vorbereitung für eine Betätigung ihres Berufes im internationalen Verkehr bedeuten würde, ist leicht zu begreifen, aber sehr richtig weist Rohrbach selbst in seinem Vorwort zu Offes Schrift darauf hin, daß niemals ein einzelner imstande sein wird, in seinem Geiste die gewaltige Summe aller der Tatsachen zusammenzufassen, auf die sich die politische Weltkunde zu erstrecken hat. H. Z.

In diesen Nächten. Gedichte von Bruno Schönlank. Berlin 1917, Paul Cassirer. M. 3.50.

Der Verfasser ist ein Arbeiter, der Sprache wie Form gut beherrscht und entschiedene dichterische Anlage zeigt. Eine reiche Phantasie steht ihm zu Gebot. Diese verführt ihn freilich manchmal zu nicht gewöhnlichen Bildern, wie z. B. in den „Wolken im Sommer" und in „Soldatengräber". Der Abschnitt „Aus der Straße" leidet an offenbaren Uebertreibungen. Viel Selbsterlebtes mag hier und sonst die Grundlage bilden. Die meisten Gedichte sind „lyrische Gemälde des Tags der Armen". Druck und Ausstattung sind glänzend. E. M.

Ohne Furcht und Tadel. Ein Wort von einem alten Kameraden an unsere jungen Offiziere. Von P. Sebastian v. Oer, O. S. B., K. Sächs. Major a. D. 1917. M. 1.—.

Die Stimme der Heimat. 50 Feldpredigten von Heinrich Mohr. In einer Mappe. 1916. M. 1.20.

Deutsche Gebete. Wie unsere Vorfahren Gott suchten. Ausgew. u. herausg. von Br. Bardo. Freiburg 1916, Herdersche Verlagsbuchhandlung. M. 1.50.

Diese drei Erscheinungen des bekannten katholischen Verlages gehören zusammen. Von dem Offizierstand, nicht so sehr seinen äußeren Vorrechten als seinen inneren Verpflichtungen, redet der Verfasser, der durch seinen früheren und jetzigen Stand in besonderem Maße dazu berufen ist. Nicht in „Ehren" soll die Ehre gesucht werden, sondern in treuster Pflichterfüllung. Und leise tönt die Warnung: „Hab' acht! Es sind die schlechtesten Früchte nicht, an denen die Wespen nagen!" — An die große Menge der Soldaten draußen wenden sich die Kriegspredigten, die ein irdischer und himmlischer Heimatgruß zugleich sein wollen. Viele sind vorzüglich geraten, und wenn sich auch nicht alle ganz auf der gleichen Höhe halten können, reden die meisten doch warm und eindringlich von dem Höchsten, das auch jetzt, ja gerade jetzt die Seele erfüllen soll. — Und für alle, daheim und draußen, sind die deutschen Gebete eine sorgfältige Auswahl in schöner Form. Das Gebet spielt in der Kriegsfrömmigkeit eine große Rolle. Aber das Sprichwort: „Not

Digitized by Google

lehrt beten," hat nicht ohne weiteres recht. Not öffnet die Lippen; aber die meisten brauchen eine Anweisung zu rechtem Gebet. Da kann das vorliegende Buch, in dem allerdings das spezifisch Konfessionelle stark hervortritt, vielen wertvoll und lieb werden.
Dr. W.

Doctor Faustus, Edward II, The Jew of Malta; English fairy tales; Nursery Rhymes. Von Chr. Marlow. Tauchnitz-Edition, Bd. 4517, 4520/21. Leipzig, B. Tauchnitz. à Bd. M. 1.60.

Der erste Band enthält drei der wichtigsten Dramen Marlows, die nach dem Text und mit den Anmerkungen von A. Dyce herausgegeben wurden. Die Ausgabe erhält dadurch ihre Bedeutung, daß sie dem Bedürfnis einer zweckentsprechenden Marlow-Ausgabe nachgekommen ist. Die beiden anderen Bände bilden eine wertvolle Bereicherung der Sammlung; die Märchen als Vergleich mit den deutschen, mit denen sie vielfach den Stoff gemeinsam haben; die Kinderreime, weil sie als Zutat in der Umgangssprache eine große Rolle spielen.
L. M.

Maria Theresia. Ihr Leben und ihre Regierung. Von Eugen Guglia. 2 Bde. München und Berlin 1917, R. Oldenbourg. Geh. M. 15.—.

Die Absicht des Verfassers ist nicht so sehr darauf gerichtet, eine neue Darstellung der Regierungstätigkeit Maria Theresias zu liefern. Ihm steht vielmehr die Würdigung ihrer Persönlichkeit durchaus im Vordergrund. Er ist dazu befähigt durch genaue Beherrschung der riesigen bereits vorhandenen Literatur, an manchen Stellen vermag er auch durch eigene Archivstudien unsere Kenntnis der Ereignisse zu fördern. Dennoch wendet er sich nicht eigentlich an den engeren Kreis der historischen Fachleute; dem breiteren Leserpublikum will er die Gestalt der großen Kaiserin näherbringen, der auch noch das heutige Oesterreich-Ungarn so viel zu danken hat. Die Art, wie er dies zu erreichen sucht, indem er nach Möglichkeit Maria Theresia selbst zu Wort kommen läßt und immer wieder mit wortgetreuen Zitaten aus dem reichen Schatz ihrer Briefe und Bemerkungen zu den Akten arbeitet, ist durchaus angebracht. Auch was er darüber hinaus selbst zur Charakteristik beiträgt, ist zutreffend und sympathisch geschrieben. Dagegen erscheint die Anlage des Buches bedenklich: der ganze erste Band wird eingenommen durch die Schilderung der „Heldenzeit" bis 1748. Wenn auch dem Biographen zuzubilligen ist, daß das Verständnis seines Helden die Klarlegung seiner Entwicklung ganz besonders erfordert und daß gerade im Falle Maria Theresias diese Jahre die stärkste seelische Anteilnahme erwecken, so darf doch darüber nicht, wie es hier zweifellos der Fall ist, die eigentliche Wirksamkeit verhältnismäßig zu kurz kommen. Bei deren Darstellung macht sich auch störend geltend, daß der Verfasser offenbar mit den verwaltungsgeschichtlichen Fragen weniger vertraut ist. In diesen Kapiteln begnügt er sich mit der äußerlichen Aneinanderreihung der Maßnahmen, ohne ihrer prinzipiellen Bedeutung auf den Grund zu gehen. Infolgedessen erhält der nicht informierte Leser kein klares Bild, inwiefern denn diese Reformen geeignet waren, so dauernde Wirkungen auszuüben. Das ist um so bedauerlicher, da ja die bleibende Bedeutung Maria Theresias vor allem anderen doch in dieser Neuschöpfung ihres Staates von innen heraus beruht. In den Fragen der äußeren Politik dagegen zeigt Guglia an den vielen heißumstrittenen Punkten ein äußerst vorsichtiges und sicheres Urteil. Hervorgehoben sei, daß auch dieser neueste österreichische Beurteiler gegenüber der Hypothese, daß im Siebenjährigen Krieg Friedrich der eigentliche Angreifer sei, sich schroff ablehnend verhält. Im ganzen kann also das Studium des vortrefflich ausgestatteten Werkes als durchaus nützlich empfohlen werden.
W. W.

Deutsche Bücher über Polen. Von Paul Reiche. Breslau, Priebatsch, 1917.

Dieses Buch gehört zu den nützlichsten, welche in letzter Zeit erschienen sind. Es bringt eine Uebersicht über deutsche Bücher über Polen, und führt diese nicht bloß kurz auf, sondern gibt wenigstens von einigen ausführliche Inhaltsangaben, welche das Wesentliche erkennen lassen. So zeigt es uns das Polentum im Spiegel deutscher Auffassung und dient dem besseren Verständnis der zwei Völker, welche benachbart, seit langem verfeindet und doch Glieder der westlichen Kulturgemeinschaft sind, also allen Grund hätten, sich zu verstehen und miteinander, nicht gegeneinander zu arbeiten.
E.

Döblinger Idyll. Von W. A. Hammer. Mit einem Bild von A. Hlavaček. Wien 1917, Carl Fromme.

Das kleine Epos, in das eine anmutige Liebesgeschichte verflochten ist, verherrlicht Döbling, den Vorort Wiens, wo Lenau endete, Th. Körner seinen „Zriny" schrieb und F. v. Saar gerne weilte. Spaziergänge mit einem Freunde, der verwundet in Döbling lag, gaben Hammer Anlaß zur Verherrlichung seiner Wiener Heimat und deren geistigen Größen: Bauernfeld, Grillparzer, Schubert, Strauß, Lanner und besonders

Digitized by Google

Beethovens. In Sprache und Stil erinnert der Verfasser, der auch Gedichte „Aus der Kriegszeit" mit gutem Erfolg veröffentlichte, an Eduard Mörike. E. M.

Anklagen gegen Deutschland. Das Buch „J'accuse" und andere Schriften. Von Karl Federn. Bern, Ferd. Wyß, 1917.

Die Schandschrift eines dem Vaterland entfremdeten Deutschen, betitelt „J'accuse", und die Anklagen Fremder (des Schweizers Menni, des Italieners Ferrero, des Amerikaners Munroe Smith) werden von Karl Federn gründlich unter die Lupe genommen und mit glücklicher Polemik widerlegt; namentlich wird „J'accuse" entlarvt; es erscheint als ein Pamphlet, das eher lächerlich denn ernsthaft zu nehmen ist. Naturgemäß geht Federn auch auf die historischen Vorgänge ein, welche zu den Anklagen Stoff haben liefern müssen, und er gibt von diesen Vorgängen eine gute und gelegentlich auch Neues bietende Darstellung. Daß der Krieg von unseren Feinden erzwungen worden ist, geht auch aus diesem Buch deutlich hervor. E.

Seitenpfade. Ein Buch Verse. Von Arthur Trebitsch. Berlin 1917, Wilhelm Borngräber.

Eine merkwürdige Sammlung von Gedichten liegt hier vor. Unter denen der Frühzeit finden sich die ansprechendsten, unter den späteren hätten wir das eine und andere gerne vermißt, wie z. B. den „Hasenschmaus auf Zisterwitz". Ein dritter, satyrischer Teil, „Die Visionen des A. W. v. Retzenau", richtet sich gegen die „Modernen". Durchweg zeigt sich der selbstbewußte Dichter (vgl. Einleitung S. 11 f.), den wir auch aus seinen prosaischen Schriften kennen. Er ist derselbe hier wie dort: Im Streben nach dem Schönen und Wahren verletzt er manchmal durch seinen scharfen Ton. E. M.

Vom deutschen Wesen. Impressionen eines Stammverwandten 1914—1917. Von Björn Björnson. Mit einem Geleitwort von Gerhart Hauptmann. Preis geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—. Verlag von Oesterheld & Co. in Berlin.

Der Verfasser, den wir alle ja als wahren Freund Deutschlands und objektiven, vorurteilsfreien Menschen kennen gelernt haben, hatte Gelegenheit, in Deutschland selbst, den von Deutschland und Oesterreich besetzten Gebieten sowie an allen Fronten längere Zeit zu verweilen. Er gibt in seinem Buche ein wirklich neutrales Bild von Deutschland und seinen Verbündeten im Kriege. „Es ist ein schönes und überzeugtes Buch," sagt Hauptmann, „der zusammenfassende Schluß eines literarischen Wirkens während des Weltkrieges, das uns, unserem Wesen und unserem Kampfe gerecht werden will ... Er ist uns gegenüber kein Lobhudler. Unser Volk ist zu gesund, zu groß, zu stark, als daß es sich nach Lobhudlern sehnen oder, wo sich solche aufdrängen, sie auch nur ernstlich beachten sollte. Wir schätzen den Freimut, wir fordern ihn. Freilich hat Björnson gerade mit dieser Eigenschaft den Haß unserer Feinde auf sich gezogen; das hat aber seinen Entschluß, der Wahrheit die Ehre zu geben, nicht wankend gemacht. Das alles werden wir nicht vergessen. Und endlich hat sich Björnson mit diesem Werk, das man in Hütten und Palästen dankbar bewegt lesen wird, im deutschen Herzen ein dauerndes Denkmal gesetzt."

Paul Michels Kampf um die Kultur. Von Dr. Ph. Münch-Born. Leipzig, Oskar Born. M. 4.—

Das flüssig und anregend geschriebene zeitgemäße Buch ist der zweite Band eines Werkes „Durch!", in dem der Verfasser, teils in erzählender, teils in Brief-, teils in Abhandlungsform, vornehmlich das Verhältnis des Auslands, insonderheit der Engländer, zum Deutschen behandelt. Es wird ausgeführt, wie die Zivilisation etwas himmelweit Verschiedenes von der Kultur ist, und wie die Völker, die sich so sehr mit ihrer Zivilisation brüsten, zumeist überhaupt nicht als Kulturvölker gelten können. Ferner deckt das Buch den Unterschied auf, der zwischen dem Landerwerb Englands und dem Landerwerb Deutschlands — dort Raubstaat, hier Organisationsstaat — besteht, und endlich weist es auf die Schwächen unserer Diplomatie hin. Auch zum Christentum und zu pädagogischen Fragen wird Stellung genommen. Z.

Karl Gutzkow als Dramatiker. Von Eduard Metis. („Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte", herausgegeben von Koch und Sarrazin, n. F. Heft 48.) Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung.

In dieser gründlichen, die Wissenschaft wesentlich bereichernden Untersuchung wird es zum ersten Male unternommen, das dramatische Gesamtwerk Gutzkows umfassend darzustellen; dank der Hilfsbereitschaft der Dresdener und Mannheimer Theaterarchive konnte Metis auch nicht im Buchhandel erschienene Werke Gutzkows benutzen. Auf diesem ersten Teile der Untersuchung liegt der Schwerpunkt; im zweiten, wo der Verfasser einen großen Teil der Gedanken herausgreift, die in Gutzkows Dramen nieder-

Digitized by Google

gelegt sind, hat er Vollständigkeit nicht erstrebt, und in der Tat wünschte man in einzelnen Abschnitten, z. B. in dem über Erziehung, etwas mehr Ausführlichkeit. Das letzte Kapitel bringt anhangsweise eine Reihe zeitgenössischer Urteile über den Dichter. Allenthalben verrät sich, z. B. in zahlreichen vergleichenden Hinweisen und Ausblicken auf deutsche und ausländische Werke, die treffliche Schule Max Kochs, und wohltuend berührt die völlige, von besonnener Kritik unterstützte Unvoreingenommenheit des jungen Verfassers für seinen Helden. Hans Zimmer.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Brandenburg, F., Major z. D., Die Neubelebung der militärischen Vorbildung der Jugend. Vortrag, gehalten beim Führerausbildungs-Kursus in Paderborn und Bielefeld im Oktober 1917. Minden i. W., Paulinenstr. 16, Selbstverlag. M. —.80.

Brandt-Düsseldorf, Dr. Otto, Zwangssyndikate und Staatsmonopole. Berlin-Zehlendorf-West, Reichsverlag Hermann Kalkoff. M. 1.50.

Christlich-nationale Arbeiterbewegung und Lebensfragen von Volk und Reich. Vortrag, gehalten von Redakteur Joos, M.-Gladbach, auf dem 4. Deutschen Arbeiterkongreß in Berlin. Köln, Christlicher Gewerkschaftsverlag.

Cooper, J. F., The Last of the Mohicans. (Tauchnitz-Edition, Band 4522 und 4523.) Leipzig, Bernh. Tauchnitz. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.20.

Credo. Darstellungen aus dem Gebiet der christlichen Glaubenslehre. Drittes Bändchen: Lippert, Peter (S. J.), Gott und die Welt. Buchschmuck von Adolf Kunst. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. In Pappband M. 2.20, in Leinwand M. 2.60.

Felisch, Wirkl. Geh. Admiralitätsrat Dr., Neuordnung der Menschenliebe. Berlin 1918, Ernst Siegfried Mittler & Sohn.

Hellauer, Prof. Dr. Josef, Das Türkische Reich. Wirtschaftliche Darstellungen. Berlin, Verlag E. S. Mittler & Sohn. Geh. M. 7.—.

Manes, Prof. Dr. Alfred, Kriegs- und Friedensrüstung der deutschen Versicherung. (Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft, Heft 41.) Dresden u. Leipzig, „Globus" Wissenschaftliche Verlagsanstalt. M. 1.80.

Nachbarvölker Deutschlands. Band I: Schweden. Eine politische Monographie. Von Dr. Rudolf Kjellén. Deutsch von Dr. C. Koch. München, R. Oldenbourg. Geb. M. 4.50.

Petri, Wirkl. Geh. Rat Dr. E., Zwangsverwaltung und Liquidation des feindlichen Vermögens im Inlande. Straßburger Druckerei u. Verlagsanstalt, vorm. A. Schultz & Co.

Petzold, Alfons, Von meiner Straße. Novellen aus der Kriegszeit meines Lebens. Warnsdorf-Wien, Ed. Strache. Geb. Kr. 7.60 oder M. 4.50, geh. Kr. 6.80 oder M. 4.—.

Reuter, Dr. Wilhelm, Perlen aus dem Schatze deutscher Dichtung. Proben zur Literaturkunde. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. Geh. M. 3.—, geb. M. 3.70.

Schleich, Carl Ludwig, Erinnerungen an Strindberg nebst Nachrufen für Ehrlich und von Bergmann. München, Georg Müller. Geb. M. 3.50.

Schmitz, Oskar A. H., Brevier für Weltleute. Essays über Gesellschaft, Mode, Frauen, Reisen, Lebenskunst, Kunst, Philosophie. München, Georg Müller. Geb. M. 6.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

„Herrenhaus-Reform“ [1])

Von

Graf Yorck von Wartenburg

Otto von Gierke
in treuer Verehrung zugeeignet.

Den Anhängern des Naturrechts mit Einschluß der Verfechter der Gefühlsmoral ist die Überzeugung gemeinsam, daß der Staat ein Kunstwerk der menschlichen Einsicht sei, gerichtet auf Erhaltung und Wohlsein des Ganzen und eines jeden Teiles desselben. Quelle, Zweck und Schranke des Staates sei das natürliche Recht. Von sich aus habe niemand Autorität über seinesgleichen, die einzelnen müßten daher ihre angeborene Freiheit wechselseitig einengen, damit staatliche Gemeinschaft verwirklicht werden könne. Soweit die dergestalt statuierte Volkssouveränität als unveräußerlich aufgefaßt wurde, ergab sich als letzte Konsequenz, daß der einzelne, gleichsam ein soziales Atom, zwischen sich und dem Staate der Zwischenverbände nicht bedarf, vielmehr berufen ist, an der Bildung des Staatswillens als Individuum unmittelbar (Rousseau) oder doch durch Beauftragte (Repräsentanten) mitzuwirken. Daß hierbei selbstsüchtige Beweggründe und Rücksichtnahme auf das eigene Interesse obwalten könnten, wurde nicht in Abrede gestellt, aber doch angenommen, daß der Wille vorzugsweise durch vernunftgemäße Erwägungen bestimmt werde: „Wenn jeder einzelne auf den eigenen Vorteil bedacht ist, wird daraus das Wohlergehen der Gesamtheit erwachsen, ohne welches das Glück des einzelnen nicht Bestand haben kann.“

Aus der verwickelten psychophysischen Gegebenheit wurde somit das Moment der Rationalität herausgehoben und von einem abstrakten Schema der Menschennatur aus konstruktiv verfahren. Ein psychischer Teilinhalt sollte den Erklärungsgrund bilden für die Tatsachen des geschichtlichen Lebens und die Basis für den Aufbau des Staates und der Gesellschaft. Die Methode dieser Konstruktion war durch das mathematische Verfahren gegeben, welches für die mechanische Naturerklärung so außerordentliche Ergebnisse gezeitigt hatte. Grundsätzlich wurde daher von den Wertbestimmungen der Personen abgesehen und diese als gleich angenommen, ein Vorgehen, welchem die Lehre

[1]) Anmerkung der Redaktion. Wir behalten uns vor, in einem der nächsten Hefte eine Veröffentlichung von anderer Seite über die Reform des Herrenhauses zu bringen.

Copyright 1918 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

des Helvetius von der Gleichheit der Intelligenzen gemäß war. Für das Zustandekommen des Gesamtwillens ergab sich aus der Anwendung des Begriffes der Quantität die Bindung durch Majoritätsbeschluß, und zwar nicht wie im germanischen Recht als Mittel, um durch die der Minderheit auferlegte Beitrittspflicht zu der an sich erforderten Einstimmigkeit zu gelangen, sondern wie bei den Kanonisten vermöge einer Fiktion, weil das, was die Mehrheit wolle, als von allen gewollt gelten solle. Kanonistischen Ursprungs ist auch der Gedanke der Repräsentation durch eine gewählte Versammlung, die durch Mehrheitsbeschlüsse ihren Willen kundgibt. Daß dieser die Minderheit verpflichte, wird aus einer gesetzlichen Fiktion analog der ersten abgeleitet, die Befugnis der Repräsentanten aber aus einer auf Kollektivvollmacht beruhenden Stellvertretung.

Hierüber ist die konstitutionelle Doktrin auch heute nicht hinausgekommen (vgl. Gierke, Althusius, S. 224), wie denn unsere verfassungsmäßigen politischen Institutionen auf die von Dilthey als natürliches System bezeichneten Theorien des 17. und 18. Jahrhunderts gedanklich gegründet sind.

Ihre nächste Aufgabe haben diese erfüllt. Sie haben die alte theokratisch und feudal gestaltete Organisation der Staaten aufgelöst. Sie haben aber, wie Comte im einzelnen ausführt (Philosophie Positive, Bd. 5, S. 485 ff.) sich nicht fähig erwiesen, eine neue feste Ordnung zu begründen. Die Faktoren, welche die heutige Gesellschaft notdürftig zusammenhalten, wurzeln in dem theokratisch-patrimonialen Zeitalter.[1])

Wirtschaftlich bedeutet die dergestalt angebahnte Entwicklung zunächst die unbedingte Herrschaft des beweglichen Kapitals und, weil dieses seiner Natur nach über den Staatsverband hinausgreift, die Gefährdung der nationalen Interessen, politisch das Regiment der Masse, die schlimmste, weil unpersönlichste Form der Despotie, denn sie ist unaufrichtig ihrem innersten Wesen nach und zieht alles zur eigenen Fläche herab, ungleich hierin dem monarchischen Absolutismus, der nach Goethes tiefem Wort die Heranbildung großer Charaktere begünstigt.

Eine höhere Grundanschauung, auf der Ehrfurcht vor der Individualität beruhend, ist angelegt im germanischen Rechtsbewußtsein, sie hat jedoch bislang eine folgerichtige theoretische Durchbildung und Darstellung nicht gefunden. Sie setzt an die Stelle des Begriffs der Vollmacht den der staatlichen Funktion, an die Stelle der privatrechtlichen Idee der Stellvertretung den Gedanken der Vertretung der Gesamtperson durch ihre verfassungsmäßig berufenen Gliedpersonen. Sie läßt den einzelnen nicht in zentralistischer Art und atomgleich an der Bildung des Staatswillens mitwirken, sondern auf Grund seiner Zugehörigkeit zu Verbänden innerhalb des Staates dergestalt, daß wie jeder einzelne, so jeder Verband eine selbständige Sphäre von Pflichten und Rechten hat. Nicht der Einzelwille soll sich theoretisch unbeschränkt betätigen,

[1]) In Frankreich erfüllt diese Aufgabe der dem Conseil du Roi nachgebildete Conseil d'Etat. Seine Bedeutung kann kaum überschätzt werden.

Digitized by Google

sondern ständische oder berufsständische Pflichten sollen innerhalb derjenigen Grenzen ausgeübt werden, welche durch den Recht- und Pflichtenkreis dritter gezogen sind.

Dieses Gedankensystem steht im Gegensatz zu der schon vom platonischen Thrasymachos verfochtenen Lehre von der Allmacht der Gesetzgebung, die heutzutage auch praktisch mehr und mehr Boden gewinnt und den Zusammenhang von Recht und Sittlichkeit, jene große Errungenschaft der naturrechtlichen Bewegung, aufhebt. Soll es für den Willen eine bindende äußere Norm geben, so kann diese nur in einer dem Willen selbst gegenüber selbständigen geistigen Kraft wurzeln (vgl. Gierke, Althusius, am Schlusse). Ausdrücklich verworfen wird auch die verwandte These des Machiavell, daß die Staatsgewalt bei Realisierung des öffentlichen Wohles vom Sittengesetz gänzlich entbunden sei.

In enger Anlehnung an „gottgewollte Realitäten", in nachdrücklicher Ablehnung abstrakter Konstruktion bewegen sich die von jener Anschauung getragenen „Patriotischen Phantasien". Deren Anordnung ist nicht systematisch und die fragmentarische Form des Vortrags und sein Erdgeschmack der Verbreitung zumal in jetziger Zeit nicht förderlich. Ihr großer Autor hat wie niemand sonst im 18. Jahrhundert die Eigenart deutschen Rechtsempfindens und deutschen Fühlens verstanden. Zu mächtig jedoch war gegenüber der alten versteinerten, aber an sich fortbildungsfähigen Ordnung das natürliche System in der Gestalt, die es in Frankreich gewonnen hatte. Diese gab der Staatslehre der deutschen Philosophie (Kant, Fichte) die Richtung, und die Generation der Paulskirche lebte unter dem Einfluß der durch Royer-Collard, Benjamin Constant und Guizot formulierten Theorien. Radikalisiert und gegen die Monarchie gewendet, wurde diese Doktrin später, nicht aber in ihrem Wesen verändert, und auch der Sozialismus hat zwar die wirtschaftliche Neuorganisation der Gesellschaft als Staatszweck verkündet, jedoch — wenn man von der Comteschen Soziologie absieht — eine neue Lehre über das Wesen der Volksvertretung aufzustellen nicht vermocht. Auf naturrechtlicher Grundlage ist, wie die Verfassungen der größeren Einzelstaaten, so die Reichsverfassung aufgebaut.

Die Kritik des Naturrechts von seiten der historischen Schule und deren Anschauung vom Recht als organischem Gemeinbewußtsein zu würdigen, ist hier nicht der Ort, ebensowenig auf die Folgerungen einzugehen, die sich aus der Auffassung des Staates als sittlich bestimmter Macht ergeben, wie sie von Ranke und ähnlich von Droysen vertreten und von der genialen Praxis Bismarcks festgehalten und ausgebildet wurde.

Genug, in der gesetzlichen Formulierung des geltenden Verfassungsrechtes hat diese geschichtliche Entwicklung einen entsprechenden Ausdruck nicht gefunden.

Namentlich auf dem Gebiete des preußischen Wahlrechtes wurde, solange die bestehenden Vorschriften und die wiederholt kundgegebene Stellung der Staatsregierung eine ruhige und sichere Fortbildung zu gewährleisten schienen,

Digitized by Google

ein Stimmrecht auf neuer Basis von den Parteien nicht verlangt. Die Linke wollte die im Klassensystem gegebene Kautel mehr oder minder radikal beseitigt wissen, die Rechte sie ganz oder mit geringen Abschwächungen konservieren. Angesichts der Haltung der jeweiligen Reichstagsmehrheiten, welche für die Lebensnotwendigkeiten des deutschen Volkes, insbesondere seine Wehrhaftigkeit, seine koloniale Ausbreitung und den Schutz der Grenzmarken nur intermittierendes Verständnis zeigten, erschien dem Fürsten Bismarck wie seinen Amtsnachfolgern ein Gegengewicht durch den preußischen Landtag unerläßlich. Sie gingen von der Überzeugung aus, daß weder nach allgemeinen, auf dem Wege abstrakten Denkens gewonnenen Grundsätzen, noch nach ethischen Erwägungen verfahren werden dürfe, sondern daß es Aufgabe gesunder Staatskunst sei, bei jeder möglichen Änderung des Wahlrechtes den praktischen Nutzeffekt in Rechnung zu stellen, dergestalt, daß die Vormacht im Deutschen Reiche von dem zersetzenden Einfluß extremer Demokratie und vor einer durch unverantwortliche Drahtzieher geleiteten Klassenherrschaft der Arbeitermasse bewahrt bleibe, ebensowenig aber ein Opfer werde des Machtstrebens internationalen Großkapitals. Sie waren beflissen, „die Unversehrtheit der Armee unter königlicher Führung gegen jeden Ansturm aufrechtzuerhalten". Sie fürchteten die unausbleibliche Verstärkung der Machtstellung des Polentums, welche die Gefahr in sich schloß und heute mehr wie je in sich schließt, daß man versuchen werde, das deutsche Preußen auf den Weg der Entwicklung zum Nationalitätenstaat zu drängen.

Der Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg, der vor dem Kriege diesen Standpunkt auch seinerseits einnahm, hat ihn im Verlaufe desselben mehr und mehr verlassen und ist dazu fortgeschritten, die Krone zu bestimmen, in die Einbringung einer Vorlage zu willigen, durch welche ein dem Reichstagswahlrecht im wesentlichen gleiches in Preußen angekündigt wurde, mit dem Zusatz, daß die Beratung alsbald stattfinden, die inneren Verhältnisse Preußens also während des Krieges grundstürzend verändert werden sollten. Er ist noch weiter gegangen und hat durch den Artikel der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" vom 12. Juli 1917 hinter der Person des Königs Deckung gesucht, ein Verfahren, in dem ihm der gegenwärtige Minister des Innern jüngst gefolgt ist, indem er über die inzwischen eingelöste Zusage der Einbringung der Gesetzesvorlage hinaus die persönliche Autorität des Monarchen engagierte, um einen Druck auf die Gegner auszuüben und einem Gesetz zur Annahme zu verhelfen, das nach der Ansicht des freisinnigen Abgeordneten Louis Berger „über kurz oder lang die jetzige Gesellschaftsordnung zu Boden werfen und Anarchie herbeiführen muß".

Auch wer minder schwarz sieht, wird zugeben, daß die bereits eingeleitete [1]) Ersetzung der konstitutionellen Monarchie durch einen Parlamen-

[1]) Beweis: die Haltung des Vizepräsidenten des Staatsministeriums, der fortfährt, sich als Parteiführer zu betätigen.

Digitized by Google

tarismus mit geduldetem Scheinkönigtum die unausbleibliche Folge sein wird. Hat sich doch der preußische Minister des Innern bei der Polendebatte im Herrenhause bereits das Zugeständnis entschlüpfen lassen, daß die Ostmarkenpolitik nach den Wünschen künftiger Mehrheitsparteien, d. h. des Zentrums, werde eingerichtet werden müssen.

Um eine solche Entwicklung der Dinge hintanzuhalten, hat man von rechtsstehender Seite auf einen Gedanken zurückgegriffen, der in einzelnen Bundesstaaten (Anhalt, Braunschweig, Sachsen-Weimar, Reuß ä. L., Hamburg und Bremen) bereits verwirklicht ist. Man hat vorgeschlagen, das Abgeordnetenhaus zum Teil aus berufsständischen Wahlen hervorgehen zu lassen. Damit scheint beabsichtigt, der alten deutsch-rechtlichen Idee ständischer Vertretung in moderner Form erneute Geltung zu verschaffen, die weitere Entwicklung aber der Zukunft zu überlassen. Verwandte Gedanken — allerdings in der Richtuug einheitlicher und durchgreifender Neugestaltung — haben Bismarck sein Leben hindurch beschäftigt (vgl. Augst, Bismarcks Stellung zum parlamentarischen Wahlrecht, S. 166 f.) und sind vor ihm von Stahl und Chalybäus (System der spekulativen Ethik, Buch 3, Teil 2, Kap. 3) vertreten worden.[1]) Ihre geschichtliche Grundlage ist oben aufgezeigt. Praktisch stützten sie sich auf die Erwägung, daß sich gegenwärtig die Vertretung sehr realer, dem historischen Charakter Preußens feindlicher Interessen hinter formalpolitischen Schlagworten verbirgt und die Stimmen auf diese Art Zielen dienstbar gemacht werden sollen, welchen der einzelne Wähler durchaus fernsteht. Sozialpolitische Aufgaben seien es, welche die Parlamente der heutigen Zeit vorzugsweise berufen seien zu lösen. Da sei denn die offene Vertretung greifbarer Interessen dem an innerer Unaufrichtigkeit leidenden geltenden System bei weitem vorzuziehen. Nicht der geringste Vorteil werde sein, daß neuer Wein in die alten Schläuche der Parteien gefüllt und sie zu sachlicher Behandlung der obwaltenden Fragen unter Berücksichtigung der konkreten Bedürfnisse würden genötigt werden. Ihre Programme würden dergestalt neuen Inhalt erhalten und die tatsächliche Alleinherrschaft der Berufspolitiker beseitigt werden, welche sich jetzt vermöge der gesteigerten Bedeutung der Ausschüsse mehr und mehr ausbildet.

Gegenüber dem Pluralwahlrecht liege der Vorzug offen zutage, daß dieses nur eine Korrektur am allgemeinen Wahlrecht sei, nur ein Mittel auf Zeit, den Gang der Dinge aus Gründen des Staatswohles aufzuhalten. Hier werde ein grundsätzlich neues geboten, ein Wahlrecht, das der einzelne nicht als Staatsbürger als solcher, sondern als Glied einer Gruppe innerhalb des Staates, eines Unterverbandes oder einer Unterabteilung ausübe.

So sehr man geneigt sein wird, diesen Ausführungen beizupflichten, so muß anerkannt werden, daß die berufsständische Gliederung der Gesellschaft

---

[1]) Neuerdings besonders wirkungsvoll von Kjellén: Der Staat als Lebensform, Leipzig, Hirzel, 1917, S. 189 ff.

Digitized by Google

obwohl durch die Gesetzgebung der letzten Jahrzehnte neu angebahnt, noch nicht weit genug fortgeschritten ist, um den Gedanken der Vertretung bestehender Verbände, denen jeder einzelne in gleicher Art angehöre, wie es bei den Geburtsständen ehemals der Fall war, zu verwirklichen. Es fehlt annoch der ausgeführte Unterbau. Wohl aber lassen sich zu Wahlzwecken eigene Berufskörperschaften ins Leben rufen, die dann freilich vermöge der Beschränkung ihres Zweckes des verbandlichen Eigenwillens entbehren würden, der jenen alten Körperschaften innewohnte. Es wäre aber ein Anfang gemacht, loszukommen von der Idee der Stellvertretung und der Fiktion der Vollmacht.

Wenn Georg Meyer (Das parlamentarische Wahlrecht, S. 432 f.) ausführt, daß es Sache der Staatsregierung wie der Parlamente sei, die Interessen unparteiisch gegeneinander abzuwägen und das Gesamtwohl zur Richtschnur des Handelns zu machen, daß der Abgeordnete deshalb Vertreter des gesamten Volkes sein müsse und daß sich durch diese Erwägung das Berufswahlrecht widerlege, so ist zu erwidern, daß in Zeiten, in denen Parteidiäten gezahlt und einflußreichen Politikern allerhand sonstige Vorteile gewährt werden (Aufsichtsratsstellen), in Zeiten, wo vermöge des Fraktionsgetriebes die Mandate sich imperativen mehr und mehr annähern, eine solche Stellung des Abgeordneten ein frommer Wunsch ist, welcher mit der Wirklichkeit gar sehr in Widerspruch steht. Außerdem aber ist es eine offenbare petitio principii, ein Berufswahlrecht dadurch widerlegen zu wollen, daß man den Grundsatz der Repräsentation als den erwiesenermaßen allein berechtigten hinstellt. Der Obersatz ist es, der bestritten wird.

Unermeßlich ist der Einfluß gewesen, den der Esprit des lois auf die Entwicklung des Konstitutionalismus geübt hat. Montesquieu hielt die englische Verfassung, wie er sie verstand, für vorbildlich und glaubte den von Sidney übernommenen Grundsatz der Gewaltenteilung, der dem englischen Staatsrecht bis heute fremd ist, in ihr verwirklicht zu sehen. Ludwig XVIII., Talleyrand, La Besnardière, Benjamin Constant, ja Châteaubriand bekannten sich als seine Schüler. Mit ihm erblickten sie in einer Ersten Kammer den notwendigen Ballast im Staatsschiff und eine Sicherung der oberen Klassen der Gesellschaft gegen das naturgemäße Bestreben der unteren, sie unter dem Schein der Freiheit „zu Sklaven zu machen" (vgl. Esprit des lois, Buch 11, Kap. 6). Montesquieu ist daher der Vater der Pairskammer von 1814, nur daß diese nicht, wie es seiner altständischen Richtung entsprochen hätte, eine reine Adelskammer war (vgl. Albert Sorel, Montesquieu, Kap. 10). Sie bestand aus erblichen und lebenslänglichen Pairs, welche ohne zahlenmäßige Beschränkung vom König frei ernannt wurden. Die Julimonarchie gab die teilweise Erblichkeit preis und engte die Wahl des Königs insofern ein, als sie der obrigkeitlichen Intelligenz eine starke Vertretung einräumte. An dem Grundsatz der Lebenslänglichkeit ließ sie nicht rütteln. Auch der dritte Napoleon und die dritte Republik hielten daran fest, daß ein Teil der Senatoren — unter dem Kaiser-

Digitized by Google

reich mehr als die Hälfte — lebenslänglich sein sollte. Erst im Jahre 1884 trat die jetzige Verfassung des Senats in Kraft, nach welcher er durchweg im Wege eines besonderen Verfahrens gewählt wird.

Lebenslänglich sind die Senatoren in Italien und in Spanien — hier zum Teil mit einer durch Zensus beschränkten Erblichkeit. Lebenslänglich desgleichen die Mitglieder der Herrenhäuser Österreichs und Ungarns. Auf Wahlen beruhen die Ersten Kammern der nordischen Königreiche und der Niederlande. Die Verfassungen der deutschen Bundesstaaten werden als bekannt vorausgesetzt, der amerikanische Senat, der vorwiegend Staatenhaus ist, außer Betracht gelassen.

Bei der Zusammensetzung des preußischen Herrenhauses, recht eigentlich einer Schöpfung Friedrich Wilhelms IV., ist der König davon ausgegangen, daß eine erste Kammer vor allem gänzlich unabhängig sein müsse und ihre Mitglieder über die Einwirkung der Tagesmeinung oder der Wählerschaften herausgehoben. Deshalb hat er an der Lebenslänglichkeit bzw., wo die Berufung auf Grund einer Amtseigenschaft erfolgte, an der Amtsdauer festgehalten. In der Absicht, die Unabhängigkeit auch von der Krone zum Ausdruck zu bringen, hat er sich des ihm verfassungsmäßig (Art. 65, abgeändert durch Gesetz vom 7. Mai 1853) beiwohnenden Rechtes begeben, die lebenslänglichen Mitglieder sämtlich zu berufen, er hat vielmehr Kommunen, Verbänden, Korporationen und Familien dauerndes Präsentationsrecht verliehen und von dem Vorbehalt, über die dergestalt festgesetzte Zahl hinaus aus besonderem königlichem Vertrauen Mitglieder zu ernennen, nur geringen Gebrauch gemacht. Deren Zahl belief sich bei seinem Tode auf 25. — Die frühere Erste Kammer wurde zur Hälfte alle sechs Jahre gewählt und konnte teilweise aufgelöst werden; sie war sonach, wie beträchtlich ihre auch von Bismarck in den Gedanken und Erinnerungen, Bd. 1, Kap. 7, hervorgehobene Vorzüge gewesen sein mögen, dem Druck von unten mehr ausgesetzt als das Herrenhaus. War schon durch die Beteiligung der Städte und des alten und befestigten Grundbesitzes das geschichtlich Überkommene betont, so wurde der Zusammenhang mit der alten landständischen Verfassung auch ferner gewahrt durch die Berufung der Mitglieder der Herrenkurie des Vereinigten Landtags mit erblicher Berechtigung. Nicht ohne Einfluß ist hierbei des Königs Vorliebe für englische Einrichtungen gewesen, entscheidend aber, daß er von der Überzeugung durchdrungen war, der Bestand monarchischer Einrichtungen sei in Ländern nicht möglich, in denen es keinerlei erbliche Bevorzugung gebe. Es ist das die Ansicht, der Benjamin Constant in seinem Cours de politique in folgenden Worten Ausdruck verleiht: „In einer erblichen Monarchie, der anerkannt besten Staatsverfassung, ist die Erblichkeit einer gewissen Klasse unentbehrlich. Man vermag nicht einzusehen, wie in einem Lande, wo aller und jeder Vorzug der Geburt vertilgt ist, man noch auf die Länge ein Vorrecht der Geburt zur Überlieferung der höchsten Würde dulden wird, derjenigen Würde, bei der die Ruhe und das Leben der Staatsangehörigen am meisten beteiligt sind.“

Digitized by Google

So ist das Herrenhaus unter den Institutionen, welche die Verfassung ins Leben gerufen hat, dem historischen Charakter des alten Preußen am nächsten verwandt, eine Eigenschaft, die ihm in den Augen der überwiegenden Mehrzahl keineswegs zur Empfehlung gereicht.

Das aber hat es mit allen Ersten Kammern, die nicht auf Wahlen gegründet sind, gemein, daß es weder auf dem Gedanken der Repräsentation beruht, noch auf dem der Wahrnehmung irgendwelcher Interessen. Seine Mitglieder vertreten auch nicht die delegierende Körperschaft oder einen Sonderkreis von Personen oder gar ihren Grundbesitz, sondern sie üben eine öffentlich-rechtliche Funktion aus, die einen vermöge eines Geburtsrechts, die anderen vermöge des Vertrauens, das ihnen der König schenkt oder diejenigen, welche sie präsentieren. Sie haben kein Mandat, sondern eine Gewissenspflicht, zu handeln, wie es nach ihrer Überzeugung dem Wohle des Staates als Ganzem gemäß ist, unabhängig von den Vorschriften politischer Parteien, unbekümmert auch um das Urteil Dritter. Das wird ihnen erleichtert, ja, wie es die menschliche Schwäche mit sich bringt, allein ermöglicht dadurch, daß niemand verfassungsmäßigen Einfluß auf sie hat, auch der König nicht, nachdem die Berufung einmal erfolgt ist. Demgemäß haben sich im Herrenhause die Parteiverhältnisse nicht in gleicher Art entwickelt wie anderwärts. In beiden Fraktionen, der „alten" wie der „neuen", wirken sehr verschieden gerichtete Elemente zusammen, der sogenannte Fraktionszwang ist unbekannt, Mitglieder, die keiner Partei angehören, werden nicht selten an Kommissionsarbeiten beteiligt.

Als den Grundgedanken, auf welchem das Herrenhaus zur Zeit beruht, wird man nach dem Vorstehenden bezeichnen dürfen, daß während die Zweite Kammer den Durchschnittszustand der Lebensverhältnisse des Volkes darzustellen beansprucht, die Erste den über das Gewöhnliche hervorragenden Existenzen der verschiedensten Art, den historischen, wirtschaftlichen und den geistigen Größen des Landes in Anknüpfung an geschichtlich überkommene Verhältnisse ausgiebige Einwirkung auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten zu sichern bestimmt ist, damit volksmäßigen Strebungen und gesellschaftlichen Strömungen gegenüber die Idee des Staates, und zwar des preußischen im besonderen, zu ihrem Rechte gelange. Ob es dieser Aufgabe allzeit gerecht geworden, soll an dieser Stelle nicht erörtert, wohl aber für die Vergangenheit auf die Würdigung, welche ihm die „Osterbotschaft" zuteil werden ließ, für die Kriegszeit auf den lesenswerten Aufsatz von Dr. Hellmuth Rogge (Aprilheft 1918 der Politisch-Anthropologischen Monatschrift) hingewiesen werden. Über die Qualität der von dem Herrenhause geleisteten gesetzgeberischen Arbeit besteht Einverständnis.

Zu verschiedenen Zeiten nun ist seine nicht ausreichend vielseitige Zusammensetzung bemängelt, seit der Thronrede von 1915 auch von seiten des Königs eine Abänderung als erforderlich bezeichnet worden. Es soll dahingestellt bleiben, ob solche Ankündigung während des Krieges nicht gerade im Interesse der Monarchie selbst bedenklich war, gefährdet wurde diese tatsächlich

Digitized by Google

durch den Erlaß vom 11. Juli 1917, der weniger in Verfolg als im Gegensatz zu dem vom 7. April 1917, der sogenannten Osterbotschaft, ergangen ist. In letzterer heißt es über die veränderte Zusammensetzung des Hauses: „Das Herrenhaus wird den gewaltigen Anforderungen der kommenden Zeit besser gerecht werden, wenn es in weiterem und gleichmäßigerem Umfange als bisher aus den verschiedenen Kreisen des Volkes führende, durch die Achtung ihrer Mitbürger ausgezeichnete Männer vereinigt.“

Hier fällt nun zunächst ins Auge, daß die Krone selbst, ohne den Weg der Verfassungsänderung zu beschreiten, es in der Hand hatte, den von ihr aufgestellten Forderungen zu genügen. Das Recht des Königs, aus Allerhöchstem Vertrauen zu berufen, ist gegenwärtig zahlenmäßig nicht beschränkt. Was hinderte den Ministerpräsidenten, ihm zu raten, gleichzeitig mit dem Inkrafttreten des veränderten Wahlrechts zur Zweiten Kammer eine Ergänzung der Ersten etwa in der Art vorzunehmen, daß besonders ausgezeichnete Personen der Industrie, des Handels, der Selbstverwaltung dem derzeitigen Bestande hinzugefügt wurden? Das Bestreben, eine übermäßige Mitgliederzahl zu vermeiden, kann es nicht gewesen sein, denn auch nach der Gesetzesvorlage soll das Haus auf einen weit höheren Personalbestand gebracht werden. Drei Gründe sind denkbar: der Wunsch, dem Anschein zu entgehen, als sei ein Pairsschub beabsichtigt, der zumal in solchem Umfange dem Geiste der Verfassung widerspricht,[1]) sodann die Überzeugung, daß die Autorität durch das Vertrauen bestimmter Kreise bezeichneter, also gewählter bzw. präsentierter Personen größer sei, endlich die Neigung, demokratischen Anforderungen entgegenzukommen. Welches dieser Motive oder ob mehrere zugleich bestimmend gewesen sind, soll unerörtert bleiben.

Ein sachliches Bedürfnis der Ergänzung des Herrenhauses besteht in der Tat, und eine veränderte Zusammensetzung würde sein Schwergewicht vermehren. Preußen war ehemals ein reiner Agrarstaat, zu den früher maßgebenden Schichten der Bevölkerung sind andere hinzugetreten, welche die gleiche Bedeutung für das Staatsleben beanspruchen dürfen. Dahin gehört in erster Linie die Industrie, vor allem insoweit sie sich mit Gewinnung oder Verarbeitung der Bodenschätze beschäftigt. Sie hat mit dem Grundbesitz die territoriale Basis gemein, gleich ihm ein Lebensinteresse an der Beständigkeit staatlicher Verhältnisse und in kriegerischen Zeiten gleiche Wichtigkeit für die Heeresversorgung wie die Landwirtschaft. Auch eine Berücksichtigung des Handwerks und des Handels ist daneben durchaus erwünscht.

Unerfindlich bleibt, weshalb man statt einer organischen Fortbildung, auf welche die Osterbotschaft hinzuweisen schien, eine wenig verschleierte Abschaffung anstrebt. Denn auf eine solche läuft es hinaus, wenn man den Grundcharakter des Hauses in jeder Hinsicht verändert. Dies zunächst, indem man einen sehr

[1]) Vgl. Rede des Ministerpräsidenten Fürsten Bismarck im Herrenhause vom 24. Januar 1865. Hätten die Neuberufenen überwiegend einer gleichen politischen Richtung angehört, so bestand diese Gefahr in der Tat.

Digitized by Google

erheblichen Teil — nach der Regierungsvorlage 192, nach den Kommissionsbeschlüssen des Abgeordnetenhauses 366 — Mitglieder von Wählerschaften — denn nichts anderes sind die Präsentationskörper — dadurch abhängig macht, daß man ihrer Zugehörigkeit zum Hause zeitliche Grenzen zieht und sie nach Ablauf einer gewissen Frist (zwölf Jahre) ausscheiden oder einer erneuten Bewerbung sich unterziehen läßt. Die Rücksichtnahme auf Stimmung und Wünsche der Wähler ist ein Übelstand, der, von Zweiten Kammern unzertrennlich, mit dem Wesen einer Ersten aber nicht verträglich ist. Der Bruch mit dem Prinzip der Lebenslänglichkeit (bzw. Amtsdauer) würde das Haus dem Wechsel populärer Strömungen ausliefern. Wie ernsthaft dieser das Staatswohl gerade in schwierigen Zeitläuften gefährdet, in denen die Erste Kammer ein Moment der Beharrung, ein moderamen imperii, darstellen soll, zeigt die Gegenwart.

Nicht minder bedeutsam ist es, daß der Grundsatz der Erblichkeit und mit ihm die geschichtliche Kontinuität nach der Regierungsvorlage verlassen, nach dem Beschluß der Kommission des Abgeordnetenhauses nur bezüglich der Standesherren beibehalten werden soll. Denn eine Präsentation durch Standesgenossen ist prinzipiell verschieden von den erblichen Virilstimmen, wie sie in allen deutschen Staaten und auch in Österreich aus den landständischen Verfassungen übernommen worden sind. Ohne weiteres kann zugegeben werden, daß in der Reihenfolge der Generationen sich bisweilen ungeeignete erbliche Mitglieder finden; Gepflogenheit und Überlieferung des Herrenhauses haben bisher verhindert, daß hieraus irgendein Schaden erwuchs. — Auf die Frage, ob den ehemals reichsunmittelbaren Häusern ein andersgeartetes und stärkeres Recht zur Seite stehe als den preußischen Fürsten, Grafen und Herren (unter denen sich auch einige Angehörige des hohen Adels befinden), soll hier nicht eingegangen werden, in der Geschichte des Landes haben diese eine größere und wichtigere Rolle gespielt als jene.

Die Zeit ist traditionsfeindlich und bemüht, die Kräfte auszuschalten, die beim Werden und Wachsen des Staates vorzugsweise am Werke waren. Sie verkennt die Zusammenhänge zwischen dem Staat und der Familie als einer in sich selbst beruhenden Totalität, welche die eigentliche Basis völkischen Lebens bildet. Die sittlichen Zusammenhänge als deren äußere Gestaltung die Familie sich darstellt, werden nahezu auf Eltern und Kinder beschränkt gedacht (vgl. die Gesetzesvorlage über das Erbrecht des Staates), der lebendige Wechselbezug der Generationen, welcher gewissermaßen eine Familienpersönlichkeit herausbildet, verneint (vgl. hierzu Schleiermacher, Ethik, § 264).

Darüber soll jedermann sich klar sein, daß solche Gedankenzusammenhänge gegen den Bestand der doch gleichfalls auf patrimonialer Idee beruhenden monarchischen Einrichtungen gerichtet sind, und deshalb wohnt der geplanten Beseitigung der erblichen Berechtigungen eine Bedeutung bei, welche bisher nicht allgemein erkannt worden ist. Im übrigen wird auf den oben angeführten Ausspruch von Benjamin Constant verwiesen.

Digitized by Google

Nicht minder gefährlich für das monarchische System ist es, daß die aus Allerhöchstem Vertrauen bisher erfolgten Berufungen rückgängig gemacht werden, gleichgültig, ob beabsichtigt wird, einige davon oder alle demnächst zu erneuern. Hierin liegt recht eigentlich die Abschaffung des gegenwärtigen Herrenhauses und überdies das Zugeständnis, daß der König das bisher gewährte Vertrauen nicht mehr aufrecht erhalte. Was das besagen will, wird jeder erkennen, der einen Blick auf die Liste der in dieser Art Begnadeten werfen will.

So geht denn, formell betrachtet, die Unterbrechung der Kontinuität des Staatslebens, welche in der radikalen Umgestaltung des Herrenhauses liegt, über die Veränderung hinaus, die das Abgeordnetenhaus erfahren soll. Hier wird das Wahlverfahren modifiziert, dort wird die bestehende Kammer selbst so gut wie abgeschafft. Es ist recht eigentlich ein Vorgehen grundstürzender Art und ein Sprung in die Tiefe, ohne daß man weiß, wo man landet. — Und das auch insofern, als zu dem Bruch mit den Grundsätzen der Erblichkeit und Lebenslänglichkeit (bzw. Amtsdauer) sich noch der gänzlich neue Gedanke gesellt, die Erste Kammer, die bisher die hervorragendsten Einzelpersonen gleichsam als φύλακες umfassen sollte, vorwiegend zu einer Interessenvertretung umzugestalten. Man wende nicht ein, daß auch in der Präsentation durch gewisse Kategorien größeren Grundbesitzes eine solche liegen solle. Gerade die Beschränkung auf den alten und den befestigten Grundbesitz beweist, daß dies die Absicht nicht gewesen ist. Denn worin könnten sich seine Interessen von denen der übrigen Rittergüter unterscheiden? Der König Friedrich Wilhelm IV. hat angenommen, und damals sicher mit Recht, daß in den dergestalt zur Mitwirkung an der Gesetzgebung berufenen Kreisen ein den Durchschnitt weit überragendes Maß von preußischer Staatsgesinnung, historischem Empfinden und Vertrautheit mit den Bedürfnissen der ländlichen Bevölkerung anzutreffen sei.

Auch der Gedanke einer Ergänzung des Herrenhauses, wie er in der Osterbotschaft dem Wortlaut nach liegt, ist grundverschieden. Ergänzung würde besagen, daß auch aus anderen Ständen und Berufskreisen wie bisher führende Persönlichkeiten ausgewählt werden sollen, gleichviel wie, um die besonderen Erfahrungen, die sie haben sammeln können, dem allgemeinen Staatsinteresse dienstbar zu machen, nicht aber um die Erwerbsstände oder die Selbstverwaltung zu „vertreten“. Man lese die Begründung, welche die Staatsregierung dem Entwurf gegeben hat, und man wird auf Schritt und Tritt finden, daß von der „Vertretung“ der Präsentationskörper die Rede ist. Auch die Berufung aus Allerhöchstem Vertrauen soll erfolgen, um Interessen Berücksichtigung zu schaffen, welche durch die Verbände nicht genügend wahrgenommen würden. Die Diskussion in der Kommission des Abgeordnetenhauses, soweit sie diese Kategorie betraf, hat sich denn auch ganz vorzugsweise um die Arbeitervertreter gedreht (Sp. 87, 88 des Kommissionsberichtes).

Wirksamer konnte der Gedanke der Vertretung von Berufsinteressen nicht widerlegt werden als durch die musivische Gestalt, die jene Kommission der

Digitized by Google

Regierungsvorlage gegeben hat. Diese sah Präsentationen der Städte, der Selbstverwaltung, der größeren Grundbesitzer, der Landwirtschaft als solcher, der Großindustriellen, des Handels und der Industrie und des Handwerks vor (die übrigen Berechtigten bleiben für den Zweck dieser Darlegung außer Betracht), die Kommission hat Vertreter der Arbeiter, der Angestellten, der Staatsbeamten, der Lehrer, der Techniker, der Kunst, Literatur und Presse hinzugefügt. Mit gleichem Recht hätte sie, wie in Petitionen erbeten war, den Handelsreisenden, Hauswirten, Detailhändlern, Mieterverbänden, Pfarrern, Rechtsanwälten, Ärzten, Apothekern und Feuerwehrleuten eine Vertretung gewähren können. Sie hat diese Konsequenz nicht ziehen wollen.

Wie würde nun ein dergestalt konstruiertes Herrenhaus die Aufgabe einer Ersten Kammer zu erfüllen in der Lage sein? Die Frage stellen, heißt sie beantworten. Überwiegend zusammengesetzt aus beruflich vorgebildeten Mitgliedern, die dem politischen Leben bisher fernstanden, ohne jede Tradition und ohne Geschäftspraxis, würde es keineswegs geeignet sein, ein Gegengewicht gegen das Abgeordnetenhaus zu bilden, am wenigsten gegen ein so radikal demokratisches, wie es die Staatsregierung beabsichtigt ins Leben zu rufen. Die Berufsinteressen könnten vielleicht den erwünschten Schutz finden, wozu der von den Präsentationsverbänden geübte Druck beitragen würde, ob aber die Lebensnotwendigkeiten des preußischen Staates und seine Kulturaufgaben, das monarchische System und die Sicherheit der Ostmark, das ist eine sehr andere Frage.

Wie bereits ausgeführt, liegt es im Wesen einer jeden Ersten Kammer, daß sie ein Moment der Stabilität darstellt, die Kontinuität der Entwicklung wahrt und die Gesamtheit der Staatsinteressen beständig im Auge behält. Wie soll sie dem genügen, wenn sie von Wählern abhängig ist? Und wie vollends dann, wenn diese Wähler Vertretung ihrer Sonderinteressen mit Fug erwarten können? Das berufsständische Prinzip hat Zukunft, es kann sehr wohl einer Zweiten Kammer zur Grundlage dienen, wenn man sie lediglich auf den vier großen Erwerbsständen und neben ihnen den freien Berufen aufbaut. In einer Ersten ist dafür kein Platz.[1])

Unter diesen Umständen kann die Frage aufgeworfen werden, ob man das Herrenhaus, mit Ausnahme der erblichen Mitglieder, lediglich auf Berufung aus Allerhöchstem Vertrauen gründen sollte. Bereits Fürst Bismarck hat indessen darauf aufmerksam gemacht, daß eine Verfassung des Hauses nicht erwünscht sei, die es der öffentlichen Meinung vorzugsweise als eine „Doublüre der Regierungsgewalt und eine parallele Ausdrucksform des Königlichen Willens" erscheinen lasse. Und an anderer Stelle (vgl. Busch, Tagebuchblätter, Bd. 3, S. 27 ff.) hat er hervorgehoben, daß mehr als in der Zusammensetzung der Grund seines mangelnden Schwergewichtes in der — inzwischen nicht veränderten — Behandlung liege, welche es seitens der König-

[1]) Es ist nicht konsequent, wenn die Staatsregierung ein berufsständisch organisiertes Abgeordnetenhaus ablehnt, für die Erste Kammer aber den gleichen Gedanken als berechtigt proklamiert.

Digitized by Google

lichen Staatsregierung erfährt. Es sei notwendig, daß diese auf dem Fuße der Gleichheit mit dem Abgeordnetenhause erfolge. Auch darauf weist er hin, daß die Ziffer für die Beschlußfähigkeit zu niedrig gegriffen sei und daß ihre Heraufsetzung einen fördernden Einfluß auf die Verhandlungen haben müsse.

Beidemal geht er allerdings von der heute keineswegs mehr zutreffenden Voraussetzung aus, daß die monarchische Regierung in Preußen so stark sei, daß sie der „Krücke“ nicht bedürfe. Dennoch wird man seine Bedenken gegen unbeschränkte Berufung aus Allerhöchstem Vertrauen auch jetzt noch gelten lassen müssen. Für die erste Zusammensetzung des Hauses in den fünfziger Jahren hätte der spätere Bismarck einer Kammer den Vorzug gegeben, die außer den erblichen Mitgliedern, an denen er festhielt, auf Zeit gewählte Delegierte des großen Grundbesitzes, bedeutender Städte und der Höchstbesteuerten umfaßt hätte, und die der teilweisen Auflösung unterlag. Eine Modifikation der einmal Bestandteil der Verfassung gewordenen Zusammensetzung hat er so wenig befürwortet, daß er als Ministerpräsident eine von Schwerin 1861 veranlaßte Einschränkung der Präsentationsrechte des Grundbesitzes rückgängig machte. Seine Haltung erklärt sich wohl nicht lediglich aus der Abneigung gegen eine vermeidliche Änderung des Staatsgrundgesetzes. — Ein Bruch mit der inzwischen Geschichte gewordenen Entwicklung, wie er in der Beseitigung der Präsentation auf Lebenszeit liegen würde, hätte seinem innersten Wesen widerstrebt. Und weilte der größte Deutsche seit Luther noch unter uns, so würde er die verstärkte Sicherung des Königtums, die gegenüber einem radikalisierten Abgeordnetenhause und angesichts der Entwicklung zum Parlamentarismus durch das Prinzip der Lebenslänglichkeit gegeben ist, nicht verschmähen. Jetzt ist es dringlich, dafür zu sorgen, daß die Erste Kammer nicht als Doublüre der Zweiten erscheine.

Auf Wahlen also oder, um die geschichtlich überlieferten Beziehungen zwischen Krone und Herrenhaus festzuhalten, auf Königliche Berufung nach erfolgter Präsentation wird die Mitgliedschaft der dem Herrenhause neu hinzutretenden Elemente zweckmäßig beruhen. Nur müßte Fürsorge getroffen werden, daß eine Verpflichtung der Krone bestünde, nach Erledigung eines Sitzes die Präsentation herbeizuführen und daß, wenn vom König ein Präsentierter abgelehnt werden sollte, der betreffende Verband alsbald Gelegenheit erhält, sein Recht abermals auszuüben. Die berührten Ereignisse des Jahres 1861 lassen solche Vorsicht angebracht erscheinen.

Was nun die einzelnen Kategorien der Mitglieder anlangt, so ist von den erblichen schon die Rede gewesen. Wünsche aus den neuen Provinzen, die in der zweiten Lesung in der Kommission des Abgeordnetenhauses laut geworden und auf die Beschlüsse von Einfluß gewesen sind, werden gelegentlich der Beratung im Herrenhause zu erörtern sein. — Dem historischen Charakter des preußischen Staates entspricht es nicht, wenn künftig die Verleihung erblicher Berechtigungen ganz ausgeschlossen sein soll. Man mag sie, wenn man will, in der Art beschränken, daß nur nach Maßgabe des Erlöschens früherer Berech-

Digitized by Google

tigungen Neuverleihungen stattfinden dürfen. Wer aber würde den Namen Hindenburg auch in kommenden Jahrzehnten im preußischen Herrenhause missen wollen?

Bezüglich der Familienverbände walten die gleichen Gesichtspunkte ob. Anders verhält es sich mit den von den Grafenverbänden und den Domstiften Präsentierten. Sie verdanken ihre Berufung mehr einer persönlichen Vorliebe Friedrich Wilhelms IV. als staatsmännischer Erwägung. Diese Präsentationsberechtigungen können für die Zukunft unbedenklich wegfallen.

Nur wenn man das Herrenhaus als Interessenvertretung konstruieren will, läßt sich die Einbeziehung kleineren und kleinsten Grundbesitzes rechtfertigen. Bleibt ihm sein bisheriger Charakter der Osterbotschaft gemäß grundsätzlich erhalten, so entfällt das leitende Motiv. Es ist nicht zu rechtfertigen, den befestigten Grundbesitz neueren Datums von den Präsentationsverbänden auszuschließen. Ein solches Vorgehen würde in den Ostprovinzen die polnische Gefahr nicht unwesenlich verstärken. Will man den Rittergütern andere gleichwertige Grundstücke alten Familienbesitzes zur Seite stellen, so ist dagegen nichts zu erinnern. Auch ist einzuräumen, daß viele Verbände zukünftig ohne Schaden zusammengelegt werden können, so daß ausreichend Sitze für die neuen Provinzen verfügbar werden. Die Bedenken hiergegen, die in den sechziger Jahren vorlagen, sind inzwischen fortgefallen.

Aufs freudigste zu begrüßen ist die in Aussicht genommene Beteiligung von Leitern großer Unternehmungen, der Industrie oder des Handels auf Grund von Präsentation, nur daß diese, wie es die Regierungsvorlage will, für die Dauer der leitenden Stellung und nicht auf Zeit wird erfolgen müssen. Insbesondere große Industrielle haben dem Hause bisher in ausreichender Anzahl nicht angehört.

Eine starke Verschlechterung dem gegenwärtigen Zustand gegenüber bedeutet die für die Städte in Aussicht genommene Neuregelung. Dort besteht formal gesehen das Wahlprinzip (auf Amtsdauer) schon jetzt, es hat sich aber die löbliche Praxis herausgebildet, daß so gut wie ausnahmslos die Oberbürgermeister, durchweg hervorragend befähigte und vorgebildete Männer, präsentiert werden. Wenn den 51 Städten, die jetzt das Vorschlagsrecht besitzen, einige zwanzig weitere behufs Bildung eines Verbandes hinzugefügt und von den Bürgermeistern dieser Städte sodann 36 oder, wie die Kommission des Abgeordnetenhauses will, 48 präsentiert werden, so sind Parteiungen im Wahlkörper unausbleiblich, ganz abgesehen davon, daß höchst wertvolle Kräfte dem Hause zunächst verloren gehen. Größere und kleinere Städte, verschiedene politische Richtungen würden sich bekämpfen, und auch der natürliche Lokalpatriotismus würde üble Folgen zeitigen.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß gerade die fähigsten und charaktervollsten Persönlichkeiten dem Hause fern bleiben würden.

Die Beibehaltung des erprobten Alten erscheint geboten.

Der Gedanke, neben den Städten auch die Organe der später erwachsenen

Digitized by Google

Selbstverwaltung in Stadt und Land an den Präsentationen zu beteiligen, entbehrt nicht der inneren Berechtigung. Auch hier ist die Mitgliedschaft während der Amtsdauer das Natürliche und Gegebene. Aber auch dies Prinzip vermag nicht allen Gefahren vorzubeugen. Wahlen würden mit einer Politisierung der Provinziallandtage verbunden sein und diese wiederum würde auf Kreise und Städte zurückwirken. Nicht hoch genug kann es bewertet werden, daß es bisher im großen und ganzen gelungen ist, Kreis- und Provinzialverwaltungen frei von der Politik zu halten. Nur dadurch sind sie befähigt worden, sachlich, unparteiisch und, wie wohl allgemein anerkannt wird, höchst segensreich zu wirken. Hat doch sogar Herr Wilson vor dem Kriege in Preußen das bestverwaltete der Länder gesehen. In Amerika und Frankreich haben wir warnende Beispiele vor uns, wohin die Politisierung der Verwaltung führt. Auch der bei uns wahrlich sattsam vorhandene Hader der christlichen Konfessionen, im Osten der nationale, würde neue Nahrung erhalten. Ein Ausweg könnte dadurch gefunden werden, daß mit gewissen Ämtern innerhalb der Selbstverwaltung die Mitgliedschaft des Herrenhauses verbunden wäre, ähnlich dem jetzt in den berechtigten Städten tatsächlich bestehenden Zustande. Es ist wohl kaum zu befürchten, daß dann auch die Wahlen zu diesen Ämtern von der politischen Stellungnahme des Kandidaten mehr als von seiner Sachkunde würden abhängig gemacht werden. — Ähnliche Bedenken bestehen hinsichtlich der vorgeschlagenen Präsentationswahlen durch Landwirtschafts-, Handels- und Handwerkerkammern. Auch sie können in verwandter Art behoben werden.

Hiermit sei die Kritik des auf die Präsentation bezüglichen Abschnitts der Gesetzesvorlage abgeschlossen. Der Leser soll durch Einzelheiten nicht ermüdet werden. Das Vorschlagsrecht der Hochschulen ist grundsätzlich nicht verändert worden, ob ein solches der privilegierten Religionsgesellschaften nötig und nützlich sei, muß besonderer Untersuchung vorbehalten bleiben.

Stets wird es außerhalb der präsentationsberechtigten Verbände Persönlichkeiten von hoher Bedeutung geben, deren Mitarbeit zu sichern erwünscht erscheint, und auch innerhalb ihrer werden Nichtvorgeschlagene dieser Art vorhanden sein. Nicht nur an verdiente Generale und hohe Beamte außer Dienst kann man denken, sondern auch an Personen von hervorragender sozialer Wirksamkeit. Männer solcher Art sind auch bisher schon aus Allerhöchstem Vertrauen berufen worden. Dies Recht muß der Krone, wie sich von selbst versteht, erhalten werden, und zwar in der Weise, daß ein verhältnismäßig erheblicher Teil des Hauses aus solchen Berufungen hervorgeht.

Es bedeutet jedoch nur eine scheinbare Festigung der Stellung des Monarchen, wenn man die Berufungen aus Allerhöchstem Vertrauen zahlenmäßig nicht beschränkt. Wie die Dinge gegenwärtig liegen, ist die Gefahr unleugbar, daß ein radikalisiertes Abgeordnetenhaus sich beständig versucht fühlen wird, ein sic volo, sic jubeo zu sprechen und einen vom Reichstage her verstärkten Druck auf die Krone auszuüben. Dadurch wird die Gefahr des sogenannten Pairsschubes nahegerückt. Sofern ein solcher von erheblichem Umfange ist

Digitized by Google

und zu dem Zwecke erfolgt, das Haus mit einer anders orientierten Mehrheit der Zweiten Kammer in Übereinstimmung zu bringen, hat ihn, wie schon erwähnt, Fürst Bismarck als materiell verfassungswidrig bezeichnet. Sein Verhalten aus Anlaß der Durchsetzung der Kreisordnung widerspricht dieser Anschauung insoweit nicht, als es sich damals um eine relativ nicht sehr bedeutende Anzahl von Mitgliedern (25) handelte und um eine konkrete, die Staatsverfassung nicht berührende gesetzgeberische Maßnahme aus Initiative der Regierung. Dennoch ist zuzugeben, daß er nicht in Konsequenz seiner theoretischen Überzeugung gehandelt hat.

Ein Dienst wird der Monarchie erwiesen, wenn man die Krone durch verfassungsmäßige Bestimmungen davor bewahrt, daß ihr angemutet werden kann, ihrem eigenen Lebensinteresse zuwider, sich mit dem Geist der Verfassung, wenn nicht mit deren Buchstaben in Widerspruch zu setzen, indem sie radikalen Neuerungen gegen den Widerspruch der Ersten Kammer zur Annahme verhilft. Richten sich diese auf Verstärkung des Einflusses der Zweiten Kammer und damit tatsächlich gegen die Machtfülle der preußischen Krone, so kann die Wirkung auf die staatsrechtliche Stellung des Deutschen Kaisers nicht ausbleiben.

Diese Erwägungen rechtfertigen die übrigens auch in der Regierungsvorlage vorgesehene Einführung des sogenannten numerus clausus, der — und zwar in der doppelten Fixierung einer Höchst- und einer Mindestzahl — schon in Österreich-Ungarn und vielen größeren deutschen Einzelstaaten zu Recht besteht und sich bewährt hat. Die zahlenmäßige Festsetzung hängt von der endgültigen Gestaltung der Gesetzesvorlage ab.

Daß die Berufungen aus Allerhöchstem Vertrauen nur auf den persönlichen Eigenschaften der künftigen Mitglieder beruhen können, erscheint selbstverständlich. Dennoch will die Begründung der Vorlage auf diesem Wege die „kleinen Ungleichmäßigkeiten und Unbilligkeiten beseitigen, die sich aus der naturgemäß immer unvollkommen bleibenden Gestaltung der Präsentationsberechtigungen" ergeben müssen. Auch das königliche Vorrecht soll also in den Dienst der Vertretung aller Gruppen gezwungen werden.

Eine Erörterung, die aus diesem Anlaß in der Kommission des Abgeordnetenhauses stattgefunden hat, gibt zu denken! Ein Mitglied regte an, daß dem Judentum als solchem, dem orthodoxen wie dem reformierten, eine Vertretung im Herrenhause ebenso wie den beiden christlichen Kirchen des Landes solle zugebilligt werden.

Ein Grund, aus welchem die geduldete Religionsgesellschaft der Juden (Patent vom 30. März 1847) einen Vorzug vor den staatsrechtlich gleichgestellten Mennoniten, Quäkern, Anglikanern und Griechisch-Orthodoxen beanspruchte, ja sogar vor den aufgenommenen, konzessionierten, nicht bevorrechteten Kirchengesellschaften wie den Alt-Lutheranern und eine Gleichstellung mit den bevorrechteten Kirchen, wurde nicht angegeben. Der Minister des Innern verhieß Berufung aus königlichem Vertrauen. Eine solche Zusage läßt sich aus dem zur Zeit in Preußen noch geltenden Staatsrecht, nach welchem das

Digitized by Google

Staatsministerium dem Könige nicht vorzuschreiben hat, wem er sein Vertrauen frei schenken will, nicht rechtfertigen. Auch § 6 des Regierungsentwurfes sieht in der Hinsicht keine Veränderung vor. Dies die Rechtslage. — Und sachlich wird man das Judentum, das doch nicht nur Bekenntnis ist, sondern eine über die Welt verbreitete Nation, nicht als derart solidarisch mit dem preußischen Staat verflochten zu betrachten haben, daß ein Grund zu ausnahmsweiser und besonderer Berücksichtigung vorläge. Die Alliance Israelite hat ihren Sitz in Paris, Speyer, Schiff und Cahn regieren Wallstreet. Bekannt ist der Einfluß der Lords Northcliffe (Stern) und Reading (Rufus Isaacs) in England. Nicht deutschnationale Interessen sind es in erster Linie, welche manche Zeitungen vertreten. Endlich ist es eine keineswegs seltene Erscheinung, daß Mitglieder der gleichen jüdischen Familie verschiedenen Staatswesen angehören. Die große Mehrheit der preußischen Juden sind gute Patrioten, gewiß, aber die preußischen Mitglieder der anderen geduldeten Religionsgesellschaften nicht minder.

In der Zuständigkeit beider Häuser sollen nach der Vorlage wie nach den Kommissionsbeschlüssen des Abgeordnetenhauses in zweiter Lesung nur geringfügige Änderungen eintreten. Insbesondere soll das Etatsrecht des Herrenhauses nur insofern verändert werden, als es die Befugnis haben soll, vom Abgeordnetenhause gestrichene oder geminderte Ausgabeposten im ordentlichen Staatshaushalt zu diskutieren, und wenn es anderer Ansicht ist als die Zweite Kammer, mit dieser eine „Verständigung" im Wege der Beratung durch einen gemischten Ausschuß zu suchen. Bleibt das Abgeordnetenhaus dann bei seiner Meinung, so hat das Herrenhaus die Geschäfte der Regierung vergeblich ohne Auftrag geführt. Denn daß es von dem Mittel der Ablehnung des gesamten Etats Gebrauch machen sollte, ist doch wegen einzelner Ausgabeposten mehr wie unwahrscheinlich.[1]) Ob es die Absicht gewesen ist, durch solchen Vorschlag die Stellung des Herrenhauses zu heben oder herabzudrücken, steht dahin, der Effekt ginge sicherlich in letzterer Richtung. Denn es entspricht der Würde des zweiten gleichberechtigten Faktors der Gesetzgebung nicht, dem dritten respektvolle Vorhaltungen zu machen, sich aber zu bescheiden, wenn diese in mehr oder weniger verbindlicher Form den Akten einverleibt werden. In der Tat besteht denn auch gar kein Grund, dem Herrenhause das volle Etatsrecht vorzuenthalten. Die ehemalige Erste Kammer hat es gehabt, die Änderung wurde lediglich als Kompensation gegen das unbeschränkte königliche Ernennungsrecht eingeführt. (Für die geschichtliche Darstellung wird auf den Aufsatz von Dr. Kahrstedt, Das Budgetrecht Erster Kammern, Märzheft 1918 der Konservativen Monatsschrift, verwiesen.) Nun hat sich der König dieses Ernennungsrechtes (Art. 1 des Gesetzes vom 7. Mai 1853) bereits durch die Verordnung wegen Bildung der Ersten Kammer vom 12. Oktober 1854 in erheblichem Umfange

[1]) Wird die sogenannte Durchzählung eingeführt (s. unten), so kann das Herrenhaus durch En-bloc-Ablehnung des Etats den Versuch eines Bündnisses mit der Minderheit des Abgeordnetenhauses machen.

Digitized by Google

entäußert, eine weitere starke Einschränkung bringt der numerus clausus. Die Präsentierten, deren Berufung doch nur ein Ehrenvorrecht der Krone ist, überwiegen durchaus und werden es künftig noch mehr. — In den süddeutschen Einzelstaaten, die in neuerer Zeit ihre Verfassung weiter demokratisiert haben, hat überall eine Erweiterung des Budgetrechts der Ersten Kammer stattgefunden, in Bayern stehen beide vollkommen gleich, bis auf die der Zweiten Kammer gesicherte Priorität der Beratung. Dasselbe ist, nebenbei bemerkt, auch beim französischen Senat der Fall. Sollte die Folge analoger Regelung in Preußen die Einführung zweijähriger Etatsperioden sein, so wäre dies im staatlichen Interesse nur erwünscht.

Sowenig Wert bloße Verständigungsausschüsse haben, so wichtig ist es, nach Mitteln zu suchen, welche die Lösung der zwischen den gesetzgebenden Körperschaften obwaltenden Differenzen dann ermöglichen, wenn der normale Weg des Kompromisses sich als nicht gangbar erweist. Es liegt nahe, für diese Fälle an die sogenannte Durchzählung, eine gemeinsame Abstimmung beider Häuser, zu denken, welche ja die Verfassung bei der Beschlußfassung über Einsetzung einer Regentschaft schon kennt. Man kann solche Abstimmung mit besonderen Vorsichtsmaßregeln ausstatten — gleiche Anzahl der Abstimmenden aus jedem der beiden Häuser, mindestens zwei Drittel der Mitglieder eines jeden u. dgl. m. Der Vorschlag hat sicher viel Bestechendes. Man wird ihm aber erst dann näher treten können, wenn feststeht, wie das künftige Abgeordnetenhaus gewählt werden und wie das Herrenhaus beschaffen sein wird.

Das gleiche ist der Fall bezüglich der Vorschriften, welche eine Abänderung der Verfassung erschweren. Daß aber die gegenwärtige Wiederholung der Abstimmung nach 21 Tagen, die nur gegen Zufallsmajoritäten sichert, nicht genügt, dürfte ausgemacht sein.

Auf Hoffnungen und Erwartungen soll ein neues Preußen aufgebaut, das alte, der Lehrmeister und Einiger Deutschlands, dessen Einrichtungen sich denen der „parlamentarischen" Staaten überlegen gezeigt haben, soll durch Angleichung zur Reichsprovinz gemacht werden, im Widerspruch mit der gerade in den letzten Lebensjahren wiederholt kundgegebenen Auffassung Bismarcks von der Bedeutung der Einzellandtage. Die Art, in der dieser Plan verfolgt wird, läßt nicht nur das Verständnis für die einzigartige Geschichte des Landes vermissen, sie erweckt das Gefühl, daß die Staatsform gewaltsam gemacht werden, nicht nach den ihr innewohnenden Grundsätzen sich organisch entwickeln solle. Insbesondere erhellt das aus der Verbindung, in welche die ihrem Wesen nach unverträglichen Gedanken der Repräsentation durch Stellvertretung und berufsständischen Aufbaus gebracht werden, und aus der Rolle, die der Ersten Kammer hierbei zugedacht ist.

Daß es überstaatliche Lebensgemeinschaften gibt, die gewillt sein könnten, sich der neuen Form für ihre gewiß weder preußischen noch deutschen Zwecke zu bedienen, wird geflissentlich ignoriert. So, daß die politischen Pläne des

Digitized by Google

Papsttums andere sind und andere sein müssen als sie in den Lebenszielen Preußens liegen. Nicht minder, daß die Bestrebungen nach einem Gesamteuropa oder gar einem Zusammenschluß der Völker utopisch sind mindestens auf Jahrhunderte hinaus. Gefährlicher ist der drohende Weltbund des Großkapitals und gleicherweise die auf die Weltherrschaft international verbundener Arbeitermassen gerichteten Bestrebungen.

Deutschland, das Herz Europas, ist rings von Volksgemeinschaften umgeben, die ihm tödlich feind sind. Ein Teil derselben droht die verbündete Donaumonarchie zu sprengen. Wo bleibt demgegenüber preußisch-deutscher Machtwille und Machtbewußtsein? Die Gegner, welche darauf verzichten mußten, uns militärisch oder durch Hunger niederzuringen, setzen jetzt ihre Hoffnung darauf, daß die Politik der Koalition Erzberger-Scheidemann nun auch von den preußischen gesetzgebenden Körperschaften werde vertreten werden. Man male sich aus, welches die Lage sein würde, wenn unsere bislang monarchischen Einrichtungen den Sieg dieser Richtung nicht verhindert hätten.

Und im Innern des Landes? Mit ästhetischem halben Bedauern stellt Walter Rathenau, offenbar ein Kenner Gobineauscher Schriften, in seinem vielgelesenen und beachtenswerten Buche „Von kommenden Dingen", S. 259 ff., fest, daß der Prozeß der Entgermanisierung — man verzeihe das unschöne Fremdwort, Entdeutschung trifft nicht — sich auch bei uns in raschem Tempo vollziehe, wenn auch nicht mit vulkanischer Gewalt wie anderwärts zur Zeit der großen Revolution, ein analoger Vorgang zum Sinken des Römerreichs.[1]) Die alte deutsche Oberschicht werde ihres Einflusses allmählich entkleidet, die halb slawischen Söhne der ehemals Unterworfenen, ein neues Volk, trete an ihre Stelle. Die im Blute steckende Unfreiheit müsse verschwinden, der nationale Sinn solle unabhängig von dynastischem Gefühl zum Ausdruck gelangen.

Ein Prozeß dieser Art hat sich in Frankreich vollendet, wo, um mit Taine zu reden, der Gallier den Franken verdrängt hat. Es ist klar, daß fortschreitende Demokratisierung der öffentlichen Einrichtungen solchen Verlauf fördert, die Beteiligung am Staatsleben wird Geschäft wie in Amerika, und nicht die Besten sind es, die es betreiben. Die Gleichheit, nicht die Unabhängigkeit der Individuen wird erstrebt, im Widerspruch zu den Sätzen, daß nicht das freie Spiel, sondern die harmonische Ordnung der Kräfte Staat und Gesittung trägt und daß der Staat Urphänomen ist, nicht Kunstwerk.

Vieles hatte die preußische Monarchie vom germanischen Staatsgedanken (vgl. hierzu Valckenier Kips, Der deutsche Staatsgedanke, Leipzig 1916) bewahrt, vieles durch Bismarcks Lebenswerk dazu erworben. Jetzt soll sie — ein tatsächlicher Triumph Englands — dieses Charakters entkleidet, nach romanisch naturrechtlichem Schema gemodelt werden. Der Weg geht über die Parlamentsherrschaft durch Umgestaltung beider Kammern, von denen die Erste — welches auch die Mängel ihrer Zusammensetzung seien — vorzugsweise auf deutsche

[1]) Vgl. Otto Seeck: Der Untergang der antiken Welt.

Digitized by Google

Rechtsgedanken gegründet ist. Daß man eine an dieser Stelle widersinnige berufsständische Neuorganisation als Verbrämung hinzugefügt hat, ist für die Wirkung unerheblich.

Wie es möglich wäre, dem Herrenhause und der Monarchie selbst solch Schicksal zu ersparen, konnte im vorstehenden nur angedeutet, nicht im einzelnen aufgezeigt werden. Surge tandem, Friderice!

Der wirtschaftliche Aufbau nach dem Weltkrieg und die internationale Deckung der Weltkriegskosten als Kriegsentschädigung

Vorwort

Die Zukunft des Deutschen Reiches ist abhängig von einer gedeihlichen Entwicklung unserer Wirtschaft. Große Schwierigkeiten sind zu überwinden, um die stark geschwächte und mit schwersten Lasten überbürdete Volkswirtschaft wieder in normalen Gang zu bringen. Die nachstehenden Ausführungen möchten Beiträge liefern zur Erleichterung der Aufgabe. Sie geben einige praktische und theoretische Anregungen. Selbstverständlich werden diese Gedanken auf Widerstand und Kritik stoßen. Aber nur durch aufbauende Vorschläge, nicht aber lediglich durch Erhebung von Steuern und Errichtung von Monopolen werden wir den Schwierigkeiten zu Leibe gehen können, die unser warten. Nur durch neue Gedanken sind die schweren Belastungen, die auf allen Erwerbszweigen ruhen werden, zu erleichtern, und nur dadurch ist ein neues Aufblühen unserer eigenen Wirtschaft und der mit ihr im engsten Zusammenhang stehenden Weltwirtschaft möglich. Wenn einmal die Friedensverhandlungen begonnen haben, ist es schon zu spät, mit Vorschlägen herauszutreten. Deshalb sei jetzt auf neue Wege und neue Ziele verwiesen.

I

Die Reichswirtschaftsbank

Unter den Problemen, die heute unsere beamteten und nichtbeamteten Wirtschaftspolitiker beschäftigen, verursacht immer wieder eine Frage großes Kopfzerbrechen: Woher soll das Kapital kommen, das für den Wiederaufbau unserer Wirtschaft unbedingt notwendig ist? Wir müssen uns darauf gefaßt machen, daß mit dem Friedensschluß ein wahres Wettrennen nach Kapital eintreten wird, denn ebenso wie die einzelnen Staaten und Städte heute schon auf den Augenblick lauern, in dem sie neue Anleihen aufnehmen können, was ihnen heute verboten ist, so ist jeder einzelne Industriezweig voll von neuen Gedanken, zu deren Ausführung gewaltige Kapitalien erforderlich sind. Längst haben die

Digitized by Google

maßgebenden Instanzen nach Mitteln und Wegen gesucht, um diesem ungesunden Wettbewerb entgegenzuarbeiten und vor allem zu verhüten, daß durch ein gegenseitiges Überbieten die Zinssätze auf eine unerschwingliche Höhe hinaufgetrieben werden. Zeitweise hat die Reichsbank daran gedacht, eine Art Zwangskontingentierung für Neuemissionen vorzunehmen. Von diesem Gedanken ist sie abgekommen und neuerdings dazu übergegangen, für Neugründungen und Kapitalserhöhungen eine Konzessionspflicht einzuführen, die eigentlich mit der Gewerbefreiheit nur schwer in Einklang zu bringen ist.

Wenn nun nach dem Kriege die beweglichere Privatindustrie mit aller Rücksichtslosigkeit und Unbekümmertheit um die Höhe des Zinssatzes sich auf dem Kapitalmarkt breit macht, so liegt die Gefahr nahe, daß jene Aufgaben zu kurz kommen, die der Staat im Interesse unserer Wirtschaft auszuführen hat. Und diese Aufgaben sind ebenso zahlreich wie kostspielig. Wir erwähnen u. a.

1. den Bau neuer Eisenbahnlinien im Reiche und den angrenzenden okkupierten oder angeschlossenen Ländern wie Kurland, Litauen, Estland usw.;

2. den Bau von neuen Kanälen (Mittellandkanal, Main-Donau-Kanal, Kanal vom Baltischen Meere bis zum Schwarzen Meere usw.);

3. den Staatsbedarf an Schiffen, Lokomotiven und anderen Transportmitteln;

4. die Mittel zu Reparaturen des Eisenbahnparks, der Schienenwege usw.;

5. die Mittel zum Bau von Wohnhäusern für Kriegsbeschädigte, Arbeiter usw.

Woher sollen die hierfür benötigten Gelder kommen, und woher sollen sie vor allem zu einem erträglichen Zinsfuße beschafft werden? Soll der Staat alle diese Aufgaben lediglich der Privatinitiative überlassen, oder soll er sie in staatliche Regie übernehmen und für die Beschaffung neue Anleihen ausgeben? Beide Möglichkeiten begegnen schweren Bedenken. Die Übertragung jener Aufgaben an die Privatinitiative wäre gleichbedeutend mit dem Bruche unserer langjährigen Politik, die stets die Ausführung solch großer Pläne dem Staate selbst übertrug. Es würde völlig unseren Grundsätzen der letzten Jahrzehnte widersprechen, wenn wir nun plötzlich Eisenbahnen und Kanäle wieder dem privaten Unternehmertum übergeben würden. Ganz abgesehen von der Frage, ob eine derartige Haltung im allgemeinen Interesse läge, würden schon allein die politischen Verhältnisse bei uns und die Anschauungen der herrschenden Parteien einer solchen Änderung aufs entschiedenste widersprechen. Es bliebe dann nichts übrig, als alle diese Dinge rein von Staats wegen nicht nur zu verwalten, sondern auch zu finanzieren. Dieser Entschluß aber würde hinwiederum anderen Bedenken begegnen. Das deutsche Volk ist derartig mit Staatspapieren überlastet und übersättigt, daß neue Emissionen, sobald einmal die patriotischen Beweggründe wegfallen, die unsere Kriegsanleihen immer wieder zu so glänzenden Resultaten führen, bei einigermaßen mäßigen Zinssätzen ihre Schwierigkeiten haben dürften. Schon vor dem Kriege konnte man die Beobachtung machen, wie wenig Lust das Kapitalistenpublikum besitzt, Staats-

Digitized by Google

papiere zu erwerben, wie die fortdauernden Kursverluste auch die besten inländischen Renten unpopulär machten, wie man bei jeder neuen Ausgabe seine liebe Not hatte, genügend Interesse zu finden. Es sei hier nur daran erinnert, wie allmählich der Gedanke entstand, Sparkassen usw. gewissermaßen zwangsweise zum Kauf von Staatspapieren zu bringen.

Nach dem Kriege wird diese Abneigung wiederkommen. Schon heute weiß jeder erfahrene Bankier zu berichten, wie sein Publikum bei aller Bereitwilligkeit, die Kriegsfinanzierung zu unterstützen, doch immer wieder den Wunsch äußert, daneben auch andere Papiere zu erwerben, um gewissermaßen eine Mischung im Vermögen zu erreichen. Das ist ja einer der Hauptgründe, warum wir gegenwärtig geradezu einen Heißhunger nach Dividendenpapieren an allen Börsen beobachten.

Gleichzeitig spricht gegen eine Übernahme all dieser Aufgaben durch rein staatliche Behörden die Erfahrung, daß der Staat nicht nur teurer arbeitet als der Private, sondern daß bei ihm auch die Ausführung aller Pläne langsamer vonstatten geht. Zudem würde die Übernahme jener gewaltigen Projekte darum zunächst dem Staate nur neue Lasten und keine neuen Einnahmen bringen, weil ja die meisten der erwähnten Pläne, man denke an die Kanäle oder an die Eisenbahnen, erst nach Jahr und Tag anfangen, eine verhältnismäßig bescheidene Rente zu gewähren. Somit würde die Ausführung zunächst einmal dem Staatshaushalt nur neue Zinslasten bringen. Das aber ist gerade in den Übergangsjahren doppelt bedenklich, weil in diesen die aus dem Kriege entstandenen Lasten am allerhöchsten sein werden und erst allmählich sich verringern lassen können.

Aus all diesen Gründen wäre es sehr zu wünschen, wenn die Finanzierung der erwähnten Aufgaben von den schwerbelasteten Schultern des Reiches genommen würde. Ein solcher Weg ist möglich. Man gründe ein gemischtwirtschaftliches Institut, das bereit ist, von sich aus die ganze Finanzierung zu übernehmen. Nach dem Vorbilde der Reichsbank ließe sich eine „Reichswirtschaftsbank" errichten, die die Mittel für alle die erwähnten Projekte beschaffen könnte. Sie würde zu diesem Zwecke Anteile ausgeben und mit Hilfe unserer Kreditbanken im Publikum unterbringen. Diese Anteile wären ganz wie die Anteile der Reichsbank mit variabler Verzinsung auszustatten. Je nach den Ergebnissen der ausgeführten Unternehmungen würde die Verzinsung sich gestalten. Selbstverständlich würde die Reichswirtschaftsbank die großen Aufgaben nicht etwa selbst ausführen, sondern sie an die Industrie, den Handel, die Landwirtschaft und alle dafür in Betracht kommenden Erwerbszweige weitergeben. Die Beliebtheit der Anteile würde darum noch erheblich größer sein als die der Kriegsanleihen, weil das anvertraute Geld werbenden Zwecken dient, während die Kriegsanleihen letzten Endes doch destruktiven Charakter tragen. Und weil es keinem Zweifel unterliegen kann, daß ein so hervorragend tüchtiges und fleißiges Volk, wie es die Deutschen sind, diese Kapitalien sehr gut wird verwenden können, so werden sie auch entsprechende Zinsen tragen. Es wäre sogar denkbar, daß man die Anteile, wenn nicht bei der ersten Emission, so doch

Digitized by Google

später, wenn einmal die Reichswirtschaftsbank in Gang gekommen ist und sich ihre Rentabilität herausgestellt hat, über pari, also mit Agio ausgeben könnte. Das erzielte Agio könnte mithelfen, unsere gewaltigen Kriegsschulden zu tilgen. Ob es nötig oder auch nur empfehlenswert ist, die Anteile für die erste kritische Zeit mit einer gewissen mäßigen Zinsgarantie des Reiches auszustatten, wäre noch zu prüfen.

Bei einigermaßen geschickter Geschäftsführung wäre es sehr wohl möglich, daß neben dem inländischen Kapitalmarkt auch ausländisches Geld in den Dienst der Reichswirtschaftsbank gestellt werden könnte. Namentlich die uns umgebenden, im Kriege reich gewordenen neutralen Länder können sehr leicht für das Unternehmen interessiert und dazu veranlaßt werden, Anteile zu zeichnen. Eine solche Befruchtung mit ausländischem Gelde wäre im Interesse unserer Valuta und unserer gesamten Wirtschaft sehr zu begrüßen.

Die Rechtsform der Reichswirtschaftsbank hätte sich so eng wie möglich an die bewährte Form der Reichsbank anzuschließen, mit der Maßgabe jedoch, daß man den führenden Beamten möglichst große Freiheit zu gewähren und dafür zu sorgen hätte, daß bei ihnen die Gewissenhaftigkeit des Beamten mit der Beweglichkeit unserer leitenden Führer in Industrie und Bankwelt gepaart würden. Der eigentlichen Direktion wäre eine Art Aufsichtsrat aus den werbenden Kreisen des Volkes beizugeben, dem Handel, der Industrie, der Landwirtschaft usw. Auch die Behandlung der Gewinne sollte ähnlich wie bei der Reichsbank geregelt werden, das heißt es würde nach einer gewissen Mindestverzinsung das Reich mit einer stets wachsenden Quote beteiligt werden.

Im Gegensatz zur Reichsbank aber könnte das neue Institut vermutlich mit einem verhältnismäßig kleinen Beamtenkörper auskommen, da es doch in der Hauptsache für die Vermittlung von Kapital zwischen den Geldgebern, also dem sparenden Volke, und den Geldnehmern zu sorgen hätte. Selbstverständlich würden weder Industrie noch Handel in ihrer Bewegungsfreiheit und ihren Gewinnmöglichkeiten behindert werden, und auch die Bankwelt würde durch das neue Institut durchaus nicht in ihren Möglichkeiten beschränkt werden, im Gegenteil, sie würde der nicht gerade angenehmen Aufgabe, für die Staatsbedürfnisse zu sorgen, enthoben werden.

Die Reichswirtschaftsbank könnte auch dazu übergehen, im Auslande Filialen zu errichten, um dort bei den mannigfachen Aufgaben, welche in künftigen Zeiten unseren ausländischen Vertretungen, den Konsulaten usw., erwachsen, finanzielle Hilfe zu leisten.

Unseren diplomatischen Vertretern würden diese Filialen der Reichswirtschaftsbank in allen Ländern der Welt ein neues und vielleicht das größte Machtmittel bieten, um dort sowohl auf die öffentliche Meinung, als auch auf Handel und Industrie einen ganz anderen Einfluß auszuüben, als dies bisher möglich war. Sie wären in der Lage, auf diese Weise feindlichen Machinationen mit Übermacht entgegenzutreten und etwaige neue Eroberungs- und Vernichtungspläne sowie Ansätze zu einem Wirtschaftskriege im Keime zu ersticken.

Digitized by Google

II

Wege zur internationalen Deckung der Weltkriegskosten

Das Deutsche Reich hat in den letzten Friedensjahren alljährlich für über 10 Milliarden Mark Waren aus dem Ausland bezogen. Bezahlt wurde diese Einfuhr durch unsere Wiederausfuhr in der Höhe von zuletzt über 9 Milliarden, den Rest konnten wir decken aus den Zinsen unseres Besitzes an ausländischen Wertpapieren, aus den Erträgnissen unserer Schiffahrt usw. Zum mindesten in den ersten Jahren des Überganges werden wir über die hier erwähnten Zahlungsmittel nur in sehr beschränktem Maße verfügen. Es ist ganz ausgeschlossen, daß bei der völligen Entleerung unserer Lager, bei dem eigenen großen Bedarf, bei dem Mangel an Verschiffungsmöglichkeiten, bei der Antipathie gegen Deutschland eine Ausfuhr in alter Höhe sofort wieder beginnen kann. Unser Besitz an ausländischen Wertpapieren ist stark zusammengeschmolzen, an seine Stelle sind eher Auslandsschulden getreten. Wenn wir nun auch nicht mehr in dem Maße vom Auslande abhängig sein werden wie bisher, wenn die großen Fortschritte auf dem Gebiete der Düngung unsere landwirtschaftliche Erzeugung steigern werden, wenn besetzte Gebiete uns Waren liefern werden, die bisher von Übersee bezogen werden mußten, wenn ferner die und jene Ersatzindustrie Brauchbares liefern wird, so wird doch ein Wiederaufbau unserer Wirtschaft unmöglich sein ohne möglichst hohe Bezüge überseeischer Rohstoffe, wie Kupfer, Baumwolle, Wolle und vieles andere. Und was wir an diesen und jenen Einfuhrposten ersparen werden, das dürfte wieder wettgemacht werden durch die Verteuerung jener Stoffe, die wir kaum entbehren können. Es sei daran erinnert, daß dasselbe Quantum Baumwolle, das vor dem Kriege 500 Millionen gekostet hatte, bei den heutigen Verhältnissen fast das Zehnfache verschlingen würde. Die hier skizzierten Tatsachen nun erregen in Kreisen, die sich mit der Übergangswirtschaft beruflich befassen, schwere Sorge. Man begegnet immer und immer wieder der pessimistischen Auffassung, daß wir noch auf Jahre hinaus einen ähnlichen Mangel leiden müssen wie jetzt während des Krieges: es fehlt an der nötigen Valuta. Deshalb müßte unbedingt der Friedensvertrag Vorkehrungen treffen, damit zum mindesten während der allerersten und schwersten Jahre diesem Mangel entgegengearbeitet wird: es muß die nötige Valuta geschaffen werden. Die idealste Lösung nun wäre eine so große Kriegsentschädigung, daß wir all dieser Sorgen enthoben sind. Ob diese nun in direkter Form gewährt werden kann, ist heute schwer zu sagen. Aus diesem Grund sei hier ein Plan entwickelt, der auf jeden Fall in Kraft treten kann, ob wir nun eine Kriegsentschädigung bekommen oder nicht, ein Plan, der je nachdem auch eine sehr gute Form der Kriegsentschädigung in sich birgt. Gedacht ist nämlich die Ausgabe von internationalen Schatzscheinen, etwa in der Höhe des gesamten Jahreswelthandels vor dem Krieg. Dieser ist auf etwa 150 Milliarden Mark zu veranschlagen. Beim Friedensschluß würden sich die einzelnen Mächte verpflichten, gegenseitig derartige internationale Schatz-

Digitized by Google

wechsel anzunehmen, und zwar in der Höhe der Einfuhrziffern vor dem Kriege. Das heißt also, wenn Amerika vor dem Kriege an das Deutsche Reich für rund 3 Milliarden Mark Waren direkt und indirekt geliefert hat, so soll es verpflichtet sein, für diesen Betrag von Deutschland Schatzscheine in Zahlung zu nehmen. England, das uns mit rund einer Milliarde belieferte, hätte eine Milliarde zu übernehmen usw. Umgekehrt würden wir uns verpflichten, englische und amerikanische Schatzscheine zu übernehmen bis zum Höchstbetrage der dorthin im letzten Friedensjahr gelieferten Waren. Diese Schatzscheine nun würden innerhalb zehn Jahren tilgbar sein, so daß sich die Bezahlung der Importe ohne allzu große Last auf einen langen Zeitraum verteilen würde. Die internationalen Schatzscheine würden aber nicht etwa direkt an den amerikanischen oder englischen Exporteur gehen, sondern sie würden von den Zentralnotenbanken der betreffenden Länder, also von den Bundesreservebanken in den Vereinigten Staaten, der Bank von England in London, der Bank von Frankreich in Paris usw., anzunehmen sein. Diese Institute nun würden ihrerseits die Exporteure bezahlen. Der Gefahr eines Bankrotts irgendeines Landes könnte durch verschiedene Maßnahmen vorgebeugt werden. Die Vertragschließenden würden beispielsweise vereinbaren, über ein Land, das seine Schatzscheine nicht einlöst, eine Art Sperre zu verhängen, sie würden zur Strafe jedes seinen Verpflichtungen nicht nachkommende Land mit besonderen Zöllen belegen, es also gewissermaßen vom Weltmarkt abschließen.

Die hier skizzierten Pläne hätten neben einer außerordentlichen Erleichterung für die Übergangszeit den großen Vorteil, daß sie ohne allzu große Schwierigkeiten eine Kriegsentschädigung in sich schließen könnten. Wenn beispielsweise Frankreich auf Grund des Friedensschlusses uns eine Entschädigung von 10 Milliarden Mark zu zahlen hätte, so könnten wir im Friedensvertrag ausmachen, daß wir an Amerika nicht etwa mit eigenen, von uns akzeptierten Schatzanweisungen zahlen würden, sondern daß wir internationale Schatzanweisungen mit dem Akzept Frankreichs hinüberschicken würden. Es müßte dann Sache der Amerikaner sein, wie sie sich mit den Franzosen in diesem Punkt auseinanderzusetzen hätten. Mit anderen Worten, wir würden für eine Reihe von Milliarden französische Schatzanweisungen an die Amerikaner geben, diese würden uns dafür Baumwolle, Kupfer usw. liefern. Die Eintreibung des Betrages, die Amortisation der Anweisung usw. wäre dann ausschließlich eine Angelegenheit zwischen den Regierungen in Washington und Paris.

Ähnlich könnten wir gegebenenfalls mit England verfahren. Wenn es uns gelingt, England zu einem uns günstigen Frieden zu zwingen, so werden wir auch versuchen, den Engländern internationale Schatzscheine in Zahlung zu geben, und auch diese könnten wir, ähnlich wie es hier für Frankreich geschildert ist, an Amerika, aber auch an englische Kolonien, etwa an Indien, Kanada, Südafrika in Zahlung geben. Der Unterschied gegenüber Frankreich würde lediglich darin zu suchen sein, daß wir bei den Engländern als unseren Haupt-

Digitized by Google

gegnern auf einen möglichst größeren Betrag als den bei Frankreich erwähnten hinzuarbeiten hätten.

Die Durchführung des hier dargelegten Projekts würde mit einem Schlage die Frage nach der Rohstoffversorgung Deutschlands lösen, das Gespenst der Arbeitslosigkeit infolge Fehlens geeigneter Rohwaren wäre verschwunden und die erste Voraussetzung für einen kräftigen Aufschwung der deutschen Wirtschaft und ein neues Aufblühen unserer Reichsfinanzen wäre gegeben.

Der Vernichtungskrieg Englands gegen seine Alliierten, gegen die Mittelmächte und gegen die Neutralen

Je länger das große Völkerringen dauert, um so deutlicher tritt zutage, daß England die eigentliche treibende Kraft des Krieges ist, und zwar geht das Ziel seiner Politik dahin, sich die Herrschaft zur See zu sichern, auf diesem Wege die Zufuhren der für die Industrien in Europa erforderlichen Rohstoffe zu kontrollieren und dadurch ein Welthandelsmonopol zu schaffen. Um so weitgesteckte Pläne verwirklichen zu können, bedurfte es der Mitwirkung der Vereinigten Staaten von Amerika, indem es sie auf Grund angeblicher Rassengemeinschaft zunächst mittels Lieferung von Kriegsmaterial und Bewilligung von Anleihen ausnutzte und später zum aktiven Eingreifen in den Krieg zu veranlassen verstand, obwohl Amerika keinerlei klare und greifbare Kriegsziele zu verfolgen hatte und selbst im günstigsten Falle nichts gewinnen konnte. Amerika kämpft im Grunde genommen nur für die Sicherung seiner der Entente geliehenen Kapitalien.

Anders als zu den Vereinigten Staaten steht nun England zu seinen Verbündeten in Europa. Letztere sind seine Handlanger, seine Instrumente, mit denen es die Mittelmächte, in erster Linie das Deutsche Reich, zu erdrücken versucht, und trotz aller gemeinsam aufgestellten und verkündeten Programme über gemeinschaftliche Kriegsziele sind diese in Wirklichkeit bei den Alliierten himmelweit voneinander verschieden. England vermag seine oben angeführten Absichten zu erreichen, selbst wenn es auf dem Festland geschlagen wird, und so paradox es klingen mag, es gewinnt den Krieg auch bei einer Niederlage seiner Heere. In seinem Interesse liegt es, die kontinentalen Mächte, seine Feinde sowohl wie seine Verbündeten, derartig zu schwächen, daß sie ihm später die Weltherrschaft nicht mehr streitig machen können, und es verfolgt dies Ziel mit der vollen rücksichtslosen Härte, die der englischen Politik eigen ist. Während in den letzten Jahrzehnten die Völker des Erdballs bemüht waren, durch internationale Vereinbarungen, die Haager Konventionen usw., die Schrecken des Krieges tunlichst einzuschränken und den Grundsatz zur Durchführung zu bringen, daß ein Krieg lediglich durch die beiderseitigen Streitkräfte zur Ent-

Digitized by Google

scheidung zu bringen ist unter möglichster Schonung der am Kampf unbeteiligten Zivilbevölkerung, hat England offen kundgegeben, daß es gegen alle Angehörigen seiner Gegner, ohne Rücksicht darauf, ob sie waffenfähig sind oder nicht, Krieg führt, und daß ihm gerade die Aushungerung der wehrlosen Bevölkerung ein wirksames Mittel ist, den feindlichen Widerstand zu brechen. Die mühsam errungenen Sätze des Völkerrechts sind englischerseits über den Haufen geworfen, weder das Briefgeheimnis noch die Abzeichen des Roten Kreuzes werden respektiert, Explosivgeschosse und Dumdumkugeln werden fabrikmäßig hergestellt und von britischen Soldaten verwendet und harmlose Angehörige feindlicher Staaten, die seit Jahren in England oder in seinen Kolonien ansässig waren, werden interniert oder verschleppt und ihre Existenz durch zwangsweise Liquidierung ihrer Geschäfte ruiniert. In Afrika, wo bisher die Herrschaft der Europäer über die zahllosen Scharen der Eingeborenen nur auf dem Prestige der weißen Hautfarbe beruhte, sind deutsche Gefangene auf Anordnung britischer Kolonialbeamten von Schwarzen ausgepeitscht und zu erniedrigenden Arbeitsleistungen gezwungen, überall in der Welt wird durch die frivolsten Verleumdungen gegen Deutschland gehetzt und geschürt, kurz, systematisch ist England bemüht, sowohl das deutsche Ansehen und den deutschen Handel im Ausland zu vernichten als auch Deutschland selbst in den Wurzeln seiner Kraft tödlich zu treffen, um es für Generationen mit Rücksicht auf die englischen Weltherrschaftspläne unschädlich zu machen.

Nachdem der bisherige Verlauf des Krieges bewiesen hat, daß die Entente auf einen entscheidenden Sieg über die Mittelmächte nicht mehr rechnen darf, ändert England seine Taktik und legt es darauf an, den Krieg ins ungewisse zu verlängern, um wenigstens eine möglichst große Erschöpfung und Entkräftung seiner Gegner herbeizuführen. Schon ist von maßgebenden Persönlichkeiten in London die Äußerung gefallen, wenn es notwendig werden sollte, die französischen Kanalhäfen zu räumen und gar die britischen Heere auf ihre Heimatsinsel zurückzubefördern, so werde damit der Krieg nicht zu Ende gehen, sondern zur See weiter fortgesetzt werden. Daß durch einen derartigen Rückzug die festländischen Verbündeten von England einfach im Stich gelassen und der numerischen Überlegenheit ihrer Gegner ausgeliefert würden, kümmert die englische Politik nicht im mindesten; ihre Alliierten werden eben skrupellos geopfert; „der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen".

Gegen Feind und Freund verfährt die britische Politik mit der gleichen brutalen Konsequenz, und es verlohnt sich der Mühe, zu beleuchten, wie sie in den einzelnen Ländern, die sie in ihre Netze verstrickt hat, ihre selbstsüchtigen Pläne zu verfolgen versteht.

Frankreich

Die jahrhundertealte Rivalität Englands und Frankreichs, die ihren Höhepunkt in den Napoleonischen Kriegen fand, hat nicht gehindert, daß Frankreich heute zu einem Werkzeug in der Hand Englands herabgesunken ist. Unter

Digitized by Google

der Suggestion, es kämpfe für den Wiedererwerb Elsaß-Lothringens, verblutet das französische Volk für englische Interessen und muß seine besten Kräfte an den gefährlichsten Stellen einsetzen, wo englische Truppen teils versagen, teils schonungshalber zurückgezogen werden. Im Verlauf des Krieges ist die französische Marine sowohl wie die Handelsflotte durch Versenkungen so dezimiert, daß sie nach dem Kriege für England weder eine Gefahr, noch einen beachtenswerten Konkurrenten darstellen dürfte, und indem Nordfrankreich zum wichtigsten Kriegsschauplatz geworden ist und dessen Städte und Dörfer von beiden Parteien gleichermaßen zusammengeschossen werden, wird nach dem Frieden Frankreich für Jahrzehnte durch seinen inneren Wiederaufbau in Anspruch genommen sein und keine Kräfte für auswärtige Unternehmungen übrig haben, also auch auf kolonialen Gebieten England nicht entgegentreten können. Durch die Besetzung von Calais und Umgegend, wo England anscheinend durch einen langfristigen Pachtvertrag legitime Besitzrechte erworben hat und wo ihm neuerdings die Ausübung der Polizeigewalt und der Gerichtsbarkeit überlassen worden ist, hat es einen festen Brückenkopf auf dem europäischen Festland erlangt und zwingt Frankreich zur Weiterführung des Krieges, während es in dessen wohlverstandenem Interesse liegt, durch einen baldigen Friedensschluß den weiteren Verheerungen seines Gebietes und den nutzlosen Blutopfern ein Ende zu setzen, nachdem alle Offensiven der Alliierten ihren Zweck, nämlich die Vertreibung der deutschen Heere aus Frankreich, verfehlt haben.

Rußland

Nachdem seit dem Wiener Kongreß der Antagonismus zwischen England und Rußland durch das russische Vordringen in Asien und die dadurch verursachte Bedrohung der britischen Machtstellung in Indien einen Angelpunkt der politischen Situation in Europa gebildet hatte, gelang es dem diplomatischen Geschick Eduards VII., den Expansionsdrang Rußlands vom Osten abzulenken und nach Westen zu richten. Den russischen Millionenheeren fiel im Weltkriege die Aufgabe zu, die deutschen und österreichischen Streitkräfte an der Ostfront zu überrennen und damit die Kriegführung Englands und Frankreichs zu entlasten, und als dieser Plan an der überlegenen Führung Hindenburgs zerschellt war und der Zar unter dem Einfluß Rasputins zu Friedensverhandlungen geneigt schien, ließ England den friedensfreundlichen Ratgeber durch seine Agenten ermorden. Mit englischem Gelde wurde sodann die Revolution eingeleitet, die den Sturz des Zarismus herbeiführte, und der Diktator Kerensky, der im englischen Solde stand, mußte von neuem in nutzloser Offensive Tausende seiner Landsleute opfern, bis auch er von der Revolution verschlungen wurde. Mag der völlige Zusammenbruch des russischen Reiches auch weit über das hinausgegangen sein, was England mit seiner Begünstigung der Revolution beabsichtigt hatte, immerhin wurde es durch die Katastrophe von seinem gefährlichsten Nebenbuhler in Asien befreit und konnte, nicht mehr

Digitized by Google

behindert durch frühere Abmachungen, daran gehen, seinen Einfluß über ganz Persien auszudehnen. Gleichzeitig wußte es durch Besetzung von Archangelsk einen Stützpunkt am Nördlichen Eismeer zu gewinnen, um die Bahnlinie nach St. Petersburg zu beherrschen, und indem es die Rote Garde in Finnland durch Überlassung von Offizieren und Kriegsmaterial sowie mit Geld unterstützte, machte es einen letzten Versuch, seinen schwindenden Einfluß in der Ostsee zu retten, den es vorher durch Landankäufe in Estland hatte sichern wollen.

Der heutige Ruin Rußlands ist wesentlich das Werk Englands.

Italien

Vermöge seiner ausgedehnten Küsten ist Italien von Natur darauf angewiesen, mit der stärksten Seemacht, der außerdem mit dem Besitz von Gibraltar, Malta und Ägypten die Oberherrschaft im Mittelmeer zugefallen ist, in gutem Einvernehmen zu leben. England ließ es indes nicht lange zu, daß Italien neutral blieb; durch seinen Botschafter in Rom wurde im Verein mit der französischen Botschaft der Pöbel der Hauptstadt für die Kriegspropaganda gegen alle gemäßigten Elemente mobil gemacht und die schwache Regierung durch Versprechungen großer Gebietserwerbungen auf Kosten Österreich-Ungarns und der Türkei zur Kriegserklärung an die Mittelmächte verleitet. Da Italien ohne regelmäßige Zufuhren an Getreide und Kohlen nicht leben kann, so ließ man ihm während des Krieges gerade so viel zukommen, um das Volk vor dem Hunger zu bewahren; hingegen vermochte England Italien nicht davor zu schützen, daß sein Handelsverkehr im Mittelmeer durch die Unterseeboote lahmgelegt wurde und in der kürzlich erworbenen Kolonie Tripolitanien die eroberten Gebiete mit Ausnahme weniger Küstenplätze wieder verloren gingen. Heute sieht Italien die Österreicher im Besitz einer seiner reichsten Provinzen und steht vor dem finanziellen Zusammenbruch; kommt es zur Liquidierung des kriegerischen Abenteuers, so wird das Land einen Staatsbankrott schwerlich vermeiden können. England aber darf daraus den Schluß ziehen, daß es nach dem Frieden für absehbare Zeit keinerlei Gefährdung seiner strategischen Position im Mittelländischen Meer von italienischer Seite zu erwarten hat.

Englands Verbündete auf dem Balkan sowie die neutralen Staaten

Die kleinen Staaten des Balkans, Serbien, Montenegro und Rumänien, haben sich nach und nach der Entente angeschlossen im Vertrauen auf die ihnen erteilten Garantieerklärungen und die Zusagen, die ihnen bezüglich der Erweiterung ihrer Staatsgebiete gemacht worden waren. Was alle diese Versprechungen wert sind, hat soeben das Beispiel Rumäniens gezeigt, das nach seiner Niederlage einen Sonderfrieden schließen und Opfer

Digitized by Google

bringen mußte, um seine nationale Unabhängigkeit zu retten. Ob es den Serben und Montenegrinern gleichfalls glücken wird, mit einem blauen Auge davonzukommen, muß die Zukunft lehren; jedenfalls dürfen sie schwerlich darauf rechnen, daß England ihretwegen Opfer bringt, sie werden einfach ihrem Schicksal überlassen, sobald sie der englischen Politik nichts mehr leisten können.

Aber nicht nur die Alliierten, sondern auch die neutralen Staaten haben britische Willkür spüren gelernt; sie wurden englischerseits mit einem Netz von Spionage überzogen, ihr Handel durch das System der schwarzen Listen eingeschnürt und ihre Bevölkerung durch Sperrung der Zufuhren auf dem Seewege der Gefahr der Hungersnot ausgesetzt. Am schwersten lastet der englische Druck auf Holland, dessen Schiffe kürzlich ohne jeden Rechtsgrund beschlagnahmt und für englische Kriegszwecke verwendet worden sind. Nicht viel besser ergeht es den skandinavischen Staaten, und dabei suchte England trotz aller Bedrückungen den Schein zu wahren, als ob es die Rechte der kleinen Nationen vertrete und sie vor deutscher Vergewaltigung beschütze. Schließlich werden indes auch den Neutralen die Augen darüber aufgehen, wer den Krieg absichtlich in die Länge zieht und durch wessen Schuld sie in eine Lage versetzt werden, die auf die Dauer unhaltbar werden muß.

Bei seiner gewalttätigen Behandlung der Neutralen findet England in Amerika einen hilfsbereiten Genossen, und es ist schwer verständlich, wie die Vereinigten Staaten, die doch angeblich nur für ideale Ziele, für Gerechtigkeit und den Schutz der Schwachen kämpfen, ebensowenig Achtung für das Völkerrecht an den Tag legen, wie es England von Anbeginn des Krieges an getan hat. Diese ihre Stellungnahme ist nicht neuen Datums, schon 1907 hat Amerika bei den Haager Verhandlungen bewiesen, daß es kein Verständnis für europäische Verhältnisse und die gemeinsamen, völkerrechtlich zu lösenden Aufgaben besaß, indem es bei der Beratung über ein internationales Schiedsgericht durch das Verlangen einer ganz unausführbaren Zusammensetzung des Gerichtes Verwirrung und Zwietracht in die Konferenz trug und damit den Plan zum Scheitern brachte. Die Vereinigten Staaten gehen eben ihre eigenen Wege, ohne Rücksicht auf Europa und dessen humanitäre Bestrebungen; sie betrachten den ganzen amerikanischen Erdteil als ihre Domäne, von der auf Grund einer erweiterten Monroedoktrin die europäischen Mächte tunlichst ausgeschlossen werden sollen, und sie benutzen die günstige Konstellation des Krieges, um in Südamerika den Einfluß europäischer Mächte, darunter ebenfalls denjenigen ihres teuren englischen Verbündeten, nach Kräften auszuschalten.

In tyrannos

So verschiedenartig und mannigfaltig die Strömungen und Kriegsziele im Lager der Alliierten auch sein mögen, so sind wohl zwei Persönlichkeiten als Seele der uns feindlichen Koalition zu bezeichnen, in erster Linie der Präsi-

Digitized by Google

dent der französischen Republik und nach ihm der englische Ministerpräsident. Schwerlich hat ein zweiter so eifrig an den Vorbereitungen für den Krieg mitgearbeitet wie Herr Poincaré, der schon als Minister mit den russischen Großfürsten über die Kriegspläne Beratungen abhielt, darauf unter tätiger Beihilfe des russischen Botschafters in Paris, Iswolski, zum Präsidenten der Republik gewählt wurde und als solcher nach Petersburg reiste, um mit dem Zaren persönlich die letzten Abmachungen zu treffen. Was für ehrgeizige Pläne der Präsident hegte, ist heute kein Geheimnis mehr, er hoffte durch einen siegreichen Feldzug seine Stellung derart zu befestigen, daß er als Sieger und Nationalpräsident dem Beispiel Napoleons III. folgen durfte, und in solchen Plänen wurde er von den ihm nahestehenden Personen seiner Umgebung bestärkt. Seiner persönlichen Eitelkeit hat er die grausigen Opfer gebracht, die ein bald vierjähriger Krieg den meisten Völkern Europas auferlegt hat, auf seinem Gewissen lastet eine ungeheure Blutschuld, wie sie kein Nero, kein Diokletian oder Attila je auf sich geladen hat, und für die Vernichtung von 11 bis 12 Millionen blühender Menschenleben wird die Geschichte ihn einstmals verantwortlich machen. Neben ihn ist im Verlauf des Krieges als Mitschuldiger Lloyd George getreten, ein ehrgeiziger Advokat wie Poincaré. In dem konstitutionellsten Lande der Welt verstand er sich zum faktischen Diktator aufzuschwingen, und seinem verderblichen Einfluß ist es zuzuschreiben, daß alle Bemühungen zur Herbeiführung eines Friedens bisher gescheitert sind. Durch falsche Nachrichten oder absichtlich entstellte Schilderungen der Kriegsereignisse gelang es ihm, das britische Volk andauernd über die tatsächliche Lage auf den Kriegsschauplätzen zu täuschen, bis ihm kürzlich direkt aus englischen Offizierskreisen eine Opposition gegen seine schwindelhaften Schönfärbereien erwachsen ist. Wie Poincaré die Hauptschuld an dem Ausbruch des Krieges trug, so hat Lloyd George für dessen nutzlose Verlängerung die Verantwortung zu tragen, seitdem für die Entente die Aussicht auf eine siegreiche Durchführung des gewaltigen Ringens längst entschwunden ist. Vielleicht könnte man zu Poincaré und Lloyd George als dritten im Bunde den Präsidenten Wilson hinzuzählen, der erst seine Wiederwahl nur deswegen erzielte, weil er sein Vaterland vor der Verwicklung in den Krieg bewahrt hatte, und darauf, im gesicherten Besitze der Macht, die Vereinigten Staaten aus kapitalistischen Interessen in den Kampf trieb, jede freie Meinungsäußerung seiner Mitbürger brutal unterdrückte und dem freien Amerika seinen Willen mit einer krassen Gewalttätigkeit aufzwang, wie es in einem monarchischen Staate nicht möglich gewesen wäre.

Über die Männer, die ihre Völker nutzlos zur Schlachtbank treiben, wird die Geschichte ein strenges Gericht halten.

Digitized by Google

Auf den Sandhaufen!

Von

Generalleutnant z. D. v. Görtz

Vor reichlich zwei Jahren, im Märzheft 1916, gab ich im Aufsatze: „Für wen opfern und schlagen sich noch immer unsere Gegner?“ der Auffassung Ausdruck, daß der Ausbruch des gegenwärtigen Weltkrieges „auf ganz bestimmte Persönlichkeiten und auf deren größere oder kleinere Gefolgschaft zurückzuführen“ sei. Ich nannte außer König Eduard und seinem diplomatischen Erben Sir Eduard Grey Poincaré, Delcassé, den Großfürst Nikolaus, Salandra, Sonnino usw. als verantwortliche staatsmännische Massenmörder, für deren persönlichen und niedrigen Ehrgeiz bzw. zu dessen Bekämpfung sich die europäischen und die zu Hilfe gerufenen außereuropäischen Völker schlagen und opfern. Von den genannten „Spitzen der Menschheit“ sind — auch abgesehen von König Eduard, welcher den Kriegsausbruch ja nicht mehr erlebte — einige vom Schauplatze inzwischen abgetreten, unter ihnen Herr Sasonow in Nilodor. Sie sind „vollwertig“ ersetzt. Auch Wilson, Bonar Law, Lloyd George (Februarheft 1917), Orlando Furioso, Clémenceau sind Männer, mit denen, wie Graf Hertling einmal sagte, über Krieg und Frieden nicht zu verhandeln ist. Nichts hat sich ereignet, was meine eingangs erwähnte Auffassung hätte ändern können, und die Ereignisse, Kundgebungen und Reden, mit denen die feindlichen Staatsmänner die Öffentlichkeit gelegentlich beglücken, beweisen, daß die Bestrebungen, welche den Ausbruch des Krieges herbeiführten, auch die Beendigung desselben verhindern. Hat doch Poincaré in seinem Briefe an den vielgenannten Prinzen Sixtus von Parma die Grenzen von 1814 und das linke Rheinufer gefordert, wie es in den Geheimverträgen mit dem zaristischen Rußland einst geschah! Die weit bis an den Ellbogen ausgestreckte Friedenshand der Mittelmächte ist von allen Gegnern — außer von Rußland und Rumänien — in schnöder Art zurückgewiesen worden. Nur diese beiden Länder haben „der Not gehorchend“ für ihr Teil dem Ringen ein Ende gemacht. Nicht zum Spaß hat Graf Hertling schon vor einiger Zeit die Wendung gebraucht, es sei höchste Zeit, daß die Westmächte sich überlegten, was sie täten. Seitdem hat die deutsche Offensive im Westen den amerikanisch-englisch-französisch-portugiesischen Verbündeten den Ernst der militärischen Lage nahe gerückt. Von der blutigen Belehrung aber werden ja leider nur die feindlichen Heere — und was das traurige ist, auch die unseren — betroffen, den Drahtziehern geschieht nichts, denn sie sitzen im Sicheren. Und doch würde es dem menschlichen Empfinden durchaus entsprechen, wenn auch diese und ihre Gesinnungsgenossen das Schicksal ereilte.

Wohl noch niemals in der Weltgeschichte hat es Kriegstyrannen gegeben, welche aus ehrgeizigen und persönlichen Absichten und Plänen sowie aus gemeiner Furcht vor der Rechenschaft am Ende eines unglücklichen Krieges gewissenlos genug gewesen wären, immer neue Hunderttausende in den Tod zu

Digitized by Google

treiben. Der bisher als Scheusal bewertete Nero ist ein „Gemütsmensch" im Vergleiche mit diesen Staatsmännern, welche mit der Macht ihrer verlogenen Presse und mit ihren so oft erlogenen Siegesfanfaren ihre eigenen Völker täuschen, immer wieder aufpeitschen und in Tod und Verderben führen.

Christentum und Nächstenliebe unserer Feinde stehen nur auf dem Papier. Man könnte, und das ist sehr bedenklich, es dem Nichtchristen, welcher Entwicklung und Hergang dieses Krieges kennt und nicht in das Lügengewebe der Entente eingewickelt ist, nicht verdenken, wenn er von der christlichen Religion nichts wissen wollte, deren unwürdige Vertreter sich *also* darstellen. Man beachte das Verhalten der anglikanischen Bischöfe diesseits und jenseits des Atlantik, sowie dasjenige der französischen Bischöfe, welche — diese im Gegensatze zu den Bemühungen Seiner Heiligkeit (Hervé in der „Victoire" empfiehlt Absetzung dieses „Boche-Papstes" und seinen Ersatz durch Kardinal Mercier) — ihre Staatsoberhäupter und deren leitende Minister nicht einmal zu *Verhandlungen* veranlaßten, zu denen die Erklärung des Vierbundes vom 22. Dezember 1917 in Brest-Litowsk Gelegenheit geboten hätte.

Die englischen Bischöfe treten zwar für puritanische Sonntagsheiligung ein, hetzen aber, wie jeder Agitator, ihre Gemeinden zur Fortsetzung des Krieges. Wahrlich, Japaner und Chinesen sind nicht so grausam, wie solche christliche Heuchler im geistlichen Gewande. Patriotismus ist gewiß eine schöne Eigenschaft. Bei unsern Gegnern aber äußert er sich in widerwärtiger, gänzlich unchristlicher Form. Wie dieser ganze Krieg aus der *Lüge* geboren ist und sich in ihr entwickelt hat, kann er erst nach deren Entlarvung aufhören. Dann aber kommt der Tag der Abrechnung für die Kriegshetzer und Kriegsverlängerer. Von ihnen werden Gattinnen und Kinder, Eltern und Geschwister aus allen beteiligten Ländern Rechenschaft fordern für das Leben ihrer Angehörigen. Vor dieser Liquidierung graut den „Ehrenmännern" mit Recht, und deshalb verlängern sie den Krieg, um den Tag der Vergeltung nach Möglichkeit hinauszuschieben, wie ich im Aprilheft 1916 in „Wahrheit und Lüge" ausführte. „Die Furcht vor dem Frieden muß man heute nur bei den Staatsmännern suchen, die von der Last ihrer Verantwortlichkeit niedergebeugt sind. Die Völker selbst haben nur *einen* Wunsch — den nach Frieden," hieß es in der Zuschrift eines österreichischen Diplomaten, welche „Times" vor zwei Jahren ohne Zusatz abdruckte. Das gilt auch heute! Casement, Bolo-Pascha, Jaurès sind als unschuldige Opfer Poincarés und Lloyd Georges ermordet oder auf den Sandhaufen gestellt worden. Ihren und so vieler Millionen Mördern gegenüber ist es ein Zeichen der Milde, wenn man denselben nur moralisch den *Sandhaufen* zuweist. Möge ihnen ein solcher wenigstens in der Weltgeschichte zuteil werden. Übrigens will ich nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, wie ein Teil der Presse annimmt, daß Lloyd George auf Rückzug sinne, um sich — wie einst Sir Eduard Grey — allem weiteren zu entziehen. Sein Nachfolger soll Sir John Cave — jetzt Staatssekretär des Innern — werden.

Digitized by Google

Großherzog Karl Alexander von Weimar und Paul Heyse

Von

Erich Petzet (München)

Am 24. Juni begeht Weimar mit einer festlichen Gedenkfeier den hundertsten Geburtstag des Großherzogs Karl Alexander. In achtundvierzigjähriger gesegneter Regierung hat der Enkel Karl Augusts, der Sohn der Großfürstin Maria Paulowna, in unverbrüchlicher Hingebung und Treue des Erbes gewaltet, das ihm aus ruhmreicher Vergangenheit überkommen war. „Die empfangene Wohltat nicht bloß zu genießen, sondern durch Taten zu bezahlen und zu verdienen," das war nach Kuno Fischers bezeichnenden Worten der leitende Gedanke seines Lebens. Mit warmem nationalem Empfinden und hohem Pflichtgefühl widmete er sich den politischen und gemeinnützigen Forderungen und Aufgaben des eigenen Landes wie des gesamten deutschen Vaterlandes; vor allem aber war er ein emsiger Förderer deutscher Kunst und deutschen Geisteslebens aus lebendiger Neigung und Veranlagung. Die Wiederherstellung der Wartburg, die zweimalige musikalische Blüte Weimars durch Franz Liszt, die Gründung der Goethegesellschaft und ihre Verbindung mit Goethehaus und Goethe- und Schillerarchiv, die Ansiedlung der deutschen Schillerstiftung im Schillerhaus, die Gründung der deutschen Shakespearegesellschaft, die Errichtung des weimarischen Museums, die Schaffung und Belebung der Kunstschule, an der Männer wie Lenbach, Böcklin und Begas gewirkt haben: all diese Schöpfungen sind nicht nur äußerlich mit seinem Namen verbunden, sondern unter seiner ganz persönlichen Teilnahme, Mitwirkung und Förderung zustande gekommen. Und wie hätte das weimarische Theater sich seine achtunggebietende Stellung bewahren können, wenn ihm nicht die ständige Fürsorge des Großherzogs Kräfte zugeführt und erhalten hätte, die, über die Tageserfolge hinausblickend, höhere künstlerische Ziele verfolgten! Freilich, seine Bemühungen, die dichterischen Größen seiner Zeit für einen festen oder beweglichen Aufenthalt in Weimar zu gewinnen, hatten nur wenig und vorübergehend Erfolg: keiner der von ihm umworbenen Dichter, Hebbel, Geibel, Scheffel, Heyse, Voß, ist dauernd an der Ilm heimisch geworden. Aber gerade bei diesen Versuchen, wenn sie auch nicht ganz zum Ziele führten, hat er seine hohe Auffassung der eigenen Stellung und seine freie Weitherzigkeit gegenüber den Rechten und Bedürfnissen künstlerischen Schaffens in schönster Weise bewährt, und so spiegelt sich auch in seinen Beziehungen zu Paul Heyse seine ganze Art und Persönlichkeit in hellem, bezeichnendem Lichte.

Es war begreiflich, daß der Träger der Tradition Weimars schon frühe sein Auge auf Paul Heyses gewinnende und anziehende Dichterpersönlichkeit warf. Nicht nur kritikloser Überschwang hatte diese schon bei ihrem ersten

Digitized by Google

Hervortreten als einen „neuen Goethe“ ausgerufen; auch ein so gerne zur Skepsis neigender scharfer Kopf wie Jakob Burckhardt schrieb im Jahre 1855 an ihn: „Wo hast Du diese sonnenklare Schönheit der Empfindungen her? Es ist und bleibt an dem, daß ich den wahren alten Goethe und seine Jugendlieder vor Augen zu haben glaube.“ So mißlich der oft wiederholte Vergleich ist, den niemand peinlicher empfunden und entschiedener abgelehnt hat als Heyse selbst, so trat darin doch die Erkenntnis zutage, daß in der Tat in Paul Heyse der berufenste Vertreter seiner Zeit für jene künstlerischen Ideale harmonischer Schönheit und Klarheit heranreifte, die uns vorbildlich in Goethe verkörpert sind. Ihn nach Weimar zu ziehen, setzte sich daher schon wenige Jahre nach seinem Regierungsantritt Karl Alexander vor, bestärkt von Scheffel, den seinerseits Paul Heyse erst zwei Jahre vorher vergeblich in München ansässig zu machen versucht hatte. Am 6. September 1858 fand die erste Begegnung zwischen dem Großherzog und dem damals achtundzwanzigjährigen Dichter in der Münchener Kunstausstellung statt, und schon am nächsten Vormittag folgte eine einstündige Unterredung, in der der Fürst selbst eingehend seine Wünsche darlegte. Nachmittags zur Tafel geladen, an der unter andern auch Graf Stanislaus Kalckreuth, der Maler, teilnahm, konnte Heyse in einigen „sehr angenehm verbrachten“ Stunden von der persönlichen Liebenswürdigkeit des Großherzogs wie von der angeregten Geistigkeit seines Kreises einen vorteilhaften Eindruck gewinnen. Jedoch entschlossen, den Münchener Boden, in dem er Dank der Huld des Königs Maximilians II. und seines bedeutenden Freundeskreises so rasch und sicher Wurzel gefaßt hatte, nicht wieder zu verlassen, suchte er weiteren Anträgen vorzubeugen, indem er schon am 8. September zu seinem Landaufenthalt nach Ebenhausen im Isartal zurückkehrte und sich durch Geheimrat Wydenbrugk bei dem Großherzog entschuldigen ließ, daß er nicht nochmals zur Tafel nach der Stadt kommen könne. Allein schon am nächsten Tage erschien Herr von Wydenbrugk im Auftrage seines Herrn in Ebenhausen, um mit Heyse zu verhandeln. Er trug ihm Verdoppelung seiner von König Max gewährten Dichterpension an mit „irgendeinem Titel, etwa Bibliothekar oder was er wünsche, dazu volle Freiheit“. Und zwei Tage später suchte der Großherzog selbst den Dichter in Ebenhausen auf. „Ich sprach ihn dann um ein Uhr oben eine volle Stunde lang,“ berichtet Heyses Tagebuch. „Alle Festigkeit mußte ich zusammennehmen, um mich nicht fortreißen zu lassen und mir die entscheidende Antwort vorzubehalten. Den Nachmittag in großer Aufregung verbracht.“ Allein bei ruhiger Überlegung mußte der Entschluß, sich nicht von München weglocken zu lassen, die Oberhand behalten. Als am 14. September Franz Liszt mit Peter Cornelius nach Ebenhausen zum Besuche kam, hatte Heyse mit ihm im Walde ein langes Gespräch über den Weimarer Antrag und fand bei ihm, der damals selbst den künstlerischen Mittelpunkt Weimars bildete, das liebenswürdigste Eingehen auf seine Gründe. Und so schrieb er nochmals an den Großherzog seine endgültige Ablehnung, die Karl Alexander bei der Rückkehr von einem Ausflug nach Tegernsee noch in München

Digitized by Google

erhielt. Mit welcher Würde dieser seine begreifliche Verstimmung bezwang, zeigte seine Antwort. Auf das entschiedenste wies er die Befürchtung zurück, daß er versuchen könnte, die freie Entfaltung des Dichters zu beeinträchtigen. Im Gegenteil, jeder Individualität gestehe er das Recht der freien Entwicklung zu, und je bedeutender das Talent, um so unbedingter erkenne er diese Forderung an. Er hoffe vielmehr, Heyses dramatische Dichtung zu fördern, indem er ihr die Bühne Goethes und Schillers zur Verfügung stelle, und mit Stolz wies er darauf hin, daß ihr Publikum nicht nur Weimar, sondern ganz Deutschland sei. Und so gab er zuversichtlich die weitere Entwicklung der Zukunft anheim, wie denn die Richtlinien dieses hochsinnigen Briefes sein ganzes Leben hindurch für seine Beziehungen zu Paul Heyse maßgebend blieben. Er hat noch wiederholt seinen Wunsch, den Dichter ganz nach Weimar zu ziehen, zur Geltung gebracht, persönlich wie durch Mittelsleute, seine Intendanten Dingelstedt, Loën, Bronsart, durch Genast und die Erbgroßherzogin; aber er hat die freie Entschließung des andern ohne Selbstsucht geachtet und keine Gelegenheit versäumt, wenigstens in den loseren Formen gelegentlicher Berührungen ein Verhältnis zu pflegen, das ihm wahrhaft am Herzen lag. So oft er München besuchte, lud er den Dichter zu sich und beklagte es als ein besonderes Mißgeschick, wenn er, wie im Jahre 1879, Heyse verfehlte. Vor allem aber in Weimar hat er den Dichter bei den verschiedenen Anlässen, die sich durch Erstaufführungen von Dramen und die Tagungen der Schillerstiftung und der Goethegesellschaft immer wieder boten, regelmäßig empfangen und ausgezeichnet. Und jedesmal brachte Heyse erfreuliche und wohltuende Eindrücke vom Weimarer Hofe nach München zurück, und oft begegnen wir Beweisen der hohen Verehrung und Sympathie, die er dem großherzoglichen und später auch dem erbgroßherzoglichen Paare widmete. Wenn er überhaupt sich in einer dauernden Hofstellung hätte wohl fühlen können, dann wäre es wohl — nach dem Ende der Symposien des Königs Max — in dem Weimarer Kreise der Fall gewesen. Seinem innersten Wesen nach aber auf volle Unabhängigkeit und Freiheit gerichtet, der lebendigen Entwicklung mehr zugewandt als der ehrwürdigen Tradition, deren Gefahren er um so sorglicher zu meiden suchte, je höher er sie achtete und ehrte, konnte er sich nicht überwinden, sich irgendeiner möglichen Einengung, und wäre sie noch so verlockend gewesen, auszusetzen. Mit innerer Naturnotwendigkeit bildete er sich selbst die Formen seines Lebens und wollte sich nicht der durch Herkommen und Geschichte fest umrissenen Prägung anderer Lebenskreise einfügen. Das war in München mit seiner ursprünglichen Ungezwungenheit, auch in den Tagen der Symposien, möglich, in Weimar, auch bei weitherzigstem Entgegenkommen, kaum. Soweit man aber als gern gesehener, gerne wiederkehrender Gast an fremdem Orte heimisch werden kann, ist Heyse in Weimar doch heimisch geworden, und zwar in erster Linie durch Großherzog Karl Alexander.

Am 1. Dezember 1858 fand in Weimar die erste Aufführung von Heyses in München preisgekröntem Trauerspiel „Die Sabinerinnen" statt. Der Inten-

Digitized by Google

dant, Dingelstedt, lud den Dichter im Auftrage seines Herrn dringend dazu ein und wiederholte zweimal seine Aufforderung für die späteren Aufführungen. Doch erfuhr unterdessen — erst nach vier Monaten — König Maximilian von Bayern von den Versuchungen, die an Heyse herangetreten waren, und ergriff die erste Gelegenheit, um ihm mit Wärme zu erklären: „Ich hätte Sie um keinen Preis gehen lassen; Sie sind uns allen lieb geworden, Sie gehören hierher." Und eifersüchtig auf seinen Dichter, sprach er ihm offen aus, unter diesen Umständen sei es ihm unlieb, wenn Heyse auch nur zu der Aufführung seines Stückes reise — ein Wunsch, dem dann die Zeitverhältnisse zu Hilfe kamen. Denn als Heyse den Besuch, den er dem Großherzog nach so viel Beweisen der Wertschätzung und Neigung nicht schuldig bleiben wollte, aus Rücksicht auf den König zwar für den Augenblick aufgab, aber für die im Sommer in Weimar geplanten Schillerfestlichkeiten ankündigte, antwortete Karl Alexander am 2. Mai 1859 mit dem Ausdruck des Bedauerns, „daß im Juni keine Schillerfeste Sie hierher ziehen dürften, da ich nicht will, daß Weimar Feste bereite, während das Vaterland in Angst und Sorge schwebt. Der bessern Zeit, so Gott will, soll der Ausdruck der Freude aufgespart bleiben." Doch wenn auch so erfüllt von den nationalen Fragen jener Tage, unterläßt er doch nicht, für das ihm übersendete Trauerspiel warm zu danken mit dem bezeichnenden Zusatz: „Die Erzeugnisse der Kunst und Wissenschaft, wenn sie den Stempel der Wahrheit tragen, behalten ihren Wert und ihren Reiz wie in der Zeit der Ruhe in der des Sturmes."

Gerne schenkte er daher auch in Stunden der Muße den Novellen Heyses dieselbe Beachtung wie den Dramen und bewunderte an ihnen die hohe Anziehungskraft der Darstellung wie der psychologischen Probleme. Doch gibt er sich ihr nicht kritiklos gefangen. Gelegentlich der „Vier neuen Novellen" („Die Einsamen", „Anfang und Ende", „Maria Franziska" und „Das Bild der Mutter") hob er die Feinheit der Zergliederung hervor und fuhr dann fort (29. Januar 1860): „In letzterer bewähren Sie sogar einen Grad der Meisterschaft, der Ihrem Talente zur Klippe werden könnte, hätten Sie nicht das Beste, Göttlichste in die andere Schale der Wage zu legen: Die Poesie!" Und noch im hohen Alter bezeugte er, für die „Rätsel des Lebens" dankend, daß er Heyses Dichtungen nur in ungestörter Sammlung zu genießen, nicht aber in flüchtiger Zerstreuung vorzunehmen gewohnt war. Ganz besonders lebhaften Eindruck machten auf ihn die „Novellen und Terzinen", die allerdings mit der glutvollen „Beatrice" und dem wundersamen „Salamander" einen Höhepunkt in Heyses dichterischem Lebenswerk darstellen. Auf ihre Zusendung antwortete er am 4. November 1867 von der Wartburg aus, von „demjenigen Schlosse, dem seit altersher die Gewohnheit, die Dichter des Vaterlandes zu beherbergen, eine Freude und ein Stolz ist", mit einer dringenden Einladung, die durch die Dichtungen angeregten Fragen mit ihm in mündlicher Unterredung weiter zu erörtern. Nun konnte zwar Heyse diesen Wunsch nicht sofort erfüllen, doch mußte er um Neujahr 1868 nach Berlin reisen und benützte diese Gelegenheit,

Digitized by Google

um den Rückweg über Weimar zu nehmen und dort den so freundlich gewünschten Besuch abzustatten. Am 10. Januar angekommen, hatte er am 11. vormittags eine zweistündige Unterredung mit dem Großherzog allein, bei dem er dann nachmittags zusammen mit Genelli, seinem Freunde von München her, ferner mit dem Hofmarschall von Beust, Grafen Wedel, Staatsrat v. Stichling, Herrn v. Helldorf und dem Intendanten Freiherrn v. Loën zur Tafel geladen war. Beim Abschied am nächsten Tage aber kam der Großherzog auf seine alten Gedanken zurück und sagte, ungeachtet der unveränderten Haltung Heyses, zu ihm: „Ich betrachte Sie von jetzt an als den unsern." Und als der Dichter, nach München zurückgekehrt, für die ihm zuteil gewordene herzliche und ehrenvolle Aufnahme in Weimar mit ungeheuchelter Wärme seinen Dank aussprach und zugleich die neue Bearbeitung seines „Colberg" übersandte, antwortete Karl Alexander mit dem Ausdruck seiner Freude über das vaterländische Schauspiel, dem er besonderes Gewicht beilegte, und seiner Zuversicht, solches Zusammensein wie das letzte „bald und für die Dauer wiederholt zu sehen".

Wenn der Großherzog so seinen alten Plan wieder aufnahm, so mochte ihn dazu der Gedanke ermutigen, daß nach dem Tode des Königs Maximilian II. sich die Lage der ehemaligen Genossen der königlichen Symposien wesentlich geändert, ihr Verhältnis zum bayerischen Hofe sehr gelockert, ja fast ganz gelöst hatte. Als daher Anfang April Wilhelm Genast als Vertreter Weimars zu der Verwaltungsratskonferenz der deutschen Schillerstiftung nach Wien reiste, gab er ihm den Auftrag, auf der Rückreise München zu besuchen und dort Heyse neue Anträge ans Herz zu legen. Dingelstedt hatte als Intendant in Weimar zwar Heyses „Sabinerinnen" (1859), „Elisabeth Charlotte" (1860) und „Hans Lange" (1865) zur Aufführung gebracht, sonst aber keinen sonderlichen Eifer für den ihm von München her nicht gerade befreundeten Dichter an den Tag gelegt. Mit Freiherrn v. Loën aber, der 1867 sein Nachfolger wurde, trat ein Mann an die Spitze der Hofbühne, der mit viel größerer Wärme die Wünsche des Großherzogs aufnahm und dem die Berufung Heyses als Dramaturg eine Freude gewesen wäre. Gleichzeitig sollte Geibel bewogen werden, die Ehrenstelle an der großherzoglichen Privatbibliothek anzunehmen, die früher kurze Zeit Scheffel innegehabt hatte, und so sollte, wie Genast mit Feuereifer meinte, unter der Führung der beiden Freunde an der Ilm eine neue Hochburg des Idealismus erstehen, die weithin noch stärker zu wirken berufen erschien als der in der Auflösung begriffene Münchener Kreis. Allein auch diesmal blieb Heyse fest. Es war ja nicht die königliche Pension und die Gunst des Hofes, was ihn an München fesselte; auf beides verzichtete er wenige Monate später, im Oktober 1868, aus eigenem Antriebe, als sein Freund Geibel sich durch die Bekundung seiner nationalen Sehnsucht nach Kaiser und Reich die Ungnade des jungen Königs Ludwig II. zugezogen hatte. Viel enger war er in den 14 Jahren seiner Anwesenheit mit den gesamten geistigen, künstlerischen und geselligen Kreisen Münchens verwachsen, viel tiefer empfand er die fördernde

Digitized by Google

Gunst der freien Münchener Lebensformen, als daß er noch ernstlich an ein Fortgehen hätte denken mögen, zumal jetzt, wo ihm in seiner zweiten Ehe mit einer Münchenerin ein neues, leuchtendes Lebensglück beschieden war. So konnte Genast trotz allem warmen Eifer nichts ausrichten, und auch Freiherr v. Loën, der den Versuch im Herbst, nach dem Konflikt mit dem König, noch einmal auf Drängen des Großherzogs erneute, hatte keinen besseren Erfolg. Der „Lieblingswunsch" Karl Alexanders scheiterte an den inneren Notwendigkeiten des Dichters; die Besuche Paul Heyses in Weimar aber wiederholten sich von nun an häufiger, und auf der dortigen Bühne gewann er, wie Loën am 16. Juni 1882 schreiben konnte, „ein Publikum, das „Colberg" und „Hans Lange" jedes Jahr mit Freude begrüßte".

Es ist eine stattliche Reihe starker Theatererfolge, die Heyses Dramen in Weimar erzielten. Nicht weniger als drei Erstaufführungen, „Die glücklichen Bettler" nach Gozzi, „Colberg" und „Ehre um Ehre", brachte allein das Jahr 1869, die Vielseitigkeit des Dichters in glänzender Weise vor Augen führend. Und dieser vielgestaltige Reichtum entfaltete sich immer umfassender in den späteren Darbietungen: es folgten „Alkibiades" (1882), „Frau Lucrezia" und die modernen Einakter (1885), „Die Weisheit Salomos" (1887) und „Prinzessin Sascha" (1888), und auch der durch allerhand üble Umstände verschuldete unerquickliche Mißerfolg des tragischen Märchenspiels „Die schlimmen Brüder" (1891) wurde durch die außerordentlich warme Aufnahme des volkstümlichen historischen Schauspiels „Jungfer Justine" (1894) vollkommen wieder wett gemacht. Daneben wurden bei intimeren Hoffestlichkeiten gerne Heysesche Lustspiele im Weimarer Schlosse wie in Dornburg aufgeführt; die Großherzogin selbst wählte z. B. für den 24. Juni 1885 den heiteren Einakter „Unter Brüdern", womit sie, wie Loën berichten konnte, „den Großherzog wahrhaft erfreute". Aber auch das erbgroßherzogliche Paar trug dazu bei, die Beziehungen Heyses zum weimarischen Hofe immer lebendig zu erhalten. Im Oktober 1882 war der Dichter der Einladung zu einer Heysewoche nach Weimar gefolgt, bei der nach einem Vortragsabend im Stadthause und einer guten Aufführung des erprobten Colberger Schauspiels die im reinsten Sinne an die klassischen Meister gemahnende Tragödie „Alkibiades" zum ersten Male gegeben wurde. Das Stück machte tiefen Eindruck auf die Zuschauer, ganz besonders aber auf die Erbherrschaften, die damals den Dichter zum ersten Male persönlich kennen lernten. Wieder verlebte Heyse in Ettersburg wie in der Stadt mit den Fürstlichkeiten die angeregtesten Stunden; die Erbgroßherzogin Pauline aber spann den angeknüpften Faden weiter in einem Briefwechsel, der sich mit großer Offenheit über literarische und andere Dinge ausließ und gelegentlich auch Wünsche des Großherzogs selbst übermittelte. Und jede spätere Begegnung mit ihr und ihrem Gatten in Weimar und München schlug wieder diesen Grundton an, der in Heyses ganzem Verhältnis zu Weimar herrschend blieb.

Auch Paul Heyses Stellung in der Schillerstiftung und später in der Goethegesellschaft war für den Großherzog von Wichtigkeit. Seitdem Karl

Digitized by Google

Alexander das Protektorat über die Schillerstiftung übernommen hatte, deren erster Präsident sein damaliger Intendant Dingelstedt war, blieb es sein Wunsch, sie nicht nur im Wechsel mit anderen Städten, sondern dauernd in Weimar angesiedelt zu sehen. Wie er ihr jede mögliche Förderung angedeihen ließ, so wollte er auch ihr Wirken wie mit dem Namen Schillers, auch mit dem Weimars verknüpft erhalten und dadurch mit zur Erscheinung bringen, daß der rechte Mittelpunkt einer den deutschen Dichtern in ihrer Gesamtheit gewidmeten ehrenden Hilfsorganisation nicht von politischen oder finanziellen Rücksichten aus gewählt werden dürfe, sondern dem geschichtlichen Anspruch, den die größte literarische Vergangenheit begründet, Rechnung tragen sollte. In den ersten Jahrzehnten war dies nicht zu erreichen, da mehrere Regierungen, vor allem die sächsische, auf dem ursprünglich in den Satzungen vorgesehenen Wechsel des Vororts bestanden, und so sind nacheinander Weimar, Wien, wieder Weimar, Dresden und München je fünf Jahre lang an der Spitze der Stiftung gestanden. Karl Alexander aber verfolgte sein Ziel mit nachhaltiger Konsequenz und ließ seine Wünsche auch an Heyse gelangen, der zum ersten Male im Jahre 1874 an der Konferenz des Verwaltungsrates in Weimar teilnahm und von 1885 bis 1889 als Vorsitzender an seiner Spitze stand. Dieser schloß sich den Anschauungen und Gründen des Großherzogs rückhaltlos an und erreichte, daß die bayerische Regierung der nötigen Satzungsänderung ihre Zustimmung erteilte und bei anderen Regierungen befürwortete. Bei der endgültigen Entscheidung fiel das wesentlich mit ins Gewicht: seit 1895 ist der Zwang zu einem Wechsel des Vorortes der Schillerstiftung endgültig beseitigt, und in der Tat hat Weimar seit 1890 ununterbrochen seine Ehrenstellung im Sinne Karl Alexanders ausgefüllt und behauptet.

Wenn die arbeitsreiche, beratende und fördernde Tätigkeit für die Schillerstiftung seit ihren ersten Anfängen sich durch Heyses ganzes Leben hinzieht, waren es bei der Goethegesellschaft, bei deren Gründung Karl Alexander seinen kritischen Rat einholte und mit Eifer zur Berücksichtigung brachte, hauptsächlich zwei Veranstaltungen, die ihn in Weimar in den Vordergrund stellten. Am 17. Mai 1894 hielt er bei ihrer Tagung seinen eindrucksvollen Vortrag über Goethes Dramen in ihrem Verhältnis zur heutigen Bühne, der ebenso sehr als Bekenntnis des schaffenden Dichters wie als feinsinnige und eindringliche Betrachtung des kritischen Kenners anziehen und die Geister erregen mußte. In dem Zusammensein mit dem großherzoglichen und dem erbgroßherzoglichen Paare an den beiden folgenden Tagen kam das sympathische Verständnis, dessen er hier immer sicher sein durfte, zu lebendigem Ausdruck. Und im Juni 1896 wiederholte sich diese persönliche Berührung bei Gelegenheit der Eröffnung des Goethe- und Schillerarchivs, an der auch Paul Heyse als Ehrengast teilnahm, unter allen dabei gehaltenen Reden am meisten von den „ergreifend schlichten und taktvollen Antworten der Großherzogin" gefesselt. Diese Feier wurde der Anlaß für Heyse, sein Gedicht auf das Goethehaus in neuem Einzeldruck, dessen Erlös der Schillerstiftung zufloß, herauszugeben. Hatte er doch

Digitized by Google

noch im Winter 1877 auf 1878 in Rom seine Beschwerde über die Unzugänglichkeit der Villa Farnesina abgebrochen mit der deutschen Klage:

Steht doch in Weimar heute das Haus des Erhabnen verschlossen,
Deß weltweites Gemüt nicht auf den Enkel vererbt,
Und wie die Farnesina umschleicht mit Knirschen der Wandrer
Jenen geweihten Altar, wo ihm zu opfern versagt.

So quoll ihm im Februar 1888, als „gehorsam einem edlen Fürstenworte" sich endlich jene lang verschlossene Pforte auftat, aus tiefstem Herzen jenes feierliche Gedicht, das die geheiligten Räume mit einer wunderbaren Fülle der Gesichte belebte und die Gestalt des beherrschenden Genius mit einer Größe und einer Tiefe menschlichen Nachfühlens hinstellte, wie sie überzeugender kein Biograph erreicht hat. Mit besonderer Genugtuung dankte der Großherzog für diese wahrhaft würdige Huldigung vor der Größe von Weimars Vergangenheit; und gerade aus diesem Geiste heraus ergriff er mit Spannung auch das Werk Heyses, das wie ein Kampfruf für den hochsinnigen, adeligen Idealismus Goetheschr Kunst- und Lebensanschauung in den Streit der Gegenwart hineintönte, „Merlin". „Die hervorragenden Talente des Vaterlandes beteiligt zu sehen an dem Kampf um das Wahre, Gute und wirklich Schöne ist eine große Ermutigung für jeden, der wie ich die Ursachen solchen Kampfes mit großer Sorge betrachtet," schrieb er dem Dichter. „Um so mehr freue ich mich, daß Sie Anteil nehmen an solcher Arbeit." Ihm war es aus der Seele gesprochen, wenn er in dem Roman das ach so unmodern klingende und doch so dauernde Wahrheit verkündende Bekenntnis fand: „Daß die Besten herrschten, wäre auch im Leben eine herrliche Sache. Das Leben aber hat einen demokratischen Trotz gegen alle Ausnahmen von der Regel. Es beruft sich auf das Recht der Massen, auf die Souveränität des Gemeinen und weiß freilich nicht, daß aller Fortschritt, nach dem es doch auch lüstern ist, von der Kraft und Wärme der Hohen und Überragenden ausgeht. Aber wenn auch in der Natur und im Völkerleben das demokratische Gesetz der Gleichheit sich durchsetzt, haben wir nicht gerade darum die Kunst zum Trost erhalten, daß wir uns nicht irremachen lassen sollen in unserem Glauben an etwas Ungemeines, Seltenes und Göttliches?"

In dieser Auffassung des hohen Führeramtes der Berufenen, der beide mit ebenso reinem wie warmem Herzen huldigten, wurzelte auch die menschliche Sympathie, die den Fürsten mit dem Dichter bis ins höchste Alter verband. Es war eine Enttäuschung für Karl Alexander, daß Heyse — trotz der dringenden Aufforderung des Großherzogs, der ihn noch im Juli 1892 in München persönlich einlud — den Festlichkeiten bei der goldenen Hochzeit des großherzoglichen Paares fernblieb. Aber mit um so schönerer Wärme dankte er für das Glückwunschgedicht Heyses, mit der „Hoffnung, daß Sie sich nie der Stätte entfremden möchten, wo der Dienst des Wahren und Schönen eine stets mit Liebe geübte Pflicht war, ist und mit Gottes Hilfe bleiben wird". Und als sich sein

Digitized by Google

Lebensabend immer mehr verdunkelte und tiefes Leid durch den vorzeitigen Tod des Erbgroßherzogs und des jungen Prinzen Bernhard über ihn hereinbrach, als seine hochsinnige Gemahlin, die Großherzogin Sophie, starb und er immer einsamer die Tragik des Alters erlebte, da fand Karl Alexander, dessen innerliche Wärme sich sonst gerne hinter den streng gemessenen Formen seiner fürstlichen Würde verbarg, dem verstehenden Dichter gegenüber tief ergreifende Worte des Schmerzes. Und so sind auch die letzten Worte, die der Großherzog ein Vierteljahr vor seinem Tode noch an Paul Heyse schrieb, ein ehrenvolles Denkmal ihres schönen und reinen Verhältnisses, das fast ein halbes Jahrhundert hindurch von Bestand war, ein klares Zeugnis auch von dem abgeklärten Wesen Karl Alexanders, in dem wir einen der gebildetsten und innerlich vornehmsten deutschen Fürsten zu ehren haben: „Man soll Gott für jeden Schmerz danken, der die Seele veredelt, und das ist doch der Zweck des Kampfes, der Leben heißt. Ich bleibe Ihr Sie herzlich liebender Karl Alexander."

Über Freihandel und Lebensmittelversorgung

Von

Landrat Dr. v. Thadden Trieglaff

Im Herbste 1917 fanden in den Industriebezirken des Westens stark besuchte sogenannte Aufklärungswochen statt. Zu ihnen waren vorzugsweise Landwirte aus allen Teilen des Reiches eingeladen, die in die Bergwerke, Fabriken, Speise- und Kriegswohlfahrtsanstalten aller Art geführt wurden. Der Zweck der sehr dankenswerten Veranstaltungen, Stadt und Land, Industrie und Landwirtschaft einander zu nähern, wurde erreicht. Wir lernten mit schließlich ehrfürchtigem Staunen kennen, wie die Industrie das Hindenburgprogramm anfaßte, dessen Verwirklichung an der Westfront jetzt die Welt mit den gleichen Empfindungen erfüllt, sahen die zu diesem Zweck erfolgte Verdopplung der Kruppschen riesigen Werke, erblickten Tausende von Frauen vor den Feuern, an den Granatendrehbänken, in bis zu 600 Meter langen Sälen und hörten die Beschwerden der Arbeiterschaft über die Ernährungsverhältnisse. Denn es wurde Gelegenheit gegeben, die Arbeiter bei den Arbeiten selbst wie in geselligen Zusammenkünften zwanglos zu sprechen, und sodann das Gesehene und Gehörte in Vorträgen und Besprechungen vertieft. In immer neuen Abwandlungen klagten die Arbeitervertreter über den Schleichhandel, die hohen Preise, die sie für Butter, Zucker, Fleisch anlegen müßten. Für teures Geld sei für reiche Leute alles zu haben, während die Rationen unzureichend wären. Die behördliche Erfassung der Lebensmittel habe demgemäß versagt und das müsse erbittern.

Digitized by Google

Das Verwerfliche und Verderbliche des Schleichhandels mußte von den Landwirten unumwunden zugegeben werden. Es wurde von ihnen aber betont, daß die überwiegende Mehrzahl der Landwirte nichts mehr wie dieses Unwesen beklage, ohne Mitwirkung der Käufer indes eine völlige Beseitigung nicht zu erhoffen sei und ganz besonders nicht im Westen, wo eine kaufkräftige, hoch bezahlte, dichte Industriebevölkerung auf eine sie nahe umgebende, verhältnismäßig kleine Zahl von zumeist mittleren und kleineren ländlichen Betrieben sich ergieße. Auf diesen fehle nur zu oft der Betriebsleiter, die sich sorgende und abmühende Kriegsfrau sähe den Rückgang ihrer Produktion vor Augen und erläge deshalb leicht der Versuchung, die geringeren Quantitäten ihrer Erzeugnisse durch höhere Preise auszugleichen, zumal wenn ihr regelmäßig versichert würde, daß es den Käufern auf Geld gar nicht ankomme. Deshalb werde gerade hier so besonders oft gegen die Kriegsverordnungen verstoßen.

Die Klagen über den Schleichhandel werden nun aber überall, wenn auch nicht so stark wie im Westen, laut und können nicht ernst genug genommen werden. Denn je mehr Lebensmittel der Schleichhandel der öffentlichen Bewirtschaftung entzieht, um so ungenügender muß diese werden, um so kleiner die zur Verteilung an die Allgemeinheit kommenden Mengen von Fleisch, Fett, Eiern, Käse usw. Je weniger die städtische Bevölkerung so auf ihre Karten erhält, um so dringender wird ihr Bedürfnis, das zum auskömmlichen Lebensunterhalt Notwendige sich nebenbei zu beschaffen. Je schwieriger es wird, bei der allmählich fast restlosen Erfassung alles Genießbaren, das Fehlende auf legalem Wege zu erhalten, um so begehrter werden die Angebote des Schleichhandels und um so höher, wucherischer die Preise. Das Ergebnis dieser sich selbst anziehenden Schraube muß jeden Volksfreund betrüben. Denn das bedenklichste, ein Sinken der Volksmoral, ist die unverkennbare und scheinbar unentrinnbare Folge. Es ist daher wohl erklärlich, daß der Ruf nach Beseitigung des ganzen jetzt geltenden Systems, je länger der Krieg dauert, bei den Konsumenten, aber auch bei den Produzenten immer lauter wird. Denn auch die Produzenten leiden unter den fortgesetzten und sich jedesmal empfindlicher bemerkbar machenden Eingriffen in die Einzelwirtschaften. Es kann auf deren Bedürfnisse im Kriege keine Rücksicht genommen werden; denn die Bedürfnisse der Allgemeinheit und besonders die der Heeresverwaltung müssen unbedingt vorgehen. Die Folge muß ein Rückgang der Produktion sein, denn die Produkte des Landwirts sind im Gegensatz zur Industrie zugleich auch seine Produktionsmittel. Sein Vieh, sein Korn, seine Kartoffeln braucht er nicht nur zur eigenen Ernährung, sondern nicht weniger dringend zur Fortführung der Wirtschaft, zur neuen Ernte. Sieht er diese durch die Eingriffe gefährdet, so lehnt er sich dagegen auf, ebenso wie eine Fabrik sich weigern würde, die Kohlen sich nehmen zu lassen.

Und schließlich wünscht eine grundsätzliche Änderung der Handel und unter ihm wohl an erster Stelle der Getreidegroßhandel. Denn während die Getreide- und Viehhändler in den Provinzen in der Regel mit dem Aufkauf

Digitized by Google

des Getreides und Viehes von seiten der Kommunalverbände betraut und wenigstens hinreichend beschäftigt sind, fehlt besonders dem Großgetreidehandel entsprechende Betätigung. Er hat keine Unterhändler mehr, die ihm liefern, denn jene arbeiten für die Kommunalverbände. Und das Ausland, der Import war ihm bisher während des Krieges so gut wie völlig verschlossen. Die in Aussicht stehende Million Tonnen aus der Ukraine ist ja noch hereinzubringen und bildet dann auch nur einen Bruchteil, ein Dreizehntel einer guten deutschen Brotgetreideernte. Die Wünsche der kleineren Händler endlich bewegen sich naturgemäß in derselben Richtung, da das den Handel belebende Element, die Möglichkeit, geschickt und billig einzukaufen und dann unter Ausnutzung der Geschäftslage möglichst vorteilhaft zu verkaufen, unter dem System behördlich festgesetzter Ein- und Verkaufspreise dem gesamten Handel verschlossen ist.

Alle Interessenten müssen daher gegen dieses System lebhaft anzugehen sich veranlaßt sehen.

Und doch wird es noch geraume Zeit dauern, ehe wir es werden abbauen und verschwinden sehen können. Die geminderte landwirtschaftliche Erzeugung wieder zu kräftigen, wird auf Grund der Erfahrungen des Krieges wichtigste und dringendste staatliche Aufgabe nach dem Frieden sein. Der freie Handel mit den nötigsten Lebensbedürfnissen ist während des Krieges im Augenblick noch für Deutschland unmöglich, das nach dem Vernichtungsplan Englands sofort und für immer von aller Zufuhr abgeschnitten werden sollte. England hat sein Ziel freilich nicht erreicht und wird es, wie auch die Neutralen jetzt wohl allgemein anerkennen und wie wir stets fest vertrauten, nie erreichen, zumal jetzt nicht mehr, seitdem das breite zum Osten führende Tor geöffnet worden ist. Völlig geöffnet sind unsere Grenzen damit doch noch nicht. Und wenn die Toröffnung nach Osten auch weit genug und für England unverschließbar ist, das in seinen Grundfesten erschütterte, finanziell zerrüttete Rußland wird lange brauchen, bis es wieder für die Ausfuhr wird arbeiten können. Die Produktion über den allernächsten Eigenbedarf hinaus wird schon nicht eher einsetzen können, bis das Vertrauen in gesetzmäßige Zustände sich wieder findet. Und auch die Ukraine wird nicht eher neue Erzeugnisse für die Ausfuhr hervorbringen, ehe nicht das Recht auf Privateigentum wiederhergestellt und gesichert ist. Die Ostseeprovinzen kommen, von den Russen absichtlich wirtschaftlich niedergehalten, vorläufig nicht und Rumänien wohl nur für Österreich in Betracht. Auf geraume Zeit hinaus wird sonach eine wesentliche Veränderung in unseren wirtschaftlichen Beziehungen nicht zu erhoffen sein. Denn selbst bei einem allgemeinen baldigen Friedensschluß wird die Knappheit an Weltschiffsraum eine Knappheit an Einfuhrwaren und eine Übergangswirtschaft zur Folge haben, die sich von unserer Kriegswirtschaft nicht wesentlich wird unterscheiden können. Deutschland wird sich noch einige Zeit in der Lage einer belagerten Festung befinden, mit der es des öfteren und mit gewissem Recht verglichen wurde. Zu unserem Heil war und bleibt die Lage insofern

Digitized by Google

eine andere, als die Eigenproduktion Deutschlands durch den Feind, dank unserer feldgrauen Schutzwehr, nicht erheblich gestört wurde, weshalb deutsche Zähigkeit, Sparsamkeit, Erfindungsgabe neben unserem Organisationstalent der großen Schwierigkeiten Herr werden konnten.

Begreiflicherweise hat es angesichts der in die Augen springenden Mängel der behördlichen Nahrungsmittelerfassung während der dreieinhalb Kriegsjahre an Versuchen nicht gefehlt, nachdem das wichtigste, die Brotgetreideversorgung, durch die von Anfang an vorbildlich arbeitende Reichsgetreidestelle bereits im Frühjahr 1915 sichergestellt war, andere minder wichtige Nahrungsmittel dem freien Handel zu überantworten. Die Versuche sind sämtlich gescheitert. So versuchte im Jahre 1915 die Gerstenverwertungsgesellschaft, 1916 die Reichsgerstengesellschaft und deren Geschäftsstellen die Gerste zu erfassen, Hülsenfrüchte 1915 die Zentraleinkaufsgesellschaft, 1916 die Reichshülsenfruchtstelle mit der Pommerschen Hauptgenossenschaft als Oberkommissionär, mit unbefriedigendem Ergebnis, die Pommersche Hauptgenossenschaft im Dezember 1916 die Kohlrüben, ebenso unzureichend, so daß im März 1917 die beschleunigte Lieferung den Kreisen übertragen werden mußte, die dann noch große Mengen erhielten, obwohl inzwischen viel verfüttert war. Im Winter 1917/18 hatte die Provinzialgemüsestelle den gleichen Auftrag. Auch sie war nicht glücklicher, weshalb im Januar 1918 sich wieder eine Umlage als notwendig erwies, die bei dem großen Futtermittelmangel nach dem Dürrjahr 1917 nur so wenig erbringen konnte, daß sie im März 1918 aufgehoben werden mußte. Und schließlich machte Ende 1915 und Anfang 1916 die Pommersche landwirtschaftliche Hauptgenossenschaft bei einer Lieferung von Kartoffeln für das 8. Armeekorps so schlechte Erfahrungen, daß der Kreis Greifenberg z. B. die Lieferung im Einvernehmen mit der Reichskartoffelstelle selbst übernehmen mußte, bei welchem Verfahren es bis heute geblieben ist. Ein Leidensregister, das sich anderwärts sicher noch vermehren ließe.

Der Handel wird stets nur so lange den Verkäufer befriedigen, solange dieser den Verkauf für sich vorteilhaft findet, wird aber im Kriege sehr bald an die Grenzlinie gelangen, wo der Verkäufer nicht mehr glaubt, verkaufen zu dürfen, weil er durch die verlangte Abgabe den ordnungsmäßigen Fortschritt, ja nur die Fortführung seiner Wirtschaft beeinträchtigt glaubt. Nun kann die Kriegsnot diese Grenze nicht anerkennen. Das Vaterland hat das Recht, Opfer zu fordern, zu verlangen, daß das Privatinteresse dem der Allgemeinheit nachgeordnet wird. Diese Anforderung kann aber nicht dem Handel, sondern kann nur uninteressierten Behörden, die objektiv denken können und müssen, übertragen werden. Nur Behörden sind z. B. in der Lage, auch von hochgezüchteten Rindviehherden Abgaben zu Schlachtzwecken zu verlangen. Dem freikaufenden Fleischer werden sich solche Ställe niemals öffnen. Man mag es bedauern, daß edle Kühe der Zucht entzogen werden, und doch müssen auch sie zur Schlachtbank geführt werden, wenn es gilt, unsere stürmenden Truppen mit reichlicherer Fleischnahrung zu versorgen. Man kann sie im Hin-

Digitized by Google

blick auf den späteren Wiederaufbau unserer gelichteten Viehbestände jetzt nicht völlig schonen und dafür etwa die Nichtherdbuchherden um so stärker heranziehen. Das würde von den Besitzern der letzteren als schwere Ungerechtigkeit empfunden werden. Hochbezahltes Nutzvieh darf nur geliefert werden, wenn auch Schlachtvieh zu den niedrigeren Preisen gleichzeitig bereitgestellt wird. Es kann nicht in einem Dorfe ein freier Händler Kühe für Abmelkwirtschaften zu 1200 bis 1500 Mark kaufen, während im Nachbar- oder gar demselben Dorfe ein behördlicher Käufer die gleichen Kühe zu den Schlachtpreisen von 700 bis 900 Mark anfordert. Eine solche Konkurrenz ist auszuschalten. Die allgemeine Not muß eben von allen gleichmäßig getragen werden, sie wird dann — aber auch nur dann — willig weiter getragen. Diese wichtigste behördliche Aufgabe wird auch von den Behörden niemals völlig befriedigend gelöst, vom Handel aber nicht einmal versucht werden können. Der Handel wird verkaufsreife Güter auch im Kriege erfassen und dahin bringen, wo sie gebraucht werden. Sobald diese Güter mangeln, und das wird bei den meisten noch lange der Fall sein, wird er sich nach behördlicher Hilfe umsehen müssen, die dann um so erschwerter sein muß, die eben angeführten Erfahrungen beweisen es, je später sie angerufen wird. Wenn die Behörden nur in Gestalt von Gendarmen und militärischen Dreschkommandos auftreten, wird die Neigung, Vorräte zu verheimlichen, wachsen, die williger vorgewiesen werden und zur Registrierung bereit sind, solange sich unter ihnen den Eigenbedarf sicher Übersteigendes befindet. Genossenschaften der Produzenten, so verdienstvolle und so unentbehrliche Mittler sie sind, werden selbständig vorgehend von ungern Herauszugebendem auch nicht mehr erhalten als außenstehende Händler. Auch Genossenschaften werden gewissenlose Egoisten nicht bekehren und von ihnen nur das erhalten, was sie abgeben wollen, dadurch zu Ungleichmäßigkeiten in der Erfassung und damit sehr schnell an das Ende ersprießlicher Tätigkeit auch bei den gemeinnütziger Denkenden gelangen. Kleinere örtliche Genossenschaften werden schließlich in Gefahr stehen, persönliche Feinde der Leiter zu ungünstig, persönliche Freunde aber zu günstig zu behandeln. Wir werden deshalb nach wie vor, solange die Kriegsnot einwirkt, bei Zeiten kurz vor und kurz nach der Ernte in jede Wirtschaft hineinleuchten und unsere noch sehr ungleichmäßigen und unzureichenden Wirtschaftskarten trotz der unendlichen damit verbundenen Mühe verbessern müssen, damit wir früher und genauer wie bisher wissen, was da ist. Dann ist die Unterverteilung des Bedarfs ein relativ leichtes Ding, den Schleichhandel mehr als bisher einschnürend und die Erfassung für die Behörden um so müheloser und allseitig befriedigender, je williger der Handel sie unterstützt, getragen von dem Bewußtsein, so hinter der Front eine patriotische Pflicht ersten Ranges zu erfüllen.

England kann seine Bevölkerung nur zu einem Fünftel, Deutschland die seine zu fünf Sechstel ernähren. Nach dem Frieden werden wir dazu ganz imstande sein, wenn Arbeitskräfte wieder reichlicher da sind, wenn, neben den erst zum Teil gehobenen Bodenschätzen unserer Moore, Phosphate gegen Kali

Digitized by Google

eingetauscht und unseren Mineralböden die Stickstoffmengen zugeführt werden, die unsere Industrie aus der unerschöpflichen Luft nimmt, jetzt aber in erster Linie für Munitionserzeugung bereit stellt. Die englischen Sperren werden, einmal niedergelegt, nie wieder aufgerichtet werden, sobald unsere U-Boote erst durchschlagend erwiesen haben, daß eine Seesperre am leichtesten und gleichzeitig empfindlichsten um eine Insel sich ziehen läßt. Sobald unsere schärfste Waffe uns die Freiheit der Meere und damit der Welt gebracht haben wird, und wir sehen die Zeit herannahen, wird der Schleichhandel verschwinden, dann werden auch die jetzt noch so beengenden Schranken um die Produzenten, Konsumenten und den Handel beseitigt werden können und freudig abgebrochen werden.

Erinnerungen an meinen Bruder Ignaz Brüll, Brahms und Goldmark

Von

Hermine Schwarz

(Fortsetzung)

In den Jahren 1870 und 1871 nahmen die Eltern zu unser aller Entzücken in Gmunden ihren Sommeraufenthalt.

Wir gingen schon Ende Mai dahin. Unser jüngster Bruder Eugen war noch in Wien im Gymnasium und da schrieb ihm Ignaz folgende heitere Zeilen:

Lieber Bruder!
Zu Deinem Wiegenfeste
Wünsch ich Dir — alles Gute
Ich sende Dir meinen Gruß
Und gebe Dir — ein Pusserl.

Zu so herrlichen Reimen begeistert mich Dein Geburtstag! Ich hätte gern alles, was in betreff Deines Geburtstages auf dem Herzen habe, Dir in solchen Versen gesagt — doch ist es die Gmunder Luft, sind es die vielen jungen Erdäpfel, die ich vertilge — mein Geist vermag es nicht, nochmals so hoch zu fliegen! Ich hoffe, lieber Bruder, daß wir nächstes Jahr schon zusammen Karambole spielen werden, und sehe voraus, daß Du mich immer streichen wirst, falls Du in den Ferien beim Vater Lektionen nimmst. Auch in den andern Gegenständen, Botanik, Kegelspielen, Latein, Zigarettenrauchen, Griechisch, Biertrinken, mache nur viele Fortschritte."

Goldmark kam direkt von seiner Karlsbader Kur zu uns nach Gmunden und war auch so begeistert von dem herrlichen See und dem lieben Städtchen, daß er beschloß, sich dort niederzulassen. Wir gingen mit ihm auf Wohnungssuche und fanden am Kranabeth oberhalb der Traun zwei geräumige stille

Digitized by Google

Zimmer, die er bezog. Von da an verließ er seine Gmundner Wohnung nur gegen Weihnachten, um seine Familie in Wien aufzusuchen — seine Tochter, die Frau des bekannten Bildhauers Ernst Hegenbarth, und seine zwei Enkelkinder, einen hübschen, lieben Jungen und ein herziges Mädchen, mit denen er bis zum Frühjahr im gemeinsamen Haushalt wohnte. Solange er in Wien blieb, trafen sich die beiden Freunde täglich im Kaffee Landtmann am Franzensring, wo sie gewöhnlich hinter ihren Zeitungen vergraben eine Konversation ohne Worte führten. Wurde dann in späteren Jahren der nicht mehr junge Goldmark von seiner Tochter gebeten, bei schlechtem Wetter zu Hause zu bleiben, erwiderte er entrüstet: „Ich kann doch Ignaz nicht allein sitzen lassen!" —

Ebensowenig wollte Ignaz das tägliche Rendezvous im Kaffeehaus versäumen. Zur bestimmten Stunde konnte man ihn jeden Nachmittag dieselbe Straße gehen sehen — an den kältesten Wintertagen, den Pelzkragen hoch hinaufgeschlagen, die Hände in den Ärmeln gekreuzt, den weichen Filzhut tief in die Stirne gedrückt, mit so verträumtem Ausdruck, daß er oft an mir vorübergegangen wäre, hätte ich ihn nicht angerufen.

Vom Jahre 1866 — seinem ersten Ausflug nach Stuttgart — ging Ignaz jeden Winter nach Deutschland und konzertierte mit der Magnus, mit dem Violinspieler Ries, dem späteren Verleger, mit dem Ignaz stets in Korrespondenz blieb, Henschel und Friedländer, dem Schubertsänger, spielte wiederholt im Philharmonischen Konzert in Wien, auch in Berlin, unter anderem sein erstes Klavierkonzert op. 10. Er war bald als der beste Schumannspieler bekannt.

Seine erste Reise nach Berlin war im Oktober 1871, wo er Umschau hielt, Verbindungen anknüpfte und ein Konzert gab, um sich bekannt zu machen. Er reichte seine Serenade ein, wurde von Joachim in der allerliebenswürdigsten Weise aufgenommen und aufgefordert, sein Trio mit ihm zu spielen. Über Joachim schreibt er: „Joachim ist gewiß von allen großen Künstlern der liebenswürdigste und einfachste. Seine musikalischen Urteile sind aber sehr streng. Er läßt nur Brahms gelten ..."

Einige Tage später: „Heute war ich 1½ Stunden bei Joachim, der Cellist war krank. Ich mußte ihm die beiden Sätze meiner Fantasie vorspielen, dann spielten wir zusammen Bruchsche Sonaten, und nächsten Sonntag werden wir mein Trio spielen. Gestern war die Quartett-Soiree. Ihr kennt sein ideal schönes Spiel. Erstaunt war ich über die Kälte des Publikums. Er wurde im Laufe des Abends einmal gerufen — nach der ersten Nummer, einem Haydn. Was hier durchfallen heißt, weiß ich nicht. Und Joachim sagte, diesmal wäre das Publikum noch warm gewesen ..."

Den Tag darauf schrieb Ignaz:

„Geliebte Eltern!

Ich will Euch nur anzeigen, daß auch mit Deppe alles in Ordnung ist. Ich war erstaunt, ihn heute in allem gefügig zu finden. Er läßt mich Schumanns Konzert spielen, obwohl er lieber meines hätte — sonderbar, sonderbar,

Digitized by Google

daß ich gerade in dem Falle, wo man etwas von mir will, nein sagen muß. Vorgestern wollte ich Hiller besuchen, traf ihn mit Joachim vor seinem Hause, als er gerade im Begriff war, nach Hause zu gehn. Joachim stellte mich ihm in der mir schmeichelhaftesten Weise vor und erzählte ihm ein langes und breites, wie ich die Fantasie von Schumann gespielt, ich mußte auch mit in die Probe. „Den würde ich gleich engagieren," meinte Joachim auf mich, „wenn ich Konzertdirektor wäre." Trotzdem ist es nichts mit Köln. Das Programm ist für den ganzen Winter schon veröffentlicht. Hiller lud mich ein, doch auf ein paar Tage zu kommen, er würde dort in seinem Hause eine Matinee für mich arrangieren. — Wenn heute nicht all die lieben Briefe kommen, so vergesse ich, daß ich nun 25! alt bin. Morgen kutschiere ich nach Leipzig zum Konzert und am 15. Dezember gebe ich hier ein Konzert."

Am 19. November schrieb er:

„Deppe kam zu mir, um mir mitzuteilen, daß die Klavierspielerin Heintz, die im zweiten Konzert ein Beethovensches Konzert und die symphonischen Etüden spielen wollte, abgeschrieben habe, und forderte mich auf, für sie einzutreten. Ich nahm an, verwechselte nur das Beethovensche mit dem Schumannschen Konzert, die symphonischen Etüden blieben natürlich. Ich spielte gut, das Publikum war mit mir zufrieden. Heute habe ich die Schumann besucht. Als ich ihr erzählte, daß ich neulich Schumanns Konzert und die symphonischen Etüden gespielt, war sie erstaunt: „In einem Konzert?! Wenn ich das täte, würden die Leute wieder sagen: Da muß man so viel von Schumann hören, weil das ihr Mann war." — Sie gab mir einen Sitz zu ihrem Konzert. Stern, der mich durchaus bereden will, hier zu bleiben, sagt mir, daß er in seinem Konservatorium noch eine Professur für Klavier errichten will. Ob ich sie annehmen möchte?!"

Auf dieser Konzertreise im Winter 1871 schrieb Ignaz seinem ehemaligen Lehrer Professor Julius Epstein über seinen Aufenthalt in Berlin. Es wurde damals die Frage ernstlich erwogen, ob mein Bruder sich daselbst niederlassen wolle; er schreibt darüber:

„Verehrter Freund!

Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, daß Sie mir geschrieben, und ich danke Ihnen herzlich. Ihr Rat wegen Berlin hat das für sich, daß es mir künstlerisch sehr gut hier geht. Die Sache hat aber ihre Schattenseiten. Ich fühle mich nicht behaglich. Es fehlt mir an Gesellschaft, wie ich sie wünsche, denn mit den hiesigen Musikern komme ich nur selten in Berührung (es liegt das weniger an den Menschen, als an der Lebensweise), und wenn nicht ein paar Wiener hier wären, die ich täglich sehe, wäre ich bei einsamen Diners und Soupers ganz melancholisch geworden. Hier kümmert sich keiner um den andern, der Egoismus blüht schöner als irgendwo ... Was mich am Ende zum Hierbleiben bewegen könnte, ist, daß ich hier mir selbst das Nötige verdienen könnte. Ich mache Ihnen das Geständnis, daß ich trotz allem idealen Streben mit mir

Digitized by Google

unzufrieden bin, wenn ich mir nicht den schwarzen Kaffee — das war mein Fall — verdienen kann, obwohl ich von meinen Eltern (bei diesen selbstverständlich) nie die leiseste Andeutung hörte. Doch sollte das nicht in Wien zu erreichen sein, der ich so wenig brauche? Und dabei kann ich meiner Kompositionspassion fröhnen. Von dem Berliner Musiktreiben will ich Ihnen nicht viel erzählen, da Sie Musikzeitungen lesen. Die größten Genüsse verschafft mir Joachim mit seinen Quartetten . . ."

Bald darauf schrieb er:

„Nun ist auch das Konzert vorüber und ich habe allen Grund zur Zufriedenheit. Besondere Freude erlebte ich an meinem Klavierkonzert, das Deppe, dem Orchester, dem Publikum und zu meiner Verwunderung auch mir wieder sehr gefiel. Fast scheint es mir, als sei in meinem Konzert diesmal mein Erfolg als Komponist bedeutender als mein Erfolg als Spieler, es kommt nicht oft vor, daß ein neues Werk hier so allgemein gelobt wird und gefällt . . ."

In dem Konzert, das Ignaz gegeben, hatte sich ihm ein junger Geiger namens Ries vorgestellt und ihm den Antrag gemacht, eine gemeinschaftliche Konzertreise in Deutschland zu unternehmen. Ries hatte in Berlin und Paris studiert und dort den premier prix du conservatoire bekommen. Tatsächlich wurden die beiden Musiker die besten Freunde. Ries bewahrte seine Freundschaft meinem Bruder über sein Grab hinaus. Der Vater von Ries war der Freund Mendelssohns und sein Onkel der bekannte Schüler Beethovens.

Ignaz war im Jahre 1872 nach Berlin gefahren, um mit Ries seine kleine Konzerttour anzutreten. Er erzählt: „Es geht alles glänzend, Ries ist ein Konzert-Moltke. Ich habe die Hände in der Tasche und bewundere in Ruhe seine Umsicht und Gewandtheit. In Berlin war ich fortwährend mit ihm und seiner Familie beisammen. Wir sind schon auf Du. Er ist ein lieber Mensch, ein vortrefflicher Künstler mit nicht gewöhnlichem Kompositionstalent. Sein Spiel ist elegant, warm, von tadelloser Reinheit. In unserem zweiten Königsberger Konzert spielen wir die Suite von Goldmark . . ."

Auf der Tour berührten sie die kleinsten Städte; er schreibt: „Von Bromberg ging's am nächsten Tag nach Graudenz — Brr! Ein anderes Bild, Dekoration! Weißes, weißes, kahles Schneefeld. Die breite, weiß und blau schimmernde Weichsel (blau, wo sie nicht zugefroren), an dem Ufer grau und rot das alte Graudenz. Ein Postwagen kommt an. Mehrere Reisende, darunter die Hauptpersonen zwei Vagabunden, steigen aus und marschieren etwa zehn Minuten über die Weichsel. Es war ein schöner, nicht zu kalter Wintertag. Heute ist Konzert und wir werden auch von hier nicht ärmer fortgehen . . ."

Die beiden Freunde wurden von Rittergutsbesitzer Elben in Ostpreußen eingeladen; er schreibt den Eltern:

„Gestern war das klassischeste Konzert, das je stattfand. Unweit von diesem Gute ist die kleine Stadt Saalfeld, wo wir ein Konzert geben sollen, nicht für die Saalfelder, sondern für die Umgebung, die da erscheinen mußte. Gestern nachmittag bestiegen Ries und ich einen Schlitten (wir fuhren Elbens

Digitized by Google

voraus), Ries die Zügel, ich die Peitsche in der Hand, so fuhren wir durch das weite Schneefeld 1½ Stunden nach Saalfeld, wo uns einige Gassenmädel fröhlich empfingen und sich auf den Schlitten zu uns setzten. Kaum waren wir (2 Stunden vor dem Konzert) angekommen, hatten Klavier und den mit Tannenzweigen geschmückten Saal angesehen und uns unserer Umhüllungen entledigt, kamen schon Schlitten auf Schlitten — lauter Konzertbesucher. Viele Meilen weit kamen die meisten her . . .!"

Von Berlin aus bereiste Ignaz auch im Winter 1874 mit dem Schubertsänger Friedländer viele kleine deutsche Städte, auch Elbing, von wo aus er einen lustigen Brief in Knittelversen schrieb, zum Schluß heißt es:

„Die Sonata appassionata
Ist eigentlich nichts für die Leut da.
Sie gerieten vielmehr in Ekstase
Bei der Sommernachtstraumparaphrase.
Friedländer ist ein lieber Gesell,
Doch ist er stets zu spät zur Stell.
Ich versäume durch ihn den Zug,
Doch damit ist's nicht genug.
Ins Konzert muß ich immer allein,
Mein lieber Wallenstein tut nicht fertig sein.
Während ich spiele die Sonate,
Ist er gewöhnlich noch im Bade
Oder beim Raseur,
Pünktlich ist niemals er.
Schreibt mir nach Berlin noch häufig
Und nicht nur so beiläufig,
Wie es Euch geht und was Ihr treibt
Und gesund mir bleibt!"

Die heitersten Dinge sind auf solchen Touren vorgekommen, so stand jedesmal eine alte Dame, die in der ersten Reihe im Konzert saß, auf und verbeugte sich, so oft die beiden Konzertgeber dem Publikum dankten. In einer anderen kleinen deutschen Stadt blieb das Publikum nach dem Schluß des Programms unbeweglich auf seinem Platz und forderte auf diese energische Weise Zugaben von den Künstlern.

Bei der späteren Konzerttour, die Ignaz mit Henschel unternahm, mit dem er auch vorher in Wien konzertierte, schrieb er folgenden Brief:

„Habt Ihr schon von Waldenburg gehört? Ich wußte bis vor einigen Monaten nichts von der Existenz dieses Nestes, nun habe ich meine bejammernswerten Kenntnisse in der Geographie dahin bereichert, daß ich Waldenburg als eine kleine Stadt in Schlesien, Mittelpunkt des Kohlenhandels, in entzückender Lage, kenne. Ringsum Berge nah und fern, Nadelholzwälder. Ich kam bei herrlichem Wetter mit meinem Reisegenossen Henschel heute hier an, und wir

Digitized by Google

machten Nachmittag (jetzt ist's Abend) eine kleine Bergpartie. Wir sahen die Nebel im Tal zu uns heraufsteigen, gingen durch grünes Nadelholz und auf bereiften Pfaden. Ich fühle wieder was von der Reiselust und dem Vergnügen, das man hat, wenn man sehr jung ist und zum erstenmal auf die Wanderschaft geht. — Morgen ist hier unser erstes Konzert in Deutschland und sind alle Sitze bereits verkauft. Unsere österreichischen Konzerte waren pekuniär nicht schlecht, aber auch nicht brillant. „Ich habe den Saal schon voller und schon leerer gesehen." (Damit zitierte Ignaz einen Witz von Hellmesberger, der anläßlich eines Konzertes, das für die Lehrer gegeben worden ist, gesagt hat: „Ich habe den Saal schon voller und schon leerer gesehen, nie aber voller Lehrer wie heute!") In Wien wollte man uns zu einem dritten Konzert im Jänner bereden, aber ich will nicht, und so wird wohl Henschel ohne mich singen, denn weiß der Teufel warum, ich lese ungern von mir, daß ich ohne Geist Klavier spiele . . ."

Dieser Passus zeigt, wie mein Bruder von der Presse beurteilt wurde, während Joachim wie Klara Schumann voll Anerkennung über sein Spiel waren und seine durchgeistigte Auffassung betonten und Liszt ihn bat, bei einem Aufenthalt in Budapest dessen Schülern op. 111 von Beethoven vorzuspielen, „weil es niemand so könne, wie er". Dieselbe Sonate verlangte Liszt nochmals von Ignaz in einer großen Gesellschaft, die bei Bösendorfer stattfand. Marie, die Frau meines Bruders, erzählte mir: „Ich war in Franzensbad mit Klara Schumann zusammen, und da sagte sie mir, wie herrlich sie das Spiel von Ignaz finde, und daß er zu einer Zeit, in welcher Schumann noch nicht voll verstanden und anerkannt war, öffentlich mehr Schumann gespielt (wie die symphonischen Etüden, Kreisleriana), als sie es sich selbst getraut hätte." — Seine vornehme, warme, tief empfundene Wiedergabe der Klavierwerke, die jeder Effekthascherei aus dem Wege ging und die technischen Schwierigkeiten nie hervorhob, dieses vollständige Aufgehen in der Komposition, dieses Sichganzvertiefen darin konnte nicht so auf die breite Masse wirken wie auf die Musiker und das musikalische Publikum. Goldmark und Brahms hörten am liebsten von ihm ihre Kammermusikwerke, die er in Wien alle aus der Taufe hob. Eine Stelle in einem Brief von Goldmark an „Onkel Eduard" bekräftigt diese Bemerkung, worin er schreibt: „Ignaz schrieb mir, daß er noch den ganzen März in London bleiben werde; ich werde mein Quintett daher jetzt gar nicht mehr aufführen, obwohl . . . gestern im Auftrage Hellmesbergers bei mir war, um mich dazu zu bewegen." — Wenn Ignaz von einer Konzerttour nach Hause kam, stürzte er sich mit wahrem Feuereifer auf die Arbeit. Ein Trio, eine Suite entstanden, und nach längeren Intervallen noch vier Sonaten für Geige und Klavier, Orchesterstücke, Chöre, Lieder und Klavierstücke, wenn kein Operntext in Sicht war. Die Abende verbrachte er zumeist mit uns Geschwistern und den Eltern in höchster Behaglichkeit. Das war auch die Stunde, in der er dem Vater seine neuesten Arbeiten vorspielte, die dieser einer strengen Kritik unterzog, während wir alles bewunderten. — An den Sonntagen aber kamen

Digitized by Google

seine Freunde ins Haus: Goldmark, Brahms, Billroth, Kalbeck, Epstein, Door mit seiner reizenden Frau Tini, die von Brahms immer gern gesehen wurde, Gänsbacher, David Popper; und oft brachten sie auch fremde Musiker mit, die auf der Durchreise in Wien waren. Sie alle versammelten sich oft und gern zu heiterem Plaudern und ernstem Musizieren. Ignaz mußte ans Klavier — jeder wollte seinen Lieblingskomponisten von ihm hören, und jedem konnte er gerecht werden; es gab in der ganzen Musikliteratur kaum etwas, was er nicht auswendig spielte. Wenn er aber die letzten Beethovensonaten spielte und das herrliche Adagio aus op. 111 ertönen ließ, dann lag die weihevollste Stimmung über allen Zuhörern. Tiefes Schweigen herrschte noch, nachdem der letzte Ton verklungen war. Ignaz ging auch noch ganz durchglüht und versonnen zu einem Fauteuil, in den er versank, und erst allmählich wagte sich eine Stimme heraus und brach den Bann, der über allen lag — man war wieder auf der Erde.

Als er einmal die Händelvariationen von Brahms spielte, war Brahms von der Wiedergabe derselben so ergriffen, daß er zu unserer Mutter hintrat, ihr die Hand küßte und mit feuchten Augen zu ihr sagte: „Ich danke Ihnen für Ihren Sohn."

Und in späteren Jahren, an einem Rosé quartettabend, in welchem Ignaz eine Solonummer hatte und die F-Moll-Sonate op. 5 von Brahms gespielt hatte, trat Hanslick auf Marie zu und dankte ihr für das herrliche Spiel ihres Mannes.

Brahms war in den Sommermonaten in Ischl ein täglicher Gast bei den Eltern. In der kleinen Gartenlaube auf der Wiese in Kaltenbach saßen die beiden Musiker beim schwarzen Kaffee, rauchten und schwiegen sich aus. Dieses ruhige Sichgehenlassen und das Gefühl der Zusammengehörigkeit genügte beiden, um sie in die behaglichste Stimmung zu versetzen. Da konnten sie stundenlang die schönen Auen durchwandern. Auch Goldmark kam des öfteren auf einen Tag von Gmunden herüber, uns zu besuchen. Sowie der Juli heranrückte, verabredete er Zeit und Stunde mit Ignaz und „Onkel Eduard", um mit ihnen in die vielgeliebte Fusch zu gehen. Goldmark ganz besonders liebte diesen wundervollen Erdenwinkel und wanderte fast ohne Unterbrechung durch dreißig Jahre getreulich in die schönen Fuscherberge. Anfangs war die Reise umständlicher, da man sie von Salzburg aus teils zu Wagen und teils zu Fuß machen mußte. Da entstanden gar oft kleine Zwischenfälle, die Bachrich, der bekannte Violaspieler vom Quartett Hellmesberger, in einem dazu angelegten „Büchl" mit lustigen Zeichnungen illustrierte.

Die gute Laune wurde immer besser, je näher man der Fusch kam, und jeder empfand eine heilige Rührung der Freude und Dankbarkeit, wieder ihren Boden betreten zu können. Die „Fuscher Chöre", Text von Onkel Brüll und Musik von Goldmark, geben ein beredtes Zeugnis davon.

Wie andachtsvoll und ergreifend war es, als an einem schönen Julinachmittag unter den hohen Tannen und Lärchenbäumen die warmen Melodien erklangen. Ich hatte damals den Alt übernommen und Goldmark sang den

Digitized by Google

Baß und dirigierte uns diskret dabei. Ignaz war davon so angeregt, daß er bald darauf einen ganzen Zyklus „Toskanischer Lieder" für Quartettgesang komponierte.

Vom Jahre 1872 an wirkte er als Professor an der Horakschen Klavierschule, wo man für ihn eine Ausbildungsklasse kreierte. Er übernahm auch später die Aufgabe, viermal im Jahr in sämtlichen Zweigschulen die Schüler zu prüfen. Zu dieser Zeit wurde während der Direktion des Hofopernkapellmeisters J. N. Fuchs meinem Bruder, vorerst nicht offiziell, die Professur am Konservatorium angetragen. Ignaz konnte sie aber nicht annehmen, da er Horak, bei dem er so lange Jahre schon tätig gewesen, nicht verlassen wollte. In den letzteren Jahren hatte Ignaz die gute Idee, alljährlich im Saale Ehrbar die Schüler der Horakschen Schule und Freunde zu versammeln und ihnen an mehreren Abenden die Hauptwerke der Klavierliteratur vorzuführen.

Wie nachhaltig sein Unterricht wirkte, zeigt ein Brief eines ehemaligen Schülers, des berühmten Rechtsanwalts und Verteidigers Dr. Friedrich Elbogen: „Die Zeit, da ich seinen Unterricht genoß — Brüll zählte damals kaum dreißig Jahre —, umfaßt meine sonnigsten Jugenderinnerungen. Brüll hatte keine eigentliche Unterrichtsmethode, und dennoch war er der fruchtbarste Lehrer, der seine Aufgabe darin sah, seine Schüler zu sich emporzuheben. Er wirkte durch seine künstlerische Persönlichkeit und nur durch sie. Hier und da ein knappes, gehaltvolles Wort, eine flüchtige Anweisung, das war alles. Er liebte die Exegese nicht, die Erläuterung eines Tonstückes schien ihm eine Versündigung gegen den heiligen Geist. „Eine Beethovensche Sonate," sagte er einmal, „ist wie ein Gebet; der eine plappert es gedankenlos her, der andere dringt damit an die Himmelspforte." Sein stärkster, vielleicht sein einziger Lehrbehelf war sein persönlicher Vortrag. Wenn er sich ans Klavier setzte, um mit der vollen, hinreißenden Kraft eines Künstlertums uns, die wir ihn andachtsvoll umstanden, auf Beethovens weltentrückte Höhen oder nach Schumanns träumerischem Schattenreiche zu entführen, da hätten wir jungen Leute den jugendlichen Meister am liebsten umarmt vor Dank und Begeisterung. Jede Stunde bei Brüll war uns eine Feierstunde tiefsten Gewinns, köstlicher Erhebung. So wurden seine Schüler Musiker, indem er ihnen mit der glänzenden Beredsamkeit seiner Interpretation seiner Darstellung gar manchen dunklen Sinn und manchen entlegenen Pfad erschloß."

Im Frühling 1872 hatten die Eltern die Domgasse mit der Liechtensteinstraße vertauscht. Um den Umzug zu beaufsichtigen, blieben wir diesen Sommer in Döbling. Goldmark kam den Frühling hindurch, bevor er nach Gmunden ging, fast täglich zu uns hinaus, und als er einmal über die große Arbeit klagte, die er mit dem Klavierauszug seiner „Saba" habe, bot sich Ignaz an, ihm zu helfen. Er machte den Klavierauszug des ganzen dritten Aktes und arbeitete viele Wochen daran.

Im März 1874 ging mein Bruder über Berlin nach Breslau, wo er für einige Konzerte engagiert war. Über das Konzert in Berlin schrieb er: „Also

Digitized by Google

gestern war's recht hübsch. Ich soll außerordentlich gefallen haben, und man redet mir zu, ein zweites Konzert zu geben. Das will ich auch morgen über acht Tage tun. Stockhausen und Frau, Eckerts und viele andere waren da — alle bis zum Schluß. Ihr wißt doch, daß ich die Brahmsschen Variationen spielte, op. 111, Beethoven und das Scherzo von Chopin."

Von Breslau schrieb Ignaz: „Das gestrige Konzert hier war gut besucht, hatte denselben äußeren Erfolg wie mein erstes. Ich habe Euch hergewünscht, da ich vortrefflich disponiert war. — Goldmarks Suite spielte Ries sehr gut. Sie war bis jetzt bloß im Tonkünstlerverein, einem geschlossenen Zirkel, gespielt. — Mit zweien der besten hiesigen Musiker spielte ich in einem kleinen Kreis mein Trio, das sehr gefiel. Man bat mich, im Tonkünstlerverein zu spielen."

In demselben Winter spielte Ignaz in dem Philharmonischen Konzert in Wien das Schumannsche Konzert, und in Budapest mit dem Quartett Hellmesberger, die dort konzertierten.

Endlich kam die fröhlichste Zeit seines Schaffens. Er erzählte: „Mosenthals nähere Bekanntschaft machte ich in der „Keller" genannten Gaststube des „Grand Hôtel", in welcher sich allabendlich ein Kreis von Künstlern zusammenfand. Außer Mosenthal waren Goldmark, Sonnenthal, Krastel, Frau Materna, Gustav Walter häufige Gäste. Es war eine gemütliche, heitere Tafelrunde. Mosenthals Wesen hatte etwas Mildes, Wohlwollendes. Daher kam es auch, daß junge, wenig bekannte Musiker sich vertrauensvoll an ihn, den berühmten Verfasser der „Deborah", mit der Bitte wendeten, ihnen Operntexte zu schreiben. Und Mosenthal hatte immer Vorrat an Opernstoff. Als ich ihn um ein Libretto anging, erzählte er mir den Stoff zum „Goldenen Kreuz". Er erzählte ausgezeichnet. Ich schlug sofort ein, und wenige Wochen später übergab er mir das fertige Buch. Das Librettoschreiben hatte er, so erzählte er mir, von Otto Nicolai gelernt, als er für ihn die „Lustigen Weiber von Windsor" bearbeitete. Nicolai lehrte ihn, wie er es machen müsse, um dem Komponisten Gelegenheit zu ausgeführten, formell abgerundeten Musikstücken zu geben. Damals schrieb man nämlich noch gerne in Opern Musikstücke."

So hatte mein Bruder das Glück, schon im Frühjahr 1874 das ihm so zusagende Libretto zu komponieren. Die Melodien strömten ihm in solchem Reichtum zu, daß er in sechs Wochen mit der Komposition der Oper fertig war

Die Eltern wohnten damals in der Liechtensteinstraße, meine Schwester Riki und ich hatten neben ihm unser Zimmer. Wir verhielten uns mäuschenstill, wenn wir ihn bei der Arbeit wußten. Trat eine kurze Pause ein, so kam er oft zu uns, zog die eine beim Ohrläppchen, gab da einen leichten Klaps, dort einen Kuß, warf sich aufs Kanapee und rief in lustigem Tone nach einem Stück Brot mit Salz. Worauf wir beide schon zur Tür hinausstürzten, jede von uns wollte es ihm bringen!

Er arbeitete weitere drei Monate an der Instrumentation und reichte die Oper dem Ringtheater ein. Nachdem das Werk längere Zeit unbeachtet (zu seinem Glück) liegen blieb, zog er es zurück und reichte es dem Berliner Opern-

Digitized by Google

haus ein, das damals unter Eckerts Leitung stand. Dieser führte die Oper mit dem großen Erfolg auf, der meinen Bruder mit einem Schlag in die Reihe der ersten Opernkomponisten stellte.

Im Oktober 1874 reiste Ignaz nach Berlin, um sein zweites Klavierkonzert zu spielen, das sehr gefiel, und um Eckert seine Oper „Das goldene Kreuz" zu zeigen. Er schreibt: „Vorgestern besuchte ich Eckert; er und seine Frau nahmen mich außerordentlich freundlich auf, sie ist noch immer sehr schön. Auf seinem Pulte liegen die „Königin von Saba" — und die unendlich dicke Partitur der „Makkabäer". Ich machte ihm die interessante Mitteilung, daß ich ihm ebenfalls eine Oper zeigen wolle. Frau Kathi lud mich daraufhin auf gestern abend zu sich, um ihr und ihrem Mann etwas von der Oper zu zeigen. Obwohl ich, um nicht zu langweilen, erst nur einige Nummern vorspielen wollte, interessierte es Eckert doch genug, daß er alles anhören wollte — er und seine Frau. Erster Akt vor dem Tee, zweiter Akt nach dem Tee. Wir alle drei, Eckerts und ich, rauchten dann gemütlich. Eckert gefiel die Oper, sagte mir viel Angenehmes und riet mir, die Oper jedenfalls hier zu lassen und bei Hülsen förmlich einzureichen."

Dann ging er nach Breslau, wo er sehr gut aufgenommen wurde — nach dem Konzert ging er nach Berlin zurück, um noch ein Konzert zu geben. Er spielte u. a. die Phantasie von Schumann und schreibt: „Ich war etwas aufgeregt, da — Rubinstein kam mit der Schleinitz. Eckerts, Radecke, Ehrlich, alle waren bis zum Schluß da. Die Schleinitz kam zu mir und war sehr liebenswürdig. Morgen abend bin ich ganz allein bei ihr, nur die Eckart kommt auch, und übermorgen bin ich mit Rubinstein bei ihr. Rubinstein war sehr zufrieden, rief nach dem ersten Satz der Phantasie laut sein Bravo und sagte zu anderen, daß ich unter allen Klavierspielern der beste Musiker sei. Morgen fahre ich mit Rubinstein auf zwei Tage nach Leipzig. Stern spielte ich gestern meine Ouvertüre „Im Walde", da er die Tempi wissen wollte."

Anfangs Dezember 1875 ist Ignaz zur Einstudierung seiner Oper „Das goldene Kreuz" nach Berlin gefahren. Über die ersten Klavierproben berichtet er nach Hause: „Alles wurde von den Sängern auswendig gesungen, ich hatte wenig auszusetzen! Die Lilli Lehmann (Christine) singt ausgezeichnet. Im ganzen war ich sehr zufrieden und hatte viel Freude. Die Sänger sind mit ihren Partien sehr zufrieden. Im Finale beim Walzer, den Radecke fortspielte, obwohl die Sänger dabei nicht beschäftigt sind, wollte ich Radecke, um die Zeit nicht zu versäumen, beim Umblättern das Ballett überschlagen. „Lassen Sie," sagte Radecke, „sie wollen das immer hören." Bechstein hat mir ein schönes Klavier stellen lassen. Gestern sah ich Minni Hauck im „Robert" als Alice. Sie war so lieb, daß ich ihr ein paar Zeilen schrieb, worauf ich soeben ein liebenswürdiges Billett mit einer Einladung erhielt, der ich nun folgen will."

Kurz vor der Aufführung der Oper, die am 22. Dezember, dem ungünstigsten Zeitpunkt, stattfinden sollte, schrieb Ignaz: „Gestern war ich bei der

Digitized by Google

Schumann geladen. In der Gesellschaft waren Joachims, Stockhausen, Eckert u. a. Es wurde viel musiziert, Quartette gesungen, ich spielte auf Aufforderung der Schumann den ersten Satz der Schubertschen B-Dur-Sonate. Eine Tochter Schumanns war bei Tisch meine Nachbarin, interessant."

(Fortsetzung folgt)

Die Artillerie im Stellungskriege

Von

H. Rohne, Generalleutnant z. D.

In keinem früheren Kriege ist der Artillerie eine so große Bedeutung zugefallen wie in dem jetzigen, selbst nicht in dem Deutsch-Französischen, wo die deutsche Artillerie so überlegen war, daß der gefangene französische Kaiser nach der Schlacht bei Sedan dem König Wilhelm sagte: „Sire, Ihre Siege verdanken Sie Ihrer unvergleichlichen Artillerie." Eine solche Überlegenheit war im jetzigen Kriege auf keiner Seite vorhanden. Daß trotzdem die Artillerie so in den Vordergrund trat, hat verschiedene Gründe, von denen einige bereits vor dem Kriege, andere aber erst im Laufe desselben erkannt wurden.

Schon lange vor dem Kriege war die Ansicht herrschend, daß infolge der Vervollkommnung der Feuerwaffen — nicht nur der Geschütze, sondern auch der Gewehre — der Infanterieangriff Aussicht auf Erfolg nur dann habe, wenn er wirksam durch Artillerie unterstützt werde. Dazu gehört sowohl die erfolgreiche Bekämpfung der feindlichen Artillerie, damit deren Feuer nicht die angreifende Infanterie zerschmettere, als auch das Sturmreifmachen der feindlichen Infanterie.

Deshalb wurde das Artilleriegerät wesentlich verbessert und die Zahl der Geschütze und ihre Munitionsausrüstung stark erhöht, um die große Feuergeschwindigkeit der Geschütze ausnützen zu können. Die Stärke der Artillerie wuchs in allen Armeen auf das Anderthalbfache, ja Doppelte. Neben den leichten Feldgeschützen, die der Infanterie in jedem Gelände in schnellster Gangart folgen oder vorauseilen sollen, wurde überall noch eine mehr oder minder große Zahl schwerer Geschütze mitgeführt, vor allem in Deutschland. Nach dem Frankfurter Frieden hatte Frankreich seine Ostgrenze durch die Festungen Verdun, Toul, Epinal und Belfort befestigt und die dazwischen liegenden Straßen durch kleine mit zahlreichen Geschützen ausgerüstete Forts gesperrt. Um diese schnell überwältigen zu können, wurden der Feldarmee schwere, sonst zur Belagerungsartillerie gehörende Geschütze als „schwere Artillerie" zugeteilt. Die übrigen Staaten, die an eine derartige Verwendung nicht zu denken brauchten, begnügten sich mit einer schwächeren, nur für den Kampf um befestigte Feldstellungen bestimmten schweren Artillerie. Obschon in den nach 1871 geführten Kriegen Kämpfe um befestigte Stellungen sehr häufig

Digitized by Google

vorgekommen waren, ging die maßgebende Ansicht doch dahin, daß hierbei außergewöhnliche Umstände mitgewirkt hätten, die Entscheidung aber nach wie vor nur im Bewegungskriege gesucht werden dürfe.

In allen Heeren der kriegführenden Staaten herrschte beim Kriegsausbruch ein frischer Angriffsgeist; aber dennoch kam die Angriffsbewegung auf allen Kriegsschauplätzen sehr bald zum Stehen, und es entwickelten sich namentlich in Frankreich und Italien langwierige, an den Festungskrieg erinnernde Kämpfe, in denen sich die beiderseitigen Gegner nicht monate-, sondern jahrelang aus nächster Entfernung gegenüberlagen. Hier zu erörtern, wie das gekommen, würde zu weit führen; nur das sei bemerkt, daß es bei dem freiwilligen Rückzuge der Deutschen von der Marne der französischen Armee an Artilleriemunition fehlte, um energisch nachzustoßen, und daß der Mangel an schwerer Artillerie auf französischer Seite den Deutschen die Zeit schuf, die gewählte Stellung in einer noch nicht dagewesenen Weise zu verstärken. Die vortrefflichen zur Verfügung stehenden Verkehrsmittel, welche die schnelle Heranziehung aller für die Verstärkung notwendigen Hilfsmittel, wie Zement und Stacheldraht, Geschütze und Munition ermöglichten, kamen ihnen sehr zustatten. So sahen sich die feindlichen Armeen bald vor eine Aufgabe gestellt, die schwieriger ist als die Belagerung einer starken Festung. Hier hat der Angreifer die Möglichkeit, den Feind von allen Seiten einzuschließen und von der Außenwelt abzusperren. Er macht dadurch dem Verteidiger den Ersatz der verbrauchten Kampf- und Lebensmittel unmöglich; die umfassende Stellung erlaubt ihm ein überlegenes Geschützfeuer zu eröffnen, das sich gegen einen engen Raum richtet, während das des Verteidigers auseinander geht. Diese Vorteile fallen bei der langen Linie einer befestigten Feldstellung fort, und die Aussichten sind für Angreifer und Verteidiger, die überdies die Rollen oft wechseln, nahezu die gleichen.

Vor dem Kriege galt die Ansicht, die Widerstandskraft müsse auf einer einzigen Linie eingesetzt werden; nunmehr hat sich die Anlage mehrerer hintereinander liegender Stellungen als vorteilhaft erwiesen, so daß der Verlust der vordersten Stellung noch nicht die Entscheidung bringt. So zieht sich der Kampf um eine befestigte Stellung sehr in die Länge; noch nie ist in der Geschichte ein Kampf von solcher Dauer, wo länger als drei Jahre an derselben Stelle um den Sieg gerungen wird, vorgekommen.

Der Artillerie mußte im Stellungskrieg die führende Rolle zufallen, weil nur sie die sich einer Vorwärtsbewegung entgegenstellenden Hindernisse beseitigen kann. Sie wurde von solcher Bedeutung, daß unsere Gegner glaubten, die Entscheidung des Krieges hinge lediglich von der Menge der verfügbaren Geschütze und Munition ab. Daher ist die Artillerie, besonders die schwere, im Laufe des Krieges an Zahl noch gewaltig gewachsen. Und nicht nur das, sondern man verwendete hier Geschütze, die ursprünglich für ganz andere Zwecke bestimmt waren, und schuf ganz neue Geschützarten, um auch den neuen, nicht vorhergesehenen Aufgaben gerecht werden zu können.

Digitized by Google

Die Notwendigkeit, die wichtigsten Geschütze der Festungen unter einen gegen das Feuer der schwersten Kanonen sichernden Panzerschutz zu stellen, führte zur Bekämpfung dieser Geschütze durch schwere Mörser. Vor dem Kriege war in Deutschland nur ein 21-cm-Mörser eingeführt, dessen Granaten mit der Sprengladung etwa 120 Kilogramm wogen. Fast alle anderen Staaten hatten bereits schwerere Kaliber eingestellt, so Frankreich einen Mörser von 27 cm, Österreich einen solchen von 24, ja sogar 30,5 cm, welch letzterer, durch Kraftwagen fortbewegt, einen hervorragenden Anteil an den Kämpfen aller Fronten gehabt hat. In Deutschland waren in aller Stille Mörser von 42 cm Kaliber hergestellt, deren Geschosse von etwa 1000 Kilogramm mit einer Sprengladung von 100 bis 200 Kilogramm gegen Lüttich die erste Probe ihrer gewaltigen Wirkung zeigten und auch an dem schnellen Fall vieler anderen Festungen den größten Anteil hatten. Nach den bisherigen Erfahrungen waren drei bis vier Treffer der 21-cm-Granaten erforderlich, um einen Panzerturm kampfunfähig zu machen; aus diesem Geschütz genügte eine einzige Granate, die nur in der Nähe des Turmes einzuschlagen brauchte, um ihn völlig zu zerstören.

Aber nicht nur Geschütze mit großer Geschoßwirkung, sondern auch solche mit besonders großer Schußweite wurden in diesem Kriege notwendig. Schon in den ersten Schlachten des Bewegungskrieges machte sich das Bedürfnis nach weittragenden Geschützen fühlbar, da die deutsche Feldkanone in dieser Beziehung den feindlichen nachstand. Dank der vortrefflichen Organisation und der großen Leistungsfähigkeit der deutschen Industrie wurde diesem Mangel bald abgeholfen. Von noch größerer Bedeutung wurden weittragende Geschütze aber im Stellungskampfe. Hier besteht die Möglichkeit, das hinter der Front gelegene Gelände in großer Tiefe für die Unterbringung von Truppen und Vorräten aller Art, Anlage von Werkstätten usw. auszunutzen. Um den Feind hierin zu stören, wurden auf beiden Seiten Kanonen der Schiffs- und Küstenartillerie herangezogen, die schwere Geschosse mit großer Anfangsgeschwindigkeit verfeuern. Vor dem Kriege glaubte man, auf dem Festlande mit Schußweiten von etwa 12 Kilometern auszukommen; tatsächlich sind sehr bald Geschütze mit dreimal so großer Schußweite verwendet, so z. B. bei der Beschießung von Dünkirchen. Diese Geschütze haben eine Rohrlänge von 40 bis 50 Kaliber und erteilen ihren Geschossen Anfangsgeschwindigkeiten von 800 bis 950 m/sec. Die schwersten eingeführten Geschütze hatten ein Kaliber von 38 cm; die Franzosen und Engländer gingen aber bald darüber hinaus und steigerten zur Erreichung größerer Schußweiten das Kaliber auf 40 cm; ja französische Zeitungen stellten die Verwendung von 50, sogar 52 cm in Aussicht, deren Geschosse über dreißig Zentner wiegen würden. Auf deutscher Seite steigerte man die Schußweite durch ein ganz entgegengesetztes Mittel. Man wählte ein kleineres Kaliber — anscheinend 21 cm —, vergrößerte Ladung und Seelenlänge und dadurch die Anfangsgeschwindigkeit. Gleichzeitig erhielt das Geschoß eine für die Überwindung des Luftwiderstandes sehr günstige

Digitized by Google

Form, und das Ergebnis war die alle Welt verblüffende Beschießung von Paris aus einer Entfernung von über 100 Kilometer, die trotz der zwanzigfachen Entfernung von größerer Wirkung war als die von 1871. Ob die hier erreichte Schußweite bereits die Grenze der Leistungsfähigkeit bezeichnet, ist eine offene Frage; es ist nicht ausgeschlossen, daß es noch zur Beschießung Londons kommt, dessen geringste Entfernung vom Festlande 140 Kilometer beträgt.

Während die Hauptaufgabe der Artillerie im Fernkampfe liegt, hat sich im Stellungskriege doch das Bedürfnis nach einer Artilleriewirkung auf kleine Entfernungen herausgestellt. Die beiderseitigen Linien liegen sich oft so nahe gegenüber, daß eine Beschießung der vordersten feindlichen Linie durch die weiter hinten stehende Artillerie die eigenen Truppen gefährden würde. Und doch ist Artilleriewirkung unentbehrlich; denn Gewehrfeuer vermag nichts gegen die in den Gräben und Unterständen gedeckt stehenden Mannschaften und Maschinengewehre, geschweige denn gegen die Deckungen selbst auszurichten. Das ist nur durch steil einfallende Sprenggeschosse möglich. Gegen lebende Ziele genügen leichte, gegen tote, widerstandsfähige sind schwere Geschosse notwendig. Sie werden mit schwacher Ladung unter großer Erhöhung — 70 Grad und mehr — verfeuert. Abgesehen von alten glatten, aus den Zeughäusern hervorgesuchten Mörsern sind diese Geschütze erst im Kriege entstanden.[1]) Ein Teil ist den Geschützen des Altertums nachgebildet; die treibende Kraft ist hier die Elastizität der Tiersehne. Mehrfach ist ein schweres Geschoß nach Art der Gewehrgranate an einem Stab befestigt, der in ein kleinkalibriges Kanonenrohr gesteckt wurde, wobei das Geschoß auf der Mündung aufliegt. Während des Fluges trennt sich der Stab von dem Geschoß. Bei Langgeschossen sind hinten Flügelansätze angebracht, die wie die Federn eines Pfeils bewirken, daß das Geschoß mit seiner Längsachse in der Flugrichtung bleibt. Diese „Minenwerfer", von den Franzosen „Grabenkanonen" genannt, schleudern Geschosse von 5 bis 50 Kilogramm. Alle Minenwerfer sind so leicht, daß sie von wenigen Leuten getragen werden können.

Auch die zum Sturm vorbrechende Infanterie bedarf der Artillerieunterstützung aus nächster Nähe. Mit Pferden bespannte Geschütze würden unter dem feindlichen Gewehr- und Schrapnellfeuer bald zusammenbrechen. Deshalb ist der tierische Zug durch den mechanischen ersetzt, zuerst von den Engländern, die Geschütze in zahlreiche eigenartige gepanzerte Fahrzeuge, „Tanks", einbauten. Diese Tanks wurden durch Raupenschleppzug zwar in jedem Gelände, aber nur sehr langsam fortbewegt und daher ein Opfer der deutschen leichten Feldgeschütze. Besser sollen sich die mit einem Geschütz bewaffneten deutschen gepanzerten Kraftwagen bewährt haben, da sie sich schneller bewegen konnten; näheres ist darüber nicht bekannt.

[1]) Erst nachdem die Handschrift bereits gesetzt war, ist aus der vom Generalstab herausgegebenen Einzelschrift „Lüttich—Namur" bekannt geworden, daß Minenwerfer schon gegen die Forts von Lüttich verwendet worden sind. Sie müssen also bereits im Frieden vorhanden gewesen sein; es ist darüber aber nichts veröffentlicht worden.

Digitized by Google

Bei der großen Bedeutung der Luftfahrzeuge, besonders der Flugzeuge, in diesem Kriege mußten Mittel zu ihrer Bekämpfung gefunden werden. Ein hierfür geeignetes Geschütz muß der schnellen Bewegung des Zieles durch rasche Änderung seiner Richtung folgen können; es muß große Höhenwinkel, womöglich bis zur Senkrechten nehmen können, und das Geschoß muß eine nur kurze Flugzeit, mithin große Anfangsgeschwindigkeit haben. Das für diesen Zweck geeignetste Geschoß ist eine durch einen Zeitzünder in der Nähe des Ziels zur Detonation gebrachte Sprenggranate, die während des Fluges Rauch ausläßt, so daß die Lage der Flugbahn zum Ziel beurteilt werden kann. Das Schießen bietet eine besondere Schwierigkeit dadurch, daß die sonst nur von der Entfernung abhängige Größe des Visier- oder Schußwinkels hier auch durch die Höhenlage des Ziels bestimmt wird, so zwar, daß dieser Winkel um so kleiner wird, je steiler die auf das Ziel gerichtete Ziellinie ansteigt. Das leuchtet ein, wenn man sich das Ziel im Zenit vorstellt; hier ist der Schußwinkel Null, gleichviel, wie hoch das Ziel ist. Mit der Berechnung dieses Winkels ist das Problem noch keineswegs gelöst; der Berechnung muß die Abgabe des Schusses sehr schnell folgen, da die Höhenlage des Zieles sich fortwährend ändert. Das erfordert sehr sinnreiche, aber auch verwickelte Einrichtungen, auf die hier nur hingedeutet werden kann. Im Frieden kann das Schießen auf solche Ziele gar nicht geübt werden; es fehlten daher anfangs auch alle Erfahrungen, selbst die Geschütze wurden erst während des Krieges gebaut. Die Erfolge waren daher zunächst nur gering; im Laufe des Krieges sind indes gute Fortschritte gemacht, wenngleich die Leistungen dieser Geschütze keinen Vergleich mit denen der Jagdflugzeuge aushalten können.

Auch ganz neue, bisher noch ganz unbekannte Geschosse sind in diesem Kriege mit großem Erfolge verwendet: mit giftigen Gasen gefüllte Gasgeschosse. Diese Gase, meist Chlorpräparate, wirken betäubend, erstickend oder hustenreizend. Sie sind schwerer als die Luft, verflüchtigen sich also langsam und haften am Boden. Vor den Granaten und Schrapnells haben sie den Vorzug, daß ihre Wirkung lange anhält, daß weder Brustwehr noch Unterstand dagegen schützen und daß kleine Ziele (liegende Schützen) genau so gefährdet sind wie große. Nur Gasmasken, die das Gesicht bedecken, gewähren einen Schutz gegen die Wirkung der Gase.

Sehr bedeutende Unterschiede weist die Verwendung der Artillerie im Stellungskriege gegenüber der im Feldkriege auf. Das liegt hauptsächlich daran, daß man hier mit mehr bekannten Verhältnissen rechnen darf als im Feldkriege und sich daher auf alle möglicherweise eintretenden Fälle vorbereiten kann, was im Feldkriege mehr oder weniger ausgeschlossen ist, wo alle Entschlüsse blitzschnell zu fassen und in die Tat umzusetzen sind. Hier kommt es mehr darauf an, möglichst früh eine ausreichende Wirkung zu erhalten; im Stellungskrieg ist dagegen danach zu streben, eine möglichst hohe Wirkung mit möglichst geringem Aufwand von Munition zu erreichen. Das ist hier mit Hilfe der Mittel, welche die moderne Technik der Artillerie zur Verfügung stellt, möglich.

Digitized by Google

Da steht das Zusammenarbeiten der Artillerie mit den Fliegern in erster Linie. Die große Wirkung der modernen Feuerwaffen fordert die peinlichste Ausnutzung aller Deckungen, um sich dem feindlichen Auge zu entziehen. Die Auffindung der Ziele wird vielfach nur durch Flieger möglich sein, die ihre oft durch Fernphotographie gemachten Beobachtungen in Pläne großen Maßstabs, die im Stellungskriege stets vorhanden sind, eintragen. Die Batterien entnehmen daraus die erste Seitenrichtung und die Zielentfernung. Die Flieger beobachten dann noch die Wirkung des Schießens und melden sie den Batterien, die danach etwa erforderliche Änderungen der Flugbahnlage vornehmen.

Im Stellungskriege darf die Artillerie nur schießen, wenn die Gefechtslage, namentlich die Unterstützung der Infanterie es erfordert; sie würde sonst die Munition vergeuden und die Geschütze vorzeitig abnützen. Da die Gegner sich nahe einander gegenüberliegen, sind Überrumpelungen leicht möglich und besonders gefährlich. Um darauf vorbereitet zu sein, werden den Batterien die Ziele, die sie möglicherweise beschießen müssen, von vornherein bezeichnet, und es sind Anordnungen zu treffen, daß das Feuer vom ersten Schuß an wirksam sein kann. Die Batterien schießen sich daher sobald als möglich unauffällig gegen diese Ziele ein, machen die nötigen Notizen über Richtung und Entfernung und stellen die Geschütze schußbereit gegen das Hauptziel auf, so daß das Feuer sofort nach eingetroffenem Befehl wirksam eröffnet werden kann. Ganz besonders gilt das für Batterien, die „Sperrfeuer" abgeben sollen. Das Sperrfeuer bezweckt, ein bestimmtes Gelände durch ein sehr lebhaftes, sich lückenlos darüber ausbreitendes Feuer gegen den Feind abzusperren. Der Verteidiger wird besonders gegen die stürmenden Truppen davon Gebrauch machen. Da die Artillerie das Vorgehen des Feindes aus ihrer verdeckten Stellung nicht wahrnehmen kann, der Befehl zur Feuereröffnung bei Versagen des Fernsprechers gar nicht oder zu spät ankommen würde, so sind Sehzeichen — Raketen oder farbige Leuchtkugeln —, die von der bedrohten Infanterie abgegeben werden, dazu bestimmt, die Artillerie zur Abgabe dieses Feuers aufzufordern. Auf diese Zeichen eröffnen die schußbereiten Geschütze ohne besonderen Befehl das Feuer mit größter Heftigkeit. Es darf nur kurze Zeit anhalten, da es viel Munition verschlingt und seine Wirkung in kurzer Zeit zutage treten muß. Es ist daher bald einzustellen oder zu verlegen, letzteres, wenn der Feind das Feuer unterlaufen haben sollte und eine weitere Fortsetzung die eigenen Truppen gefährden würde. Auf ein besonderes Zeichen vergrößert dann die Artillerie die Schußweite und sperrt so das Gelände gegen die feindlichen Reserven ab, die nun die vorderste Linie nicht unterstützen können.

Auch der Angreifer kann in die Lage kommen, Sperrfeuer abzugeben. Ehe seine Sturmtruppen vorbrechen, gibt er mit möglichst vielen Geschützen lebhaftes „Vernichtungsfeuer" gegen die Einbruchsstellen ab. Dieses „Trommelfeuer", das die feindliche Stellung durch Zerstörung der Drahthindernisse, Deckungen und Unterkunftsräume sowie durch Erschütterung der Besatzung sturmreif machen, hält stunden-, ja tage- und wochenlang an, bis der Augen-

Digitized by Google

blick für den Sturm gekommen ist. Dieser ist auf einen nach der Uhr genau bestimmten Zeitpunkt festgesetzt, damit in demselben Augenblick — weder früher noch später —, wo die Sturmtruppen vorbrechen, die Artillerie ihr Feuer hinter die vorderste feindliche Linie verlegt, um durch ihr Sperrfeuer das Vorgehen feindlicher Unterstützungen zu verhindern.

Witterungseinflüsse — Temperatur, Luftdruck und Wind —, die bei den kleinen Entfernungen, mit denen man vor dem Kriege rechnete, bedeutungslos waren, müssen bei den großen Entfernungen, auf die jetzt geschossen wird, berücksichtigt werden, um dadurch das Einschießen abzukürzen. Die Unterlagen für die notwendigen Berechnungen geben die Wetterstationen, die für die Flieger anzulegen sind. Ohne die Berücksichtigung dieser Einflüsse wäre es wohl schwer möglich, selbst ein so großes Ziel wie Paris auf eine Entfernung von mehr als hundert Kilometer zu treffen.

Schwarze Fahnen

Von

Friedrich Fürst Wrede

Wer am 15. April 1918 die österreichische Grenze bei Salzburg überschritt, ward Zeuge einer eigenartigen Demonstration: die malerische alte Bischofstadt hatte anläßlich der Demission des Ministers des k. u. k. Hauses und des Äußern Graf Ottokar Czernin schwarze Flaggen gehißt.

Staatslenker kommen und gehen, und es liegt in der Natur der Sache, daß die an ihren Amtsantritt geknüpften Hoffnungsknospen in ihrer Scheidestunde bereits verwelkt sind. Trauerfahnen, die den Rücktritt eines Ministers künden, sind daher nicht nur eine seltene Ehrung, sondern genau besehen eine politische contradictio in adjecto, mittels welcher die Residenz des „Primas von Deutschland" zweifellos zum Ausdruck bringen wollte, daß sie das Scheiden des Ministers durch die es veranlassenden Umstände nicht für gerechtfertigt, geschweige denn durch die Gesetze des Werdens und Vergehens für bedingt erachte. Und darin mag die im Verblassen politischen Einflusses sattsam erfahrene Frau Juvavia wohl recht behalten.

Von einem endgültigen Abschlusse der Laufbahn des kaum 46jährigen Grafen Czernin kann in der Tat — wie ja auch das an ihn gerichtete Kaiserliche Handschreiben hervorhob — nicht im entferntesten die Rede sein. Aus diesem Grunde wäre es verfrüht, seiner Tätigkeit schon heute ein literarisches Denkmal setzen zu wollen. Nur darum kann es sich jetzt handeln, der Quelle nachzugehen, aus der die erstaunliche Popularität fließt, deren sich der Sproß eines alten tschechischen Adelsgeschlechtes gerade in den kerndeutschen Provinzen der polyglotten Monarchie so augenscheinlich erfreut.

Digitized by Google

Ungewöhnlich, wie alles an diesem Manne, war sein Aufstieg. Im vertrauten Freundeszirkel des ermordeten Erzherzog-Thronfolgers, dem man die Kunst nachrühmte, Talente in der Stille reifen zu lassen, galt Ottokar Czernin allerdings, noch ehe er als Gesandter am Bukarester Hofe akkreditiert war, als Papabile für den dornenreichen Posten eines Ministers des Äußern; in den Gesichtskreis weiter Kreise jedoch wurde er erst jählings im Herbst 1916 durch die Veröffentlichung des Rotbuches, betreffend die Beziehungen Österreich-Ungarns zu Rumänien in der Zeit vom 22. Juli 1914 bis 27. August 1916, gerückt.

Die publizierten Aktenstücke erbrachten den Beweis, daß der Vertreter der Doppelmonarchie die Treibkraft der am rumänischen Hofe herrschenden Strömungen und Gegenströmungen richtig eingeschätzt, Belangloses von Wesentlichem klug zu unterscheiden gewußt und sich den Blick durch seiner Person erwiesene Artigkeiten nicht hatte trüben lassen.

In der Politik wie in der Malerei verstärkt der Schatten die Wirkung des Lichtes. Die von einzelnen österreichischen und nicht minder deutschen Berufsgenossen bewiesene Farbenblindheit diente dem Scharfblicke des Bukarester k. u. k. Gesandten zur Folie, verlieh seiner ungeschminkten Berichterstattung realistischen Reiz.

Von der Stunde der Veröffentlichung seiner Depeschen an galt Graf Czernin dem großen Publikum als der Bahnbrecher einer neuen Schule, als der Diplomat *κατ' ἐξοχήν*.

Seine am 22. Dezember 1916 erfolgte Ernennung zum Minister des Äußern und gleichzeitige Betrauung mit dem Vorsitze im gemeinsamen Ministerrat war schlechterdings die Erfüllung einer Forderung der öffentlichen Meinung.

Zehn Tage vorher — in der Mittagsstunde des 12. Dezember — hatten Sonderausgaben der Wiener Blätter der Bevölkerung das Friedensangebot der Mittelmächte verkündet. Der Instinkt der Massen schlug behend die Brücke zwischen beiden Ereignissen. Bei der üblichen Vorstellung des Beamtenkörpers des Ministeriums identifizierte sich der neue Chef völlig mit jener Kundgebung seines Vorgängers und jetzigen Nachfolgers. Es hätte dessen gar nicht bedurft. Der Straße galt er von allem Anfange an als der Mann, der den Frieden bringen wolle. Von seiner Tatkraft, seiner Wahrheitsliebe und — geradeaus gesagt — nicht zum mindesten von seiner Nackensteifheit erwartete man eine glückliche, folgerichtige Durchführung des am 12. Dezember skizzierten Versöhnungsprogramms.

Graf Czernin hat die Stimme der Straße nie Lügen gestraft.

Sechs Meilensteine stehen in seiner kurzen ministeriellen Laufbahn. Die Beantwortung der Note des Präsidenten Wilson am 26. Dezember 1916; das an den Heiligen Stuhl und die neutralen Mächte gerichtete Kommuniqué vom 11. Januar 1917; der Empfang der Vertreter der Presse am 28. Juli 1917; die großzügige, programmatische Rede in Budapest anläßlich eines von Dr. Wekerle veranstalteten Gastmahles am 2. Oktober 1917; das Exposé

Digitized by Google

in den Ausschüssen für Äußeres der beiden Delegationen am 4. Dezember des gleichen Jahres; zu guter Letzt die temperamentvolle Brandmarkung der Kriegsverlängerer beim Empfang der Abordnung des Wiener Gemeinderates am 2. April 1918.

Jede dieser sechs Enunziationen bot der Öffentlichkeit Gelegenheit, an die Politik des Ministers des k. u. k. Hauses und des Äußern die Richtscheit anzulegen. Die Antwort auf Wilsons Note klang in dem Vorschlage aus, Vertreter der kriegführenden Mächte mögen baldigst an einem Orte des neutralen Auslandes zu einem Gedankenaustausch über die Friedensmöglichkeiten zusammentreten; in der letzten Rede vom 2. April steht der beherzigenswerte Satz: Ich gehöre dorthin, wo die Frieden geschlossen werden.

Das Ausscheiden Rußlands aus der Reihe der Gegner, die Schachmattsetzung Rumäniens, der Durchbruch im Süden und die Siege im Westen füllen die zwischen beiden Kundgebungen liegende Zeitspanne. Trotz allen gewaltigen militärischen Erfolgen der Mittelmächte ist aber Graf Czernin nicht um Haaresbreite von seinem Programme der Versöhnung, der Mäßigung und Achtung fremder Rechte, ohne die ein dauernder Friede schlechtweg nicht denkbar, abgewichen. Sicherlich waren auf diesem schnurgeraden Wege manche Widerstände zu brechen und manche Hindernisse zu beseitigen. Allein zur Freilegung der Bahn konnte Graf Czernin nötigenfalls unbedingt auf die Handlangerdienste der Straße rechnen. Und die Straße hätte ihrem Vertrauensmanne voraussichtlich auch in der unausbleiblichen, von ihm geradezu gesuchten Auseinandersetzung mit den nationalen Eigenbrötlern im Parlamente die Treue gehalten. Denn der Markt — mag er nun in einer deutschen, polnischen oder tschechischen Stadt gelegen sein — bekennt sich, sind die Verkaufsstände leer und die Speicher erschöpft, stets zur aristotelischen Auffassung, der Staat sei aus des Lebens Notdurft entsprungen und bezwecke ein Leben in Schönheit und Glückseligkeit. Wäre es zu einer Kraftprobe gekommen, die überwiegende Mehrheit des Volkes hätte zwischen dem Schöpfer des Brotfriedens und den politischen Kriegsgewinnern, die ihr nationales Süpplein auf der Glut des Weltbrandes zu wärmen suchen, schwerlich geschwankt.

Gewiß — einen Großteil der Czerninschen Gefolgschaft hat die Werbetrommel eines baldigen Friedens rekrutiert. Allein es wäre banausisch gedacht und obendrein eine den Deutschösterreichern zugefügte arge Unbill, wollte man die Popularität dieses Staatsmannes restlos durch die Sehnsucht nach einem bekömmlichen Mittagstisch erklären.

Von Lord Beaconsfield stammt der Satz: „Armes Österreich! Zwei Umstände machten es zu einer Nation; es war deutsch und es war katholisch. Jetzt ist es keines von beiden." Dieser Leichenrede des britischen Dichters und Premiers ein halbes Jahrhundert später widersprochen zu haben, ist das Verdienst und der schimmernde Glanz der Politik des scheidenden Ministers. Seine ganze Amtsführung war ein leidenschaftlicher Protest gegen die Behauptung, die Grammatik bilde die Wurzel des Staates.

Digitized by Google

Österreich und Amerika sind die beiden einzigen Großmächte, deren Taufpaten nicht in der Sprachwissenschaft zu finden sind. Man kann weder österreichisch noch amerikanisch sprechen. Damit ist jedoch keineswegs gesagt, daß man nicht österreichisch oder amerikanisch zu denken, fühlen und handeln vermag. Letzteres ist das Um und Auf, das der Präsident der Vereinigten Staaten, die, nebenbei bemerkt, weit mehr Bürger deutscher Abstammung zählen als Österreich Tschechen und Slowaken, beim Kriegsausbruche als schlichte Selbstverständlichkeit forderte und Graf Czernin von jedem Österreicher heischt. Aus dieser Parallele erklärt sich auch der Umstand, daß die besten der im Weißen Hause zu Washington aufgestellten Leitsätze nirgends in Europa so weitgehendes Entgegenkommen fanden als im Barockpalaste auf dem Wiener Ballplatze.

Die freimütige Erwähnung einer unverbindlichen, im Salon der Fürstin Aldobrandini erfolgten Besprechung der Friedensmöglichkeiten hat dem Grafen Czernin den Haß Georges Clemenceaus zugezogen. Nichts ist für die Sackgasse, in die die Völker dank der nationalen Verhetzung geführt wurden, bezeichnender als der Umstand, daß dieser ergraute Sohn der Vendée wegen der Erwähnung der vielleicht patriotischsten Tat seines langen Lebens dermaßen in den Harnisch geraten konnte. Seine Landsleute nennen ihn den „Tiger", und Rudyard Kipling behauptet, die Dschungel habe ihren eigenen Ehrenkodex. Der Tiger glaubte sich durch ein unqualifizierbares Schimpfwort gegen den Beweis wehren zu müssen, er sei, gleichwie die schottische Königin, besser als sein Ruf.

Wie die Dinge sich gestaltet haben, wird der französische Ministerpräsident — ob mit Recht oder Unrecht, entzieht sich der Erörterung — den traurigen Ruhm für sich beanspruchen, den Sturz seines österreichischen Panegyrikers herbeigeführt zu haben.

Das mag seiner Eitelkeit gewaltig schmeicheln.

Allein es ist fraglich, ob der Präsident der Vereinigten Staaten über derlei Fechterkunstgriffe, die ihn des überzeugtesten Anhängers seiner Theorien in Europa berauben, im Herzensgrunde erbaut ist, und noch weit fraglicher, ob Herr Clemenceau durch die, wenn auch nur zeitweilige, Ausschaltung des einflußreichsten Vertreters des Versöhnungsfriedens seinem Vaterlande einen Dienst erwiesen hat.

Wie dem auch sei — eins ist gewiß: der Name Czernin wird unlöslich mit dem Vorläufer und Schrittmacher des Völkerbundes, mit dem Bekenntnisse zum übernationalen Staate verknüpft bleiben.

Und dieses Ideal klopft immer vernehmlicher an die Türe der Menschheit.

Graf Czernin wollte das „Sesam, tu dich auf!" des Ali Baba in „Tausendundeine Nacht" sprechen.

Dazu war es verfrüht.

Digitized by Google

Die Hohenstaufentragödie und Castel del Monte

Von

R. Kohlrausch

Apulien ist eine vergessene Größe. Selten hört man es nennen, seltener noch kommt ein Fremder in das abgelegene Land unten im Osten Italiens. Der Glanz versunkener Kaiserherrlichkeit liegt nur noch auf ihm wie matter Edelrost auf einem zertrümmerten Herrscherbild.

Einstmals war das anders. Viel umkämpft, viel geliebt, viel geschmückt, war Apulien ein gefeierter Günstling der Großen verschiedenster Stämme. Die Byzantiner wie die Goten und Langobarden, die Normannenkönige wie die Hohenstaufenkaiser haben mit heißem, oft blutigem Bemühen um das Land geworben, es mit Freuden besessen. Die Hohenstaufen vor allem haben es mit besonderer Leidenschaft umfaßt. Unter ihnen ist es ein paar Jahrzehnte lang der politische, geistige, kulturelle Mittelpunkt für das römische Kaisertum deutscher Nation gewesen. Der Glanz der Kaiserkrone strahlte von diesem heute vergessenen Lande her stolz und hell über die weithin beherrschte Welt. Mit reichen Hofhaltungen bevölkerten sich vordem bescheidene Städte; Kaiserpaläste wuchsen aus dem Boden empor; die Hügel und Berge bekrönten sich mit Burgen und Schlössern. Dann kam der Sturz der Hohenstaufen in furchtbare Tiefe. Todesnacht breitete sich über ihr großes Geschlecht, Vergessenheit über das von ihnen geliebte Land. Ihre Paläste wurden zertrümmert, ihre Burgen verwandelten sich in Ruinen, ihre Gräber selbst verschwanden, so daß niemand mehr zu sagen wußte, wo die letzten Sprossen des gewaltigen Hauses ihre Ruhestatt gefunden hatten.

Aber es ist, als wenn die Hohenstaufen beim Scheiden von Apulien ihre Krone vergessen hätten. Oder niedergelegt an hoher, sichtbarer Stelle zum dauernden Zeichen ihrer Herrscherliebe für das ferne Land. Viele Meilen weit sieht man dies kaiserliche Zeichen, wenn man dahinfährt an der apulischen Küste des blauen Meeres und landeinwärts in die dort aufsteigende Bergeswelt hineinschaut über die weite, baumlose Wiesenfläche des Tavoliere di Puglia hinweg, zu dessen Weiden alljährlich im Herbst aus den Bergen vieltausendköpfige Herden heute wie zu Römerzeiten auf eigenen Heerstraßen gewandert kommen, um dort bis in den Frühling hinein zu grasen. Eine Hügelkette, Le Murge geheißen, bildet in vielfacher Zerklüftung den Übergang von der grünen Ebene zum hohen, vielfach kahlen Gebirge, dessen weitblickender, stolzer Beherrscher sich Monte Vulture nennt. Auf einem dieser Hügel, der sich in sanfter Wölbung aufbaut, ruht jenes merkwürdige Denkzeichen der Vergangenheit. Je näher man ihm kommt, um so deutlicher zeigt sich's in seiner Achteckform der alten deutschen Kaiserkrone verwandt, und wenn die Morgensonne vom Osten her darauf scheint, fehlt auch das goldene Leuchten des kaiserlichen Abzeichens nicht. Ein Herrscherschloß ist es, aus gelbem, von der Sonne gedunkeltem

Digitized by Google

Kalkstein in jener eigentümlichen Kronenform erbaut; von all den vielen Hohenstaufenburgen in Apulien die stolzeste, schönste, künstlerisch bedeutungsvollste; ein unvergleichliches Denkmal für das Architekturgenie des großen Kaisers Friedrich II. Castel del Monte heißt jenes Herrscherschloß. Und noch andere Namen hat ihm die Nachwelt gegeben. Das Kolosseum des Mittelalters, das Belvedere von Apulien hat man es genannt. Aber wer genau hinüberblickt nach dem Hohenstaufenschlosse, das Ebene, Meer und Gebirge zugleich beherrscht, wer die symbolische Besonderheit seiner Form nachfühlend erfaßt, für den ist und bleibt Castel del Monte die Krone von Apulien.

Der größte der Hohenstaufen, Kaiser Friedrich II., hat sich in diesem bedeutendsten Schloßbau des Mittelalters verkörpert. Sein Wesen, das über seiner Zeiten beschränkte Gegenwart gewaltig und gewaltsam hinauswuchs, das in der Vergangenheit und in der Zukunft nach neuen Lebens- und Kunstformen suchte, lebt fort in Castel del Monte. Selten hat ein Herrscher einen so tiefen Einfluß auf die Baukunst seiner Zeit geübt wie Friedrich II. Fünfundzwanzigjährig nach einem achtjährigen Aufenthalt in Deutschland in sein Geburtsland Italien heimkehrend, hat er dort vom Jahre 1220 an eine ungeheure Bautätigkeit entfaltet. Aber sie richtete sich auf ein anderes Gebiet als bei seinen Vorgängern auf dem Kaiserthron. Er baute keine Kirchen und Klöster mehr. Burgen und feste Schlösser ließ er überall trotzig erstehen im Norden und im Süden seines Reiches, um immer mehr sichere Stützpunkte zu gewinnen für seine Macht. Nirgends aber waren sie so zahlreich wie dort unten in seinem geliebten Apulien. Die Kastelle von Brindisi, Bari, Trani befestigten den langen Küstensaum, die Burgen und Schlösser von Lucera, Lagopesole, Gioia del Colle, Apricena, Castel Fiorentino und viele andere bewehrten die Höhen; die kaiserlichen Paläste von Tarent und Foggia schmückten in reicheren, fürstlicheren Formen die Städte. Die größte Bauschöpfung Friedrichs II. aber war Castel del Monte, das er um das Jahr 1240 nach selbstgeschaffenem Plan erbauen ließ. Es war nicht als Kastell gedacht, sondern als Jagd- und Lustschloß, gestaltete daher die herkömmliche Burgform in künstlerischer Freiheit um. Die Burgen, die Friedrich sonst erbaute, waren von ungeheuer einfachem Grundriß: um einen viereckigen Hof legten sich vier ihn umschließende Flügel, an jede von den vier Ecken stellte sich nach außen ein schwerer, viereckiger Turm. Dieser Grundgedanke verkörperte sich auch in Castel del Monte, nur schön erweitert, künstlerisch verklärt. Ein Achteck ersetzte das Viereck des Innenhofes, achteckig stellte sich auch der Umfassungsbau darum her, an den acht Ecken erhoben sich ebensoviel achteckige Türme. Das machte schon die Grundform reicher, gegliederter, malerischer. Und hier belebten sich auch die großen Mauerflächen mit Schmuck, sprachen vom fürstlichen Inneren des Gebäudes, luden ein, statt nur abzuwehren. Denn das war Zweck und Ausdruck der anderen Hohenstaufenburgen; mit ihren ungeheueren, hoch hinansteigenden Mauermassen, die nur ganz oben durch kleine, fast verschwindende Fenster belebt wurden, wiesen sie düster jeden von sich hinweg, der sich nahen wollte. Von diesem

Digitized by Google

strengen Abweisen war auch in Castel del Monte noch ein Anklang, doch nicht mehr als das. Hoch über dem Boden in starren, drohenden Wänden saßen zwischen den wachehaltenden Türmen die kleinen, rundbogigen Fenster des Erdgeschosses. Aber sie waren doch da, sie durchbrachen doch die drohende Steinwehr, brachten Licht und Luft in die Räume dort unten hinein. Und ein paar Portale taten sich nach außen und innen hin auf, deren edle Formen von friedlicher Gastlichkeit sprachen statt von feindlicher Kriegsbereitschaft. Im Obergeschoß aber öffneten sich die Säle des Innern mit schönen, großen Fenstern frei nach außen, verkündeten, daß hier ein reicher Herrscher ausruhen wollte von Krieges und Amtes Last.

In diesen Portalen vor allem, in diesen Fenstern verkörperte sich der künstlerische Charakter des Gebäudes. Mehr als das: der künstlerische Charakter von Kaiser Friedrich II. Zwei Seelen wohnten in seiner Brust, kämpften miteinander, schlossen in Castel del Monte Frieden. Er hat als erster unter den Herrschern seiner Tage die Größe der antiken Kunst wieder gefühlt und erfaßt, hat sie hervorgerufen aus ihrem Grabe, hat ihre Formen wieder auferstehen und lebendig werden lassen. Er hat eine Renaissancekunst geschaffen ein paar Jahrhunderte vor der wirklichen Renaissance. Vielleicht war es nicht allein künstlerischer Sinn, was ihn dazu trieb. Ein feiner Prüfer der Hohenstaufenkunst — Artur Haseloff — hat auch einen politischen Zweck in der Verwendung antiker Formen an Friedrichs Bauten erkennen wollen; sie sollten mit ihrer steinernen Sprache den berechtigten Erben der weltbeherrschenden Cäsaren in ihm anzeigen. Am beredtesten hat Friedrich den antiken Gedanken in seinem berühmten Tor- und Schloßbau zu Capua verkündet, über dessen Eingang er selbst als römischer Imperator thronte. Mitten hinein in seine Liebe zum Altertum, in seine Wiederauferweckung der antiken Kunst aber kam etwas Neues. Die Gotik eroberte sich von Frankreich her Italien. Wo Friedrich sie kennen gelernt hat, ob dort, ob in Deutschland, gilt gleich. Sein großer, freier Geist erfaßte sie, bewunderte sie, begann sie zu lieben. Aber zugleich blieb er der alten Liebe treu. Mit kühnem Griff stellte Friedrich nebeneinander, was im Wesen verschieden, fast feindlich war. Er gesellte der Antike die Gotik an ein und demselben Bauwerk. Und es war merkwürdig: die beiden vertrugen sich miteinander. Beide waren echt in ihrem Kern, darum war es möglich. Castel del Monte bedeutete die Versöhnung von zwei durch viele Jahrhunderte voneinander getrennten Kunstformen.

Man kann ihren eigenartigen Zusammenklang heute noch hören und fühlen, wenn man die Fahrt in das Hügelreich der Murge hinein macht. Es gibt verschiedene Wege zur Krone von Apulien empor. Man erreicht sie mit weiter Wagenfahrt von der Küste her, von Trani oder von Barletta aus, oder auch mit Hilfe der Trambahn, die von Barletta landeinwärts geht, Andria, Corato, Ruvo, Bitonto verbindet und in Bari zur Küste zurückkehrt. Auf diese Weise sieht man auch Andria, das kaisertreue, dessen eines Tor heute noch eine Lobesinschrift von Friedrich II. bewahrt. Von dort aus oder von Corato geht es

Digitized by Google

dann weiter auf einem der apulischen zweiräderigen Wagen, die Sciarrabà heißen und als charakteristisches Beförderungsmittel des Landes lustig auf sonniger Straße dahinrollen. Landeinwärts geht es und bergan zugleich, dem hochgelegenen Schloß entgegen, dessen Kronenform immer deutlicher hervortritt. Einstmals war es von Wäldern umgrünt und umrauscht, jetzt hindert kein Baum den Blick zu seiner Höhe. Spärlich begrünt, mit nackten Felsbrocken besät, kahl und unwirtlich erhebt sich der Schloßberg. Aber die Luft ist voll von Düften südlicher Kräuter, die mit Wohlgeruch der Sonne danken für ihren heißen Kuß. Und ein frischer Bergwind nimmt all den Duft auf seine Flügel, um ihn hineinzustreuen in das helle Licht, von dem der Berg mit seinem nackten Gestein und seiner mächtigen Burg umflutet und umleuchtet wird.

Gewaltig stehen die Mauermassen vor dem Nahenden. Die Schlagschatten der achteckigen Ecktürme geben scharfe Gliederung, heben die Grundform des Gebäudes plastisch hervor. In stolzer Einsamkeit erhebt sich das Hohenstaufenschloß. Ein kleines Wärtergebäude zu seinen Füßen verschwindet vor seiner Wucht. Sonst ist nichts da, was ihm die Wirkung streitig macht. Wenn ehemals noch Bauten für Dienerschaft und Gefolge vorhanden waren, so sind sie verschwunden gleich den Befestigungen, die den Schloßcharakter in den Tagen der Anjou zum Burgcharakter umwandelten. Ein gütiges Geschick hat uns dies köstliche Bauwerk rein und unentstellt überliefert. Im Erdgeschoß grüßt uns der Imperator, der Cäsarenerbe, mit verjüngten Bauformen der antiken Welt. Säulengetragen, den Zahnschnitt am Architrav, den schrägen, geradlinigen Giebel als Bekrönung, so baut sich tempelähnlich das Hauptportal auf. An den kleinen Fenstern dieses Geschosses aber ziert ein Eierstab den halbkreisförmigen Bogen, von einer Griechensäule hierher versetzt. Südliche Kunst, in fernen, klassischen Tagen zur Form geworden, redet hier aus dem Bauwerk. Über dem Süden aber der Norden — aus dem Norden kam ja die Gotik hierher. Über dem antikisierenden Portal ein reiches Fenster, spitzbogig gotisch, durch kleine Säulen in drei Teile zerlegt, jeder Teil durch einen zierlichen Bogen abgeschlossen, der sich wieder aus drei kleinen Bogen kleeblattartig zusammensetzt. In dem spitzbogig umschlossenen Raume darüber ein Ornament, aus fünf kleinen Kreisen in Kreuzesform aneinandergefügt. Zwischen je zwei Türmen in jeder Wand immer ein ähnliches gotisches Fenster, nur nicht so reich wie das über dem Portal.

Unversehrt in seinem gewaltigen Mauerkern steht heute noch das kronenförmige Schloß. Der feste, glatte Quaderbelag allein ist von räuberischen Händen herabgerissen worden, und unbehauen, roh tritt fast überall das innere Mauerwerk hervor. Aber das erhöht mehr die Wirkung, als daß es ihr schadet. Felsgeboren, wie das Werk schaffender Natur, steht so die gewaltige Burg auf ihrem Felsengipfel, und auf den rauhen Flächen heben die geretteten Kunstformen des Portals, der Fenster sich nur noch bedeutender ab. Unter dem antiken Giebel des Portals hindurch betritt man ehrfurchtsvoll das Innere von Castel del Monte, sieht sich mit bewunderndem Staunen in einem Kranze

Digitized by Google

von acht weiten, leeren, spitzgewölbten, widerhallenden Sälen, die sich um den achteckigen Innenhof legen. Alle sind sie von durchaus gleicher Form, alle haben sie die Gestalt eines unregelmäßigen Vierecks, dessen äußere Seite weit länger ist als die nach innen gekehrte, dem Hofe zugewandte. Der einstige Marmorbelag ist fast überall von den Wänden herabgerissen worden, und roh tritt auch hier das Mauerwerk hervor. Aber die schönen, schlanken Säulen in den Ecken der Säle, die Trägerinnen der Gurtbögen für die gotischen Gewölbe, zeugen doch noch durch Material und Kunst von zertrümmerter Pracht.

Kaiserlicher Schmuck an Teppichen, Kunstwerken, Waffen, Geräten hat sich ihnen gesellt, als Kaiser Friedrich, als König Manfred hier hausten. Am höchsten steigerte sich damals dieser Schmuck im Obergeschoß, wo sich acht ganz gleiche Säle zu ganz gleichem, eckigem Ring aneinanderschließen. Denn oben waren die Wohnräume der Herrscher nach der Sitte der Zeit, und heute noch kündigt über dem Eingangsportal das prächtigste der Fenster das Gemach des Kaisers an. Allzuweit und hoch für wohnliches Behagen waren die Säle wohl immer, aber in jedem gab es einen engen, stillen, lauschigen Platz. Tief in die mächtigen Mauern hinein gruben sich die Fensternischen, und weil sie hoch über dem Fußboden lagen, führten sechs oder fünf Stufen zu ihnen hinan. Steinbänke säumten die Nischen selbst, und so schwebte hier über dem weiten Saal ein kleines, abgeschlossenes Gemach, von dem der Blick durch die Fensteröffnung bis in die fernsten Fernen das apulische Reich überschauen konnte.

Gern stellt man sich den großen Kaiser vor auf diesem wohlerhaltenen, stillen Platz mit seinen zwei steinernen Bänken am dreiteiligen Fenster, ausruhend, erwägend, neue, seiner Zeit noch fremde Gedanken denkend. Oder auch eifrig beschäftigt an einem Lieblingswerk seiner Muße. Die Falkenjagd war es vor allem, die hier Erholung und Freude für ihn schuf, und auf diesem Fensterplatz wahrscheinlich hat er, diktierend oder mit eigener Hand, ein Buch geschaffen, das die besondere Kunst jener Jagd behandelt und uns erhalten geblieben ist wie Castel del Monte. „Ars venandi cum avibus", die „Kunst, mit Vögeln zu jagen", hat er dies Buch genannt, und es ist mit seinen Miniaturen, seinen Vogelbildern, seinen Jägergestalten ein kostbares Denkmal für Kunst und Kultur der Hohenstaufenzeit. Aber man weiß, auch Bücher haben ihre Schicksale. Das Jagdbuch Kaiser Friedrichs II. liegt heute dort verwahrt, wo die Nachfolger seiner siegreichen Todfeinde thronen, im Vatikan zu Rom. —

Es wäre gut bestellt um Castel del Monte, wenn es nur von Kaiser Friedrich spräche, von schönen, stillen Tagen seiner Kunst und Muße. Dann stünde man mit keinem anderen Gefühl als mit wehmütigem Stolz in seinen festen Mauern. Aber in ihnen lauern Bilder und Erinnerungen, von denen die Lippe nur mit Schaudern redet. Es gehen Geister um in seinen Räumen. Schattengestalten erfüllen die Säle mit Wehklagen, die Herz und Ohr zerreißen. Geisterhaft gleiten sie vorüber, heben die gerungenen Hände zum Himmel in ohnmächtiger Verzweiflung und netzen die Steine des Bodens mit ihren Tränen. Das weite

Digitized by Google

Schloß hallt wider von ihren Klagen, der Menschheit ganzer Jammer tönt schreiend hervor aus diesen Räumen. Vergessen ist Friedrichs Größe, Friedrichs Ruhm, ausgelöscht von der Elendsnacht seiner Nachkommen, deren Gefängnis Castel del Monte geworden ist. In diesem Schlosse haben Friedrichs Enkel, die Söhne Manfreds, nach Karls von Anjou grausamem Beschluß ein Menschenschicksal durchlitten, wie kein Fiebertraum es furchtbarer schaffen kann. Zweiundfünfzig Jahre lang hat König Manfreds ältester Sohn als Gefangener in Ketten gelegen! Dem vierjährigen Knaben hat man die doppelten Ketten zuerst an die Füße geschmiedet und hat sie dem wachsenden Körper angepaßt von Jahr zu Jahr! Neben ihm haben seine beiden Brüder gleiches Geschick erduldet, bis ein früherer Tod sie barmherzig erlöste. Schuldlos erduldeten sie solch unausdenkbare Pein; ihr ganzes Verbrechen war ihre königliche Geburt.

Als König Manfred im Jahre 1266 bei Benevent gefallen, seine Gemahlin Helena mit ihren vier Kindern im Kastell zu Trani gefangengenommen war, wurden Mutter und Kinder grausam auseinandergerissen. Vielleicht hat nur die Tochter Beatrice noch eine Zeitlang im Gefängnis bei Helena bleiben dürfen; bald aber wurde sie nach Castel dell' Ovo zu Neapel gebracht. Ihr allein ist nach achtzehnjähriger, verhältnismäßig milder Gefangenschaft neue Freiheit geworden. Sie stieg wieder hinan zu der Menschheit Höhen, wurde vermählt, wurde Mutter. Ihre drei Brüder blieben für immer in der dunklen Tiefe des Elends. Papst Clemens hatte das Geschick dieser unseligsten von allen Fürstensöhnen bestimmt, indem er an Karl von Anjou schrieb: „Sie mögen leben, aber leben, als wenn sie nie zur Welt gekommen wären; leben, um im Gefängnisse zu sterben." Wörtlich erfüllte der gehorsame Franzose des Papstes Befehl. Er ließ die drei von der sonnigen, menschenbevölkerten Erde verschwinden, ließ die Nachricht von ihrem Tode verbreiten, stellte Mauern von undurchdringlicher Stärke zwischen die Freiheit und sie. Die Mauern des Lustschlosses, das ihr Großvater für sich und seine Nachkommen erbaut hatte! Das Kunstwerk des Hohenstaufenkaisers wurde zum Gefängnis entwürdigt! Wahrscheinlich wurden die drei Knaben, Errico, Federico und Anselmo, gleich von Trani dorthin gebracht. Weil sie für tot gelten sollten, verschwieg man ihre Namen in den staatlichen Dokumenten. Ein einziges aus Karls I. Regierungszeit nennt ihr Gefängnis; damals war es bereits Castel del Monte. Franzosen waren ausschließlich zur Hütung der Gefangenen bestellt. In welchem Gelasse sie das Leben vertrauerten — als unfertig-unerzogene Kinder zuerst, als idiotisch vertierte Männer vermutlich in späteren Jahren —, man weiß es nicht. Jedenfalls nicht in den fürstlichen Sälen ihres großväterlichen Schlosses. Denn als elf Jahre nach ihrem Verschwinden aus der Welt ein anderer vornehmer Gefangener nach Castel del Monte gebracht wurde — Don Arrigo von Castilien war es —, da ließ man zur Sicherheit alle Fenster dort vergittern, ein Zeichen, daß die mit Fenstern versehenen Säle bisher nicht als Gefängnis benutzt worden waren. Aber es gab und gibt außerdem in einigen von den Türmen — andere sind mit Wendeltreppen ausgefüllt — noch ein paar enge,

Digitized by Google

verborgene Gelasse. Dort vermutlich haben die drei Prinzen in Ketten gelegen, dort hausen ihre kummervollen Schatten und lassen den Besucher voll Entsetzen seine Schritte hemmen, wenn er diese Räume betreten will. Und andere Schatten gesellen sich ihnen. Castel del Monte war groß genug, um noch mehr Staatsgefangene zu beherbergen. An den drei Enkeln Kaiser Friedrichs war es nicht genug; ein vierter mußte das Geschick der „Vipernbrut" erleiden. Violante, des Kaisers uneheliche Tochter, hatte sich dem Grafen von Caserta vermählt; ihr Sohn war jener vierte von Friedrichs Enkeln, der in das entwürdigte Schloß als Gefangener einzog. Er hatte sich, gleich Don Arrigo von Castilien, den Haß des Papstes und Karls von Anjou zugezogen, weil er zusammen mit jenem in der Schlacht von Tagliacozzo für den jungen Konradin gefochten hatte. Beide wurden zunächst für lange Zeit in ein furchtbares Gefängnis in Canosa geworfen, darauf nach Castel del Monte gebracht. Und um eine Gestalt noch erweiterte sich der Kreis der Gefangenen hier, die unheimlichste von allen. Ein Betrüger war aufgetreten, ein falscher König Manfred, ihm ähnlich an Gesicht und Gestalt. Er wurde gefangengenommen, er wurde nach Castel del Monte gebracht! Im selben Gebäude lag nun der falsche König in Ketten wie die echten Königssöhne, denen er als der Geist ihres Vaters erscheinen konnte, wenn ihre Blicke jemals auf ihn fielen, wenn in ihren verkümmerten Seelen des Gestorbenen Bild noch lebte. Wahrhaftig, es ist ein Gespensterschloß, dies Castel del Monte, wo die Seelen der Lebendig-Toten umgehen am hellen Tag, ein Raum der Hölle, bevölkert mit einer Schar von Verdammten!

In Zwischenräumen von vielen Jahren kamen ein paar Verordnungen, die das Los der Gefangenen erleichtern sollten. Keineswegs aus menschlichem Erbarmen der Herrscher, sondern weil politische Rücksichten sie bedrängten. Ernstlich sind aber diese Verordnungen wohl niemals berücksichtigt worden; im Jahre 1298 waren die drei Prinzen in Gefahr, zu verhungern! Ein Jahr ungefähr später — 1299 oder 1300 —, als die Gefangenen bereits eine vierunddreißigjährige Haft erduldet hatten, kam der einzige große Wechsel in ihrem Geschick. Sie wurden auf königlichen Befehl nach Neapel in das Castel dell' Ovo gebracht, von wo ihre Schwester wieder in Freiheit und Leben hinausgeschritten war. Aber für sie bedeutete das nur einen Wechsel des Gefängnisses. Trotzdem — welch ein Ereignis in ihrem elenden Leben! Sie durften mit von Kerkersnacht geschwächten Augen das verlorene Reich ihres Vaters erblicken, durften Licht, Luft und Sonnenschein für kurze Zeit genießen. Doch verwandelte sich ihnen auch diese flüchtige Gunst in Pein. Sie mußten die weite Reise zu Pferde machen, sie, die vielleicht niemals bisher ein Pferd gesehen und bestiegen hatten! Bei zweien von ihnen scheint ihr Weg nach Neapel ein Weg des Todes geworden zu sein. Im Oktober des Jahres 1301 lebte nur noch der älteste von den drei Brüdern; die beiden anderen sind vermutlich infolge der Anstrengungen der gewaltsamen Übersiedlung bald hinterher gestorben. Errico, der älteste, kam achtunddreißig Jahre alt nach Neapel. Er hat in seinem neuen, wellenumrauschten Gefängnisse noch achtzehn lange Jahre gelebt. Offenbar

Digitized by Google

zu lange für die Wünsche des neuen Herrschers Robert von Neapel, der 1309 den kargen Lebensunterhalt für den Gefangenen um die Hälfte kürzte. Trotzdem zauderte der Tod noch weitere neun Jahre. Der 31. Oktober 1318 erst brachte dem letzten Sohne König Manfreds Erlösung. Still und eilig bettete man im Castel dell' Ovo — dort, im zugehörigen Palaste, war er sechsundfünfzig Jahre früher inmitten königlicher Pracht geboren worden — den Toten zur letzten, langersehnten Ruhe. Wahrscheinlich fand er in der alten Kirche der Benediktiner, die zum Kastell gehörte, sein rasch vergessenes, bald verschwundenes Grab.

Nun war die Tragödie von Castel del Monte zu Ende. Das Gedächtnis unsäglichen Leidens aber haftet für immer an diesem Hohenstaufenschloß, das den größten Teil des furchtbaren Trauerspiels mit angesehen hat. Vergebens flieht man vor den zerschmetternden Erinnerungen auf die Plattform von einem der Türme hinauf, läßt sich den düftebeladenen Bergwind um die Stirne wehen, klammert seinen Blick an die lockende, lachende Ferne des apulischen Landes. Der matte Silberstreifen des Meeres verdämmert im Osten, das mächtige Vorgebirge des Monte Gargano mit seiner altberühmten Grotte des Langobardenheiligen Sankt Michael steigt als ein blauer Schatten aus der blanken Flut, mit weißen Flecken säumen die Küstenstädte das Ufer des grünen Tavoliere, die zerrissene Bergeswelt baut sich landeinwärts im Sonnendunste gewaltig auf. Aber das alles kann die traurigen Geister nicht verscheuchen, die seit Jahrhunderten in diesen Mauern hausen, und von unstillbaren Klagen umklungen ist für immer dies Castel del Monte, die entweihte Krone von Apulien.

Graf Czernin

Von

Dr. Freiherrn v. Jettel

Es mag verfrüht erscheinen, das Charakterbild eines Staatsmannes zu entwerfen, der kaum erst vom politischen Schauplatze abgetreten ist. Man steht den Ereignissen noch zu nahe, könnte man meinen, um ein unparteiisches und abschließendes Urteil über sein Wirken sich zu bilden. Allein im vorliegenden Falle handelt es sich um eine Persönlichkeit von so ausgeprägter Eigenart, Graf Czernin hat so oft Gelegenheit gehabt, seine Anschauungen zu entwickeln, seine Tätigkeit liegt so offen zutage, daß man sich wohl über dieses Bedenken hinwegsetzen kann.

Graf Czernin ist kein zünftiger Diplomat, wenigstens kein Diplomat der alten Schule. Er hat wohl einige Jahre mit wiederholten Unterbrechungen diplomatische Dienste geleistet und es bis zum Legationssekretär gebracht, allein er hat den diplomatischen Dienst bald wieder verlassen und sein Interesse

Digitized by Google

der Verwaltung seiner Güter und der inneren Politik Österreichs zugewendet. Darin allein liegt ein Vorzug, den er so ziemlich vor allen bisherigen Leitern der auswärtigen Angelegenheiten Österreich-Ungarns voraushatte. Nur zu leicht büßen Diplomaten, die ihr Leben lang im Auslande geweilt haben, die Fühlung mit der Heimat, das Verständnis für deren Verhältnisse und Interessen ein. Dieser Gefahr war Graf Czernin nicht ausgesetzt. Kaum 30 Jahre alt, wurde er in den böhmischen Landtag gewählt und schloß sich der Gruppe der Verfassungspartei an. Er beteiligte sich sofort an politischen Aktionen und strebte ein Zusammenwirken des verfassungstreuen mit dem konservativen Grundbesitze an. Aus dieser Zeit (1908) stammt eine Broschüre „Politische Betrachtungen", in der Graf Czernin seine Ansichten über die Gesundung der staatsrechtlichen Verhältnisse der Monarchie entwickelte. In scharfen Worten wendet er sich gegen das damals beliebte System, „die legalen Wünsche der Bevölkerung zu ignorieren, aber sofort nachzugeben, wenn sie Gewalt anwendet". Die Einführung des allgemeinen Wahlrechtes in Österreich in der Form, in der sie damals erfolgt war, hält er für verfehlt, befürwortet aber eine Wahlreform in Ungarn. Sein Programm ist: Entlastung des Zentralparlamentes und nationale Autonomie in den Kronländern. Damit würde nach seiner Ansicht Ruhe und Zufriedenheit einkehren. Die nach außen gravitierende Tendenz verschiedener, die Monarchie bewohnender Nationalitäten sei unter dieser Voraussetzung ungefährlich. Was insbesondere die Bestrebungen der Alldeutschen anbelangt, weist er den Verdacht ihrer Unterstützung durch Deutschland entschieden zurück. „Wer Kaiser Wilhelm kriegerische Eroberungswünsche zuschreibe, den würde kein Argument bekehren, wenn man die Friedenspolitik, die er seit seinem Regierungsantritte verfolgt, als solches nicht gelten lassen wolle." Eingehend beschäftigt sich die Schrift mit Ungarn, dessen „Revolverpolitik" und „Armee zerstörende Tätigkeit" der Verfasser verurteilt. Denn „die Armee ist das Wertvollste, was der Staat besitzt. Ein Staat, vor dessen Türen der Feind steht, müsse sich wie ein Mann erheben, einerlei, ob der Krieg die Folge einer richtigen oder einer verfehlten Politik war." Eine Besserung der Verhältnisse würde Graf Czernin nur von einem provisorischen Absolutismus und einem Oktroi erhoffen. „Der Wille eines Einzigen müsse dieses Chaos lösen, und das könne nur der Monarch sein."

Im Februar 1912 wurde Graf Czernin in das österreichische Herrenhaus berufen. Im Juni des folgenden Jahres hielt er dort eine bedeutsame Rede über die Vorgänge auf dem Balkan. Es war zur Zeit des zweiten Balkankrieges. Graf Czernin verurteilte die verfehlte Politik, die Österreich-Ungarn dort seit Jahrzehnten verfolgt habe. „Wir hätten entweder Serbien und Montenegro annektieren können, oder diese Länder wirtschaftlich und handelspolitisch an uns ketten sollen. Wir haben keines von beiden getan. Wir haben nicht die Energie gehabt, sie niederzuwerfen und nicht die Größe, sie zu Freunden zu gewinnen. (Als Minister hat sich bekanntlich Graf Czernin für die letztere Lösung ausgesprochen.) Wir haben Serbiens militärisches Erstarken nicht ge-

Digitized by Google

hindert, aber es durch eine Politik der Nadelstiche zur Verzweiflung getrieben. Wir haben den Serben unsere Grenzen verschlossen und erreicht, daß sie uns hassen, aber nicht fürchten. Wir haben uns das Prinzip einer rein passiven, rein defensiven Politik angeeignet, den Grundsatz der Erhaltung des Status quo. Das wäre möglich, wenn die Welt still stünde. Aber nachdem ganz Europa sich ausbreitet, ich spreche von der wirtschaftlichen Entwicklung, nicht von Ländererwerb, bleibt der Staat, der eine solche Politik betreibt, zurück. Wir müssen unsere südslawischen Provinzen sichern. Bismarck hätte schon längst dreingeschlagen und gezeigt, daß er Ernst zu machen verstehe."

Ein Jahr später, im Oktober 1913, wurde Graf Czernin zum Gesandten in Bukarest ernannt, wie es heißt auf Empfehlung des damaligen Thronfolgers Erzherzog Franz Ferdinand, der ihn „eine seiner Hoffnungen" nannte. Über das, was Graf Czernin in Bukarest geleistet hat, gibt das vom Ministerium des Äußern veröffentlichte Rotbuch reichlichen Aufschluß. Wenige Tage nach Ausbruch des Krieges, am 6. August 1914, berichtete er nach Wien, man wolle in Bukarest offenbar Zeit gewinnen, bis das Resultat des Krieges zutage zu treten beginne ... Sollte das Kriegsglück uns versagt bleiben, so werde sich auch Rumänien melden. Und am 19. September schreibt er, die rumänische Regierung fürchte, den Moment zu verpassen und zu spät zu kommen, so daß sie nicht mehr mitspeisen könne. Zu einem Journalisten, der ihn aufsucht, sagt er, die Rumänen möchten Leichen schänden, aber es werde keine Leichen geben und keine Schändung. Graf Czernin durchschaute bald Bratianus Doppelspiel. Fast auf den Tag sagte er voraus, wann Rumänien die Maske abwerfen und losschlagen würde. In einem Berichte vom 28. Juni 1916 heißt es, Bratianu wolle noch einige Wochen hingehen lassen, bevor er sich entscheidet, er wolle die Ernte abwarten, und am 26. August meldet er nach Wien, alle Anzeichen sprächen dafür, daß auch der König zum Kriege entschlossen sei. Am folgenden Tage kam es tatsächlich zur Kriegserklärung. Über den Ausgang hegt Graf Czernin keinen Zweifel, und er macht aus seiner Zuversicht auch den Rumänen gegenüber kein Hehl. Der Glaube, sagt er am 29. Juli zu Bratianu, die Zentralmächte seien besiegt, könne für Rumänien verhängnisvoll werden. Der für tot gehaltene Löwe könne mit einem Tatzenschlage aus Rumänien ein Serbien machen. Er behielt recht.

Am 22. Dezember 1916 erfolgte die Berufung des Grafen Czernin zum Minister des Äußern. So wie für Graf Goluchowski und Baron Aehrenthal war auch für ihn der Bukarester Gesandtenposten die Stufe zum Ministerfauteuil. Sein Amtsantritt fiel in eine Zeit, da Friedenslüfte wehten. Die Vorgänge sind noch in frischer Erinnerung. Die Mittelmächte hatten ihre Geneigtheit zu erkennen gegeben, in Friedensverhandlungen einzutreten. Vom Präsidenten Wilson war eine Anregung in gleichem Sinne erfolgt. Es lag die Papstnote zur Beantwortung vor. Alle diese Versuche, eine Verständigung herbeizuführen, stießen aber bei der Entente auf eine schroffe Ablehnung. In einer an die Vereinigten Staaten, den Papst und die Neutralen gerichteten

Digitized by Google

Note vom 11. Januar 1917 faßte Graf Czernin den bisherigen Verlauf der Dinge zusammen. Er führte aus, daß Österreich-Ungarn und seine Verbündeten von Anfang an nicht zum Zwecke von Gebietseroberungen, sondern zur Verteidigung ihres Bestandes und ihrer Lebensinteressen in den Krieg gezogen seien. Da sich die Feinde nicht einmal herbeigelassen hätten, eine Mitteilung über die Vorschläge der Zentralmächte entgegenzunehmen, falle ihnen allein die Verantwortung für die Fortsetzung des Krieges zu. Eingehender war dieser Gedanke dann in der Note vom 31. Januar ausgeführt, womit der verschärfte U-Bootkrieg angekündigt und begründet wurde. Mit ihr schließt die Reihe jener amtlichen Aktenstücke ab, welche auf die Einleitung eines Meinungsaustausches unter den Kriegführenden und auf die Feststellung der Grundlagen eines allgemeinen Friedens abzielten. Was nun folgt, sind mündliche Erklärungen, die der Minister bei verschiedenen Gelegenheiten abgab und in denen er die Grundlinien seiner Politik entwickelte.

Am 28. Juli 1917 empfing Graf Czernin Vertreter österreichischer und ungarischer Blätter. Von den kurz vorher erfolgten Erklärungen des deutschen Reichskanzlers und der Resolution des Reichstages ausgehend, bezeichnete er die Fortführung des Krieges als *sinnlos*, da es der Entente niemals gelingen werde, die Mittelmächte niederzuwerfen. Früher oder später müsse der Krieg in einen Verständigungsfrieden münden. Dieser Wunsch werde sich aber nur innerhalb des Rahmens der Ehre erfüllen können. Mit Beziehung auf die damals von unseren Feinden verbreiteten Gerüchte, als ob Österreich-Ungarn geneigt wäre, einen Sonderfrieden zu schließen, sagte Graf Czernin dann wörtlich: „Wie wir gemeinsam mit unseren treuen Bundesgenossen gefochten haben, so werden wir auch gemeinsam mit ihnen Frieden schließen und wir werden gemeinsam mit ihnen den Kampf bis zum äußersten weiterführen, wenn auf der Gegenseite der Wille oder das Verständnis für diesen Standpunkt nicht aufzubringen ist." Noch eingehender entwickelte Graf Czernin seine Gedanken gelegentlich eines Besuches in Budapest am 2. Oktober 1917. „Wir wollen," sagte er, „keine Vergewaltigungen begehen, uns aber auch keine solchen gefallen lassen. Europa muß nach dem Kriege auf eine neue internationale Rechtsbasis gestellt werden, welche Garantien der Dauerhaftigkeit bietet. Diesem Zwecke hätte eine allgemeine Abrüstung zu Lande wie zur See, die Festsetzung einer obligatorischen internationalen Schiedsgerichtsbarkeit zu dienen, ferner die Schaffung einer vollkommenen Freiheit des offenen Meeres, endlich die Verbürgung der freien wirtschaftlichen Betätigung aller Staaten, die unbedingte Vermeidung eines künftigen Wirtschaftskrieges." Am Schlusse seiner Ausführung sprach Graf Czernin noch ein bedeutsames Wort. „Wenn unsere Feinde uns zwingen," sagte er, „den Krieg fortzusetzen, dann werden wir genötigt sein, unser Programm zu revidieren und unsererseits einen Ersatz zu verlangen. Bei Fortsetzung des Krieges behalten wir uns freie Hand vor."

Die Tagung der Delegationen, die zu Anfang Dezember v. J. zusammentraten, bot dem Grafen Czernin reichlichen Anlaß, seine Politik an berufenster

Digitized by Google

Stelle zu entwickeln und zu vertreten. Auch hier bezeichnet er als den ersten Satz seines Glaubensbekenntnisses die Unverbrüchlichkeit des Bündnisses mit Deutschland. Auf den Vorwurf, Österreich-Ungarns auswärtige Politik zwinge es, den Krieg länger fortzusetzen, als es sonst der Fall wäre, ja es müsse den Kampf für deutsche Eroberungen führen, erwidert er mit einem entschiedenen Nein! „Wir kämpfen," sagt er, „für die Verteidigung Deutschlands ebensogut, wie Deutschland für die unsere. Wir kämpfen für Elsaß-Lothringen genau so, wie Deutschland für uns kämpft und für Lemberg und Triest gekämpft hat. Ich kenne keinen Unterschied zwischen Straßburg und Triest. Wenn es bei der Entente immer noch Leute gibt, die in dem Glauben leben, es könne ihnen gelingen, uns von unseren Bundesgenossen zu trennen, so kann ich nichts anderes sagen, als: die das glauben, sind schlechte Psychologen und kindische Gemüter." Am 24. Januar entwickelte Graf Czernin diesen Gedanken neuerdings im Anschlusse an die letzten Anregungen des Präsidenten Wilson. Insoweit diese Vorschläge sich auf Österreich-Ungarns Verbündete beziehen, werde die Monarchie getreu den übernommenen Verpflichtungen für die Verteidigung seiner Bundesgenossen bis zum äußersten gehen und deren vorkriegerischen Besitzstand verteidigen wie den eigenen. Der Minister schloß mit einem Appell an Wilson. Der Präsident der Vereinigten Staaten möge den großen Einfluß, den er auf seine Bundesgenossen ausübe, dazu benützen, sie zu bestimmen, daß sie die Bedingungen mitteilen, unter denen sie bereit wären, auf einen Gedankenaustausch einzugehen. Er würde sich dadurch ein unermeßliches Verdienst erwerben. Zeit und Fortdauer des Krieges würden auf die bezüglichen Verhältnisse nicht ohne Einfluß bleiben können.

Noch während der Delegationsverhandlungen war es dem Grafen Czernin gegönnt, seine Unterschrift unter die Friedensverträge mit Rußland und der Ukraine zu setzen. Sein entschiedenes Auftreten gegenüber dem zweideutigen und hinterhältigen Betragen der russischen Unterhändler hat nicht wenig zu diesem Erfolge beigetragen. Bald darauf begannen auch Verhandlungen mit Rumänien, die zum Abschlusse eines Präliminarfriedens führten.

Als Graf Czernin aus Bukarest zurückkehrte, empfing er am 2. April d. J. eine Abordnung des Wiener Gemeinderates mit dem Bürgermeister an der Spitze und hielt an sie eine bedeutungsvolle Ansprache. Er begann neuerdings mit der Erklärung, wie aussichtslos jeder Versuch sei, einen Keil zwischen Wien und Berlin zu treiben. Er zweifle, daß Präsident Wilson dies beabsichtige, denn er wisse, daß es unmöglich sei. Wilson sage sich vielleicht, daß die Monarchie das Glück habe, einen Herrscher zu besitzen, der ehrlich und aufrichtig einen allgemeinen Frieden wolle. Er wisse aber auch, daß dieser Monarch niemals einen Treubruch begehen, niemals einen schimpflichen Frieden schließen würde. „Wir geben Deutschlands Interessen nicht preis, so wie es uns nicht im Stiche lassen wird. Die Treue an der Donau ist nicht geringer als die deutsche Treue." Im weiteren Verlaufe verwahrte sich der Minister dagegen, daß Österreich-Ungarn durch seine Friedensbereitschaft den Feinden einen Freibrief aus-

Digitized by Google

stellen wolle, der sie gegen die Gefahren weiterer kriegerischer Abenteuer assekurieren werde. Schließlich geißelte er die verschiedenen Gruppen von Kriegsverlängerern, als deren erste er jene bezeichnete, die ununterbrochen um Frieden bitten. Sie seien verächtlich und töricht. Das Streben nach einem Frieden um jeden Preis führe dem feindlichen Angriffsgeiste unausgesetzt neue Nahrung zu und erreiche das Gegenteil von dem, was beabsichtigt ist. Eine zweite Gruppe von Kriegsverlängerern seien die Annexionisten, eine dritte die Hochverräter im tschechischen Lager, über die er vernichtende Worte sprach.

Aus allen Äußerungen des Grafen Czernin treten zwei Gesichtspunkte mit voller Schärfe heraus. Zunächst die Überzeugung von der Unverbrüchlichkeit des Bündnisses mit Deutschland. Und noch ein zweites. Er ist ein überzeugter Apostel des Friedensgedankens. Immer wieder trachtet er, die Feinde für einen Meinungsaustausch zu gewinnen. Allein nichts liegt ihm ferner als der Wunsch nach einem Frieden um jeden Preis. Was er anstrebt, ist ein ehrenvoller Friede. Er betont ausdrücklich, daß die Fortführung des Krieges seitens der Gegner nicht ohne Einfluß auf die Friedensbedingungen bleiben könne. Falls die dargebotene Hand von ihnen zurückgewiesen würde, wären die Mittelmächte gezwungen, ihr Programm zu ändern und Ersatz zu verlangen. Sie müßten sich dann freie Hand vorbehalten. Die Friedensbereitschaft der Mittelmächte dürfe für die Gegner kein Freibrief sein, der sie vor den Gefahren einer Fortsetzung des Krieges schützt. Angesichts solcher Äußerungen erscheinen die Angriffe, die von alldeutscher Seite gegen den Grafen Czernin wegen seiner Bemühungen um Beendigung des Krieges geschleudert werden, durchaus unverdient.

Die Ansprache des Grafen Czernin an den Bürgermeister von Wien sollte sein Schwanengesang werden. Die Bemerkungen, die er über eine vertrauliche Fühlungnahme mit der französischen Regierung in seine Rede einflocht, löste höchst unerquickliche Erörterungen aus, in die ein Brief Kaiser Karls an seinen Schwager hineinspielte. Nach dem Grundsatze post hoc ergo propter hoc lag es nahe, in diesem Briefe, der nach der französischen Lesart mit dem deutschen Bündnisse nicht vereinbarliche Äußerungen über Elsaß-Lothringen enthalten und von dessen Existenz Graf Czernin nichts gewußt hätte, die Ursache seines Rücktrittes zu suchen. Dagegen wird von amtlicher Seite versichert, daß zwischen dem Kaiser und seinem Minister bereits seit längerer Zeit Meinungsverschiedenheiten bestanden hätten, die schließlich zu seiner Demission führten. Auch wird auf parlamentarische Schwierigkeiten hingewiesen, die sich für Czernin wegen seiner Äußerungen über die Tschechen und wegen seines Verhaltens in der Cholmer Frage bei den weiteren Verhandlungen der Delegationen voraussichtlich ergeben hätten. Ein Gerücht will sogar wissen, das Eintreten des Ministers für die rumänische Dynastie habe zu seinem Rücktritte geführt. Im Grunde ist das gleichgültig. Wesentlich ist nur, daß der ganze Zwischenfall auf das Verhältnis zwischen Österreich-Ungarn und Deutschland keinen dauernden Schatten zu werfen vermochte. Das verbürgen die herzlichen

Digitized by Google

Worte, die aus diesem Anlasse zwischen den beiden Kaisern getauscht wurden, das verbürgt die Versicherung vollster Solidarität der Interessen, sowie die Versicherung treuer Waffenbrüderschaft zwischen den beiden Reichen. Als bitterer Nachgeschmack bleibt das Bedauern übrig, daß einer der begabtesten Staatsmänner, die Österreich-Ungarns auswärtige Politik geleitet haben, vom Schauplatze seiner politischen Tätigkeit nach so kurzer Zeit abtreten mußte und noch dazu in einem Augenblicke, wo seine Führung doppelt schwer vermißt wird.

Ohne die Spur einer Popularitätshascherei erfreute sich Graf Czernin bei der Bevölkerung und insbesondere bei den Wienern einer für einen Diplomaten ganz ungewohnten Beliebtheit. Viel trug dazu bei, daß er es sich angelegen sein ließ, mit der Öffentlichkeit in steter Verbindung zu bleiben, immer wieder aufklärend und beruhigend zu wirken. Einem österreichisch-ungarischen Minister des Äußern bietet sich sonst nur selten die Gelegenheit, vor einer größeren Zuhörerschaft zu sprechen. Es steht ihm nur ein Forum zur Verfügung, die Delegationen, die sich nur einmal des Jahres zu einer kurzen Tagung vereinigen. Graf Czernin trat aus diesem Rahmen des Hergebrachten heraus. Durch sein offenes, gerades Wesen, das mannhafte Eintreten für die Interessen der Monarchie und ihrer Völker eroberte er sich aller Herzen. Im besten Mannesalter schied er aus seinem Amte. Er konnte es mit dem berechtigten Bewußtsein tun: non omnis moriar, nicht ganz werde ich sterben!

Trasumenischer See und Lützen, zwei Überfallsschlachten einst und jetzt

Von

Dr. Freiherrn v. Friesen

Als im März des Jahres 1918 der deutsche Ansturm gegen die englischen Linien begann, als mit jedem Tag und jeder Stunde die gewaltigen Zahlen der feindlichen Gefangenen, der erbeuteten Kanonen stiegen, sprach man davon, daß die Größe des Erfolgs in der Überraschung des Gegners, in dem großzügig durchgeführten Überfall ihre Erklärung finde. Näher möchten wir auf die Besprechung einer heute noch tobenden Schlacht nicht eingehen.

Alt, uralt wie das Streben des Menschen nach Bildung größerer Gemeinschaften, wie die Entstehung der Staaten ist das Bedürfnis, das Staatengebilde zu verteidigen oder zu erweitern, der Krieg und mit dem Kriege das Streben, ihn siegreich durchzuführen, die Kriegskunst. „Auf Angriff und Widerstand beruht der Verlauf der Weltgeschichte," sagt Leopold v. Ranke.

Trotz der außerordentlichen Verschiedenheit der Verhältnisse zwischen einer Jahrtausende vor der christlichen Zeitrechnung liegenden Zeit und heute kann man wieder und wieder gewisse wiederkehrende Grundformen erkennen, welche bedeutende Feldherren ihren Kriegszügen und Schlachten zugrunde legten. Man denke beispielsweise an König Friedrich II., der gern die schiefe Schlachtordnung des um zwei Jahrtausende vor ihm lebenden genialen Thebaners Epaminondas zum Vorbild nahm.

Digitized by Google

Eine Art, die Schlacht zu schlagen, ist die sogenannte Überfallsschlacht. Nur selten findet sie sich in der Kriegsgeschichte der Völker, vorausgesetzt, daß man von kleineren — bei Tag oder Nacht ausgeführten — Überfällen absieht. Zwei großangelegte, in der Überraschung des Feindes den Erfolg suchende Kämpfe dieser Art sind die im Juni 217 vor der christlichen Zeitrechnung geschlagene Schlacht am Trasumenischen See und die Schlacht von Lützen oder Groß-Görschen am 2. Mai 1813 n. Chr.

Im Dezember 218 hatte Hannibal an der Trebia entscheidend gesiegt, den Apennin überschritten und zog auf der Straße Cortona—Perugia auf Rom. Die zur Deckung des Gebirges aufgestellten Konsuln Servilius und Flaminius sahen sich umgangen. Letzterer faßte den an sich durchaus richtigen Entschluß, dem Gegner nachzueilen, ihn zur Schlacht zu zwingen und so die bedrohte Hauptstadt zu retten. Auf die Kampflust des Römers und auf das hierzu vorzüglich sich eignende Gelände baute der große Karthager nunmehr den Plan zu einer Schlacht auf, die gleichzeitig eine Überfalls- und Vernichtungsschlacht werden sollte.

Von Montigeto bis Toricella führt am Nordufer des Trasumenischen Sees eine schmale Straße zwischen Gebirge und Wasser hin. Längs der Straße, in den steilen Bergen, versteckte sich das etwa 50 000 Mann zählende punische Heer. An den Ausgang des Passes, nahe Toricella, legte Hannibal 12 000 seiner besten spanischen und afrikanischen Fußtruppen, durch leichtes Fußvolk verstärkt, und bildete so einen selbst für die römischen Legionen undurchstoßbaren Riegel. Diese geniale Vorsichtsmaßregel erst stempelte die Überfallsschlacht gleichzeitig zu einem Vernichtungskampfe. Ohne den ihm auflauernden Gegner sehen zu können, zog das römische Heer die schmale Straße entlang, sah sich plötzlich von allen Seiten gleichzeitig angefallen und erlitt die furchtbarste Niederlage, die Rom bisher betroffen hatte.

Überraschung und Vernichtung des Gegners waren innerhalb dreier Stunden auf das glänzendste geglückt.

Ende April 1813 sehen wir Napoleon mit seinem Heere, das nach der Vereinigung mit dem Vizekönig von Italien mehr als 140 000 Streiter zählte, von Erfurt auf Sachsen ziehend. Der Kaiser suchte die Schlacht und vermutete die Verbündeten nicht unrichtig südlich Leipzig stehend. Da aber Marschall Ney die ihm anbefohlene gewaltsame Erkundung auf Zwenkau und Pegau unterließ und somit nichts von einem dort befindlichen Gegner meldete, da weiter bei Lindenau und Leipzig preußische Truppen auftauchten, nahm der Kaiser an, daß der Feind sich östlich Leipzig versammelt habe, und ordnete entsprechend den Vormarsch Lützen—Leipzig an.

Die Verbündeten ihrerseits, durch ihre bessere und zahlreichere Reiterei über den gegnerischen Vormarsch genau unterrichtet, beschlossen, durch einen großangelegten Überfall von Süden in die rechte Flanke des französischen Heeres diesem den Untergang zu bereiten. Der zwischen dem Grunebach und Floßgraben, von Domsen nach Werben sich hinziehende Höhenrücken bot eine treffliche Deckung für das aufmarschierende preußisch-russische Heer. In der Nacht noch vom 1. zum 2. Mai hatte Blücher, dem bei dem Kampfe die Hauptrolle zugedacht war, eine Besprechung mit dem russischen Oberfeldherrn Wittgenstein im Schlosse zu Rötha. Da der Anmarsch sich nicht so schnell und so präzis vollzog, als es für die Überraschungsschlacht erforderlich gewesen wäre, so begann auch am Morgen des 2. Mai der Kampf nicht hier, sondern westlich Leipzig, wo Wittgenstein, wie einst Hannibal bei Toricella, einen Riegel in Gestalt des Kleistschen Korps vorgeschoben hatte. Während der französische Kaiser hier das Zurückgehen des schwächeren Gegners persönlich beobachtet, gibt ihm der gegen 11 Uhr bei den Dörfern Groß-Görschen und Starsiedel anhebende Kanonendonner die Gewißheit, daß er in seiner rechten Flanke überfallen ist. Im Galopp reitet er zurück und befiehlt Ney, um jeden Preis die vier Dörfer — Groß-Görschen, Klein-Görschen, Rahna und Kaja — zu halten. Die Kaisergarde eilt von dem nördlich gelegenen Lützen herbei. Wieder und wieder wechseln die Dörfer im furchtbaren

Digitized by Google

Nahkampfe den Besitzer, nur Starsiedel auf dem rechten französischen Flügel bleibt fest in der Hand der Franzosen. Gegen 6 Uhr sieht der Schlachtenkaiser den Augenblick zur Entscheidung gekommen. Aus der gegen ihn geplanten Überfallsschlacht beschließt er, seiner Natur entsprechend, eine den Gegner vernichtende Umfassungsschlacht zu schaffen. Die Preußen-Russen müssen die vier Dörfer, bis auf Groß-Görschen, vor dem gewaltigen Gegenstoß endgültig räumen und werden von dem den Floßgraben überschreitenden Bertrand in der linken Flanke gefaßt. Vor der Vernichtung bewahrt sie das heldenmütige Ausharren der Truppen wie die große Erschöpfung des Gegners. Daß aber noch in der Nacht zum 3. Mai das verbündete Heer sich der Umklammerung durch den Gegner durch schnellen, wenn auch wohlgeordneten Rückzug entzieht, war eine zwar viel umstrittene, aber doch fraglos durchaus richtige Maßnahme.

Im Gegensatz zum Trasumenischen See war bei Lützen der Überfall nicht geglückt. Die Anlage zur Schlacht, die man jetzt wohl übereinstimmend dem russischen General Toll zuschreibt, trug nicht die Schuld an dem Mißerfolg. Auch nicht der Umstand, daß die angreifenden Verbündeten nicht, wie Hannibal, dem Gegner an Zahl überlegen, sondern erheblich schwächer waren: in dem fast neunstündigen Kampfe hatte sich die große Überlegenheit der Angreifer über die jungen französischen Konskribierten genügend gezeigt. Auch verfügten sie über weit zahlreichere Artillerie. Dagegen fehlte auf verbündeter Seite ein Feldherr, der, gleich Hannibal, den Plan zur Schlacht entworfen und ihn allein und einheitlich durchgeführt hätte. Widersprechende Befehle und Gegenbefehle lähmten die Bewegungen und nahmen schließlich dem Kampfe den Charakter der Überraschung. Über einzelne Truppenteile hatte der Oberfeldherr nicht einmal das Recht, selbständig zu verfügen! Zu berücksichtigen ist weiter, daß das überfallene (französische) Heer nicht von einem Flaminius, sondern von dem ersten Feldherrn der damaligen Zeit geführt wurde. Wir erkennen dies am besten an dem erwähnten Gegenplan Napoleons zu einer Umfassungsschlacht. Besser wäre es vielleicht mit Rücksicht auf die numerische Unterlegenheit gewesen, die den Riegel bei Lindenau bildenden Truppen Kleists lieber zur Verstärkung des Stoßes bei den vier Dörfern heranzuziehen. Er bildete nicht, wie am Trasumenus, mit dem übrigen versteckten Heere ein festgeschlossenes Ganzes, war vielmehr weit von der Hauptmacht entfernt und hatte deshalb auch nicht die gleiche Bedeutung oder Berechtigung wie dort. Wenn schließlich ein bekannter Militärschriftsteller, Osten-Sacken, bemerkt, daß zur Zeit der Lützener Schlacht ein Flankenangriff nicht mehr die Gefahr für den Angegriffenen bedeutete wie am Trasumenischen See, wo, um einen Ausdruck Kromayrs zu gebrauchen, die marschierenden römischen Kolonnen eine unbeholfene, fest aneinander klebende Masse bildeten, so ist dem beizupflichten.

Schutz und Freiheit des Welthandels nach dem Kriege

Von

Admiral z. D. Dick

Die vornehmste, zugleich aber auch schwierigste Aufgabe, die Deutschland nach Beendigung des Krieges zu lösen hat, ist die schnelle und möglichst umfangreiche Wiederbelebung seines auswärtigen Handels. Allgemein gilt dies natürlich für den ganzen Vierbund, aber Deutschland nimmt in dieser Beziehung deshalb eine Sonderstellung ein, weil nach seiner ganzen wirtschaftlichen Entwicklung der Überseehandel eine der Hauptstützen seines Wirtschafts-

Digitized by Google

systems darstellt. Wenn wir uns auch durch mannigfache Kriegserfindungen in vieler Beziehung unabhängiger von überseeischen Erzeugnissen gemacht haben, so liegt es doch auf der Hand, daß für die volle Ausnutzung der deutschen wirtschaftlichen Kraft im Frieden ein gleichberechtigter, also durch keine feindlichen Maßnahmen behinderter Handelsverkehr mit allen Ländern der Erde die unerläßliche Vorbedingung ist. Die als ganz selbstverständlich anzusehende Wiederherstellung unseres Kolonialreichs kann hieran nichts ändern. Selbst wenn es uns gelingt, unsere afrikanischen Besitzungen erheblich zu vergrößern und vorteilhaft abzurunden, bleibt die Tatsache bestehen, daß ihre Hilfsquellen ebenso wie bei unseren anderen Kolonien nur allmählich einer vollen Entwicklung entgegengeführt werden können. Für ein industriell und wirtschaftlich so hochentwickeltes Volk wie das deutsche kann aber überhaupt eigener Kolonialbesitz zur Befriedigung aller vorhandenen produktiven Kräfte nicht ausreichen. Ihm muß zur vollen Erfüllung seiner Kulturmission die ganze Erde für den friedlichen Wettbewerb offen stehen. Von diesem Gesichtspunkt aus muß die Frage des Schutzes und der Freiheit des Welthandels nach dem Kriege betrachtet werden.

Die Gefahren, die der Wiederherstellung des freien Welthandels nach Beendigung des Kriegszustandes drohen, liegen in verschiedenen Richtungen. Zunächst sind wohl die Abmachungen zu erwähnen, die unsere Feinde auf der bekannten Pariser Konferenz für den Wirtschaftskrieg getroffen haben, der nach dem Schweigen der Waffen einsetzen soll. Sie laufen im wesentlichen auf eine gegenseitige wirtschaftliche Begünstigung und dementsprechende Benachteiligung der Mittelmächte hinaus. Ob diesen Abmachungen überhaupt eine praktische Durchführbarkeit zugebilligt werden kann, besonders wenn man mit längerer Zeitdauer rechnet, oder ob sie nicht vielmehr an der natürlichen Stärke der allgemeinen Friedensverhältnisse von selbst scheitern müßten, bleibe dahingestellt. Sicher ist aber wohl, daß sie selbst oder wenigstens ihr Geist für die erste Wiederherstellung geordneter Wirtschaftsbeziehungen von wesentlicher Bedeutung sein werden, wenn seitens der Mittelmächte durch die Art der Friedensverträge nicht ein ausreichendes Gegengewicht geschaffen wird. Praktisch würde es also darauf hinauskommen, uns durch den Friedensschluß nicht nur einen berechtigten Anteil an den Weltrohstoffmengen zu sichern, deren wir zur Wiederbelebung unserer Wirtschaft bedürfen, sondern auch dafür zu sorgen, daß unserem Warenabsatz keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden, die mit dem Gedanken des friedlichen Wettbewerbs zum Wohl der Gesamtheit im Widerspruch stehen.

Diese Forderungen sind natürlich keine einmaligen oder zeitlich begrenzten, sondern müssen allgemein sichergestellt sein. Ich komme damit zu den Gefahrquellen, die ganz außerhalb der Pariser Wirtschaftskonferenz unserer weltwirtschaftlichen Betätigung drohen können, also auch ohne daß nach dem Kriege von einem Weitergehen des Kriegszustandes auf handelspolitischem Gebiet gesprochen werden kann. Es handelt sich hierbei zunächst um Fragen

Digitized by Google

der Schiffahrtspolitik, die in Erinnerung an die Zeiten der englischen Navigationsakte eine Beeinträchtigung der ausländischen Schiffahrt gegenüber der eigenen zum Zweck haben. So ist z. B. der Entschluß, unsere Reichspostdampferlinie nach Australien aufzugeben, durch das australische Schiffahrtsgesetz vom Dezember 1912 wesentlich beeinflußt worden, das die Schiffahrt zwischen australischen Häfen den von fremden Regierungen subventionierten Dampfern untersagt. Weiter kommt als sehr wesentlich in Betracht die Art der handelspolitischen Regelung zwischen den uns feindlichen Nationen und ihren Kolonien. In dieser Beziehung braucht nur auf den früheren Plan des allbritischen Zollvereins hingewiesen zu werden, nach dem England Schutzzölle mit Vorzugstarifen für seine Kolonien einführen sollte, wogegen die Kolonien eine Ermäßigung ihrer Zolltarife zugunsten des Mutterlandes zu gewähren hätten. Infolge der durch den Krieg bewirkten noch engeren politischen und militärischen Bindung zwischen dem britischen Mutterland und seinen Kolonien ist die Wahrscheinlichkeit sehr groß, daß ein solcher Plan wieder aufgenommen werden wird. Seine Durchführung wurde in Verbindung mit den Vorteilen, die Großbritannien auf dem Gebiet des Nachrichtenwesens, der Kohlenstationen und seines allgemeinen Einflusses in der Welt vor uns voraus hat, eine gewaltige Benachteiligung unseres ganzen Wirtschaftslebens bedeuten, ohne daß darin nach den bisherigen handelspolitischen Begriffen eine wirtschaftliche Kriegsmaßnahme zu erblicken wäre. Ähnliche Maßnahmen könnten aber auch seitens der Vereinigten Staaten von Nordamerika sowie seitens Ostasiens drohen, wenn die dort vorhandenen imperialistischen Macht- und Handelsbestrebungen weitere Erfolge zeitigen sollten.

Die beste und letzten Endes wirksamste Stütze eines hochentwickelten Wirtschaftslebens ist eigener Einfluß und eigene Macht. Lehrt doch die Geschichte Europas unwiderleglich, daß der wirtschaftliche Aufschwung einer Nation mit ihrer politischen Machtstellung stets aufs engste verbunden war. Portugal, Spanien, Holland, Frankreich, England und letzten Endes das Deutsche Reich selbst sind lebendige Beispiele. Daraus ergibt sich, daß wir zur Wiedergewinnung unserer wirtschaftlichen Stärke, die ein Lebensbedürfnis im besonderen auch für das Wohl der Arbeiterklasse darstellt, mit erweiterter Machtstellung aus dem Kriege hervorgehen müssen. Der hoffentlich bald kommende Friede muß uns die volle Weltgleichberechtigung mit dem britischen Reich und den Vereinigten Staaten bringen. Auf Verträgen darf die Anerkennung dieser Gleichberechtigung nicht ruhen, denn solche Verträge versagen, wie der Weltkrieg wieder klar gezeigt hat, nur zu leicht, wenn sie nicht durch ausreichende Macht gestützt werden. Also eine auf realer Macht beruhende Weltgleichberechtigung ist das Ziel, das durch den Frieden verwirklicht werden muß. Ein Eingehen auf die dazu erforderlichen Einzelheiten ist nicht am Platze, nur der Gesichtspunkt muß klar ausgesprochen werden. Erreichen wir dieses Ziel, stehen wir also den andern Weltstaaten mit der erforderlichen Macht und dem nötigen Einfluß gegenüber, so ist dadurch nicht nur eine gewaltige all-

Digitized by Google

gemeine Friedensgarantie gegeben, sondern gleichzeitig auch die sichere Grundlage für eine befriedigende und berechtigten Forderungen entsprechende Entwicklung unseres Wirtschaftslebens. Der richtig verstandene Grundsatz der offenen Tür wird auf diese Weise sicher verankert und der Welthandel kann sich zum allgemeinen Wohl der Menschheit ruhig und frei entwickeln.

Aber noch ein anderer Gesichtspunkt bedarf der Beachtung. Auch nach Erreichung des vorgenannten Zieles wird man mit einem gänzlichen Aufhören der Kriege vernünftigerweise nicht rechnen können. Die Zukunftsentwicklung läßt sich in dieser Beziehung unmöglich voraussehen. Infolgedessen ist der Wiederaufbau des Seekriegsrechts, der nach dem Kriege unzweifelhaft kommen wird, von hoher Bedeutung. Bei diesem Wiederaufbau aber müssen die Mittelmächte und im besonderen wieder Deutschland Paten stehen, weil sonst nach den Erfahrungen des Krieges nicht erwartet werden kann, daß das neue Seerecht zwischen den berechtigten Interessen der Kriegführenden und der Neutralen die den heutigen Anschauungen angepaßte Mittellinie zieht und mit genügenden Sicherungen umgeben wird.

Zusammenfassend ergibt sich also, daß eine erweiterte Machtstellung Deutschlands, besonders in maritimer Beziehung, für den Schutz und die Freiheit des Welthandels nach dem Kriege von fundamentaler Bedeutung ist. Sie sichert nicht nur die sachgemäße Durchführung der wirtschaftlichen Friedensbedingungen, sondern gibt ebensosehr der ganzen zukünftigen Weltwirtschaftspolitik der Mittelmächte und damit gleichzeitig der Weltwirtschaft überhaupt die Grundlage einer ruhigen, steigen und den Gesamtbedürfnissen entsprechenden Entwicklung. Sie bietet eine weittragende Friedensgewähr, deren Einfluß auf die Weltverhältnisse heute unmöglich voll eingeschätzt werden kann. Sie verhindert schließlich in einem Zukunftskriege, an dem Deutschland selbst nicht direkt beteiligt ist, daß das Seekriegsrecht noch einmal eine solche Vergewaltigung erleidet, wie sie in diesem Kriege unter der Willkürherrschaft unserer Feinde zutage treten konnte.

Die moderne Hausapotheke

Von

Professor Dr. med. C. Bachem (Bonn)

„Die Axt im Haus erspart den Zimmermann," läßt Schiller den Tell zu seinem Buben sagen; die Apotheke im Hause erspart den Arzt und teure Arzneien, so denken viele! Jedoch mit Unrecht; denn das, was in der Hausapotheke zugänglich sein soll, darf sich nur auf den Gebrauch bei Notfällen beschränken und keinesfalls dazu angetan sein, die Hinzuziehung eines Arztes zu umgehen oder hinauszuschieben. Ihr ist nicht etwa der Zweck zugedacht,

Digitized by Google

mittels eines qualitativ und quantitativ reichen Inhalts auf Wochen und Monate hinaus der Quacksalberei auf eigene Faust Vorschub zu leisten. Andererseits hat aber eine gut eingerichtete moderne Hausapotheke in der Hand des gebildeten Laien durchaus ihre Daseinsberechtigung.

Wie überall in der Heilkunde, gilt auch hier das alte Römerwort: Primum nil nocere! Gereicht die Benutzung eines Mittels auch nicht stets zum Heile, so soll sie andererseits niemals Schaden stiften. Der Vorrat stark wirkender Arzneien — vom Laien mit Vorliebe „Gift" genannt — verträgt sich nicht mit dem Begriffe „Hausapotheke": Sublimatpastillen, Morphium, Arsenik- oder Atropinlösungen gehören in die Apotheke und finden hier sogar im Giftschrank Platz! Umgekehrt sollen wir uns bei der Anlage einer modernen Hausapotheke von allem losmachen, was das Gepräge des Veralteten trägt. Die zahlreichen Wurzeln und Kräuter, auf deren Heilkraft die noch lebende ältere Generation schwört, sind mit Recht immer mehr aus dem Heilschatze geschwunden, seitdem man weiß, daß man mit den aus ihnen isolierten wirksamen Reinsubstanzen den Zweck besser, einfacher und sauberer erreicht. Überhaupt hat man neben dem Ausbau der Wissenschaft hier auch auf die äußere Form Wert gelegt. Nicht zum wenigsten ist man dabei den Wünschen der Praxis elegans nachgekommen, unbekümmert um eine oft wesentliche Verteuerung der Arznei. Wem wären nicht die kleinen, exakt geformten Tabletten, in denen unzählige Präparate in den Handel kommen, bekannt? Neben der Bequemlichkeit in der Anwendung bieten sie den Vorteil einer so genauen Dosierung, wie sie der Laie nicht vorzunehmen imstande ist. Gerade die Tablettenform eignet sich infolge dieser Vorzüge für eine Hausapotheke; dazu kommt noch, daß solche Packungen einen nur geringen Raum einnehmen, ein Umstand, der also ganz besonders für Reiseapotheken ins Gewicht fällt. Bezüglich der Tabletten sei hier an eine alte, aber nicht von allen gekannte Regel erinnert, nämlich an die Notwendigkeit, alle Tabletten vor dem Einnehmen in etwas Wasser zerfallen oder sich auflösen zu lassen, was bei guten Fabrikaten nie Schwierigkeiten bereiten wird.

Öffnen wir nun eine neuzeitliche Hausapotheke und betrachten uns den Inhalt etwas näher! Wir bemerken, daß von Papiertüten und Schachteln nichts zu sehen ist, daß vielmehr alles in eng- oder weithalsigen Gläsern — nach Möglichkeit mit einem Glasstopfen versehen — vorrätig gehalten wird. Korkstopfen sind bei flüchtigen, oxydierend wirkenden und ätzenden Substanzen zu vermeiden, da sie entweder sehr bald zerstört werden oder den Inhalt dem Verdunsten und der Zersetzung preisgeben. Zweckmäßig erscheint es auch, Mittel zum innerlichen Gebrauch von den äußerlich anzuwendenden Arzneien räumlich zu trennen, eine Maßnahme, die nicht nur die Übersicht erleichtert, sondern auch unliebsamen Verwechslungen vorbeugt. Daß alle Gefäße gut und deutlich signiert sein müssen, versteht sich von selbst. Ätzende oder andere Arzneimittel differenter Natur sind am besten mit dem bekannten Giftzeichen zu versehen.

Digitized by Google

Gehen wir nun auf die Mittel und den Zweck ihrer Anwendung etwas näher ein, so stehen unter den äußerlich anzuwendenden Arzneien an erster Stelle die Antiseptika oder desinfizierenden Mittel. Freilich sind in einer Hausapotheke die stark giftigen, wie z. B. Sublimatlösungen, Karbolsäure, nicht angebracht, vielleicht auch nicht einmal nötig. Besitzen wir doch glücklicherweise harmlosere und doch hinreichend genügend desinfizierende Mittel; von diesen ist der siebzig- bis neunzigprozentige Alkohol (letzterer wird als „Spiritus" in den Apotheken geführt) ein treffliches Antiseptikum, das sich zu Umschlägen auf infizierten Wunden usw. gut eignet. Im Notfall kann auch der gewöhnliche denaturierte (Brenn-) Spiritus dem genannten Zwecke dienstbar gemacht werden. Noch stärker wirkt eine zehnprozentige Auflösung von Jod in Spiritus, den meisten der Leser unter dem Namen Jodtinktur bekannt; sie dient mit Vorliebe der Keimfreimachung der äußeren Haut (z. B. des Operationsfeldes), kann aber auch auf offene Wunden gebracht werden, wobei sie jedoch vorübergehend ein leichtes Brennen verursacht. Die Verbreitung, die Jodtinktur zum Bepinseln von Zahngeschwüren gefunden hat, dürfte ebenfalls bekannt sein. Als Ersatz der organische Gewebe (auch Kork, Papier usw.) angreifenden und unbequem zu transportierenden Jodtinktur hat Verfasser ein Tablettengemisch angegeben, von dem je eine Tablette, in Wasser geworfen, sofort freies Jod abspaltet und als Jodoin im Handel ist.

Alle spirituösen Lösungen haben gemeinsam, daß sie tief in die Haut eindringen; ganz besonders findet dieser Vorgang statt bei einer Lösung von Kaliseife (reine Schmierseife) in Spiritus, dem Kaliseifenspiritus (Spiritus Saponis kalinus). Er eignet sich vorzüglich zur Desinfektion der Hände oder Instrumente und anderer lebloser Gegenstände und hat durchaus seine Berechtigung in einer Hausapotheke. — Stark desinfizierend erweist sich auch Wasserstoffsuperoxyd in Lösung. Die in den Apotheken erhältliche dreiprozentige Lösung ist nochmals mit gleichen Teilen (oder etwas mehr) Wasser zu verdünnen. Wunden werden hiervon nicht nur desinfiziert, sondern auch durch die Entwicklung zahlloser Sauerstoffbläschen mechanisch gereinigt. Man achte aber darauf, ob die Lösungen mit Blut, Eiter usw. auch tatsächlich stark schäumen, andernfalls sind sie wenig oder unwirksam. Die festen hochprozentigen Wasserstoffsuperoxydverbindungen in Pulver und Tabletten, wie Ortizon und Perhydrit, besitzen diesen Nachteil nicht und sind daher auch leicht auf Reisen usw. mitzuführen. Sie sind ebenfalls in Wasser aufzulösen und eignen sich wie alle Wasserstoffsuperoxydpräparate auch zur Desinfektion der Mundhöhle (Zähneputzen). — Zu letztgenanntem Zwecke findet auch das stark antiseptisch wirkende Thymol Anwendung, von dessen einprozentiger alkoholischer Lösung man einen Teelöffel zu einem Glase Wasser zusetzt. In Wasser ist Thymol nur sehr schwer löslich. — Das übermangansaure Kalium (Kalium permanganicum) — ebenfalls in sehr starker Verdünnung — ist wegen Braunfärbung der Zähne und der Mund- und Lippenschleimhaut weniger

Digitized by Google

empfehlenswert, doch leistet es in Verdünnung von 1:3000 (eßlöffelweise) Gutes bei Morphium-, Phosphor- und Zyankalium- (Blausäure-) Vergiftung.

Als mildes Desinfiziens, das auch auf empfindlichen Stellen (Auge, Ohr usw.) nicht reizend wirkt, gilt die gepulverte Borsäure, von der man eine etwa dreiprozentige Lösung herstellen läßt (man löse einen gehäuften Teelöffel voll in einem Glase Wasser). — Zu desinfizierenden Gurgelungen empfehlen sich außer dem bereits genannten Wasserstoffsuperoxyd die Aluminiumverbindungen Alaun und Alsol in halb- bis einprozentiger Lösung als Ersatz der wenig haltbaren essigsauren Tonerde. Das früher hierzu vielfach gebrauchte chlorsaure Kalium (meistens Kali chloricum genannt) zu Gurgelungen zu benutzen, hat seine Bedenken, wenn sich auch gegen den Gebrauch als Zahnpasta nichts einwenden läßt.

Zahlreich sind auch die antiseptischen Wundstreupulver, die meist im Gegensatz zum Jodoform geruchlos sind und auf Wunden oder Eiter Jod oder ein anderes Antiseptikum abspalten. Am bekanntesten sind Bioform, Jodol, Noviform, Airol, Xeroform und viele andere. Ein Vorrat von 5 bis 10 Gramm dürfte für eine Hausapotheke vollauf genügen.

Mitunter, wenn auch selten, wird man im Haushalte Gelegenheit haben, Schiebladen, Schränke, Kisten usw. zu desinfizieren. Zu solchen Raumdesinfektionen pflegt eines der stärksten Antiseptika, der Formaldehyd, zu dienen. Die Desinfektion von Zimmern liegt in der Regel gelernten Desinfektoren ob. Dagegen können die genannten Behältnisse auch von Laienhand durch das Formaldehydpräparat Autan in bequemer Weise keimfrei gemacht werden; den (verschieden großen) Autanpackungen ist eine genaue Gebrauchsanweisung beigegeben.

Von anderen zum äußerlichen Gebrauch dienenden Mitteln, die in jeder Hausapotheke Bürgerrecht erlangen sollten, sind erwähnenswert: Eisenchloridwatte zur Blutstillung; sie muß jedoch frisch (gelb), nicht alt (braun und bröcklig) sein. Auch sie ist in einem fest verschlossenen Glase aufzubewahren. — Rauchende Salpetersäure (Vorsicht! gut verschließen!) eignet sich zum Wegätzen von Warzen, indem man diese mit einem damit angefeuchteten Glasstab oder mit einem mit Watte bewickelten Streichholz betupft (gesunde Haut der Umgebung schützen!). — Gegen Verbrennungen leichteren Grades sollen Hausmittel stets zur Stelle sein; von solchen haben sich eingebürgert: das Brandliniment (Linimentum contra combustiones), eine fertige Mischung gleicher Teile Leinöl und Kalkwasser, zum Aufstreichen, sowie die Bardelebensche Brandbinde, eine mit basischem Wismutnitrat imprägnierte Mullbinde.

Zahlreich waren besonders in früheren Zeiten die Hautreiz- und ablettenden Mittel; von diesen sind Senfspiritus und Senfpapier — letzteres muß beim Anfeuchten stark nach Senföl riechen — wirksam, bequem und sauber in der Anwendung. Man läßt in der Regel das Papier so lange auf der Haut liegen, bis starkes Brennen verspürt wird.

Digitized by Google

Bei Hautkrankheiten ein geeignetes Mittel zu verordnen, ist selbstredend Sache des Arztes. Doch kann eine lästige Begleiterscheinung, das Jucken (auch solches nach Insektenstichen) durch Aufpinseln von Teerpräparaten gemildert werden; besonders juckstillend wirkt eine dreißigprozentige alkoholische Lösung von Anthrasol oder die in den Apotheken erhältliche Steinkohlenteerazetonlösung (Liquor Lithantracis acetonatus); jene ist farblos, diese hat den Nachteil der Schwarzbraunfärbung. Eine etwa fünfprozentige alkoholische Mentholl ösung leistet in dieser Hinsicht ebenfalls gute Dienste. — Salizylstreupulver ist ein vorzügliches und austrocknendes Mittel bei Neigung zum Durchliegen sowie gegen Hautausschläge harmloserer Art. Auch bei Schweißfüßen geringeren Grades kann das Pulver in die Strümpfe usw. eingepudert werden. Gegen das letztgenannte lästige Leiden, dessen Vertreibung von törichten Menschen immer noch für schädlich gehalten wird, ist noch wirksamer eine Mischung von Formaldehydlösung (Formaldehyd solutus) mit dem zwei- bis zehnfachen Wasser, die man alle 8 bis 14 Tage einpinselt. — Zur Neutralisierung des Giftes und Ätzung bei Insektenstichen wird eine kleine Menge Ammoniakflüssigkeit — meist als „Salmiakgeist" bekannt — vorrätig zu halten sein.

Als beliebte kühlende und austrocknende Salbe, die zum Inventar einer Hausapotheke gehört, gilt die Zinksalbe. Auch eine indifferente Salbengrundlage, z. B. Vaseline, Lanolin, Byrolin wird nicht zu vergessen sein, ebensowenig die Borsalbe. Die übrigen kosmetischen und Schönheitsmittel, die mehr den Toilettetisch als eine Hausapotheke zu zieren pflegen, sollen hier verschwiegen werden. Für diejenigen, die sich oft den Sonnenstrahlen des Hochgebirges aussetzen und sich vor Gletscherbrand schützen wollen, sei die Zeozonsalbe empfohlen, welche die Eigenschaft hat, die ultravioletten Strahlen der Höhensonne, die den Gletscherbrand bedingen, zu absorbieren.

Von Verbandmitteln im engeren Sinne des Wortes sind selbstverständlich reine Verbandwatte, Mullbinden verschiedener Breite, Guttaperchapapier, Billroth-Batist und ein gut klebendes Heftpflaster, etwa Leukoplast, Bonnaplast, Duranaweiß u. a. für eine Hausapotheke unentbehrlich.

Befassen wir uns noch kurz mit einigen innerlich anzuwendenden Arzneien, denen ein Platz in einer Hausapotheke gebührt, so soll die Auswahl hierin möglichst beschränkt sein. In jedem Haushalt ist wohl ein Röhrchen Aspirin- (Azetylsalizylsäure) Tabletten zu finden, das oft allzu schnell bei irgendeiner Erkältung, Gliederreißen, Kopfschmerz u. dgl. geleert zu werden pflegt. — Noch vorsichtiger muß mit den sog. Schlafmitteln verfahren werden; stark wirkende Mittel dieser Art, wie Veronal, sollten aus einer Hausapotheke verbannt sein, da man ihre Verordnung nur dem Arzt überlassen soll, abgesehen davon, daß sie ohne ärztliches Rezept in der Apotheke nicht abgegeben werden dürfen. Allenfalls sind die gelinde wirkenden, wie Adalin- oder Bromuraltabletten (ein bis zwei Stück), zulässig. Mancher Nervöse hält für sich auch

Digitized by Google

den Gebrauch des „Broms“ — richtiger der Bromalkalien, besonders des Bromkaliums — für unentbehrlich. An Stelle der unangenehm schmeckenden reinen Bromsalze empfehlen sich neben den brausenden Bromsalzgemischen die Sedobrolwürfel, die, mit heißem Wasser übergossen, eine wohlschmeckende Brombouillon liefern. — Auch die altehrwürdige Baldrianwurzel ist immer noch nicht von der Schulmedizin verworfen, und sie leistet, zu Tee aufgegossen, oft Befriedigendes. Dagegen ist die Baldriantinktur wenig haltbar, da sich die wirksamen Bestandteile in ihr bald zersetzen; die Baldrianreinsubstanzen, d. h. die auf synthetischem Wege rein dargestellten, pharmakologisch wirksamen Bestandteile der Wurzel, wie sie im Valyl, Validol, Bornyval, Gynoval und mehreren anderen (meist in Gelatinekapseln erhältlich) enthalten sind, besitzen diesen Nachteil nicht.

Bei Magen- und Darmkrankheiten kann eine Arzneibehandlung auf eigene Faust oft verhängnisvoll werden. Ein Urteil hierüber sollte nach Möglichkeit dem Arzte überlassen werden. Immerhin können einige in Frage kommenden Arzneimittel im Hause vorrätig gehalten werden, wie die Chinatinktur, Condurangofluidextrakt — beides gute, appetitanregende Bittermittel. — Neben dem beliebten und oft kritiklos gebrauchten doppelkohlensauren Natrium (Natrium bicarbonicum) sollte die reine Salzsäure, die tropfenweise in Wasser genommen wird, nicht fehlen. Bequemer im Gebrauch, zumal auf Reisen und fast frei von Ätzwirkung, sind die Acidol-Pepsin-Tabletten, die in Wasser gelöst werden müssen und dabei Salzsäure abspalten.

Mit Abführmitteln sollte der Laie recht sparsam sein; falls ein solches für nötig befunden wird und schnelle Wirkung erwünscht ist, halte man Rizinusöl, Glaubersalz oder künstliches (das natürliche ist bedeutend teurer) Karlsbader Salz vorrätig; auch gegen das an Sennesblättern reiche Brustpulver sowie Purgen oder andere synthetisch dargestellte Abführmittel ist bei mäßigem Gebrauch nichts einzuwenden. Von gelinder Wirkung und daher auch zum chronischen Gebrauch geeignet sind gebrannte Magnesia, Rhabarberwurzel sowie die Cascara Sagrada-Präparate, die vielfach in eleganter Aufmachung sich im Handel finden. Drastisch wirkende Abführmittel, wie Aloe, Kalomel und alle Geheimmittel unbekannter Zusammensetzung sind aus einer Hausapotheke zu verbannen. — Bei Durchfällen sollten Opiumpräparate nur auf ärztliche Verordnung genommen werden. Harmloser sind basisch salpeter- (oder salizyl-) saures Wismut und die neueren Mittel Tannalbin, Tannigen, Tanocol, Tannismut, Noventerol und andere Gerbsäurepräparate sowie die einer afrikanischen Wurzel entstammende Droge Uzara; das eine oder andere davon darf seinen Platz in einer Hausapotheke finden.

Mit Wurmmitteln wird in Laienhand viel Unfug getrieben; da die meisten starkwirkende Stoffe enthalten, gehören sie nicht in eine Hausapotheke. Ich denke hier besonders an die von vielen mit Unrecht für harmlos gehaltenen

Digitized by Google

Santoninplätzchen. Statt dessen kann das ungefährlichere amerikanische Wurmsamenöl, Chenopodiumöl, das tropfenweise auf Zucker genommen wird, vorrätig gehalten werden. Es hat sich bei Spulwürmern bewährt.

Geradezu unzählig ist die Menge der gegen Husten empfohlenen Arzneien. Bei einer ernstlichen Erkrankung wird selbstredend der Arzt das nötige Mittel zu verordnen haben; von harmloseren Arzneien dürfte eine Hausapotheke bergen: Emser Salz, Salmiakpastillen und Anisammoniak; dieser ist jedoch nur tropfenweise und in starker Verdünnung zu nehmen. Man hüte sich, als Hustenmittel Geheimmittel und Spezialitäten zweifelhafter Natur zu kaufen, da sie oft narkotisch wirkende Substanzen enthalten.

Endlich wären noch mit wenigen Worten der Gegenmittel bei Vergiftungen zu gedenken. Bis der Arzt zur Stelle ist, kann auch hier die Hausapotheke nützlich sein. Viele Gifte werden durch Gerbsäurelösung in schwerlösliche und weniger giftige Verbindungen übergeführt, wieder andere werden durch trockene feingepulverte Holz- oder noch besser Tierkohle mechanisch gebunden. Bei Vergiftungen mit Säuren greife man zu der bereits erwähnten gebrannten Magnesia, die man etwa eßlöffelweise in kleinen Zeitabständen gibt, dagegen wird bei einer Laugenvergiftung in jeder Küche Essig oder Zitronensaft zu finden sein.

Daß sich in einer Hausapotheke eine besondere Schere, eine Pinzette, vielleicht auch ein Mundspatel vorfindet, ist durchaus wünschenswert.

Damit wären in großen Zügen die Mittel kurz skizziert, die in einer modernen Hausapotheke Aufnahme verdienten. Selbstredend ließe sich ihre Zahl noch erheblich vermehren, andererseits wird der Leser es verstehen, unter den genannten eine kleine Auswahl zu treffen. Immerhin erscheint es zweckdienlicher, wenige Mittel am richtigen Platz in verständiger Weise anzuwenden, als von vielen allmählich gesammelten Präparaten einen unzweckmäßigen oder überflüssigen Gebrauch zu machen. Genauere Anweisungen für die Verwendungsart der einzelnen Mittel zu geben, würde über den Rahmen dieses kleinen Artikels hinausgehen.

Der deutsch-rumänische Petroleumvertrag

Wenn man heute die Schilderungen der großen Schlachten zu Anfang des Krieges liest, etwa bei Stegemann oder in den jetzt vom Großen Generalstab herausgegebenen Einzelschriften, so ist man immer wieder betroffen von den ungeheuren Gefahren, in denen unser Vaterland geschwebt hat. Aber ganz ähnlich wie es auf militärischem Gebiete der Fall ist, ist es auch auf wirtschaftlichem Gebiete gewesen. Nicht minder gefahrvoll wie die Lage unseres Heeres und unseres Landes beispielsweise in der Zeit der großen Schlacht von Lodz, ist unsere Heimatversorgung lange Zeit bedroht gewesen durch den Mangel der wichtigsten Rohstoffe. Nicht am wenigsten war das der Fall mit Petroleum. Wenn man bedenkt, daß wir einen normalen Petroleumbedarf von fast anderthalb Millionen Tonnen jährlich haben und daß unsere heimische Produktion im Frieden kaum mehr als 120 000 Tonnen betrug, so mag man die kritische Lage vom ersten Kriegs-

Digitized by Google

tag an verstehen. Denn über die Hälfte unseres Bedarfs deckten wir aus den Vereinigten Staaten. Diese kamen bald als Lieferanten in Wegfall. Weitere 13 Prozent lieferte Rußland. Auch diese fielen vom ersten Kriegstage an weg. Österreich-Ungarn belieferte uns mit 18 Prozent unseres Bedarfes. Bald aber mußten wir infolge des Einfalls der Russen auch darauf verzichten. Und schließlich kamen 13 Prozent aus Rumänien; Rumänien aber behandelte uns von Kriegsbeginn an mit einer unglaublichen Infamie. Als dann vollends das Land uns den Krieg erklärte, waren wir fast völlig auf uns selbst und die stark verringerte österreichisch-ungarische Produktion angewiesen. Nun ist es durchaus irrig, zu meinen, daß im Krieg der Bedarf Deutschlands an Erdöl abgenommen habe. Abgenommen hat lediglich der Verbrauch von Leuchtöl. Da hat die Not wieder einmal eine Tugend erzeugt; der ständige Rückgang an Leuchtölverbrauch und der Ersatz durch Gas und Elektrizität hat in den wenigen Kriegsjahren schnellere Fortschritte gemacht als unter normalen Verhältnissen in ebensoviel Jahrzehnten. Ebenso haben Heer und Marine einen geradezu phantastischen Bedarf angemeldet. Daß wir unter diesen Umständen durchgekommen sind, ist ein wahres Wunder. Besonders wenn man berücksichtigt, daß ja die heimische Industrie mehr Schmieröle usw. benötigte als früher und die Maschinen stärker in Anspruch genommen wurden und auch nicht mehr neu waren. Geholfen haben uns vor allem das Benzol, das Nebenprodukt der Koksgewinnung, als Ersatz für das Benzin, und dann die allmählich in Gang kommende Gewinnung von Ölen aus der Kohle, der Braunkohle und dem Schiefer. Immerhin waren das alles nur Notbehelfe, und es ist gar kein Zweifel, daß wir nach dem Kriege noch auf lange hinaus unbedingt auf sehr starke Öleinfuhr angewiesen sind. Unter Berücksichtigung unseres politischen Verhältnisses zu Amerika und unter Berücksichtigung ferner der Frachtraumnot und der Valutaschwierigkeiten mußte es das Ziel der Staatskunst sein, uns von den Vereinigten Staaten einigermaßen unabhängig zu machen. Unter diesen Gesichtspunkten betrachtet, ist es ein wahres Glück gewesen, daß Rumänien im kritischsten Augenblick des Krieges uns in den Rücken gefallen ist und uns durch die glänzenden Schläge Mackensens und Falkenhayns in die Lage versetzt hat, auf die gewaltigen Ölquellen des Landes Beschlag zu legen.

Rumänien förderte schon im Frieden knapp 2 Millionen Tonnen Erdöl. Davon ist annähernd die Hälfte für den heimischen Verbrauch in Abzug zu bringen, so daß 1 Million Tonnen für die Ausfuhr freistanden. Nach der Eroberung Rumäniens durch unsere Truppen war aber die Produktion sehr nahe auf den Nullpunkt gegangen, weil die Engländer es verstanden hatten, dort alles kurz und klein zu schlagen, die Bohrlöcher zu ruinieren usw. In rastloser Arbeit ist es allmählich gelungen, die Produktion wieder nahe an die alte Höhe zu bringen. Diese alte Höhe aber hätte schon längst überschritten werden können, wenn die Rumänen es verstanden hätten, die noch unverritzten Staatsländereien rationell ausbeuten zu lassen. Das haben sie aus verschiedenen Gründen unterlassen.

Und hier setzt der deutsch-rumänische Vertrag ein. Danach sollen diese Staatsländereien an eine neu zu bildende Gesellschaft deutschen Rechtes, die Ölländerei Pacht G. m. b. H., fallen, in der deutsche Interessen ausschlaggebend sind, daneben aber auch Österreich-Ungarn und Rumänien mit Kapital und Stimmrechten vertreten sind. Bereits jetzt hat sich von deutscher Seite eine privatkapitalistische Gruppe, hinter der die Herren Ballin und Stinnes stehen, beteiligt. Diese Herren wollen damit namentlich für die deutsche Schiffahrt die erforderlichen Heizstoffe sich sichern. Neben dieser Produktionsgesellschaft nun sieht der Friedensvertrag eine Art Handelsmonopol vor, das ebenfalls unter deutscher Oberhoheit stehen soll und das allein den Vertrieb und die Ausfuhr des rumänischen Petroleums besitzen soll. Dieses Handelsmonopol aber tritt einstweilen noch nicht in Kraft, vor allem deshalb nicht, weil bis Kriegsende die ganze rumänische Erdölproduktion unserm Heer zur Verfügung stehen muß. Ob später dieses Monopol in der jetzt skizzierten Weise in Kraft tritt, ist jedenfalls noch nicht sicher. Es ist vielmehr sehr leicht möglich,

Digitized by Google

daß die Interessenten eine Abänderung der vorgesehenen Abmachungen zu Wege bringen. Wie dem auch sei, eines ist wohl sicher, daß Deutschlands Versorgung mit Erdölprodukten aller Art nicht mehr von der Gnade der Vereinigten Staaten abhängig gemacht werden kann. E. K.

Literarische Berichte

Meine Diplomatenfahrt ins verschlossene Land. Von Legationssekretär Dr. Werner Otto von Hentig. Verlag Ullstein & Co., Berlin-Wien 1918.

Im Ullstein-Verlag, in der Reihe der bekannten Kriegsbücher, ist soeben ein Werk erschienen, das nach Inhalt und allgemeiner Bedeutung weit hinausragt über die anderen Glieder dieser Bücherreihe und eine Sonderstellung in der gesamten Kriegsliteratur zu beanspruchen hat. Es ist der kurze, für ein breiteres Publikum bestimmte Bericht des Legationssekretärs Werner Otto von Hentig über seine politische Mission nach Afghanistan in den Jahren 1915/1916, die zu einer an Taten, Erlebnissen und Leiden überreichen Fahrt und Wanderung um die Erde wurde. Diese Blätter geben indessen weit mehr als nur die Erzählung persönlicher Erlebnisse und Abenteuer. Darüber hinaus enthüllt sich uns ein mit beispielloser Tatkraft durchgeführter erster politischer Vorstoß des Deutschtums in das Innerste von Asien, und der historische Sinn ahnt die neuen bedeutsamen politischen Wege, die der kühne Führer uns zur späteren Erschließung des Ostens eröffnet hat und die in die Richtung der politischen Entwicklung führen, die uns die Wege und die Arbeit Herrn von Hentigs vorgezeichnet haben.

Wir haben in der Reise des jungen, heute 31jährigen Diplomaten eine Leistung vor uns, wie sie in der Geschichte der Forschung und der kühnen Unternehmungen wohl unerreicht dasteht. Unter den denkbar ungünstigsten äußeren Verhältnissen, im Kampf nicht allein mit den furchtbarsten Gewalten der Natur, sondern obendrein mit dem militärischen und politisch-diplomatischen Aufgebot übermächtiger Gegner hat Herr von Hentig mit seinen wenigen Gefährten Gegenden durchwandert und durchritten, die vor ihm kaum eines Menschen Fuß betrat, überwand er die sengende Glut der persischen Salzwüste, die weglosen Pässe des „Daches der Welt", des Pamir, die eisigen Weiten der Wüste Gobi und durchbrach die gegnerischen Postenketten der Russen und Engländer. In Afghanistan selbst, deren Bevölkerung die Deutschen mit Wohlwollen, ja mit Begeisterung empfing, wurde die politische Propaganda mit so viel Geschick und Glück getrieben, daß, nach dem eigenen Geständnis der Engländer (so erst kürzlich in einem Artikel der „Times"), die kostspieligsten und umfangreichsten militärischen Vorsichtsmaßregeln an der russischen wie an der indisch-afghanischen Grenze getroffen werden mußten. Nach achtmonatigem Aufenthalt in der afghanischen Hauptstadt Kabul begann der Rückmarsch, der über China führen sollte. Nach der alles menschliche Maß fast überschreitenden Leistung der weglosen Bewältigung des Pamir (in Höhen bis zu 4500 Meter) und erneuter kühnster Durchbrechung der feindlichen Sperrlinie erreichte Herr von Hentig das damals noch neutrale chinesische Turkestan. Ein Besuch in der bedeutenden Handelsstadt Kaschgar brachte ihn in schwerste Lebensgefahr; fast wie durch ein Wunder entrann er meuchlerischer Ermordung. Es folgten 130 Tage ($4^1/_2$ Monate) eines Marsches durch die Wüsten Turkestans. In gänzlich unzureichender Kleidung, von Kälte und Hunger gequält, auch nachts marschierend, um nicht zu erfrieren, erreichte er schließlich mit seinem tapferen Weggenossen Röhr am 24. Dezember 1916 die erste Eisenbahnstation auf altchinesischem Boden. Doch das Maß der Mühen und Leiden war noch nicht erschöpft. Die Verbindung mit der deutschen Gesandtschaft in Peking scheint versagt zu haben. Nach dreimonatigem Warten und Hintanhalten in Hankau wurde Herr von Hentig durch den Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen China und Deutschland überrascht. Die Berufung auf seine Eigenschaft als Diplomat half ihm nichts, als es galt, mit der deutschen Gesandtschaft im freien Geleit China zu verlassen. Der deutsche Gesandte selbst riet ihm ab, in seiner Begleitung zu fahren. (Es kann hier nicht verhehlt werden, daß die so bewiesene Ohnmacht unserer Gesandtschaft befremdend wirkt. Aus dem Zusammenhang des Buches ist die Sachlage jedenfalls nicht verständlich.) Herr von Hentig mußte also die Rückfahrt auf eigne Gefahr wagen. Als blinder Passagier gelangte er unter äußerst quälenden Umständen nach Honolulu, wurde von dort nach San Franzisko befördert und in dem inzwischen ebenfalls in die Reihe unserer offenen Feinde eingetretenen Amerika zunächst interniert. Durch Vermittlung des Schweizer Gesandten konnte er schließlich mit dem letzten Freigeleit aus Amerika in

Digitized by Google

die Heimat gelangen, die er 26 Monate nach seiner Ausreise erreichte.

Die Schilderung all dieser Ereignisse und Erlebnisse ist in knapper und klarer Sprache gehalten. Den tapferen Gefährten (dem Stabsarzt Dr. Becker, der schon in Ostpersien versprengt wurde und später in russische Gefangenschaft geriet, und dem jungen Kaufmann Röhr, der bis nach China durchhielt) wird der Verfasser in vollem Maße gerecht. In der Liebe zu den Tieren, den „Maultierbrüdern" und den Pferden, tritt eine schöne deutsche Gemütseigenschaft immer wieder zutage. Ein freundlicher und feiner Humor bringt helle Lichter in den bittern Ernst mancher Kapitel, und manches hübsche, besinnliche Wort zeugt von dem nachdenklichen Wesen des Verfassers. Offener Blick und eine sehr gründliche Bildung lassen ihn vieles erkennen und geistig erfassen, was weniger gediegenen Beobachtern entgangen oder unverständlich geblieben wäre. Daß vieles Interessante der Pflicht zu diplomatischer Verschwiegenheit zum Opfer fallen mußte, ist unverkennbar. Wenn erst einmal diese Fesseln gefallen sind, hoffen wir auf eine ausführliche Bearbeitung des vielseitigen Materials. Der Charakter des kleinen Werkes bestätigt in tausend Einzelheiten, was schon die Leistung an sich unbedingt voraussetzt, daß der Verfasser, der Leiter dieser kühnen Fahrt ins „verschlossene Land", ein Mensch von hohem ethischem Wert sein muß. Darin liegt der erzieherische Wert solcher Taten für die ganze Nation. Denn nur ein in sich gefestigter Charakter, eine volle Beherrschung der eignen Person und höchste Willensstärke sind solcher Leistungen fähig. Ueber dem ganzen Buch schwebt daher der Reiz eines sympathischen ganzen Menschen, das Ethos einer Persönlichkeit.

Dr. Otto Rießer.

In England interniert. Von H. E. Benedix. Gotha, Perthes. M. 1.—.

Auf Grund seiner eigenen Erlebnisse in einer Reihe von Gefangenenlagern entwirft der Verfasser ein anschauliches Bild von dem Leben der deutschen Zivilgefangenen in England und der Behandlung, die sie dort erfahren. Da Uebertreibungen sowohl schönfärberischer wie schwarzmalender Art offensichtlich vermieden werden, macht die Darstellung den Eindruck objektiver Zuverlässigkeit. W. W.

Deutsche Kriegspolitik und England. Von Gustav Eichhorn. Zürich, in Kommission von Gebr. Lormann.

Ein warmer deutscher Patriot, der die Engländer sehr genau kennt und über ihre Geistesverfassung ein Urteil hat, mahnt in diesem Buch, dem leider trotz des Umfangs von 284 Seiten weder Inhaltsübersicht noch Register beigegeben sind, daß wir uns von keinem anderen Gedanken leiten lassen, als gegen diesen unseren schlimmsten Feind jedes uns zu Gebot stehende Mittel anzuwenden. Das Buch ist anscheinend durch die Verkündigung des uneingeschränkten Tauchboottriegs überholt; aber es behält trotzdem seinen Wert, weil es sehr viel Material aus Reden und Zeitungen gesammelt hat, das man in ähnlicher Weise sonst nirgends beisammen findet. E.

Russische Rückblicke und Ausblicke. Von F. v. Wrangel. Zürich 1917, Orell Füßli. M. 2.—.

Ein gut unterrichteter und kluger Beobachter gibt hier eine Darstellung der russischen Zustände und Bestrebungen, aus denen die Revolution hervorgegangen ist. In ganz großen zusammenfassenden Zügen wird die innere Entwicklung Rußlands seit Peter dem Großen vorgeführt. Der Hauptteil der Schrift ist dem Problem gewidmet, das sich immer deutlicher zu dem für die Zukunft Rußlands entscheidenden auswächst, der Agrarfrage. Zur allgemeinen Orientierung hierüber kann sie deshalb empfohlen werden. W. W.

Die Reichsbahn. Ein offenes Wort über die Eisenbahn-, Staats- und Reichsfinanzen von Dr. jur. Hermann Kirchhoff, Wirkl. Geh. Rat. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.

Der Grundgedanke dieser wertvollen Schrift ist, daß unser Eisenbahnwesen den großen Aufgaben nach dem Krieg nur gewachsen sein wird, wenn bei uns erstens der ganze Verkehr (Eisenbahnen und Wasserstraßen) straff zusammengefaßt und wenn zweitens ein nüchterner, praktischer, allem Luxus abholder Betrieb eingerichtet wird. Zu diesem Zweck müssen die Einzelstaaten ihren Besitz an Bahnen auf föderativer Grundlage zu einer „Reichsbahn" vereinigen. Viel bekämpft, wird dieser Gedanke sicherlich sich durchsetzen, und Kirchhoff verdient den Dank der Nation. E.

Unsere Kämpfe im Süden. Episoden aus den Kämpfen der österreichisch-ungarischen Wehrmacht im Weltkrieg 1914 bis 1917. Herausgegeben vom k. u. k. Kriegsarchiv, redigiert von Oberst Alois Veltzé. Wien 1917, Manzsche Hof-, Verlags- u. Universitätsbuchhandlung. Geh. M. 4.—.

Was die österreichisch-ungarische Armee auch an der Süd- und Südwestfront geleistet hat, wird leider bei uns nicht überall in dem verdienten Maße gewürdigt. Um so erfreulicher ist es, auf diese Publikation des k. u. k. Kriegsarchivs hinweisen

Digitized by Google

zu können, die in eindringlicher Darstellung Schilderungen einzelner Episoden aus dem Seekrieg in der Adria, aus dem serbischen Feldzug und vor allem aus den Kämpfen mit den Italienern bietet. Die hervorragenden Leistungen, von denen hier berichtet wird, sind geeignet, größten Eindruck zu machen. Es ist deshalb dringend zu wünschen, daß das auf populäre Wirkung berechnete Buch in Deutschland möglichst zahlreiche Leser finde. W. W.

Mehr Freude. Von Dr. Paul Wilhelm von Keppler, Bischof von Rottenburg. Volksausgabe, 100.—125. Tausend. Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. B. Kart. M. 1.75.

Wenn ein Buch wie das vorliegende eine so hohe Auflage erlebt hat, so darf man ohne weiteres annehmen, daß es seinen Zweck erfüllt. Tausende von Katholiken haben offenbar in ihm etwas gefunden, das ihnen Freude und Befriedigung gewährt und wodurch sie sich in ihrem Innern gehoben und gestärkt fühlen. In der Tat bietet dies das auf dem katholischen Christentum ruhende Buch, das mit innigster Liebe und Begeisterung geschrieben ist, in vollem Umfange. Möge es recht vielen eine Quelle des Segens werden! E. M.

Die Italiener in Oesterreich-Ungarn. Von Dr. Max Smolensky. Wien 1917, Verlag Manz.

Um es gleich zu sagen: ein treffliches Buch, das die Verhältnisse der Italiener in Oesterreich vom historischen, politischen und wirtschaftlichen Standpunkte behandelt und beurteilt. Und zwar mit einer ruhigen Unparteilichkeit, die dem Urteil des Verfassers um so schwereres Gewicht verleiht und die stereotypen Behauptungen der Italiener über die Bedrückungen ihrer Stammesgenossen in Oesterreich um so gründlicher ad absurdum führt. Wie fern ihm jede Gehässigkeit gegen die Italiener liegt, bekundet seine Mahnung am Schlusse des Buchs: „Warum sollen die guten Eigenschaften eines so alten Kulturvolkes, wie es die Italiener sind, nicht dem Dienste des österreichischen Staatsgedankens zugeführt werden können? Man lasse in ihnen nur nicht den Gedanken einer schlechteren Behandlung als die, welche den anderen Völkern des Reiches zuteil wird, aufkommen, hindere sie aber mit mehr Energie als bisher, sich ihre nationalen und politischen Ideale jenseits der Grenze zu suchen. Besonders dem nach Friedensschluß gewiß wieder einsetzenden Zuzuge von Reichsitalienern wird größte Aufmerksamkeit zuzuwenden sein. Es läßt sich nicht leugnen, daß gerade dieses Element, besonders in Triest, das Menschenmöglichste leistete, um dem Staate, der ihm Gastfreundschaft und die Möglichkeit, Wohlstand zu erwerben, gewährte, seine Dankbarkeit dadurch zu bekunden, daß es die heimischen Bürger gleicher Zunge gegen alles Oesterreichische aufhetzte."

Die Lektüre des vorliegenden Buches kann insbesondere jenen kurzsichtigen „Politikern" empfohlen werden, die, sowohl in Oesterreich als namentlich in Deutschland zu Hause, die Schuld an den „Unstimmigkeiten" zwischen Oesterreich und Italien immer jenem gaben und den Irredentismus, der zu ihrer doktrinären Auffassung durchaus nicht stimmen wollte, als ein Phantom hinzustellen liebten, das die reaktionären Feinde Italiens — Militär und Klerus — künstlich aufgebauscht hätten. Th. v. S.

Perlen aus dem Schatze deutscher Dichtung. Proben zur Literaturkunde von Dr. W. Reuter. Vierte, verbesserte Auflage, bearbeitet von L. Lütteken. Freiburg i. B. 1917. Herdersche Verlagshandlung. Geb. M. 3.70.

Wenn man auf 318 Oktavseiten, wie hier geschieht, Perlen der ganzen deutschen Dichtung geben will, so muß man sich sehr beschränken. Auch ist in diesem Fall die Auswahl viel schwieriger, als wenn mehr Raum zur Verfügung steht. Der Herausgeber hat mit diesen Verhältnissen gut zu rechnen verstanden, denn offenbar erfüllt seine Sammlung ihren Zweck als Schulbuch gut; das beweist die Zahl der Auflagen. Ein Irrtum ist es, wenn (S. 129) das Distichon „Immer strebe zum Ganzen" usw. Goethe zugeschrieben wird; es stammt bekanntlich von Schiller. E. M.

Wie das republikanische Frankreich aus dem Krieg von 1870/71 herauskam. Von Henri Martinet. Zürich, Verlag La Paix, 1917.

Ein Franzose vertritt hier den Standpunkt, daß der Friede, den Bismarck im Februar 18/1 mit Thiers abschloß, ein Werk maßvoller Beschränkung, kein „diktierter Friede" war. Thiers selbst und auch Favre waren dem Kanzler für sein Verhalten innerlich dankbar, und der italienische Botschafter Graf Nigra hat geäußert: „Kaum wagt es die Phantasie sich auszumalen, was Deutschland geschehen wäre, wenn Napoleon III. gesiegt hätte; Preußen wäre vielleicht zu einem winzigen Staat zusammengeschrumpft." Im Anhang werden, was heute besonders am Platz ist, die Stimmen der englischen Presse zusammengestellt, welche 1870 es durchaus berechtigt fand, daß Deutschland eine Grenzlinie fordere, welche es vor künftigen Angriffen schütze. Heute finden die Herren, daß 1870 ein schweres Unrecht geschehen sei! E.

Digitized by Google

Politik und Moral. Von Otto Baumgarten. Tübingen 1916, J. C. B. Mohr. In diesem etwa gleichzeitig mit Wachs Schrift „Staatsmoral und Politik" erschienenen Buch sind einzelne Vorlesungen vereinigt, von denen neun der Geschichte des Gegenstandes, die übrigen seiner Systematik gewidmet sind. Der geschichtliche Teil dürfte in einzelnen Punkten (z. B. in der Kennzeichnung Bismarcks) zu Bedenken Anlaß geben, die grundsätzlichen Erörterungen des anderen Teils werden im ganzen entweder anerkannt oder verworfen werden. Im engen Anschluß an Treitschke schreibt der Verfasser dem Staat eine eigene Moral zu, nämlich die der Selbstbehauptung, läßt aber doch ein übernationales persönliches Wesen als höheren Daseinszweck gelten. Die eigentliche Aufgabe, den Zusammenhang der individuellen, der staatlichen und der reinen Sittlichkeit aufzuzeigen, wird nur angedeutet. D.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Bötte, Lic. Dr. W., Kant und der Krieg. N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, Marburg. Geh. M. 1.—.

Brandenburg, Erich, Martin Luther als Vorkämpfer deutschen Geistes. Eine Rede zur 400jährigen Jubelfeier der Reformation. Leipzig, Quelle & Meyer. M. 1.—.

Braun-Artaria, R., Von berühmten Zeitgenossen. Lebenserinnerungen einer Siebzigerin. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. Geb. M. 5.50.

Das Reich. Vierteljahrsschrift. Herausgegeben in München und Heidelberg von Alexander Freiherr von Bernus. 2. Jahrg. Januar 1918, Buch 4. Hans Sachs-Verlag, München. M. 2.80.

Das Religionsbekenntnis der Beamten in Preußen. Band II: Die höheren Gemeindebeamten sowie die Gemeinde- und Kreisvertreter. Heft I: Die Rheinprovinz. Von Dr. A. Grunenberg. Puttkammer & Mühlbrecht, Berlin 1918. M. 5.80.

Demokratie und Freiheit. Von Julian Borchardt. Heft I: Amerikanische Freiheit. Heft II: Die Selbstregierung des Volkes in England. Buch- und Zeitschriftenverlagshaus Georg Sturm, Berlin SW. 48. Preis je M. 1.20.

Der Glaube an unsere Zukunft. Rede von Dr. jur. Georg Mollat. Verlag des Volksbildungsvereins Siegen. M. 1.20.

Deutsche Kriegsklänge 1914/17. Ausgewählt von Johann Albrecht, Herzog zu Mecklenburg. 8. Heft. Verlag K. F. Koehler, Leipzig. Feldpostausgabe. M. —.40.

Belsert, Karl Dr., Deutsche Lieder. Klavierausgabe des Deutschen Kommersbuches. Vierte, vermehrte Ausgabe, enthaltend 706 Vaterlands-, Studenten- und Volkslieder sowie ein- und zweistimmige Sologesänge mit Klavierbegleitung. Herdersche Verlagshandlung, Freiburg. Geb. in Leinwand M. 21.—

Die Vertreibung des Königs Konstantin von Griechenland. Dargestellt auf Grund amtlicher Urkunden. Herausgegeben von der Deutsch-Griechischen Gesellschaft. Verlag von J. F. Lehmann, München. M. 1.50.

Ehringhaus, Fr., Professor, Einführung in die Politik und Weltgeschichte der neuesten Zeit. Mit 27 Bildnissen. Hermann Gesenius, Halle/Saale. M. 2.—.

Engel, Eduard, Zur Entwelschung. Ein neues Verdeutschungswörterbuch. Verlag Hesse & Becker, Leipzig. M. 3.—.

Enver-Pascha, Um Tripolis. Verlag Hugo Bruckmann, München. M. 4.20.

Fournier, August, Professor, Oesterreich-Ungarns Neubau unter Kaiser Franz Joseph I. Verlag Ullstein & Co., Berlin. M. 1.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.
Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Digitized by Google

32101 064469008

Digitized by Google

Digitized by Google